

Im vorliegenden Buch geht es nicht um Mehrsprachigkeitsforschung an sich, sondern darum, den mehr oder weniger stringenten Zusammenhang von individueller oder gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit und Kreativität im Allgemeinen bzw. literarischer Kreativität im Besonderen zu erforschen. Der interdisziplinäre Ansatz besteht darin, diesen angenommenen Zusammenhang – die deutschsprachige Literatur des 20. Jahrhunderts und des beginnenden 21. Jahrhunderts lassen einen solchen vermuten – aus der Perspektive der einzelnen Fächer zu untersuchen. Biographieforschung, Mehrsprachigkeitsforschung, Kognitionswissenschaft, Neurolinguistik, angewandte Linguistik, interkulturelle Linguistik, Hybriditätsforschung, Literaturwissenschaft und Komparatistik versuchen, zu dieser Themenstellung das Ihre beizutragen.

ISBN 978-3-7069-0609-8



9 783706 906098

www.praesens.at

Bürger-Koftis / Schweiger / Vlasta (Hg.) | Polyphonie

Polyphonie – Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität

Michaela Bürger-Koftis
Hannes Schweiger
Sandra Vlasta (Hg.)

prae
sens

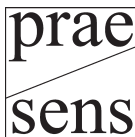
prae
sens
LITERATUR

Polyphonie – Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität

Michaela Bürger-Koftis
Hannes Schweiger
Sandra Vlasta

(HerausgeberInnen)

Polyphonie – Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität





Honorarkonsulat Genua

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-7069-0609-8

Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums
für Wissenschaft und Forschung in Wien 

© Praesens Verlag
<http://www.praesens.at>
Wien 2010

Alle Rechte vorbehalten. Rechtsinhaber, die nicht ermittelt werden konnten, werden gebeten, sich an den Verlag zu wenden.

Inhalt

Einführung

مقدمة uvod introduction kipicne introduzione въведение ... Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität	11

1. Biographieforschung

Hannes Schweiger (Wien) Polyglotte Lebensläufe. Die Transnationalisierung der Biographik	23

Sonia Saporiti (Campobasso) „Wenn am Leben nichts mehr stimmt, stürzen auch die Wörter ab“ Erinnerungsarbeit und autofiktionales Schreiben im Werk Herta Müllers	39

Eva-Maria Thüne (Bologna) Sprachbiographien: empirisch und literarisch	59

Brigitta Busch und Thomas Busch (Wien) Die Sprache davor. Zur Imagination eines Sprechens jenseits gesellschaftlich-nationaler Zuordnungen	81

2. Mehrsprachigkeitsforschung

Chiara Messina (Genua/Wien) Zweisprachigkeit vs. Mehrsprachigkeit	107

3. Kognitionswissenschaft

Katharina Stockert (Genua/Wien) Kognitionswissenschaftliche Erkenntnisse in Bezug auf Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität	137

4. Neurolinguistik

Dario Zanetti (Sassari), Livia Tonelli (Genua),
Maria Rita Piras (Sassari)
Neurolinguistik und Mehrsprachigkeit 165

Dagmar Winkler (Padua)
,Code-switching‘ und Mehrsprachigkeit. Erkennbarkeit
und Analyse im Text 181

5. Interkulturelle Linguistik

Ernst Kretschmer (Modena)
Die Interkulturalität des Autors und ihre Beschreibung 199

6. Angewandte Linguistik

Beate Baumann (Catania)
„Ich drehte meine Zunge ins Deutsche, und plötzlich war ich
glücklich.“ Sprachbewusstheit und Neuinszenierungen
des Themas Sprache in den Texten Emine Sevgi Özdamars 225

Michaela Bürger-Koftis (Genua)
Die „Eingesprachten“ (Trojanow) ergreifen das Wort.
Language Awareness, Sprachbewusstsein und Sprachkritik bei
Schreibenden der transkulturellen deutschsprachigen Literatur 251

7. Hybriditätsforschung

Helga Mitterbauer (Graz/Edmonton)
De-Placement. Kreativität. Avantgarde. Zum innovativen
Potential von migratorischer Literatur 255

Vera Kurlenina (Tübingen)
„a multiculti un internacionaliset deutsch“: Sprachliche Hybridität
bei Zé do Rock am Beispiel der Kunstsprache *kauderdeutsch* 273

Michaela Bürger-Koftis (Genua)
Ethnolekte und McLanguage. Zum Kreativpotential
von Sprachhybridität 300

8. Literaturwissenschaft

Dirk Skiba (Jena)

Formen literarischer Mehrsprachigkeit in der Migrationsliteratur 323

9. Komparatistik

Sandra Vlasta (Wien)

Literarische Mehrsprachigkeit im Vergleich – Formen und
Möglichkeiten komparatistischer Blicke auf mehrsprachige
AutorInnen und Texte 337

Renata Cornejo (Ústí nad Labem)

Dialogizität und kreativer Umgang mit der (Fremd)Sprache
im lyrischen Schaffen von Jiří Gruša 349

Peter Holland (Tübingen)

Transkulturelle Sprachkörper(ge)schichten. Ein Versuch
über Semier Insayifs *Faruq* 367

Monika Straňáková (Nitra)

Literatur als fremde Sprache – fremde Sprache(n) in der Literatur.
Anmerkungen zum mehrsprachigen Schreiben von Irena Brežná
und Ilma Rakusa 388

Tatjana Smirnova, Valerij Susmann (Nischnij Novgorod)

Sinn und Bedeutung bei Vladimir Vertlib. Zum Zusammenhang
von Mehrsprachigkeit und literarischer Kreativität 404

Cornelia Zierau (Göttingen)

„Als ob sie mit Fremdsprache sprechenden Menschen an einem
Tisch säße“ – Mehrsprachigkeit und Sprachreflexion
bei Emine Sevgi Özdamar und Yoko Tawada 412

Sandra Vlasta (Wien)

Über- und Ausblick 435

Anstatt eines Nachworts

Michaela Bürger-Koftis (Genua), Ilaria Messina (Genua), Rosanna Vitale (Genua) Anstatt eines Nachworts, ein Ausblick: Wie viel Web 2.0 braucht ein wissenschaftliches Webportal? Publikationsplattform, Interview-Datenbank, Forum. Präsentation des Internetportals „Mehrsprachigkeit und (literarische) Schreibkreativität“	443
English Abstracts	459
Beiträgerinnen und Beiträger des vorliegenden Bandes	472



Einführung

ʔvɔd ʔntroʔuʔion ʔipicne ʔntroʔuʔione
 вѡвeдeниe ʔprowaʔzenie bevezetés
 ʔntroʔuʔion ввeдeниe giriş ʔntroʔuʔão
 utangulizi ʔvɔd ʔntroʔuʔción ʔvɔd ʔntroʔuʔion
 ʔvɔd ʔntroʔuʔion ʔntroʔuʔion ʔntroʔuʔion
 ʔvɔd ʔntroʔuʔion ʔntroʔuʔion ʔntroʔuʔion

Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität

Die im Dezember 2007 in Wien gegründete Forschungsgruppe, die sich größtenteils aus WissenschaftlerInnen aus Österreich, Deutschland und Italien zusammensetzt, macht sich zum Ziel, die vielfältigen Zusammenhänge zwischen Mehrsprachigkeit und literarischer Kreativität (vorerst am Beispiel der transkulturellen deutschsprachigen Literatur)¹ systematisch und aus interdisziplinärer Perspektive zu untersuchen. Die in dem vorliegenden Band versammelten Beiträge gehen unter anderem aus den Ergebnissen eines Workshops zum Thema *Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität*, der im Dezember 2009 mit Unterstützung der Kulturpolitischen Abteilung des Bundesministeriums für europäische und internationale Angelegenheiten und des Österreichischen Kulturforums Mailand in Genua stattfand, hervor. Den Abschluss jenes Arbeitstreffens bildete ein Podiumsgespräch mit Ilija Trojanow, wohl einem der bedeutendsten Vertreter dieser Literatur der „Eingesprachten“ (Trojanow), der, bulgarischer Abstammung, auf drei Kontinenten lebt(e), aber in seiner Wahl-(Literatur-)Sprache Deutsch schreibt und, zur Zeit in Wien lebend, die Literatur von Migrantinnen und Migranten, von denen viele den Adelbert-von-Chamisso-Preis erhielten,² in einer Weltliteratur aufgehen sehen will: „Wahrlich, es gibt keine Chamisso-Literatur mehr, sondern nur das

- 1 Vgl. zu dieser Begriffsbestimmung unter anderem Alois Wierlacher/Andrea Bogner (Hg.): Handbuch interkulturelle Germanistik. Stuttgart, Weimar: Metzler 2003; Karl Esselborn: Deutschsprachige Minderheitenliteraturen als Gegenstand einer kulturwissenschaftlich orientierten „interkulturellen Literaturwissenschaft“. In: Manfred Durzak/Nilüfer Kızırcıoğlu (Hg.): Die „andere“ deutsche Sprache. Istanbul: Königshausen & Neumann 2004; Karl Esselborn: Neue Zugänge zur inter/transkulturellen deutschsprachigen Literatur. In: Helmut Schmitz (Hg.): Von der nationalen zur internationalen Literatur. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration. (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 69) Amsterdam u.a.: Rodopi 2009.
- 2 Der 1985 erstmals vergebene Adelbert-von-Chamisso-Preis prämiiert Autorinnen und Autoren nicht deutscher Muttersprache. Vergabekriterien sind Sprach- und Kulturwechsel sowie die herausragende Qualität der Texte. Vgl. <http://www.bosch-stiftung.de> (13.4.2010).

Hineinwachsen der deutschsprachigen Literatur ins Weltliterarische mit Hilfe der Agenden der Weltläufigkeit und Mehrsprachigkeit.³

Im hier vorgestellten Projekt geht es jedoch nicht um literarische Mehrsprachigkeit oder Mehrsprachigkeitsforschung, auch nicht um den bereits untersuchten Zusammenhang von Mehrsprachigkeit und Identität,⁴ sondern darum, den mehr oder weniger stringenten Zusammenhang von individueller oder gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit und Kreativität im Allgemeinen bzw. literarischer Kreativität im Besonderen zu erforschen. Der dabei verfolgte interdisziplinäre Ansatz besteht darin, diesen angenommenen Zusammenhang – die deutschsprachige Literatur der ersten und letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts und des beginnenden 21. Jahrhunderts lassen einen solchen vermuten⁵ – aus der Perspektive einzelner Fächer zu untersuchen. Die vorliegende Buchpublikation wird zeigen, was Biographieforschung, Mehrsprachigkeitsforschung, Kognitionswissenschaft, Neurolinguistik, interkulturelle Linguistik, angewandte Linguistik, Hybriditätsforschung, Literaturwissenschaft und Komparatistik zu diesem Verhältnis feststellen können. Weitere Forschungsgebiete, die zu dieser Thematik sicherlich Wesentliches beitragen können, wie die Psycholinguistik und die interkulturelle Didaktik – was Antonie Hornung beispielsweise in ihrer umfassenden Untersuchung *Zur eigenen Sprache finden* für mehrsprachige Schülerinnen und Schüler als Weg vom egozentrischen zum fiktionalen Schreiben beobachtete, kann möglicherweise auch Erkenntnisse für das Schreiben mehrsprachiger Schriftstellerinnen und Schriftsteller liefern⁶ –, aber auch die Soziolinguistik und die Übersetzungswissenschaften, werden hier vorerst ausgespart, sehr wohl aber in das auch aus interdisziplinärer Sicht erweiterte Folgeprojekt eingebunden.

„Polyphonie – Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität“ stellt nämlich nur den Einstieg in das größer konzipierte Gesamtprojekt

3 Mit diesen Worten schloss Ilija Trojanow seinen Eröffnungsvortrag bei der Tagung *Chamisso – wohin?*, die im November 2009 im Deutschen Literaturarchiv Marbach stattfand. Der Text ist noch nicht veröffentlicht, hier wird zitiert nach Klaus Hübner: *Chamisso – wohin? Rückblick auf ein Symposium in Marbach*. In: *chamisso. Viele Kulturen – eine Sprache*. Robert Bosch Stiftung 3 (2010), S. 18.

4 Vgl. dazu Inez De Florio-Hansen/Adelheid Hu (Hg.): *Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen*. Tübingen: Stauffenburg 2003.

5 Zu den jüngeren Studien, die dieses Phänomen der Mehrkulturalität aus mitteleuropäisch-österreichischer Sicht betrachten, gehören Wolfgang Müller-Funk/Peter Plener/Clemens Ruthner (Hg.): *Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Tübingen, Basel: Francke 2002; Johannes Feichtinger/Ursula Prutsch/Moritz Csaky (Hg.): *Habsburg Postcolonial*. Innsbruck u.a.: Studien Verlag 2003.

6 Vgl. Antonie Hornung: *Zur eigenen Sprache finden. Modell einer plurilingualen Schreibdidaktik*. (Reihe Germanistische Linguistik 234) Tübingen: Niemeyer 2002, S. 308ff.

dar, das auch die Einrichtung einer Website mit einer Plattform für wissenschaftliche Publikationen auf all diesen Gebieten vorsieht. Besonders im Bereich der Komparatistik können so einzelne Fallstudien, die den Einfluss der Erstsprache bzw. weiterer Zweitsprachen auf die Literatursprache untersuchen, den Stand der Forschung ständig erweitern. Auf der Website wird darüber hinaus eine Datenbank mit Interviews mit Autorinnen und Autoren der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, aber auch mit anderen Schreibenden aus Medien und Wissenschaft, deren Sprachbiographie durch Mehrsprachigkeit geprägt ist, eingerichtet. Diese Datenbank kann ihrerseits wieder Ausgangspunkt für weitere Studien auf dem Gebiet der Linguistik sein, man denke dabei an das weite Feld der Sprachbiographieforschung, an soziolinguistische Fragestellungen sowie an die vielfältigen Möglichkeiten, die gesprochene Sprache dieser AutorInnen zu untersuchen. Auch der Untersuchung der Plurizentrik der deutschen Sprache mit ihren unterschiedlichen Varietäten und der Erforschung von ethnolektalen Sprachformen kann mit dieser Website neues Material zur Verfügung gestellt werden.

Sowohl für die Konzeption des vorliegenden Bandes als auch im Hinblick auf die Website und weitere Folgeprojekte stellte sich die Frage nach dem zugrunde liegenden Korpus. Den Ausgangspunkt des Projekts bildete die Gruppe der Autorinnen und Autoren, die den Adelbert-von-Chamisso-Preis oder den Literaturpreis „schreiben zwischen den kulturen“ gewonnen hatten. Der Chamisso-Preis wird seit 1985 von der Robert Bosch Stiftung an „deutsch schreibende Autoren nicht deutscher Muttersprache“ vergeben.⁷ Der seit 1997 vergebene Literaturpreis „schreiben zwischen den kulturen“ ist das österreichische Pendant zum Chamisso-Preis, wurde von Christa Stippinger ins Leben gerufen und umfasst mittlerweile acht Kategorien. Drei Preise für Prosatexte werden an „autorInnen mit migrationshintergrund“ vergeben, seit 1998 einer an AutorInnen mit Deutsch als Erstsprache. Daneben stehen noch ein Lyrikpreis, ein Preis für AutorInnen bis zur Vollenendung des 20. Lebensjahres, einer für Teams oder Schulklassen und seit 2007 ein Preis für DramatikerInnen zur Vergabe. Alle Texte müssen sich der Ausschreibung entsprechend „mit den themen integra-

7 „Über den Chamisso-Preis“. In: <http://www.bosch-stiftung.de/content/language1/html/14169.asp> (30.6.2010). Vgl. a. Karl Esselborn: Der Adelbert-von-Chamisso-Preis und die Förderung der Migrationsliteratur. In: Klaus Schenk/Almut Todorov/Milan Tvrđik (Hg.): Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne. Tübingen, Basel 2004, S. 317-325; Sylvia Hölzl: Der Adelbert-von-Chamisso-Preis: viele Kulturen – eine Sprache. Das Aufbrechen des Kulturbegriffs durch neue Tendenzen einer interkulturellen Literatur. Dipl.arb., Innsbruck 2004.

tion, Identität oder Leben zwischen Kulturen auseinandersetzen“ und bis zur Einreichung unveröffentlicht sein.⁸ Im Unterschied dazu ist der Chamisso-Preis nicht an bestimmte Themen gebunden und wird nur für veröffentlichte Werke vergeben. Explizit sollen AutorInnen ausgezeichnet werden, „deren Muttersprache und kulturelle Herkunft nicht die deutsche ist“ und „die mit ihrem Werk einen wichtigen Beitrag zur deutschsprachigen Literatur leisten.“ Trotz der unterschiedlichen Ausrichtung der beiden Preise ist ihnen gemeinsam, dass die Biographien der Ausgezeichneten durch zumindest einen Sprachwechsel gekennzeichnet sind und somit die Literatursprache eine andere ist als die Sprache(n) der Sozialisation; mitunter wurden die AutorInnen auch in mehreren sprachlichen Kontexten sozialisiert. Mehrsprachigkeit ist somit konstitutiv für diese Literatur, die laut Robert Bosch Stiftung nicht selten „auch als ‚Chamisso-Literatur‘ bezeichnet wird“ und zu „einem selbstverständlichen Bestandteil deutscher Gegenwartsliteratur geworden“ ist.⁹

Die unterschiedlichsten Gründe führen zum Sprachwechsel und damit zur Einwanderung in die deutsche oder irgendeine andere Sprache: Flucht vor politischer Verfolgung oder Krieg, Arbeitsmigration oder Studium sind häufige Gründe. In einigen Fällen liegt nicht nur ein einziger und einmaliger Sprachwechsel vor, sondern ein Autor wie Ilija Trojanow hat mehrere Sprachen durchwandert und eine Autorin wie Yoko Tawada schreibt zudem nicht nur auf Deutsch, sondern auch auf Japanisch. Unterschiedliche Bezeichnungen wurden bzw. werden verwendet, um diese Literatur zu benennen: „Gastarbeiterliteratur“ ist mittlerweile zu einem überholten und einzig historisch einsetzbaren Begriff geworden und auch der Begriff „Ausländerliteratur“ gehört in die 1980er Jahre und ist längst ersetzt worden. „Migrationsliteratur“ oder „MigrantInnenliteratur“ ist häufig zu lesen, wird aber teilweise sowohl von wissenschaftlicher als auch von Seite der AutorInnen selbst abgelehnt oder zumindest als problematisch betrachtet. Ein breiteres Spektrum deckt der Begriff der „interkulturellen Literaturen“ ab, die etwa Norbert Mecklenburg auf jene AutorInnengrup-

8 <http://www.zentrumexil.at/> (30.6.2010). Vgl. Christa Stippinger: „vom schreiben der expatriatii“. zur literatur von autorinnen mit migrationshintergrund in österreich am beispiel der exil-literaturpreise schreiben zwischen den kulturen. In: Nicola Mitterer/Werner Wintersteiner (Hg.): Und (k) ein Wort Deutsch. Literaturen der Minderheiten und MigrantInnen in Österreich. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag 2009, S. 107-114. Vgl. a. Angelika Friedl: Der Literaturpreis ‚schreiben zwischen den kulturen‘. Ein Literaturprojekt zur Förderung des Dialoges zwischen und über Kulturen. Dipl.arb., Wien 2003. (Als Download unter: http://germanistik.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/inst_germanistik/Friedl.rtf)

9 „Über den Chamisso-Preis“. In: <http://www.bosch-stiftung.de/content/language1/html/14169.asp> (30.6.2010)

pen bezieht, „zu deren Produktionsbedingungen und Intentionen der Umgang mit verschiedenen Kulturen und das Überschreiten von Kulturengrenzen gehören.“¹⁰ In dieser allgemeinen Bestimmung werden die Konturen des beschriebenen Feldes allerdings noch undeutlicher und die konkrete Anwendbarkeit dieser Kategorie ist fraglich. Mit Seher Çakir ist daher nicht nur die Abschaffung des „ausschließend[en], diskriminierend[en] und ausgrenzend[en]“ Terminus „MigrantInnenliteratur“ zu fordern, sondern auch der anderen genannten Kategorien, die der Komplexität der Texte und der Lebenssituationen der AutorInnen nicht gerecht werden.¹¹

Die Spielformen literarischer Mehrsprachigkeit sind vielfältig und keine Erfindung des 20. oder 21. Jahrhunderts – auch wenn sie in jüngerer Zeit verstärkt zu beobachten sind.¹² Sie beschränken sich naturgemäß auch nicht auf die Texte der PreisträgerInnen der beiden genannten Literaturpreise, wenngleich diese zu ihrer größeren Sichtbarkeit im literarischen Betrieb beigetragen und ihre Etablierung vorangetrieben haben. Im Rahmen dieses Projekts versuchen wir dem Zusammenhang von Mehrsprachigkeit und literarischer Kreativität nicht nur durch einen notwendigen interdisziplinären Zugang gerecht zu werden, sondern auch indem wir den Kreis der in Frage kommenden AutorInnen nicht auf die Chamisso-Literatur oder das „schreiben zwischen den kulturen“ beschränken. Entscheidendes Kriterium für unsere Auswahl ist die Mehrsprachigkeit der AutorInnen, sei es aufgrund eines wann auch immer erfolgten Sprachwechsels, sei es aufgrund ihrer mehrsprachigen Lebenssituation. Mehrsprachigkeit kann auf unterschiedliche Weise in den Texten selbst sichtbar werden, sie kann aber auch den fertiggestellten Texten vorgelagert im Schreibprozess relevant sein. In jedem Fall stellt sich die Frage nach ihrer Bedeutung und ihrem besonderen Potential für den kreativen Akt des Schreibens und den daraus resultierenden Text – eine Frage, die angesichts ihrer Vielschichtigkeit Disziplinen übergreifend diskutiert werden muss.

10 Norbert Mecklenburg: Das Mädchen aus der Fremde. Germanistik als interkulturelle Literaturwissenschaft. München: iudicium 2008, S. 32.

11 Seher Çakir: „Migrantenliteratur“. In: Christa Stippinger (Hg.): passwort. anthologie. das buch zu den exil-literaturpreisen schreiben zwischen den kulturen. Wien: edition exil, 2007, S. 7-9, hier S. 8.

12 Vgl. u.a. Monika Schmitz-Emans (Hg.): Literatur und Vielsprachigkeit. Heidelberg: Synchron 2004; Manfred Schmelting/Monika Schmitz-Emans (Hg.): Multilinguale Literatur im 20. Jahrhundert. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002; Georg Kremnitz: Mehrsprachigkeit in der Literatur. Wie Autoren ihre Sprachen wählen. Aus der Sicht der Soziologie der Kommunikation. Wien: Edition Praesens 2004.

Der vorliegende Band ist in neun Kapitel gegliedert, jedes Kapitel ist, dem interdisziplinären Charakter des Projekts entsprechend, einem Forschungsgebiet gewidmet, aus dessen Sicht das Verhältnis von Mehrsprachigkeit und literarischer Kreativität beleuchtet wird.

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit der Biographieforschung. Hannes Schweiger widmet sich in seinem Beitrag der Bedeutung mehrsprachiger Lebensgeschichten für eine Transnationalisierung der Biographik, die nach wie vor in hohem Maße von nationalstaatlichem und monokulturellem Denken geprägt ist. Dabei geht es auch um die besonderen Herausforderungen, vor die sich BiographInnen im Fall mehrsprachiger Autorinnen und Autoren gestellt sehen. Konkrete Fragestellungen zum Sprachwechsel, zum Zusammenhang von sprachlicher und kultureller Identität sowie zu Mehrsprachigkeit und künstlerischer Kreativität werden anhand von Beispielen aus der Biographieforschung, wie etwa Alexander von Humboldt, Joseph Conrad und aktuellen Migrationsbiographien diskutiert. Sonia Saporiti beschäftigt sich in ihrem Aufsatz mit Herta Müller, wobei sie das Verhältnis zwischen Leben und Schreiben, zwischen Sprache und Schreiben sowie Schlüsselbegriffe wie Heimat, Sprache und politische Identität aus der Sicht der Biographieforschung untersucht. Sie sieht einen engen Zusammenhang zwischen Müllers Biographie und ihrer sprachlichen Identität, die sich in ihren Werken in einer symbolistischen Sprache äußert. Eva-Maria Thüne stellt in ihrem Beitrag zwei Formen von Sprachbiographien einander gegenüber: Empirische und literarische Sprachbiographien. Gemeinsamkeiten (der Übergang von Stabilität zu Veränderung, der ständige Prozess von Verortung u.a.) und Unterschiede (literarische Sprachbiographien stellen die Reflexion über Sprachbiographien in den Vordergrund) werden herausgearbeitet und anhand ausgewählter Texte dargestellt. Einer „Sprache davor“ wenden sich Brigitta und Thomas Busch in ihrem Artikel zu. Sie stellen das narrative Muster von „präbabylonischen Sprachphantasien“ in den Mittelpunkt ihres Beitrages, das ihnen in der Beschäftigung mit Sprachbiographien immer wieder begegnet ist. Dieses Motiv des Imaginierens einer Kindheitssprache des universellen Verstehens und ursprünglichen Eins-Seins mit sich selbst und der Umwelt wird anhand von Texten von Aharon Appelfeld, Franz Kafka u.a. analysiert.

Der Beitrag von Chiara Messina im Kapitel zur linguistischen Mehrsprachigkeitsforschung gibt einen Überblick über die jüngste Forschung auf diesem Gebiet und definiert die Begriffe Zweisprachigkeit und Mehrsprachigkeit aus sprachwissenschaftlicher Sicht. Außerdem

stellt Messina die linguistische Zwei- und Mehrsprachigkeitsforschung in Bezug auf verschiedene Forschungsbereiche, wie der Didaktik, der Literaturwissenschaft, der Sprachwissenschaft, aber auch im gesellschaftlich-politischen Bereich dar.

In dem der Kognitionswissenschaft gewidmeten Kapitel bietet Katharina Stockert einen Einblick in neuere Forschungsansätze und Ergebnisse der Neurowissenschaften auf dem Gebiet der Sprachforschung und der Kreativität. Bildgebende Verfahren konnten hierbei in den letzten Jahren vor allem auf dem Gebiet der Sprachforschung einen signifikanten Beitrag zur Klärung der Frage leisten, was in unserem Gehirn passiert, wenn wir bestimmte Tätigkeiten ausüben, wie z.B. das Sprechen in der Erst- bzw. einer Fremdsprache. Weiters thematisiert Stockert die Schwierigkeiten auf dem Gebiet der Kreativitätsforschung, die bereits mit dem Problem der Definition des Begriffs ‚Kreativität‘ beginnen.

Das Kapitel zur neurolinguistischen Forschung beginnt mit einem Beitrag von Maria Rita Piras, Livia Tonelli und Dario Zanetti, die die anatomischen und funktionalen Aspekte individueller Mehrsprachigkeit beleuchten. Die zentralen Fragen, die an verschiedene Texte und Autoren der neurolinguistischen Forschung gestellt werden, sind dabei, ob die Repräsentation der verschiedenen Sprachen im Gehirn durch dasselbe neurale Substrat passiert und inwieweit die einzelnen Sprachen einander beeinflussen. Das Phänomen des so genannten ‚code-switching‘ wird in Dagmar Winklers Beitrag erläutert. Sie nimmt dabei Bezug auf aktuelle Ergebnisse aus der neurolinguistischen Forschung, die nachweisen konnte, dass für die Erst- sowie weitere erlernte Sprachen Nischen im Gehirn ausgebildet werden, die sich durch spezifisch dafür neu bildende Neuronen einen Verbindungsweg schaffen und das ‚code-switching‘ ermöglichen. Winkler analysiert in der Folge Texte auf die Erkennbarkeit dieses Prozesses.

Das fünfte Kapitel geht dem Zusammenhang von Mehrsprachigkeit und literarischer Kreativität aus Sicht der interkulturellen Linguistik nach. Ernst Kretschmer erörtert den Begriff der Interkulturalität sowohl mit theoretischen Modellen als auch auf der Ebene der konkreten Beschreibung. Er beschreibt interdisziplinäre Ansätze in der Erforschung von Interkulturalität, wobei er sich auf die Interkulturelle Kommunikation und ihre Beschäftigung mit Welt-, Fremd- und Selbstbildern und die Sprachwissenschaft, die mit einer weit gefassten interkulturellen Semantik Kriterien und Kategorien zur Beschreibung von Interkulturalität bereitstellt, konzentriert.

Beate Baumanns Beitrag in dem der angewandten Linguistik gewidmeten sechsten Kapitel beleuchtet das Phänomen der Konstruktion von pluriellen Identitäten von mehrsprachigen Menschen, die auf der Grundlage dieser Mehrsprachigkeit Sprache auf eine vollkommen neuartige, performative Weise gestalten. Baumann zeigt anhand der Texte Emine Sevgi Özdamars, wie diese sprachperformative Neuinszenierungen, die die eigene Identität innerhalb eines transkulturellen Kommunikationsraumes in einem ‚third place‘ zum Ausdruck bringen, konkret auf textlicher Ebene verwirklicht. Michaela Bürger-Koftis setzt sich in ihrer Vorschau auf die Websitepublikation mit metasprachlichen Äußerungen von Autorinnen und Autoren der transkulturellen deutschsprachigen Literatur auseinander, die den Grad der Reflexion über Sprache(n) dieser Schreibenden widerspiegeln. Es bestätigt sich hierbei die Erwartung, dass der durch Mehrsprachigkeit bedingte ‚fremde Blick‘ Sprachhaltungen generiert, die einerseits die dichterische Kreativität (in Form von Wortspielen beispielsweise) steigert, andererseits die gewählte Schreibsprache durch Etymologisieren und Wörtlich-Nehmen von Lexemen und Idiomatismen sprachkritisch dekonstruiert.

Das siebente Kapitel ist der kultur- und literaturwissenschaftlichen Forschung zu Hybriditäts-Konzepten gewidmet. Helga Mitterbauers Beitrag bietet einen Überblick über die These der besonderen Kreativität von ‚Migrationsliteratur‘ in verschiedenen theoretischen Ansätzen und überprüft diese anhand ausgewählter Texte von Anna Kim, Herta Müller und Yoko Tawada. Als Fallbeispiel für ein hybrides Sprachkonzept stellt Vera Kurlenina in ihrem Beitrag *Zé do Rocks* ‚Kauderdeutsch‘ vor, eine künstliche Sprache, die dem Deutschen den emanzipatorischen Charakter einer plurizentrischen Sprache gibt. Do Rock verändert dabei die Sprache auf lexikaler, morphologischer und syntaktischer Ebene, verwandelt und vereinfacht aber auch das deutsche Alphabet. Der Beitrag „Ethnolekte und Mc Language. Zum Kreativpotential von Sprachhybridität“ von Michaela Bürger-Koftis versucht eine Zusammenschau der Forschungsarbeiten zu ethnolektalen und globishen Phänomenen in der deutschen Sprache und zeigt an ausgewählten Beispielen, wie sich AutorInnen der transkulturellen Literatur sprachhybride Varietäten kreativ zu Nutze machen.

Dirk Skibas Aufsatz blickt aus literaturwissenschaftlicher Perspektive auf die Verbindung zwischen Mehrsprachigkeit und literarischer Kreativität. Er untersucht einige der von mehrsprachigen AutorInnen angewandten Verfahren, fremdsprachige Textelemente auch für Le-

serInnen ohne spezifische Fremdsprachenkenntnisse sichtbar zu machen, wie Annotation, Verdopplung, metasprachliche Erklärung, Lehnübersetzungen und Kontextualisierungen. Mit dem ‚Dinglischen‘ stellt er auch eine Variante vor, die auf Erklärungen weitgehend verzichtet.

Das letzte Kapitel des vorliegenden Bandes ist der Komparatistik, der Vergleichenden Literaturwissenschaft, gewidmet. Im Fokus steht die Frage, ob bzw. inwiefern die Erstsprache(n) der AutorInnen deren Schreiben in der gewählten Literatursprache (Deutsch) beeinflussen bzw. welche Spuren die Erstsprache(n) in den Texten hinterlassen. Nach einem einführenden Aufsatz von Sandra Vlasta, in dem sie auf die Möglichkeiten und Probleme komparatistischer Fragestellungen in der Erforschung des Zusammenhangs von Mehrsprachigkeit und literarischer Kreativität eingeht, folgen Fallstudien von ForscherInnen, die jeweils auch mit der Erstsprache der AutorInnen vertraut sind. Renate Cornejo geht der Frage nach, wie Mehrsprachigkeit durch Verknüpfung mit muttersprachlichen Elementen als gezielte Verfremdung Eingang in ausgewählte lyrische Texte von Jiří Gruša findet. Peter Holland analysiert den 2009 erschienenen Roman *Faruq* von Semier Insayif und geht dabei vor allem dem Motiv des Erlernens und Erinnerens der arabischen Sprache nach. Dieses äußert sich auch auf textlicher Ebene durch die arabische Schrift bzw. in Transkription gesetzte arabische Wörter, die sich im Verlauf der Erinnerung verdichten und aus der schließlich Gedichte und Liedtexte, sogar ganze Geschichten entstehen. Monika Straňáková stellt in ihrem Beitrag die Kindheitserinnerungen *Die beste aller Welten* von Irena Brežna und *Mehr Meer* von Ilma Rakusa einander gegenüber und analysiert darin Mehrsprachigkeit als Thema und ästhetisches Gestaltungsprinzip. Tatjana Smirnovas und Valerij Susmans Aufsatz setzt sich mit der ‚vergleichenden Konzeptologie‘ als neuer Fachrichtung der Komparatistik auseinander. ‚Konzepte‘ werden nach Jurij Stepanov als Einheiten verstanden, die neben einem begrifflichen Kern eine historische und eine aktuelle Schicht besitzen. Letztere setzt psychische Reaktionen, Assoziationen und Erinnerungen voraus, die das sprachliche Konzept im Kommunikationspartner auslösen kann. Der Beitrag untersucht solche Konzepte, insbesondere auch hybride Konzepte, in Vladimir Vertlib's Werken, wobei vor allem seinen Poetik-Vorlesungen Aufmerksamkeit geschenkt wird. Cornelia Zierau schließlich untersucht anhand der Texte von Emine Sevgi Özdamar und Yoko Tawada, wie sich Mehrsprachigkeit konkret in literarischen Texten äußert und

welche Effekte dabei erzeugt werden. Während Özdamar sich mit der türkischen Sprache sowie ihren Varianten und Varietäten auseinandersetzt und so zu einer Destabilisierung von homogenen Konzepten von National- und Muttersprache beiträgt, finden sich bei Tawada viele Beispiele dafür, wie sie die deutsche Sprache kontrastiv zum Japanischen reflektiert. Die Ergebnisse der fünf Fallstudien werden am Ende des Kapitels zusammengefasst.

In ihrem Nachwort schließlich gibt Michaela Bürger-Koftis einen Ausblick auf weitere Projekte der Forschungsgruppe, im Vordergrund steht dabei das geplante Webportal „Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität“, das 2011 online gehen wird.

Michaela Bürger-Koftis, Hannes Schweiger, Sandra Vlasta

➤ 1. Biographieforschung

Hannes Schweiger (Wien)

Polyglotte Lebensläufe Die Transnationalisierung der Biographik

Er (wer auch immer) wurde in Hamburg geboren und lebte dann in München, er wurde in Hamburg geboren, lebte dann zwei Jahre in Paris, später in Rom; ein Hamburger. Er war in Hamburg auf die Welt gekommen, lebte jedoch in Kiew, später in Mělník, so dass er ein Tscheche war, er lebte eine Weile dort, der Hamburger war ein Tscheche, einige Jahre danach war er in Rom angelangt. Dort traf er eines Abends jenen Mann, der in Zürich auf die Welt gekommen war und in Genf lebte, der Genfer kam an, und es wurde ein wichtiger Abend, für beide Römer.¹

Wie schreibt man die Biographie solcher Transmigranten, um eine von der Autorin Zsuzsanna Gahse auf sich selbst bezogene, ironische² Bezeichnung zu verwenden? Lebensgeschichten, die mehrere Ländergrenzen und häufig auch sprachliche Grenzen überschreiten, stellen die Biographik vor beträchtliche Herausforderungen und ermöglichen zugleich, Neuland zu erschließen. Die Biographie ist als Gattung nach wie vor in hohem Maße von einem nationalstaatlich fokussierten Blick geprägt. Erst in jüngerer Zeit wird vor dem Hintergrund der Pluralisierung unserer Gesellschaft und der Intensivierung von Wanderungs- und Austauschprozessen Menschen mit mehrsprachigen und multikulturellen Lebensläufen unter diesen Aspekten mehr Aufmerksamkeit zuteil. Im Zuge dieser Erweiterung der Perspektive erfolgt zumindest teilweise eine Re-Lektüre und Neukonstruktion von Lebensgeschichten vergangener Jahrhunderte, die bislang monokulturell verortet oder im Sinne nationalstaatlicher Ideologie zur Absicherung der ‚imagined communities‘ (Benedict Anderson) eingesetzt worden waren.

- 1 Zsuzsanna Gahse: *Instabile Texte zu zweit. Mit 6 Textzeichnungen der Autorin*. Wien: Edition Korrespondenzen 2005, S. 8f.
- 2 Zsuzsanna Gahse lehnt „Migration“ als Kategorie zur Einordnung von Literatur ab und meint zur Bezeichnung „Transmigration“: „Das gehört in diese Witzreihe von Migration, Migräne, Mikro- und Transmigration. Ich könnte noch zu Transpiration gelangen.“ Sie sieht sich selbst als deutsche Schriftstellerin. Vgl. Immacolata Amodeo/Heidrun Hörner/Christiane Kiemle (Hg.): *Literatur ohne Grenzen. Interkulturelle Gegenwartsliteratur in Deutschland – Porträts und Positionen*. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag 2009, S. 114.

Die Biographien Mehrsprachiger sind eine Herausforderung für Gesellschaften, in denen – entgegen der faktischen Realität, wie beispielsweise im Falle Österreichs – ein monokulturelles oder einsprachiges Selbstverständnis dominiert. Sie tragen dazu bei, monokulturelles und nationalstaatliches Denken aufzubrechen und alternative Denk- und Wahrnehmungsmuster zu etablieren. In Bezug auf die Literatur von Autorinnen und Autoren, die in den deutschsprachigen Raum eingewandert sind, stellt Immacolata Amodeo dementsprechend fest: „Mit ihren vielfältigen Formen mehrsprachigen Schreibens bewegen sich die eingewanderten Autoren sowohl innerhalb als auch außerhalb der dominanten Sprachen und Kulturen und generieren ein sprachliches und kulturelles Diskontinuum und eine Brüchigkeit, welche homogenisierende und statische Identitätskonzepte konterkariert und auf kreative Weise dekonstruiert.“ Diese AutorInnen machen deutlich, dass „in der postnationalen Konstellation, in der sich viele Länder befinden, Mehrsprachigkeit nicht der Ausnahme-, sondern eher der Regelfall ist.“³ Der vorliegende Beitrag widmet sich nicht einem bestimmten Fall einer mehrsprachigen Lebensgeschichte und ihrer (ihren) Beschreibung(en), sondern versucht auf der Basis einer kritischen Revision des nationalen Paradigmas in der Biographik einige Überlegungen anzustellen, in deren Mittelpunkt die Frage nach dem Potential steht, das in der Darstellung mehrsprachiger Lebensläufe, vor allem von SchriftstellerInnen, liegt.

Die Frage nach der Identität von AutorInnen, die zwischen Sprachen und Kulturen migriert sind oder migrieren, wird in erster Linie von jener Richtung der Literatur- und Kulturwissenschaft diskutiert, die sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten in zunehmendem Maße den Folgen der Migrationsbewegungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewidmet hat. Dabei wurde immer wieder auch ein Blick in die weiter zurückliegende Vergangenheit gemacht – aus gutem Grund, denn das Phänomen mehrsprachiger AutorInnen bzw. migrierter AutorInnen ist kein neues.⁴ „Schriftsteller, die mehr als eine Kultur in sich vereinen, werden in Deutschland oft zum Kuriosum. Dabei ist das Schreiben in einer anderen Sprache als der Muttersprache seit jeher ein verbreitetes Phänomen.“⁵ Angesichts dessen gilt es in der

3 Immacolata Amodeo: Über Sprachgrenzen hinweg. Für eine Ästhetik der literarischen Mehrsprachigkeit. In: Norina Procopan/René Scheppler (Hg.): *Dialoge über Grenzen. Beiträge zum 4. Konstanzer Europa-Kolloquium*. Klagenfurt/Celovec: Wieser 2008, S. 110-121, hier S. 121.

4 Vgl. Monika Schmitz-Emans: *Literatur und Vielsprachigkeit: Aspekte, Themen, Voraussetzungen*. In: M. S.-E. (Hg.): *Literatur und Vielsprachigkeit*. Heidelberg: Synchron 2004, S. 11-26.

5 Immacolata Amodeo/Heidrun Hörner/Christiane Kiemle (Anm. 2), S. 97.

Forschung zum einen Lebensgeschichten vergangener Jahrhunderte stärker in den Blick zu nehmen, für die Mehrsprachigkeit konstitutiv ist, und sie als Bezugspunkte für die Biographien plurilingualer AutorInnen der Gegenwart heranzuziehen. Zum anderen ist eine Neubewertung und Reperspektivierung dieser Lebensgeschichten im Kontext gegenwärtiger Mehrsprachigkeitsdebatten durchzuführen.

Nationale Grenzen der Biographik – und ihre Überschreitung

Biographien übernehmen grundlegende Aufgaben in der Erinnerungskultur: „die Beantwortung von Fragen nach gemeinsamer Herkunft, die Stiftung nationaler Identität und die Vermittlung bestimmter Werte und Normen“.⁶ Sie erfüllen eine wichtige identitätsstiftende und -stabilisierende Funktion für das Selbstverständnis einer Gemeinschaften oder einer Gesellschaft und dienten vor allem im 19. Jahrhundert – einer Zeit zunehmenden nationalstaatlichen Denkens und Handelns – häufig der Etablierung von Nationalhelden, die als Vorbild und herausragende Vertreter eines Volkes bzw. einer Nation gelten sollten. Zudem spiegeln sich in den biographischen Darstellungen der Zeit auch Rivalitäten und Allianzen, Aneignungs- und Abwehrprozesse zwischen Nationen gleichermaßen wieder.⁷

Trotz des Erstarkens nationalistischer Ideologien und der nachhaltig wirksamen Rivalität zwischen den Nationen fand auch im 19. Jahrhundert reger kultureller Austausch statt. Transnationale Geschichtsschreibung hat daher in den vergangenen Jahren die Verbindungen zwischen Nationen und Kulturen, die Zirkulation von Waren ebenso wie von kulturellen Artefakten und die Migrationsbewegungen zwischen Ländern und Kontinenten in den Blick genommen. Dabei spielt der biographische Zugang eine wichtige Rolle, erlaubt er doch

- 6 Astrid Erll: Biographie und Gedächtnis. In: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Theorien, Traditionen: Stuttgart, Weimar: Metzler 2009, S. 79-86, hier S. 79. Vgl. weiters Bernhard Fetz: Die vielen Leben der Biographie. In: B.F. (Hg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Unter Mitarbeit von Hannes Schweiger. Berlin, New York: de Gruyter 2009, S. 3-66, bes. S. 22-29.
- 7 Vgl. Falko Schnicke: 19. Jahrhundert. In: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Theorien, Traditionen: Stuttgart, Weimar: Metzler 2009, S. 243-250; Deborah Holmes: Internationaler Nationalismus. Überlegungen zur deutsch-italienischen Biographik im 19. Jahrhundert. In: Bernhard Fetz (Hg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Unter Mitarbeit von Hannes Schweiger. Berlin, New York: de Gruyter 2009, S. 441-469; Hannes Schweiger: Abgrenzung und Aneignung. Deutsch-britische Transferprozesse in der Biographik des langen 19. Jahrhunderts. In: Bernhard Fetz (Hg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Unter Mitarbeit von Hannes Schweiger. Berlin, New York: de Gruyter 2009, S. 419-439.

Mikro- und Makrogeschichte miteinander zu verbinden.⁸ Im Sinne einer Neuperspektivierung des 19. Jahrhunderts (und auch anderer Jahrhunderte) fordert Madeleine Herren eine intensive Auseinandersetzung mit den Lebensgeschichten von Personen, die kulturelle und sprachliche Grenzen überschritten haben. Sie macht dabei die „Spezifität des globalen Subjekts“ mit dem Begriff der „Transgression“ analytisch zugänglich: Charakteristisch für das globale, transgressive Subjekt sind mehrfache und vielfältige Grenzüberschreitungen. Eine Typologie des transgressiven Subjekts geht „von der Gleichzeitigkeit mehrfacher, territoriale, nationale, politische und soziale Ordnungsvorstellungen einbeziehender Grenzüberschreitungen“ aus.⁹ „The transnationalism – the mobility, confusion and sheer messiness – of ordinary lives threatens the stability of national identity and unsettles the framework of national histories.“¹⁰ Biographien über transgressive Subjekte tragen daher zur Infragestellung und Entgrenzung national gefasster Biographik und Geschichtsschreibung bei. Madeleine Herren weist aber auch auf die Schwierigkeiten hin, vor die sich ein transnationales biographisches Unterfangen gestellt sieht. Sie beginnen bei der Quellenlage: Ein Großteil der Archive und Bibliotheken ist national geprägt, sammelt(e) also in systematischer Weise in erster Linie Materialien, die dem eigenen Nationsverständnis wichtig sind (waren) – durchaus auch aus anderen Ländern, allerdings eben unter einer spezifischen Perspektive. Auf die schwierige Quellenlage weisen auch die HerausgeberInnen des Sammelbandes *Transnational Lives* hin: Zwar hätte es in den letzten Jahrzehnten intensive Bemühungen gegeben, verlorene Lebensgeschichten wieder zu finden, aber es gilt nach wie vor: „many individuals whose lives slipped between national borders have been lost to view.“¹¹

Wer in seiner oder ihrer Lebensgeschichte Nations-, Sprach- oder Kulturgrenzen überschreitet, deren Leben ist in vielen Fällen nur lückenhaft dokumentiert. Die biographische Arbeit wird zu einer Suche nach den verstreuten Quellen, die häufig durch Ortswechsel und das Überschreiten von Grenzen verloren gehen. Daher wird die Lebensgeschichte eines transgressiven Subjekts schwerer nachvollziehbar

8 Vgl. u.a. zuletzt Desley Deacon/Penny Russell/Angela Woollacott (Hg.): *Transnational Lives. Biographies of Global Modernity, 1700-present*. Basingstoke: Palgrave Macmillan 2010.

9 Madeleine Herren: Inszenierungen des globalen Subjekts. Vorschläge zur Typologie einer transgressiven Biographie. In: *Historische Anthropologie* 13 (2005), S. 1-18, hier S. 17.

10 Desley Deacon/Penny Russell/Angela Woollacott: „Introduction“. In: Desley Deacon/Penny Russell/Angela Woollacott (Anm. 8), S. 1-11, hier S. 2.

11 Ebd.; vgl. a. Martha Hodes: *A Story with an Argument: Writing the Transnational Life of a Sea Captain's Wife*. In: Desley Deacon/Penny Russell/Angela Woollacott (Anm. 8), S. 15-26, bes. 19f.

– dies kann bis zur Auslöschung im kollektiven Gedächtnis führen, wenn keine Quellen vorhanden sind. Gerade Menschen, die vor Krieg oder Verfolgung fliehen mussten, verschwinden auf diese Weise in der historischen Anonymität: „Nichts beweist, daß es dich gegeben hat,“ schreibt Alma Hadzibeganovic über ihre Erfahrung der Flucht vor dem Krieg.¹²

Trotz einer Internationalisierung der Weltgesellschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts prägen nationale Grenzen weiterhin das Denken und Handeln von Individuen. Im wissenschaftlichen Diskurs hat sich allerdings längst die Erkenntnis durchgesetzt, dass Grenzen Verhandlungssache und damit prinzipiell veränderbar sind. Biographien bilden Prozesse des Ausverhandelns nationaler bzw. kultureller Grenzen ab, sie spiegeln Auto- und Heterostereotype wieder und sie verbreiten, wenngleich zumeist implizit, Vorstellungen über die nationale und/oder kulturelle Identität ihrer ProtagonistInnen. Mitunter machen sie bestimmte Figuren zu Inkarnationen einer nationalen Kultur. Biographien ermöglichen einerseits die Bekanntmachung von Figuren über ihre nationalen Grenzen hinweg, andererseits sind BiographInnen damit konfrontiert, dass ihre Objekte Lebensläufe aufweisen, die nationale und sprachliche Grenzen überschreiten. Die Darstellung solcher globaler oder kosmopolitischer Lebensläufe kann zur zunehmenden Aufweichung nationaler Grenzen beitragen und rückt die vielfältigen Möglichkeiten der Überschreitungen dieser Grenzen ebenso in den Mittelpunkt, wie sie unterschiedliche Formen der Grenzziehung sichtbar macht.¹³

Metabiographie und die Pluralisierung von Lebensgeschichten

Neben dem Fehlen von Dokumenten aufgrund von Migration, Flucht oder Vertreibung und den Lücken, die in transnationalen Lebensgeschichten durch die nationale Ausrichtung von Archiven entstehen, spielen auch die bereits bestehenden und im Umlauf befindlichen Bilder einer Person eine wichtige Rolle. Biographische Narrative, die unter dem Eindruck nationalstaatlichen Denkens oder nationalisti-

12 Alma Hadzibeganovic: ‚Schonungslose Rebellin des Wortes‘ oder ‚Grosses AlmaAlphabet‘ [Interview]. In: Christa Stippinger (Hg.): schreiben zwischen den kulturen. Eine Anthologie. Wien: edition exil 1997, S. 27-36, hier S. 31.

13 Vgl. Hannes Schweiger/Deborah Holmes: Nationale Grenzen und ihre biographischen Überschreitungen. In: Bernhard Fetz (Hg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Unter Mitarbeit von Hannes Schweiger. Berlin, New York: de Gruyter 2009, S. 385-418.

scher Ideologie entstanden sind, prägen das Bild einer Person auf lange Sicht. Dies lässt sich unter anderem an den über 200 Biographien zu Alexander von Humboldt zeigen, wie die vergleichende Analyse von Nicolaas Rupke deutlich macht. In seiner Metabiographie stellt Rupke eine Vervielfältigung der biographischen Narrative in Abhängigkeit vom jeweiligen nationalen, ideologischen und historischen Standpunkt des Biographen oder der Biographin fest: „Humboldt has acquired multiple identities. He has become a man with several lives, products of appropriation on behalf of geographically separate and chronologically successive socio-political cultures.“¹⁴ Er sieht seine Aufgabe als Biograph nicht darin, ein authentisches Porträt einer Person zu erstellen, sondern „to explore the fact and the extent of the ideological embeddedness of biographical portraits“.¹⁵ Aber nicht nur der ideologische Standpunkt des/der jeweiligen Biographen/Biographin ist entscheidend, sondern seine/ihre Perspektive wird auch durch institutionelle Gegebenheiten und Prozesse geprägt. Entstanden sind im Lauf der Zeit deutsche Humboldts, englische Humboldts, französische und lateinamerikanische Humboldts. Deutsche Biographen des 19. Jahrhunderts machten ihn zu einer „Goethe-like national identification figure“¹⁶ und vernachlässigten daher seine Schriften auf Französisch und seine Beziehungen zu Frankreich. Gerade seine Frankophilie war später auch für die Vernachlässigung seiner Werke und seiner Lebensgeschichte im deutschsprachigen Raum verantwortlich. Französische Biographen wiederum konzentrierten sich auf seine Zeit in Paris und seine auf Französisch verfassten Texte, während englische Biographen ihn als Entdecker sahen, der ihr Ideal eines kolonialen und imperialistischen Unterfangens personifizierte. Gerade im Fall Humboldts ist die nationale Aneignung seiner Biographie besonders frappierend, denn im Sinne Madeleine Herrens war Humboldt ein transgressives Subjekt, dessen Leben und Texte nationale und sprachliche Grenzen in programmatischer Absicht überschritten. Dadurch geriet er zwischen die Fronten nationaler Geschichtsschreibung, die die grenzüberschreitenden Aspekte seiner Biographie ausblendete. Angesichts des zunehmenden Interesses an transnationalen Lebensläufen und an Austauschprozessen zwischen Sprachen, Ländern und Kulturen erfährt auch Humboldt eine Neubewertung, wird wieder verstärkt zum Gegenstand wissenschaftlicher

14 Nicolaas A. Rupke: Alexander von Humboldt. A Metabiography. Frankfurt a. M., Berlin u.a.: Peter Lang 2005, S. 16.

15 Ebd., S. 214.

16 Ebd., S. 46.

Forschungen, gerade unter jenen Gesichtspunkten, die aus dem jeweiligen nationalen Rahmen fielen.

Eine formale Entsprechung zu dieser nicht in den nationalstaatlich vorgegebenen Bahnen verlaufenen Lebensgeschichte sucht Ottmar Ette mit seiner biographischen Studie *Alexander von Humboldt und die Globalisierung. Das Mobile des Wissens*. Seine intellektuelle und kulturelle Biographie verbindet die verschiedenen Wissensbereiche miteinander, in denen sich Humboldts Werk und Leben bewegte, und wird seiner Vielschichtigkeit und Mehrsprachigkeit auch durch die Art der Darstellung gerecht. Das Buch kann von Kapitel 1 bis 58 linear gelesen werden, Ette schlägt aber auch acht so genannte „Figuren“ vor, die bestimmte Themenbereiche bündeln und nicht in der Reihenfolge Figur 1 bis 8 gelesen werden müssen. Darüber hinaus bietet er eine transversale Lektüre an: Im Anhang ist Ettes Vorschlag zu finden, die Kapitel in einer von ihm vorgegebenen Abfolge zu lesen. Damit versucht er der biographietheoretischen Forderung gerecht zu werden, unterschiedliche Lesewege durch eine Lebensgeschichte zu ermöglichen und der Komplexität einer Biographie auch formal zu entsprechen.

Biographien wie jene Alexander von Humboldts stellen für die nach wie vor national konturierte Geschichts- und Literaturwissenschaft eine Herausforderung dar und machen zugleich die Willkürlichkeit und die Wirksamkeit nationaler Grenzziehungen deutlich. Die komparative Biographie oder Metabiographie ist eine wichtige Methode, um die konkurrierenden Erzählungen einer Lebensgeschichte, die von unterschiedlichen nationalen Standpunkten aus betrachtet jeweils ganz eigene Konturen gewinnt, sichtbar zu machen. Dementsprechend hat unter anderem Richard Holmes die Etablierung der komparativen Biographik als neuer biographischer Disziplin gefordert, basierend auf der mittlerweile als Gemeinplatz geltenden Einsicht „that every biography is the interpretation of a life, and that many different interpretations are always possible“.¹⁷ Zusätzliche Komplexität erhält die biographische Konstellation im Fall mehrsprachiger AutorInnen, spielt doch auch die Sprache, in der die Biographie verfasst ist, zusammen mit der damit verbundenen biographischen Tradition bzw. sprach- und kulturspezifischen rhetorischen Mitteln, eine entschei-

17 Richard Holmes: *The Proper Study?* In: Peter France/William St. Clair (Hg.): *Mapping Lives. The Uses of Biography*. Oxford, New York: Oxford University Press 2002, S. 7-18, hier S. 16; vgl. a. E. S. Shaffer: *Editor's Introduction. Dances of life and death: comparative biography*. In: E. S. S. (Hg.): *Lives of the Disciplines: Comparative Biography*. Edinburgh: Edinburgh Univ. Press 2004, S. XV-XXIX.

dende Rolle für die Gestalt, die eine Person aus der Perspektive eines Biographin/eines Biographen annimmt. Letztlich bleibt die Einsicht in die Vielgestaltigkeit einer Lebensgeschichte. Rupke spricht daher von der Aufgabe der Metabiographie „to explore the fact and the extent of the ideological embeddedness of biographical portraits, not to settle the issue of authenticity.“¹⁸

Mehrsprachigkeit (in) der Biographie

Wie unterschiedlich die Interpretationen einer Lebensgeschichte ausfallen können, die sich zwischen und in mehreren Sprachen und Kulturen ereignet, zeigen auch die Biographien zu Joseph Conrad. Einem der Conrad-Biographen, Zdzisław Najder, geht es aus der Perspektive eines Autors, der so wie sein biographisches Objekt in der englischen und der polnischen Sprache zu Hause ist, um die Bedeutung der kulturellen Prägung auch für die Zeit, in der Conrad längst in England lebte und seine Texte auf Englisch schrieb. Einige Aspekte seiner Texte scheinen für LeserInnen, die sich nicht mit dem polnischen Hintergrund Conrads beschäftigt haben oder sich aufgrund der sprachlichen Barrieren nur eingeschränkt damit beschäftigen können, rätselhaft, lassen sich aber vor dem Hintergrund seiner polnischen Prägung erklären. Es gehe daher nicht nur um eine Auseinandersetzung mit individuell bedeutsamen Aspekten, sondern die biographische „exploration should be conducted on the broadest possible front. We have to investigate not only his family links, or the progress of his learning, but also, and more extensively, the cultural traditions of his environment, its typical moral and political problems, its collective concerns, its whole ethos.“¹⁹ Zdzisław Najder schreibt von einer „structural quality of Conrad’s Polish background“, der für die Interpretation seines Werkes weitreichende Folgen hat. Daher gelte es, eine kultur- und sozialgeschichtliche Biographie zu schreiben. Zumindest im Fall Conrads treffe zu: „the proper study of the biographer is a study of culture“.²⁰ Damit verlangt er der Biographie und vor allem dem Biographen oder der Biographin einiges ab, gilt es doch nicht nur die Lebensgeschichte eines Individuums in eine Erzählung zu fassen, sondern den kulturel-

18 Nicolaas A. Rupke (Anm. 14), S. 214.

19 Zdzisław Najder: Conrad’s Polish background, or from biography to a study of culture. In: Z. N.: Conrad in perspective. Essays on art and fidelity. Cambridge: Cambridge University Press, 1997, S. 11-17, hier S. 15.

20 Ebd., S. 17.

len Hintergrund darzustellen – was sich bei mehrsprachigen Lebensgeschichten als zusätzliche Herausforderung erweist.

Najder verortet Conrad gleich zu Beginn seiner umfassenden Biographie aus dem Jahr 2007 „in the borderland of auto-translation“²¹, war er doch ein englischsprachiger Autor, der in einem anderen sprachlichen und kulturellen Umfeld – mit Polnisch als Erstsprache und Französisch als früher Fremdsprache – aufwuchs. Es sei daher die Aufgabe des Biographen, den Lesern und Leserinnen Conrads dessen kulturellen Hintergrund zu erschließen, um damit Zugang zu jenen Dimensionen seiner Texte zu ermöglichen, die sich nur durch die Kenntnis der polnischen Sprache und Kulturgeschichte erschließen lassen. Unabhängig davon, ob man Najder zustimmt und seine Forderung an die Biographie teilt, stellt sich in jedem Fall die Frage nach dem Konnex zwischen kultureller und sprachlicher Herkunft und dem Leben und Schreiben in einer anderen als der Erstsprache. Welche Bedeutung hat die Sozialisation in einer oder mehreren Sprachen für die spätere literarische Tätigkeit? Welchen Status haben die einzelnen Sprachen für die jeweilige Person? Sind sie eher emotional oder kognitiv von Bedeutung? Die Liste möglicher Fragen ist lang. Folgt man Najder, wächst der Biographik gerade im Fall mehrsprachiger AutorInnen eine wichtige Funktion zu, kann sie doch jene Dimensionen der Texte verstehen helfen, die nur mit der Kenntnis der jeweiligen Sprachen und des kulturellen Hintergrunds zu erschließen sind.

In ihrer Studie zu Peter Weiss und Georges-Arthur Goldschmidt geht Simone Hein-Khatib auf überzeugende Weise der Frage nach der biographischen Bedeutung der jeweiligen Sprachen für diese beiden Autoren nach. Mit Hilfe ihres Ansatzes einer biographischen Fallrekonstruktion schafft sie einen Zugang zur Dynamik der sprachlichen Entwicklung und menschlicher Sprachlichkeit im Allgemeinen, d.h. sie gibt Einblick „in die Prozesse des Sich-Konstituierens, des Perpetuierens und des Transformierens unserer Erlebens- und Erfahrungsdimensionen von Sprachlichkeit.“²² In ihrer Analyse der Selbstdarstellungen von Weiss und Goldschmidt verwendet sie die Methoden soziologischer Biographieforschung und vergleicht eine ereignisgeschichtliche Lebensdarstellung mit den Schilderungen erlebten Lebens. Simone Hein-Khatib verbindet dabei kulturwissenschaftliche

21 Zdzisław Najder: Joseph Conrad. A Life. Rochester, New York: Camden House 2007, S. IX.

22 Simone Hein-Khatib: Mehrsprachigkeit und Biographie. Zum Sprach-Erleben der Schriftsteller Peter Weiss und Georges-Arthur Goldschmidt. Tübingen: Gunter Narr 2007, S. 300.

Biographik und die Methoden soziologischer Biographieforschung auf überzeugende Weise miteinander.

In seiner Studie *Mehrsprachigkeit in der Literatur* geht Georg Kremnitz vor allem der Frage nach, wie AutorInnen ihre Sprache wählen und warum sie welche Sprachen wählen. Dabei zeigt er ähnlich wie Simone Hein-Khatib die Komplexität dieser Entscheidung und der damit verbundenen Konsequenzen für das Schreiben, aber auch das Selbstverständnis der jeweiligen Person und illustriert die Vielfalt an Gründen für die Sprachwahl anhand einer Fülle von Beispielen. Die Wahl der Literatursprache ergibt sich „aus einem subtilen Zusammenspiel von äußeren Bedingungen, gesellschaftlichen Gegebenheiten, soziologischen Wertungen, biographischen Zufällen und den Reaktionen der Autoren auf diese gewöhnlich komplexen, vielfach überdeterminierten Situationen“.²³ Mit seinem Überblick macht er zugleich die Notwendigkeit zahlreicher Einzelfalluntersuchungen deutlich, um in ähnlich detaillierter Weise wie Simone Hein-Khatib die Sprachwahl und ihre Konsequenzen für Leben und Schreiben von SchriftstellerInnen zu ergründen.

Die Komplexität der Lebensbeschreibung mehrsprachiger AutorInnen ließe einen einfachen Schluss zu: Nur mehrsprachige BiographInnen, die dieselben Sprachkompetenzen aufweisen wie ihre biographischen Objekte, können über sie schreiben. Allen anderen bleiben ihre Schreibleben zwar nicht verschlossen, lassen aber aufgrund der sprachlichen Begrenzungen nur eingeschränkte Einblicke zu. Der sprachlich-kulturellen Vielschichtigkeit mehrsprachiger Lebensgeschichten lässt sich aber auch mit Hilfe biographischer Kollektive begegnen. Auf diese Weise kann zudem der in der Theorie der Biographik immer wieder diskutierten Forderung nach Darstellung der Vielgestaltigkeit und Widersprüchlichkeit von Lebensgeschichten entsprochen werden, legen doch biographische Beschreibungen unterschiedlicher AutorInnen auch nahe, dass jeweils andere Narrative entstehen.

Daher hat sich eine Gruppe von AutorInnen der Darstellung der Lebensgeschichte Tilly Edingers gewidmet, einer aus Deutschland stammenden Wissenschaftlerin, die als Begründerin der Paläoneurologie gilt, 1939 vor dem Nationalsozialismus flüchten musste und den Rest ihres Lebens in den USA verbrachte. Ihrem zweisprachigen Leben gemäß besteht auch die 2003 erschienene Biographie sowohl aus englisch- als auch deutschsprachigen Abschnitten. Ihrem Facettenreichtum

23 Georg Kremnitz: *Mehrsprachigkeit in der Literatur*. Wie Autoren ihre Sprachen wählen. Aus der Sicht der Soziologie der Kommunikation. Wien: Edition Praesens 2004, S. 253.

wird darüber hinaus dadurch Rechnung getragen, dass eine Paläontologin, ein Paläontologe, ein Zoologe und ein Soziologe an ihrer Lebensbeschreibung gearbeitet haben, mit ihren je eigenen fachspezifischen Standpunkten, Interpretationen und Schwerpunktsetzungen. Dabei werden auch ereignisgeschichtliche Darstellungen mit Wissenschaftsgeschichte und zum Teil persönlich gehaltenen Beschreibungen Tilly Edingers verbunden. Auf diese Weise ist ein multidisziplinäres, binationales und zweisprachiges Buch entstanden, dessen Anlage als programmatisch und für weitere biographische Projekte richtungsweisend gelten kann.

An Edingers Lebensgeschichte wird eine weitere Herausforderung transnationaler Biographik deutlich: Mehrsprachige Lebensläufe bringen zwar nicht notwendigerweise Ortswechsel mit sich, denn nicht nur MigrantInnen vollziehen Sprachwechsel, autochthone Minderheiten sind beispielsweise mit einer Situation dauerhafter Mehrsprachigkeit konfrontiert. In vielen Fällen ist der Sprachwechsel aber sehr wohl an Ortswechsel gebunden und mitunter umspannen mehrsprachige Lebensläufe den gesamten Globus. Daher stehen potentielle BiographInnen vor der Herausforderung, sowohl lokale als auch globale Prozesse darstellen und miteinander in Beziehung setzen zu müssen. „Writing a transnational life, then, in no way precludes or erases smaller scales of geography“, schreibt daher Martha Hodes in den Reflexionen zur Arbeit an ihrer Biographie über Eunice Richardson Stone Connolly, *The Sea Captain's Wife*, einer Frau, deren Lebensgeschichte sich im 19. Jahrhundert in New England, in den amerikanischen Südstaaten und auf einer abgelegenen karibischen Insel ereignete. Für sie stellt sich angesichts der unterschiedlichen zentralen Schauplätze die allgemeine Frage: „How, then, do we write narratives that are both local and global while remaining true to the experiences of those lives we are re-creating and interpreting?“²⁴ Aus der Perspektive der (über ein Jahrhundert später schreibenden) Biographin lassen sich globale Zusammenhänge leichter herstellen, als es für ihr biographisches Objekt selbst möglich war. Dabei gilt es aber die lokale Perspektive nicht aus den Augen zu verlieren, die das tägliche Leben ebenfalls prägte.

24 Martha Hodes (Anm. 11), S. 18.

Die Kosmopolitisierung der Biographik

Bernd Hausberger stellt in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Band *Globale Lebensläufe* fest, dass man gegenwärtig „auf die Beobachtung transgressiver und somit auch transnationaler Phänomene und Entwicklungen geradezu versessen“ zu sein scheint.²⁵ Die in dieser Sammlung vorgestellten Biographien nehmen die vielfachen Grenzüberschreitungen in den jeweiligen Lebensläufen in den Blick und werden damit diskursgeschichtlich, historiographisch und auch literaturgeschichtlich verortet. Die globalen Lebensläufe von so unterschiedlichen Personen wie Olaudah Equiano²⁶, Elisa Alicia Lynch oder Leo Katz²⁷ ließen sich auch anders und mit einer anderen Schwerpunktsetzung darstellen. Hier aber rücken sie in den Mittelpunkt des Interesses, da sie kulturelle Transferprozesse illustrieren und es ermöglichen, die „Folgen der Globalisierung, des Verlustes bzw. der (Re)konstruktion von Traditionen und der Entgrenzung oder mindestens drastischen Erweiterung der Lebenswelt für den Einzelnen“ zu untersuchen.²⁸ Die Interaktionen des Einzelnen in wechselnden Norm- und Sozialsystemen lassen sich nachverfolgen, um so auch dessen Lebensstrategien, Handlungsmöglichkeiten und Performanz in unterschiedlichen kulturellen Zusammenhängen zu rekonstruieren. Für die Erforschung von Transnationalisierungs- und Globalisierungsprozessen ist es notwendig, in stärkerem Maße mehrsprachige und transnationale Lebensgeschichten darzustellen und sich transgressiven Subjekten zu widmen. Eines der einflussreichsten theoretischen Konzepte, das die Vielfalt von Grenzüberschreitungen berücksichtigt und der Vervielfältigung von Lebensläufen unter den Bedingungen von Globalisierung gerecht zu werden versucht, ist jenes des Kosmopolitismus. Sowohl im deutschsprachigen als auch im internationalen

25 Bernd Hausberger (Hg.): *Globale Lebensläufe. Menschen als Akteure im weltgeschichtlichen Geschehen*. Wien: Mandelbaum 2006, S. 23.

26 Olaudah Equiano wurde mit seiner Autobiographie *The Interesting Narrative of the Life of Olaudah Equiano, or Gustavus Vassa, the African. Written by himself* (1789) bekannt, in der er seine Lebensgeschichte von der Versklavung über die Befreiung aus der Sklaverei bis zu seinem öffentlichen Eintreten für deren Abschaffung erzählt. Vgl. Vincent Carretta: *Equiano, the African. Biography of a Self-Made Man*. London: Penguin 2006.

27 Lynch und Katz werden auf der Webseite des Mandelbaum Verlags, in dem *Globale Lebensläufe* erschien, wie folgt vorgestellt:
„Elisa Alicia Lynch, 1835 in Irland geboren, lebte in vier Kontinenten, gilt als die bekannteste und umstrittenste Frau in der Geschichte des Landes Paraguay.
Leo Katz, 1892 in der Bukowina geboren, Studium in Wien, Mitglied der KPÖ, Auslands-, dann Feuilletonredakteur und Autor in den USA, Frankreich, Deutschland, Mexico, 1936-38 Waffeneinkäufer für die Spanische Republik, stirbt 1954 in Wien.“ <http://www.mandelbaum.at/books/761/6962> (11.12.2010).

28 Bernd Hausberger (Anm. 25), S. 21.

englischsprachigen Diskurs zur Globalisierung ist Kosmopolitismus eines der Modewörter und wird in kulturwissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Kontexten häufig verwendet. Unterschiedliche Ansätze machen es schwierig, allgemein gültige Merkmale zu definieren. Von einigen TheoretikerInnen wird gerade seine Undefinierbarkeit zum zentralen Merkmal erhoben: Das Konzept „must always escape positive and definite specification, precisely because specifying cosmopolitanism positively and definitively is an unc cosmopolitan thing to do.“²⁹ Es gelte daher, das Konzept offen und beweglich zu halten und es immer wieder kritisch zu befragen. Allerdings darf Kosmopolitismus nicht zu einem beliebig verstandenen Konzept werden, sonst verliert es seine Konturen, seine wissenschaftliche Gültigkeit und seine Wirkung.

„Cosmopolitanism [...] catches something of our need to ground our sense of mutuality in conditions of mutability, and to learn to live tenaciously in terrains of historic and cultural transition.“³⁰ Kosmopolitische Lebensgeschichten ereignen sich in einem „transitional territory“.³¹ Ottmar Ette präsentiert Alexander von Humboldt als eine solche Figur des Übergangs, dessen kosmopolitischer Habitus eine adäquate Antwort auf die Prozesse der Globalisierung ist, die Ende des 18. Jahrhunderts zu beobachten sind. Globalisierung bringt verschiedene Formen von Übersetzung mit sich – zwischen Sprachen, Disziplinen, Denk- und Handlungsmustern und Arten der Lebensführung. „Transdisciplinary knowledge, in the cosmopolitan cause, is more readily a translational process of culture’s inbetweenness than a transcendent knowledge of what lies beyond, in some common pursuit of the universality of the human experience.“³² Übersetzungsprozesse werden daher zu einem zentralen Gegenstandsbereich kosmopolitisch ausgerichteter Biographik. Nicht übersehen werden darf dabei, dass „[c]osmopolitans today are often the victims of modernity, failed by capitalism’s upward mobility, and bereft of those comforts and customs of national belonging. Refugees, peoples of diaspora, and migrants and exiles represent the spirit of cosmopolitical community.“³³ „Cosmopolitanism“ ist demzufolge nicht im Singular zu verstehen, sondern aufgrund der „plurality of modes and histories“ plädieren

29 Sheldon Pollock/Homi K. Bhabha/Carol A. Breckenridge u.a.: *Cosmopolitanisms*. In: Carol A. Breckenridge/Sheldon Pollock/Homi K. Bhabha u.a. (Hg.): *Cosmopolitanism*. Durham, London: Duke University Press 2002, S. 2-14, hier S. 1.

30 Pollock/Bhabha/Breckenridge u.a. (Anm. 29), S. 4.

31 Ebd.

32 Ebd. S. 6f.

33 Ebd., S. 6.

Breckenridge, Bhabha, Pollock und Chakrabarty für „cosmopolitanisms“ im Plural, womit die spezifischen Bedingungen, die häufig von nationalstaatlichen Strukturen bestimmt werden, verstärkt in den Blick genommen werden.³⁴

Auch wenn eine Reihe unterschiedlicher Konzepte von Kosmopolitismus auszumachen sind und mitunter gerade die Unbestimmbarkeit des Konzepts betont wird, lassen sich gerade im Hinblick auf die biographische Darstellung mehrsprachiger Lebensgeschichten gemeinsame grundlegende Merkmale feststellen. Kosmopolitismus meint ein Denken des Sowohl-als-auch anstatt des Entweder-oder, etwa wenn es um Identitäten oder Beziehungen geht. Auch wenn mehrsprachige AutorInnen nur in einer Sprache schreiben und einen Sprachwechsel vollzogen haben, ‚schreiben‘ die anderen Sprachen, ‚schreibt‘ z.B. die Erstsprache häufig mit. Ein Sprachwechsel führt nicht dazu, dass die bisherige(n) Sprache(n) über Bord geworfen und irrelevant werden, wie beispielsweise auch Najder in seiner Biographie zu Joseph Conrad argumentiert. Im Konzept des Kosmopolitismus ist Platz für Gleichzeitigkeiten und Widersprüche innerhalb einer Person und eines Lebenslaufs. Es werden die Verbindungen über sprachliche, kulturelle oder nationale Grenzen hinweg wahrgenommen und es rücken Transfer- und Austauschprozesse jeder Art in den Blick. Gerade wenn mehrere Sprachen und Kulturen involviert sind, lässt sich von verschiedenen Formen der Übersetzung sprechen, sei es der Übersetzung von sprachlichen Elementen, sei es der Rekontextualisierung kultureller Artefakte in unterschiedlichen Zusammenhängen. Kosmopolitisches Denken zieht gängige Unterscheidungen zwischen eigen und fremd, zwischen den Einen und den Anderen, zwischen national und international, zwischen lokal und global nicht nur in Zweifel, sondern läuft letztendlich darauf hinaus, sie obsolet werden zu lassen.

Der postkoloniale Theoretiker Homi K. Bhabha unterscheidet zwei Arten von Kosmopolitismus: Einen „global cosmopolitanism of relative prosperity and privilege founded on ideas of progress that are complicit with neo-liberal forms of governance, and free-market forces of competition.“³⁵ Diesem von ihm in Frage gestellten und kritisierten Konzept des „global cosmopolitanism“ hält Bhabha das eines „vernacular cosmopolitanism“ entgegen, „which measures global progress from the minoritarian perspective“.³⁶ Er greift eine For-

34 Ebd., S. 8.

35 Homi K. Bhabha: Looking Back, Moving Forward: Notes on Vernacular Cosmopolitanism. In: H. K. B.: The Location of Culture. London, New York: Routledge 2004, S. IX-XXXI, hier S. XIV.

36 Ebd., S. XVI.

mulierung von Etienne Balibar auf und fordert das „right to difference in equality“, wobei es nicht um die „affirmation or authentication of origins and identities“ gehe, sondern um „political practices and ethical choices“.³⁷ „Vernacular Cosmopolitanism“ zielt nicht auf eine Anerkennung und Repräsentation von „already ‚marginal‘ political entities or identities“ ab, sondern auf „shared goals of democratic rule“, auf die Schaffung von „new modes of agency“.³⁸ Für diese neuen Formen der Handlungsmöglichkeit und Handlungsmacht ist auch Sprache ein entscheidender Faktor. Mehrsprachigkeit wird dabei zu einer wesentlichen Form der „new signs of identity“, wie sie Bhabha in den „in-between spaces“ entstehen sieht.³⁹ Diese Zwischenräume oder ‚Dritten Räume‘ ermöglichen ein Herausarbeiten von „strategies of selfhood“⁴⁰ und entstehen in der vielschichtigen Überlagerung von Kulturen und Sprachen, die wiederum im Prozess des Aushandelns verändert werden, ohne dass so etwas wie eine ursprüngliche Gestalt noch erkennbar bliebe. Diese Zwischenräume „between fixed identifications“ eröffnen „the possibility of a cultural hybridity that entertains difference without an assumed or imposed hierarchy.“⁴¹ Ein „vernacular cosmopolitanism“ sollte dementsprechend ein „remapping“ unserer eigenen „intimate, indigenous landscapes“ zur Folge haben, um auch jene anzuerkennen, deren Position als marginalisiert oder ausgeschlossen bezeichnet werden kann. Voraussetzung für ein solches ‚remapping‘ ist die Anerkennung der „difference within“. Häufig sind es gerade jene, deren Lebensgeschichten Sprachen-, Nationen- und Kulturengrenzen überschritten haben, die nicht Teil der Geschichte eines Landes und damit seines Selbstverständnisses sind. Ihre Lebensgeschichten stellen aber aus der Sicht einer transnational gefassten Biographik einen wesentlichen Faktor dar, wenn es um die Etablierung eines „vernacular cosmopolitanism“ geht.⁴²

Die Auseinandersetzung mit mehrsprachigen Lebensgeschichten macht im Sinne kosmopolitischen Denkens deutlich, dass Mehrsprachigkeit keine Abweichung von einer einsprachigen Norm und nicht erst im Zuge einer stark zunehmenden Globalisierung Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu beobachten ist. Ulrich Beck geht so weit, die Vermischung von Kulturen und Sprachen in histo-

37 Ebd., S. XVII.

38 Ebd., S. XVIII.

39 Homi K. Bhabha: *The Location of Culture*. London, New York: Routledge 1994, S. 1.

40 Ebd.

41 Ebd., S. 4.

42 Vgl. dazu den Überblick von Georg Kremnitz zu mehrsprachigen Autoren, die eine „dominierte Sprache“ für ihr Schreiben verwenden: Georg Kremnitz (Anm. 23), S. 212-219.

rischer Perspektive zum Normalfall zu erklären.⁴³ In ähnlicher Weise stellt Ulf Hannerz fest: „That image of a cultural mosaic, where each culture would have been a territorial entity with clear, sharp, enduring edges, never really corresponded with realities. There were always interactions, and a diffusion of ideas, habits and things, even if at times we have been habituated to theories of culture and society which have not emphasized such truths.“⁴⁴ Und Breckenridge, Bhabha, Pollock und Chakrabarty meinen „that we already are and have always been cosmopolitan, though we may not always have known it.“⁴⁵ Im Hinblick auf Biographien ergibt sich daher das Potential sowohl auf kollektiver als auch auf individueller Ebene verschüttete, verleugnete, ignorierte Anteile an Hybridität und Mehrsprachigkeit sichtbar werden zu lassen. Angesichts des grundsätzlich identifikatorischen Potentials von Biographien wächst ihnen im Kontext der Mehrsprachigkeitsforschung die mögliche Aufgabe zu, einen Weg der Auseinandersetzung mit der eigenen Sprachbiographie und der Funktion von Sprachen in der eigenen Lebensgeschichte anzubieten. In jedem Fall machen mehrsprachige Lebensgeschichten die komplexe Bedeutung unserer Sprachen für unsere Identität(en) deutlich und tragen im Sinne kosmopolitischen Denkens zur Anerkennung vielfältiger (sprachlicher) Identitätsentwürfe bei.

43 Ulrich Beck: Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004, S. 106.

44 Ulf Hannerz: Transnational Connections. Culture, people, places. London, New York: Routledge 1996, S. 18.

45 Sheldon Pollock/Homi K. Bhabha/Carol A. Breckenridge u.a (Anm. 29), S. 12.

Sonia Saporiti (Campobasso)

„Wenn am Leben nichts mehr stimmt, stürzen auch die Wörter ab“

Erinnerungsarbeit und autofiktionales Schreiben im
Werk Herta Müllers

Tausend Details ergeben etwas,
aber keinen gespannten Faden vom Leben,
keine allgemeine Übereinkunft, keine Utopie.
Details sind nicht in Kette und Glied zu stellen,
in keiner geradlinigen Logik der Welt.
Herta Müller: *Hunger und Seide. Essays*

Bei der Untersuchung der Beziehung zwischen autobiografischer Schrift und Sprache als Ort für das Entstehen der Identität einer Schriftstellerin wie Herta Müller sind einige Betrachtungen über die Besonderheit des geografischen Standortes notwendig, an dem die Schriftstellerin zur Welt kam, ihre Kindheit verbrachte und vor dem Exil in der Bundesrepublik Deutschland studierte. Denn Herta Müller kam in einer besonderen Region Rumäniens zur Welt, im schwäbischen Banat, und sie schreibt in ihrer Muttersprache, Deutsch,¹ das jedoch die Sprache einer Volksminderheit im Geburtsland der Schriftstellerin, Rumänien, ist. Des Weiteren war die Schriftstellerin 1987 gezwungen worden, ihr Mutterland zu verlassen und in die Bundesrepublik Deutschland, das Land ihrer Muttersprache, aber nicht das Land, in dem sie geboren wurde und aufgewachsen war, zu emigrieren. Ein besonderer Zustand der Nichtzugehörigkeit, eine Nicht-Übereinstimmung zwischen Muttersprache und Geburtsland, die sie wie einen Schmerz und eine nicht wieder gutzumachende innere Kluft erlebt.

Deutsch ist meine Muttersprache. Ich verstand von Anfang an in Deutschland jedes Wort. Alles durch und durch bekannte Wörter, und doch war die Aussage vieler Sätze zwiespältig. Ich konnte die Situation

1 Herta Müller selbst behauptet, immer in deutscher Sprache geschrieben zu haben. Rumänisch habe sie erst mit fünfzehn Jahren gelernt und sie könne wegen der fehlenden Vertrautheit mit der Sprache nicht Rumänisch schreiben (vgl. dazu Gabriella Lepre: Herta Müller. Un incontro italiano. Conversazione con il premio Nobel per la Letteratura. Roma: Avagliano 2009).

nicht einschätzen, die Absicht, in der sie gesprochen wurde [...]. Wie oft habe ich in Deutschland beantworten müssen, woher ich komme. Im Zeitungsladen, bei der Änderungsschneiderin, beim Schuster oder Bäcker, in der Apotheke. Ich komme herein, grüße, sage, was ich haben will, die Verkäufer bedienen mich, sagen den Preis – und dann nach einem leeren Schluck Atem: „Woher kommen Sie“ [...] Ich werde mit dem Satz verabschiedet: „Sie sprechen aber schon ziemlich gut Deutsch“. Ich möchte das nicht stehen lassen und kann ihm nichts hinzufügen. Mir klopft das Herz durch die Ohren, ich will so unauffällig und schnell auf die Straße hinaus, dass ich an der Tür das Verkehrte tu und auffalle: Wenn man drücken muß, ziehe ich, wenn man ziehen muß, drücke ich.²

Das Banat, die Region von Temesvár, Arad und Logas, gehörte seit 1718 durch die Friedensschlüsse von Passarowitz zum Habsburgischen Kaisertum. Von diesem Moment an, insbesondere unter der Herrschaft Karls VI, Maria Theresias und Josefs II, begann eine massive Ansiedlung von Schwaben, die von den Habsburgern unterstützt wurde, um die eigene politische und kulturelle Herrschaft in der Region zu stärken: Im Jahr 1920 (Friedensvertrag von Trianon), nach dem Niedergang des Habsburgischen Kaisertums, wurde das Banat zwischen Rumänien, Jugoslawien und Ungarn aufgeteilt. Im Laufe der Dreißiger Jahre und des Zweiten Weltkrieges tritt die deutsche Volksminderheit größtenteils dem Nationalsozialismus bei: Nazifreundliche Organisationen entstanden, darunter die NSDAP Volksgruppe von Andreas Schmidt, einem Verwandten von Gotthold Berger, der zur Führungsgruppe der SS gehörte. Unter der Herrschaft von Ion Antonescu genoss die NSDAP eine gewisse Eigenständigkeit und übte eine engmaschige und direkte Kontrolle auf das deutschsprachige rumänische Gebiet aus. Ab 1943 ermöglichte es ein Abkommen zwischen Hitler und Antonescu den etwa fünfzigtausend Banater Schwaben, als Freiwillige des nazistischen Heeres in den Krieg zu ziehen, auch wenn sie keine Reichsbürger waren. Nach der Niederlage Deutschlands und der Entstehung der Sozialistischen Republik Rumänien wurden die Banater Schwaben, die der Unterstützung der Diktatur Hitlers bezichtigt wurden, massenweise in die Arbeitslager der Sowjetunion gebracht: Die „kollektive Schuld“ des deutschen Volkes ging mit der Unmöglichkeit des sozialen Aufstiegs, der Enteignung ihrer Besitztümer und einem Zustand der Unterordnung gegenüber ande-

2 Herta Müller: Bei uns in Deutschland. In H. M.: Der König verneigt sich und tötet. München, Wien: Carl Hanser Verlag 2003, S. 176-185, hier S. 177-178.

ren Ethnien, insbesondere gegenüber der rumänischen Bevölkerung, einher. Sogar in den Dokumenten der Securitate, welche über Akten verfügte, die nach ethnischen Minderheiten eingeteilt wurden, wurden die deutschen Intellektuellen, aber auch andere Minderheiten, die von den Geheimdiensten kontrolliert wurden, diskriminiert und als Nationalisten und Faschisten definiert: „Die Securitate hatte für jede Minderheit eine spezialisierte Abteilung. Für die Deutschen hieß sie ‚Deutsche Nationalisten und Faschisten‘, die ungarische Sektion hieß ‚Ungarische Irredentisten‘, die jüdische ‚Jüdische Nationalisten‘. Allein rumänische Schriftsteller hatten die Ehre, von der Abteilung ‚Kunst und Kultur‘ beobachtet zu werden“.³ Ab 1965 wurde unter der Diktatur Nicola Ceausescus und mit der Einführung der Gesetze zur Verteidigung der „rumänischen Kulturtradition“ die Lage für ethnische Minderheiten noch schwieriger, wie Herta Müller sich erinnert: „der rumänische Staat nannte die ungarische, deutsche, serbische Minderheit, die seit hunderten Jahren und in manchen Gebieten dort lange vor den Rumänen lebten, ‚mitwohnende Nationalitäten‘. Wie alle außer den Rumänen war und blieb auch ich zur deutschen Minderheit gehörend, trotz der dreihundert Jahre seit der Ansiedlung meiner Familie ein in der Heimat der Rumänen geborener Gast“.⁴ Eine Vereinbarung von 1978 zwischen dem deutschen Kanzler Helmut Schmidt und Ceausescu über die Familienzusammenführung bestimmte, dass die Bundesrepublik Deutschland eine jährliche Summe und achttausend Mark für jeden von Rumänien nach Deutschland emigrierten Bürger zahlen sollte: *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt*, im Jahr 1986 veröffentlicht, zeugt von der Korruption der Polizei, der Parteibeamten und dem Handel mit Pässen, was bis zum Mauerfall in Berlin die einzige Möglichkeit war, Rumänien zu verlassen.

Die persönliche und familiäre Biografie von Herta Müller ist eng mit der Geschichte der ethnischen und sprachlichen Minderheit der Deutschen des Banats verbunden. In dem Hörbuch (ohne Manuskriptvorlage) *Die Nacht ist aus Tinte gemacht* erzählt die Schriftstellerin ihre Kindheit in Nitzkydorf,⁵ einem kleinen bedrückenden Dorf des Banats, das sich in den Erinnerungen der Schriftstellerin in den unendlichen Maisfeldern verliert, in den Ländereien, welche den Banater Schwa-

3 Herta Müller: Cristina und ihre Attrappe, oder Was (nicht) in den Akten der Securitate steht. Göttingen: Wallstein 2009.

4 Herta Müller (Anm. 2), S. 182.

5 Herta Müller: *Die Nacht ist aus Tinte gemacht*. Herta Müller erzählt ihre Kindheit im Banat. Konzeption und Regie: Thomas Böhm, Klaus Sande. Erzählerin: Herta Müller. Aufnahmen: Klaus Sander. Schnitt und Mastering: Michael Schlappa. Produktion: supposé 2009.

ben vom sozialistischen Regime enteignet wurden und in denen die Mutter und die anderen Bewohner des Dorfes arbeiteten. Der Vater, der im Zweiten Weltkrieg für Hitler in der Waffen-SS gekämpft hatte, litt an Alkoholismus, und die Mutter, die ab 1945 für fünf Jahre in eines der Arbeitslager in der Sowjetunion deportiert wurde und in einer unglücklichen Ehe gefangen war, musste die Arbeit auf den Feldern und die Hausarbeit auf sich nehmen. Herta Müller verließ ihr Geburtsland, an dem sie in einer ambivalenten Beziehung aus Ablehnung und Sehnsucht nach den eigenen Wurzeln hing, um auf das Gymnasium zu gehen und Germanistik an der Universität von Temeschburg zu studieren. In jenen Jahren trat sie der Aktionsgruppe Banat bei, einem Kreis Intellektueller und deutschsprachiger rumänischer Schriftsteller. Gleichzeitig arbeitete die Schriftstellerin als Lehrerin und Übersetzerin in einem Unternehmen, das ihr kündigte, als sie sich weigerte, mit den Geheimdiensten zu kollaborieren. Da sie von der Securitate kontrolliert und ihr verboten wurde, ihre Bücher zu veröffentlichen, wenn sie diese nicht dem Sieb der Zensur unterwerfen würde, stellte Herta Müller 1985 den Auswanderungsantrag, der ihr erst 1987 genehmigt wurde.

1. Erlebtes und erzähltes Leben

Ein Großteil der Erzählungen der banatischen Schriftstellerin hat autobiografischen Ursprung. Um nur einige Texte zu nennen: *Niederungen* (1984),⁶ eine Sammlung von Erzählungen, in denen aus der Sicht eines Mädchens die verschlossene, erstickende und gewalttätige Welt des Banats beschrieben wird;⁷ der banatschwäbischen Dorfwelt sind *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt* (1986) und *Barfüßiger Februar* (1987) gewidmet, in denen auch der Wunsch nach Flucht aus dem unter Diktatur stehenden Rumänien und die Wartezeit voller Beklemmung auf den Pass, der diese möglich machen sollte, thematisiert werden. *Reisende auf einem Bein* (1989), der erste Prosaband nach der Übersiedlung der Autorin in die Bundesrepublik Deutschland, erzählt von den Schwierigkeiten des Exils und der Integration in einem anderen Land; *Herztier* (1994) ist eine grausame Erzählung über das Leben unter dem diktatorischen Regime Ceausescus, das von den Kontrollen

6 *Niederungen* erschien 1982 in Bukarest in einer zensierten Auflage. Die Originalfassung wurde erst zwei Jahre später (1984) in der BRD veröffentlicht.

7 Vgl. dazu Josef Zierden: Deutsche Frösche. Zur „Diktatur des Dorfes“ bei Herta Müller. In: Text + Kritik VII (2002), S. 30-38.

der Securitate und von freiwilligen oder inszenierten Selbstmorden, um den Staatsmord zu tarnen, von gelungenen Fluchtversuchen und von Fluchtversuchen mit tödlichem Ausgang, vom Wahnsinn und der Schwierigkeit, zwischenmenschliche Beziehungen vertrauensvoll zu leben, gezeichnet ist. Schließlich rekonstruiert *Atemschaukel* (2009) erneut die Geschichte der Deportation der deutschsprachigen Minderheiten in die sowjetischen Arbeitslager aus der Perspektive eines siebzehnjährigen Jungen. Die Beziehung zwischen den autobiografischen Elementen und der literarischen Dimension ist in der Prosa Herta Müllers aber sehr komplex, so dass keiner der zitierten Texte, nicht einmal die, welche eine Erzählung in der erster Person vorsehen, im engen Sinne als autobiografisch definiert werden könnte.⁸ Die einzigen Dokumente, die von Herta Müller ausdrücklich als autobiografisch erklärt werden, sind – abgesehen von den Interviews, in denen sie auf die Fragen der Journalisten antwortet und einigen Erklärungen in den Aufsätzen und Poetikvorlesungen – das Hörbuch *Die Nacht ist aus Tinte gemacht, Herta Müller erzählt ihre Kindheit im Banat* und der sehr kurze Text *Cristina und ihre Attrappe, oder Was (nicht) in den Akten der Securitate steht*, beide von 2009.

Die Beziehung zwischen Biografie, zwischen ‚erlebtem Leben‘ und Fiktion wird von Herta Müller in einem Interview vom Dezember 2009 verdeutlicht:

Jede Literatur ist aus zweiter Hand, jede Fiktion ist aus zweiter Hand. Auch eine Ich-Protagonistin in einem Roman erzählt immer aus zweiter Hand. Das ist eine Konstruktion. Ich glaube, dass die Umwandlung des Gelebten in Sprache die entscheidende Rolle spielt. Wenn Georges-Arthur Goldschmidt von Autofiktionalität spricht, dann ist es ja immer eine Fiktion, die ins Erlebte eingreift und die Erinnerung einfärbt. Ohne Fiktion kann man keine Literatur schreiben. Selbst wenn ich etwas beschreibe, was ich selbst erlebt habe.⁹

Hinsichtlich der literarischen Verwirklichung wird dieser Annäherungsversuch an die Realität in Form einer subjektiven Konstruktion dank einer erzählenden Vorgehensweise möglich, welche die traumähnliche Erzählung nachahmt, die auf dem sehr bekannte Ver-

8 Vgl. dazu Philippe Lejeune: *Le pacte autobiographique*. Paris: Seuil 1975 und Martina Wagner-Egelhaaf: *Autobiographie*. Stuttgart: Metzler 2005.

9 Herta Müller in einem Interview mit Ruthard Stäblein. Zu lesen unter der folgenden Internet-Adresse: www.taz.de. Es handelt sich um Auszüge aus einem Radiogespräch, das erstmals am 9. 10. 2009 in der Sendung „Doppelkopf“ (hr2-Kultur) gesendet wurde.

schiebungs- und Verdichtungsverfahren des unbewussten Inhalts an Bildern, die diesen darstellen, beruht: Auf diese Weise wird das täglich Erlebte über die metaphern- und metonymienreiche Sprache zur Poesie, welche die Prosa der Schriftstellerin charakterisiert. Der Erzählprozess der Schriftstellerin wurde mit Recht mit dem Ausdruck „erfundene Wahrnehmung“ gekennzeichnet, was für die Erinnerungsarbeit, welche Ereignisse des erlebten Lebens in Fiktion umwandelt, steht:

In ihren Poetikvorlesungen hat Herta Müller [...] von ihren Bildschöpfungen als den Produkten einer *erfundenen* Wahrnehmung gesprochen. Beschrieben wird damit von Herta Müller im Hinblick auf die Textproduktion eine Bewegung vom Erlebten (unmittelbar Erfahrenes) ins Erinnerte und vom Erinnerten in Sprache (mittelbare Erfahrung), mit der zugleich die subjektive Wahrnehmung eine Ausweitung ins modellhaft Allgemeine, Vermittelte erfährt.¹⁰

Das erlebte Leben kann in keiner Weise direkt, also ohne Vermittlung, Teil der literarischen Wirklichkeit werden. In diesem Sinne wäre es eine unrechtmäßige Handlung, das erzählende Ich der Romane oder Erzählungen der Schriftstellerin mit dem Ich der Verfasserin gleichzusetzen.¹¹ Diese Analyse, wenn man sie bis zur äußersten Konsequenz durchführt, macht es sogar unmöglich zu glauben, dass man eine Autobiografie im engen Sinne schreiben kann, und dass man nur dann von Autobiografie reden kann, wenn der Text von seinem Autor ausdrücklich in diesem Sinn dargestellt wird. So ist das autobiografische Ich immer eine Fiktion in der Erzählung, sei es sowohl aufgrund der Vermittlung der Zeit und der von der Erinnerung geleisteten Arbeit, die (auch) unbewusst die „Realität der Fakten“ ändern, als auch aufgrund der Vermittlung der Worte, die gleichzeitig die Sache *ist*, sich aber von dieser löst und sie verwandelt, heraufbeschwört, auf Erzählebene umformuliert: „Das Gelebte als Vorgang [...] ist mit Worten nicht kompatibel. Wirklich Geschehenes läßt sich niemals eins zu eins mit Worten fangen. Um es zu beschreiben, muß es auf Worte zugeschnitten und gänzlich neu erfunden werden. Vergrößern, ver-

10 Norbert Otto Eke: Schönheit der Verwund(er)ung. Herta Müllers Weg zum Gedicht. In: Text + Kritik VII (2002), S. 64-79, hier S. 67. Vgl. dazu auch: Norbert Otto Eke: Augen/Blicke oder: Die Wahrnehmung der Welt in den Bildern. Annäherung an Herta Müller (Einleitung). In: N. O. E. (Hg.): Die Erfundene Wahrnehmung. Paderborn: Igel 1991, S. 7-21.

11 Vgl. dazu Ralph Köhnen: Terror und Spiel. Der autofiktionale Impuls in frühen Texten Herta Müllers. In: Text + Kritik VII (2002), S. 18-29.

kleinern, vereinfachen, verkomplizieren, erwähnen, übergangen, eine Taktik, die ihre eigenen Wege und das Gelebte nur noch zum Vorwand hat“.¹²

Der komplexe Vorgang der Umwandlung der erlebten und beschriebenen Realität als solche ist in der literarischen Fiktion durch den Vergleich zwischen der kurzen autobiografischen Erzählung *Cristina und ihre Attrappe oder Was (nicht) in den Akten der Securitate steht* und dem Roman *Herztier*, der in der ersten Person geschrieben wurde, sehr augenfällig. Ich würde sagen, dass sich in diesem Sinne nicht die beschriebenen Ereignisse ändern, sondern die Sprache und die Architektur der ganzen Erzählung: In *Herztier* ist der Blickwinkel des erzählenden Ichs, wenn auch vorrangig, nicht der einzige und die Chronologie der Ereignisse wird auch nicht eingehalten. Unter Anwendung von Collage und Montage, einer Technik, welche die Schriftstellerin später sowohl in der Prosa als auch in den poetischen Werken verfeinern wird, schlängelt sich die Erzählung durch kurze Erzählungssequenzen; die ersten Zeitebenen schneiden sich untereinander, und die einzigen Zäsuren zwischen einer Gegenwart und einer Vergangenheit scheinen der Selbstmord von Lola, das *Alter Ego* des erzählenden Ichs und die Flucht der Hauptfigur nach Deutschland zu sein. Gerade erst in Deutschland wird sie ihre einzige Freundin, Tereza („kindisch aber nicht politisch“¹³, wie sie von einem Dissidenten, der Tereza nie vertraut hatte, definiert wird) verlieren, der sie gegen jede Vernunft Vertrauen und Zuneigung entgegenzubringen versuchte, und die sich dann als Spionin der Securitate herausstellt. Die Figur der Tereza scheint die literarische Inkarnation der rumänischen Dichterin, die im autobiografischeren Text der Schriftstellerin, *Cristina und ihre Attrappe*, genannt wird und gleichzeitig die Unmöglichkeit darstellt, Beziehungen authentisch und nicht durch Misstrauen und Verdacht verfälscht aufrecht zu erhalten:

Eine der bekanntesten rumänischen Autorinnen, die *grande dame* der rumänischen Lyrik, sagt in einem Interview in der Schweiz, sie wolle ihre Akten nicht einsehen, sondern sich weiterhin vorstellen, sie sei von allen Menschen geliebt worden. Fast 80jährig, hat sie die grausigen Stalinjahre, danach die düstere Ceausescu-Zeit erlebt. Mit solch trivialen Aus-

12 Herta Müller: Wenn wir schweigen, werden wir unangenehm – wenn wir reden, werden wir lächerlich. In: H. M.: Der König verneigt sich und tötet (Anm. 2), S. 74-105, hier S. 86.

13 Herta Müller: *Herztier*. Roman. Frankfurt am Main: Fischer 2009, S. 183. Der Roman erschien erstmals 1994 und beschreibt das Leben einer Gruppe von Dissidenten, den Widerstand gegen die Diktatur Ceausescus und die alltägliche Überwachung durch die Securitate.

sagen täuscht sie Naivität vor. In Wahrheit aber weiß sie, daß der Verrat überall herumlief, Beziehungen unterwanderte, vor keinem Gefühl haltmachte. Ja, die Liebe war für ihn ein besonderer Fraß – da sie die größte Nähe zuläßt, ermöglicht sie den größten Verrat: sie vergiftet das Intimste.¹⁴

Die Worte der Schriftstellerin beschreiben genau das, was im Roman *Herztier* nicht nur hinsichtlich der Hauptfigur und der Freundin Tereza, sondern auch zwischen Lola und den Mädchen aus dem Studentenheim und zwischen einem der Freunde des Ich-Erzählers und dessen Freundin, die mit den Geheimdiensten kollaboriert, geschieht. Die konkrete Realität der Gegenstände, welche die Vorstellung und die Sensibilität der Schriftstellerin beeindruckt haben, erhält in der literarischen Dimension symbolischen Wert und strukturiert tief deren Prosa, die von einer „äußersten Reduktion der Sprache“ charakterisiert wird, welche das Werk der Autorin „zwischen zwei Extremen, der irritierend realistischen Beschreibung und der plötzlichen Verschiebung ins Surrealistische“,¹⁵ pendelt.

Eben das *Incipit* des Romans *Herztier* ist wegen seiner Art, in der die Autorin die Erfahrungen und Gedanken, die sie als Kind hatte – also (auto)biografisches Material – in eine neue Dimension und auf einer neuen Ebene, die der literarischen Prosa, umformuliert, besonders bedeutend. *Herztier* beginnt und endet mit dem Bild der Hauptfigur, welche die Gräber der Freunde, auf denen Gras wächst, betrachtet:

Mit den Wörtern im Mund zertreten wir so viel wie mit den Füßen im Gras. Aber auch mit dem Schweigen.

Edgar schwieg.

Ich kann mir heute noch kein Grab vorstellen. Nur einen Gürtel, ein Fenster, eine Nuß und einen Strick. Jeder Tod ist für mich wie ein Sack. [...] Das Gras steht im Kopf. Wenn wir reden, wird es gemäht. Aber auch, wenn wir schweigen. Und das zweite, dritte Gras wächst nach, wie es will.¹⁶

14 Herta Müller: Cristina und ihre Attrappe, oder Was (nicht) in den Akten der Securitate steht. Göttingen: Wallstein 2009, S. 11.

15 Antonella Gargano: Herta Müllers Poetik. In: Studi Germanici 30-31 (1992/93), S. 399-408, hier S. 401.

16 Herta Müller (Anm. 13), S. 7-8.

Das Einführungskapitel gründet jene Beziehungen zwischen Schlüsselwörtern, die in verschiedener Weise durch die Geschichten der Hauptfiguren und den Gesichtspunkt des Ich-Erzählers über den gesamten Roman hinweg wiederholt auftauchen: Opposition, und gleichzeitig die unabdingbare Beziehung, zwischen „Wort“ und „Schweigen“, die Beziehung zwischen „Diktatur“ und „Todesangst“, die Verbindung zwischen „Tod“ und „Grab“, „Gras“, „Friedhof“. Insbesondere ist in der poetischen Vorstellungswelt der Autorin das Bild des Grasses, das sich im Roman meistens in Verbindung mit dem Bild des Todes und der Ruhe wiederholt – auch phonetisch: Grab/Gras – von Bedeutung: „Als der Großvater in die Erde kam, blühten auf dem Grab des Vaters schon die Kaiserkronen“.¹⁷ Aber in den im Hörbuch gesammelten Erinnerungen *Die Nacht ist aus Tinte gemacht* erzählt Herta Müller von der Todesangst, die durch die Vorstellung, dass die Pflanzen und die Vegetation sich von den Leichen der Personen ernähren, die sich ihrerseits, als diese noch lebten, von den Pflanzen ernährten, symbolisiert wird, und drückt eine Vorstellung der gewalttätigen Welt aus, der sich nicht einmal die Naturzyklen entziehen. So stellt die Autorin darüber hinaus die Unmöglichkeit fest, sogar die Weigerung, Trost in der Natur zu finden:

Ich habe auch immer so Angst gehabt vor dem Tod. Ich weiß nicht warum. Ich habe auch verstanden als ganz kleines Kind schon, was der Tod bedeutet. Es musste niemand erklären. Ich wurde dann mitgenommen zu Toten, wenn die waren aufgebahrt [...]. Man musste den Toten also immer anschauen. Ich konnte immer, wenn ich von den Toten kam, viele Tage kein Fleisch essen. Ich weiß nicht, warum ich das immer miteinander in Verbindung gebracht habe: Es war ein Ekel, es war eine Art von Angst, also ich glaube, nur vor den Schlangen habe ich noch so eine unbegründete Angst gehabt. Auch dass die Pflanzen uns fressen ... habe ich auf dem Feld auch den Eindruck gehabt, dass die Pflanzen uns fressen, dass im Grunde genommen jetzt bist du auf dem Feld, du arbeitest und irgendwann bist du auf dem Friedhof ... dann wachsen die auf dir und auf den Gräbern. Und wir essen das jetzt, den Mais und den Weizen, und das Gemüse, die Melonen: und wir essen das jetzt und die ernähren uns, aber die ernähren uns doch nur, weil sie uns später haben wollen und weil sie uns später auch auffressen wollen oder so.¹⁸

17 Ebd., S. 140.

18 Herta Müller (Anm. 5).

Das Instrument, das den Zutritt zur Dimension der Vorstellungswelt ermöglicht, ist die Erinnerung, welche das Errichten des poetischen Universums der Schriftstellerin möglich macht: Das erzählende Ich des Romans *Herztier*, wie auch dessen *Alter Ego* Lola, ist labil und unruhig, entwurzelt und einsam. Gezwungen umherzuschweifen, auch wenn sie gerne innehalten würde, vom Dorf in die Stadt, von den Flussufern zur obersten Etage eines Gebäudes, zwischen Leben und Tod. Über eine Erinnerung, die das Reelle in Vision verklärt, transponiert Herta Müller jede biografische und beschreibende Tatsache (Stadt, Landschaft, Begegnungen, persönliche Gedanken) innerhalb eines Horizonts, der poetisch verklärt und sprachlich vermittelt wird, im Versuch, einem grundlegenden Zustand, der gespalten und labil scheint, Sinn und Einheit zu verleihen, und wieder eine Beziehung mit der Welt, die dagegen hoffnungslos verloren bleibt, aufzunehmen. Dieses geschieht nicht nur in den Romanen, sondern auch in den Erinnerungen ihrer Kindheit, die von einem Gefühl der Einsamkeit und der Verzweiflung, und von einer Kluft zwischen dem Ich und der Welt gekennzeichnet sind:

Und es war immer für mich der Eindruck der Verlorenheit, dass ich verloren gehen und dass man mich nicht findet. Im Tal war ich mit diesen Kühen allein und dann habe ich natürlich auch wieder diesen Eindruck gehabt, das Tal kommt mit sich zu recht, die Pflanzen sind Pflanzen und kommen mit sich zurecht, die Kühe sind Kühe und haben mit sich selbst genug. Ich war zwischen diesen Dingen etwas was dort nicht hingehörte [...]. Und ich habe mit den Pflanzen noch immer gesprochen und ich habe immer gedacht: ja, wenn ich die anspreche, dann vielleicht akzeptieren sie mich¹⁹.

2. Sprache und erzähltes Leben

Jede Sprache ändert den Blick auf die Welt. Jede Sprache betrachtet die Welt mit eigenen Augen. Ich würde gerne an einem Beispiel erklären, wie die persönliche Überlegung der Schriftstellerin, die fester Bestandteil ihrer biografischen Erlebnisse und ihres intellektuellen Reifeprozesses ist, Teil der erzählten Fiktion über das Bild des Windes wird. Im bereits zitierten Auszug, in dem Herta Müller über der Funktion der Literatur als Zeugnis verweilt, liest man:

19 Ebd.

Im Dialekt des Dorfes sagte man: Der Wind GEHT. Im Hochdeutschen, das man in der Schule sprach, sagte man: Der Wind WEHT. Und das klang für mich als Siebenjährige, als würde er sich weh tun. Und im Rumänischen sagte man: Der Wind SCHLÄGT, *rintul bate*. Das Geräusch der Bewegung hörte man gleich, wenn man SCHLÄGT sagte, und da tat der Wind nicht sich, sondern anderen weh. So unterschiedlich wie das Wehen ist auch das Aufhören des Windes. Auf Deutsch heißt es: Der Wind hat sich GELEGT – das ist flach und waagrecht. Auf Rumänisch heißt es aber: Der Wind ist STEHEN GEBLIEBEN, *rintul a stat*. Das ist steil und senkrecht.²⁰

In *Herztier* kehrt, auf der Ebene der erzählten Fiktion und *als Dichtung*, das Bild, oder besser die Vorstellung vom Wind und von den Gestalten, in denen unterschiedliche Sprachen sein Wehen und sein Stillstehen zum Ausdruck bringen, zurück. In der literarischen Dimension wird die philosophisch-sprachliche Dimension, die durch die Mehrsprachigkeit der Schriftstellerin entsteht, kreativer Anstoß, erhält einen symbolischen Wert und eröffnet einen Sinneshorizont, der auch je nach Zusammenhang, in den er sich einfügt, variieren kann. So sehen wir also, wie sich die theoretische Überlegung der Schriftstellerin, die im vorherigen Abschnitt zitiert wurde, als poetisch-literarischer Ausdruck darstellt:

Gestern abend schlug der Wind
Mich dem Liebsten in den Arm
Wenn er mehr geschlagen hätte
Wär im Arm ich abgebrochen
So ein Glück *der Wind blieb stehen*.
Jemand sang ein rumänisches Lied. Ich sah durch den Abend im Lied
[...]. Ich hörte, wie der *Wind stehen blieb* in diesem Lied [...].
Eine Großmutter deckt das Kind zu. Schlaf schnell, sagte sie, wenn alle
schlafen, dann *legt sich der Wind* in den Bäumen.
Der Wind konnte nicht stehen. Er hat sich immer gelegt, in dieser Kinder-
bettsprache.²¹

Die Überlegungen der Schriftstellerin zur Mehrsprachigkeit und zur Macht der Worte, die nicht mehr nur für Dinge stehen, sondern die

20 Herta Müller: Wenn wir schweigen, werden wir unangenehm – wenn wir reden, werden wir lächerlich. Kann Literatur Zeugnis ablegen? In: Text + Kritik VII (2002), S. 6-17, hier S. 11.

21 Herta Müller (Anm. 13), S. 34f. (Hervorhebung von mir).

Dinge selbst *werden*, weshalb jede Sprache irgendwie die Welt betrachtet, die zu ihr gehört und die sie selbst errichtet, erfolgen sowohl auf poetologischer Ebene als auch auf Ebene der erzählten Fiktion. Sowohl die literarische Vermittlung zwischen der Welt der Gegenstände/der Erlebnisse und jener der Worte, als auch die Bedingungen, in denen sich jene befinden, die mehrere Sprachen sprechen, verursachen das Loslösen der Worte von den Gegenständen, die sie definieren und darstellen. Auf diese Weise wird das Wort, das nicht mehr dem Gegenstand anhaftet, Metapher, Symbol: Es verallgemeinert sich und geht über die Vorstellung der Universalität, welche die Erfahrung des einzelnen Individuums übersteigt, hinaus. Überlegungen Herta Müllers zur Sprache gehen weiter, *ex negativo*, angefangen bei jener *Dorfsprache*, dem deutschen Dialekt des Schwäbischen Banats, wo Worte und Gegenstände perfekt aneinanderhaften, wo die Schriftstellerin als Kind nicht diese Kluft zwischen der Welt und ihrer Darstellung über die Sprache empfand:

In der Dorfsprache – so schien es mir als Kind – lagen bei allen Leuten um mich herum die Worte direkt auf den Dingen, die sie bezeichneten. Die Dinge hießen genauso wie sie waren, und sie waren genauso wie sie hießen. Ein für immer geschlossenes Einverständnis. Es gab für die meisten Leute keine Lücken, durch die man zwischen Wort und Gegenstand hindurch schauen und ins Nichts starren mußte, als rutsche man aus seiner Haut ins Leere.²²

Die Kluft zwischen Wort und Gegenstand, zwischen der Welt und ihrer symbolischen Darstellung durch die Sprache, ist für die Literatur und die zeitgenössische philosophische Betrachtung, die sich im Werk Herta Müllers *auch* mit politischen Bedeutungen auflädt, ein wichtiges Thema. Die nicht erfolgte Überwindung dieser Kluft zwischen Welt und Sprache kann zum Schweigen, zur weißen Seite, führen. Oder zum Bewusstsein über die Unmöglichkeit, das (Selbst)erlebte auf nicht vermittelte Weise, so wie es ist oder geschehen ist, mitzuteilen.

22 Herta Müller (Anm. 20), S. 6-17, hier S. 6.

3. Heimat, Sprache und (politische) Identität

Den Weg des freiwilligen Exils zu wählen, wie im Falle einer Schriftstellerin wie Herta Müller, bedeutet nicht den Verzicht auf die eigene Muttersprache, sondern auf das eigene Geburtsland, Rumänien. In *Herztier* führt die Ablehnung des eigenen Landes, der eigenen Heimat, oft in den Tod: Das ist bei Georg der Fall, der in Frankfurt Selbstmord begeht, oder auch bei Kurt, der sich umbringt, bevor er sich gezwungen sieht, wie seine Freunde wegzugehen. Schließlich gibt es jemanden, wie das erzählende Ich, das im Schreiben Zuflucht findet; Schreiben, das demnach, fast in Erinnerung und zu Ehren der Opfer, *auch* Politik, engagiert, sein wird, ein bewusstes Schreiben über die eigenen ethischen Anliegen, die seit vielleicht zwei oder drei Jahrzehnten von der Literatur der westlichen Demokratien als „altmodisch“ und Gegenstand der Überlegungen anderer Disziplinen erachtet wurden.

Eben diese Verbindung zwischen Schreiben und Biografie und zwischen Biografie und historisch-politischer Geschichte ist ein grundlegendes Element in der Prosa Herta Müllers, das von der Schriftstellerin selbst geltend gemacht wird, wenn sie in *Cristina und ihre Attrappe* den Prosaband *Niederungen* als den Hauptgrund angibt, weswegen die Securitate sie der Kontrolle unterzog.

Plötzlich fand sich auch meine Akte unter dem Namen CRISTINA. Drei Bände, 914 Seiten. Am 8. März 1983 soll sie angelegt worden sein – sie enthält jedoch auch Dokumente aus Jahren davor. Grund für die Eröffnung der Akte: ‚Tendenziöse Verzerrungen der Realitäten im Land, insbesondere im dörflichen Milieu‘ in meinem Buch ‚Niederungen‘. ‚Textanalysen‘ von Spitzeln untermauern das. Und ich gehöre zu einem ‚Zirkel deutschsprachiger Dichter‘, der bekannt ist für seine feindseligen Arbeiten.²³

Ebenso bedeutend ist die Beziehung der Schriftstellerin zur Sprache und zu deren Kontrolle durch die politische Macht: Es handelt sich auch in diesem Fall um die Zensur einiger Worte in *Niederungen* im Moment der ersten Veröffentlichung in Rumänien: „Alle Diktaturen, die rechten wie die linken, die atheistischen wie die göttlichen, [nehmen] die Sprache in ihren Dienst. In meinem ersten Buch über eine Kindheit im banatschwäbischen Dorf zensierte der rumänische Verlag neben all dem anderen sogar das Wort *Koffer*. Es war zum Reizwort ge-

23 Herta Müller (Anm. 14), S. 14f.

worden, weil die Auswanderung der deutschen Minderheit tabuisiert werden sollte“.²⁴

Andererseits wurden die ethischen und politischen Anliegen der Schriften Herta Müllers, die man bei der Beurteilung ihrer Poesie nicht vernachlässigen darf, bereits von der Kritik anerkannt; stellvertretend sei die Behauptung Friedmar Apels genannt, wenn er schreibt, dass das Werk Herta Müllers „eine Provokation für eine Literaturwissenschaft und Kritik [darstelle], die es sich ästhetizistisch bequem gemacht hat und mit dem Erleben der Wirklichkeit nicht direkt behelligt werden mochte [...]. Für Herta Müller gibt es keine Poesie, die nicht über den ‚Blick‘, über die Wahrnehmung der Welt in die Sprache kommt“.²⁵

In diesem Sinne hat das Werk Herta Müllers, wie auch das anderer Landsleute der Schriftstellerin, die gezwungen waren, unter der Diktatur Ceaucescus aus Rumänien zu emigrieren,²⁶ einen stark politischen Charakter und das macht für die Literatur eine vorrangige Rolle in der politischen Diskussion geltend. Das ist auch in den Interviews und öffentlichen Auftritten der Schriftstellerin offensichtlich, in denen Herta Müller mit der ihr eigenen Bestimmtheit und Entschiedenheit auch die deutsche Geschichte kommentiert, und insbesondere jene, die mit dem Prozess der Wiedervereinigung in Verbindung steht:

Je mehr Augen ich für Deutschland habe, um so mehr verknüpft dich das Jetzige mit der Vergangenheit [...]. Von Rumänien bin ich längst losgekommen. Aber nicht losgekommen von der gesteuerten Verwahrlosung der Menschen in der Diktatur, von ihren Hinterlassenschaften aller Art, die alle naselang aufblitzen. Auch wenn die Ostdeutschen dazu nichts mehr sagen und die Westdeutschen darüber nichts mehr hören wollen, lässt mich dieses Thema nicht in Ruhe. Ich muß mich im Schreiben dort aufhalten, wo ich innerlich am meisten verletzt bin, sonst müßte ich doch gar nicht schreiben.²⁷

24 Herta Müller: Heimat ist das was gesprochen wird. Merzig: Gollenstein 2009, S. 27. Es handelt sich um eine Rede an die Abiturienten des Jahrgangs 2001 in Saarland. Die erste Auflage erschien im Jahr 2001.

25 Friedmar Apel: Wahrheit und Eigensinn. Herta Müllers Poetik der einen Welt. In: Text + Kritik VII (2002), S. 39-48, hier S. 41 (Hervorhebung von mir).

26 Dazu vgl. auch: Petra Meurer: Rasende Flaneure. Kulturelle Identität und Gender in den Texten Richard Wagners und anderer rumäniendeutscher Autoren. In: Text + Kritik IX (2006), S. 186-195 und insbesondere Seite 186, wo zu lesen ist, dass diese deutschsprachigen Autoren aus der Volksrepublik Rumänien „nach einer Literatur der Innerlichkeit an die emanzipatorischen Ideen der 1960er Jahre anknüpfen. Sie schreiben engagierte Literatur, treten politisch orientiert auf und warten zudem mit einem enormen Sprachbewusstsein auf, das an ‚Sklavensprache‘ und Zweisprachigkeit, an Celan und an der ‚Wiener Gruppe‘ geschult ist.“

27 Herta Müller (Anm. 2), S. 185.

Auf poetologischer und literarischer Ebene reiht sich Herta Müller mit jenen hyperrealistischen, traumähnlichen und gleichzeitig trockenen und ernsten Schriften unter die großen deutschsprachigen Schriftsteller Mitteleuropas ein. Der Zugehörigkeitssinn zur Österreichisch-Ungarischen Monarchie ist sowohl in der Erzählung Herta Müllers über die eigene Kindheit als auch in der fiktiven Erzählung gegenwärtig: Im Hörbuch erinnert sich die Schriftstellerin, dass die Großeltern nur ungarisch und deutsch sprachen und ein Medaillon mit der Jungfrau Maria und dem Kaiser Franz Joseph verwahrten; in *Herztier* wird die Erinnerung an die Kaiserzeit durch die Figur von Margit, einer ungarischen Frau, mit der die Hauptfigur deutsch spricht und die nicht in ihr Pest zurückkehren kann, und durch die Schneiderin repräsentiert, welche die eigene Herkunft versteckt gehalten hatte und nach Ungarn fliehen kann, weshalb sie die eigenen Kinder verlassen muss. Dass die Beschreibung der Autorin der Dorfrealität im Hörbuch der Beschreibung anderer Autoren mitteleuropäischen und insbesondere österreichischen Ursprungs so nahe kommt, ist kein Zufall: Ich denke, um nur einige Beispiele zu nennen, an Autoren wie Thomas Bernhard, Robert Schneider, Peter Handke und Christoph Ransmayr. Von Salzburg bis zum Banat verzeichnet die deutschsprachige literarische Produktion ein wahrhaftes Umkippen des Mythos des Dorfes als Ort der Idylle, in dem eine wohlwollende Natur und der arbeitsame Mensch magisch zusammenleben. Zumindest angefangen bei der, auch autobiografischen, Prosa von Thomas Bernhard wird die „positive“ Mythologie des Dorfes abgebaut und das Dorf wird zum Ort, in dem sich eine degenerierte und vom brutalen Instinkt – in dem sich Eros und Gewalt miteinander vermengen – angetriebene Menschheit vor dem Hintergrund einer rauen und beunruhigenden Landschaft bewegt. In einem Interview in der *Süddeutschen Zeitung* betont Christoph Ransmayr, wie später auch Herta Müller, diese negative Dimension des eigenen Dorfes, und bezieht sich dabei auf seine Kindheitserinnerungen:

Erst in Wien habe ich gemerkt, in welcher Nachbarschaft ich auf dem Dorf gelebt habe. Das Leben dort war zum Teil schon von einer unglaublichen Brutalität. Die Leute haben zum Teil eine große Grausamkeit und Härte im Umgang untereinander. Über die Gemeinschaft der Menschen hat man relativ wenig Illusionen, wenn man aus einem Dorf kommt.²⁸

28 Sven Siedenber: Vom langsamen Finden der Worte. Vor der Ehrung in München: Ein Besuch bei dem österreichischen Schriftsteller Christoph Ransmayr. *Süddeutsche Zeitung* vom 4.6.1992.

Auf sehr ähnliche Weise ruft sich Herta Müller die Bilder ihres Heimatdorfes ins Gedächtnis, die von Gewalt und Brutalität und von der Erinnerung an die unendlichen Maisfelder, in denen die Bewohner des Dorfes verurteilt und resigniert zu leben scheinen, gezeichnet sind:

Ich [...] habe immer gedacht, hier ist nicht der richtige Ort und ich habe mich gewundert, dass meine Eltern und all diese Leute auf dem Feld [...] zur Verfügung stehen, dass sie sich so von [diesen Pflanzen in diesen Feldern] das Leben fressen lassen. Ich habe immer gedacht im Maisfeld wird man alt und es war auch weil die Felder so groß waren ... Diese sozialistischen Felder haben kaum einen Rand also man konnte tagelange im gleichen Feld Mais [...] hacken. Und da habe immer gedacht: „wenn man herauskommt, ist man alt“. Und wenn ich im Feld mit meiner Mutter arbeiten musste [...] war [ich] immer überzeugt, dass ich das nicht aushalte, dass ich es nicht schaffe [...]. Ich habe ganz selten gebetet, aber in der Nacht habe ich manchmal ein bisschen gebetet, weil ich dachte vielleicht hilft es, vielleicht regnet es, so dass man morgens nicht herausgehen kann auf dieses verfluchte Feld.²⁹

Wie in den Werken der zitierten Schriftsteller scheint das Dorf Herta Müllers fast seine historische und geografische Gegenständlichkeit zu verlieren, um ein symbolischer Ort und ein existenzieller Zustand zu werden. Dieser Übergang vom Realen zur Vorstellungswelt beeinflusst die Schriftwerke, die sich durch eine stark träumerische Komponente und eine fantasierende, manchmal geblendete Prosa auszeichnen.³⁰ Aber jenseits der gemeinsamen Eigenschaften, die sicher die Prosa Herta Müllers mit der anderer Schriftsteller Mitteleuropas verbindet und auf die ich an dieser Stelle nicht näher eingehen kann, ist in den Texten der Schriftstellerin oft eine Komponente gegenwärtig, die ich als „engagiert“ – und demnach mit der politisch-sozialen Realität ihrer Epoche verbunden – definiert habe, die in der literarischen Prosa der oben genannten Autoren oft fehlt oder nicht im Vordergrund steht. In diesem Sinne ist die autobiografische Komponente im Werk Herta Müllers so bedeutend, dass sie nicht vernachlässigt werden darf, auch wenn die Schriftstellerin (noch) keine Autobiografie im engen Sinn des Begriffs verfasst hat. Die Lebensbedingungen der Schriftstellerin sind das Fundament ihres Schriftwerks und bestimmen dessen Formen

29 Anm. 5.

30 Dazu vgl. Bettina Brandt: Schnitt durchs Auge. Surrealistische Bilder bei Yoko Tawada, Emine Sevgi Özdamar und Herta Müller. In: Text+Kritik IX (2006), S. 74-83.

und Themen: Das Hauptthema der Beziehung zwischen Wort (Poesie) und Schweigen hat seinen Ursprung nicht in einer philosophisch-existentialen Überlegung, sondern in der Dringlichkeit einer historisch-politisch konkreten Voraussetzung, die von der Zensur, von der Pflicht zum Schweigen und zur Zustimmung gegenüber der Parteiführung geprägt ist, eine Voraussetzung, die Herta Müller zwang, 1987 in die Bundesrepublik Deutschland zu emigrieren.

Wenn aber paradoxerweise das Regime zum Schweigen zwingt, was in Extremfällen nicht nur mit der Auslöschung des poetischen Wortes, sondern auch mit dem Tod der Person übereinstimmt, dann ist es auch wahr, dass das Regime zum Schreiben, zum Schreiben von Poesien zwingt, indem man sich die Ausdrucksweise des Andersdenkens zu eigen macht. In *Herztier* tauschen die Dissidenten Informationen aus und organisieren die innere Resistenz über Worte, geheime Worte, deren Bedeutung nun fast vollständig vom Gegenstand losgelöst ist und unter einem anderen Sinn nur innerhalb der kleinen Gruppe von Freunden erkennbar ist. Die Geheimdienste, da sie den „neuen“ Sprachcode entschlüsseln konnten, oder es ihnen zumindest gelang zu erahnen, dass die von den Protagonisten und deren Freunden ausgetauschten Worte einen anderen Sinn als den der gewöhnlichen Sprache erworben haben, entleeren die Bedeutung, denn sie verwenden dieselbe Techniken, um Informationen zu manipulieren, zu bedrohen und Angst einzufloßen.

Auf einer Seite des trockenen und pathosfreien Textes mit kurzen, fragmentierten Sätzen, einer einfachen, parataktischen Syntax, die geeignet ist, Licht in die Grausamkeit der Dialoge zu bringen, beschreibt das erzählende Ich ein Verhör, in welchem der Beamte der Securitate eine Poesie, die unter den Dissidenten als Volksdichtung kreist, zu seinem eigenen Vorteil verwendet. Der „Kampf“ zwischen dem erzählenden Ich und dem Beamten des Geheimdienstes, Hauptmann Pjele, erfolgt auf vollkommen verbaler Ebene:

Auf dem Tisch lag ein Blatt. Der Hauptmann Pjele sagte: Lesen. Auf dem Blatt stand das Gedicht.

Laut lesen, damit wir uns beide vergnügen, sagte der Hauptmann Pjele.

Ich las laut:

Jeder hatte einen Freund in jedem Stückchen Wolke

so ist das halt mit Freunden wo die Welt voll

Schrecken ist

auch meine Mutter sagte das ist ganz normal

Freunde kommen nicht in Frage
denk an seriösere Dinge
Der Hauptmann Pjele fragte: Wer hat das geschrieben. Ich sagte: Niemand, es ist ein Volkslied.
Dann ist es Volkseigentum, sagte der Hauptmann Pjele, also darf das Volk weiterdichten, Ja,
sagte ich. Dann dichte mal, sagte der Hauptmann Pjele. Ich kann nicht dichten, sagte ich. Aber
ich, sagte der Hauptmann Pjele. Ich dichte und du schreibst, was ich dichte, damit wir uns beide
vergnügen.
Ich hatte drei Freunde in jedem Stückchen Wolke
so ist das halt mit Huren wo die Welt voll Wolken ist
auch meine Mutter sagte das ist ganz normal
drei Freunde kommen nicht in Frage
denk an seriösere Dinge.
Ich mußte singen, was Hauptmann Pjele gedichtet hatte.³¹

Ohne die Notwendigkeit einer direkten Konfrontation zwischen dem Beamten und der Dissidentin gestaltete der Mann des Geheimdienstes Pjele die Poesie so um, dass er der Hauptfigur zu verstehen gab, dass sie gemeinsam mit ihren drei Freunden Georg, Kurt und Edgar entlarvt worden war. Auch das in einem einzigen Vers der Originalfassung isolierte Wort „Schrecken“, eine klare Bezugnahme auf das Diktaturregime, war eliminiert und durch weniger unheilvolle „Wolken“ ersetzt worden. Von einem Schreckensgedicht zum Naturgedicht. Gleichzeitig beinhaltet die neue Version des Gedichtes eine Beleidigung, die das erzählende Ich, auf das sich der Begriff „Hure“ bezieht, der die „Freude“ im zweiten Vers ersetzt, beleidigen und ihm Angst einflößen soll.

Die Erzählung über einen Staatsapparat, der, in der Person seiner Beamten, einerseits zum Schweigen zwingt, andererseits zum Weiterdichten, macht das Diktaturregime, jede Art Diktaturregime, lächerlich, und enthüllt gleichzeitig dessen wahnsinnige und irrsinnige Räderwerke. Innerhalb der Staatsmaschinerie verliert jeder seine eigene Menschlichkeit: Der Dissident, dessen einziger Fluchtweg der Selbstmord zu sein scheint, aber auch der Beamte, der Parteimensch, der sich mit allen anderen vermischt, in allem und für alles austauschbar ist, genau wie das Räderwerk einer Maschine, sogar mit seinem

31 Herta Müller (Anm. 14), S. 104-105.

Hund, von dem er sich noch nicht einmal im Namen unterscheidet: „Der Hauptmann Pjele, der so heißt wie sein Hund“. ³²

Die Lebenserfahrung Herta Müllers, sowohl in der autobiografischen Erzählung des Hörbuchs als auch im in erster Person geschriebenen Roman *Herztier*, identifiziert unterschiedliche Arten und Formen, mit denen man unter einer Diktatur (über)leben kann: Die Dissidenz, die der kürzeste Weg zum Tod scheint; die totale Anpassung, welche die Parteibeamten kennzeichnet, und die Anpassung der Masse, die einfach versucht, das Regime zu überleben (die Studentinnen des Studentenheims, in dem Lola sich umgebracht hat; die Arbeiter des Schlachthauses, die das Blut der geschlachteten Tiere trinken und, wegen des Hungers, Teile von diesen stehlen, sobald sie der Kontrolle des Vorgesetzten entgehen können; schließlich Tereza, kindlich, fast ohne eigenen Willen, fast ahnungsloses Räderwerk des Regimes); der Wahnsinn, dem das erzählende Ich auf den Straßen der Stadt begegnet:

Ich kannte die Zwergin auf dem Trajanplatz. Sie hatte mehr Kopfhaut als Haar, sie war taubstumm und [...] aß den Abfall des Gemüseladens. Jedes Jahr wurde sie schwanger von Lolas Männern, die um Mitternacht aus der Spätschicht kamen. Der Platz war dunkel. Die Zwergin konnte nicht rechtzeitig weglaufen, weil sie nicht hörte, wenn jemand kam. Und sie konnte nicht schreien.

Um den Bahnhof strich der Philosoph. Er verwechselte die Telefonmasten und Baustämme mit Menschen. Er erzählte dem Eisen und Holz von Kant und dem Kosmos der fressenden Schafe [...].

Vor dem Marktplatz saß die Alte mit dem Hut aus Stecknadeln und Zeitungspapier [...]. In einem Sack waren gefaltete Zeitungen. Die Alte machte sich jeden Tag einen neuen Hut. In einem anderen Sack waren die getragenen Hüte.

Nur die Irrgewordenen hätten in der Großen Aula nicht mehr die Hand gehoben. *Sie hatten die Angst vertauscht mit dem Wahn.* ³³

Die Stadt scheint sich von der blinden und absoluten Gewalt des Dorfes, sogar von der wahnsinnigen Menschheit nicht zu unterscheiden. „Ich habe Leute gesehen, die irr geworden sind“, behauptet die Schriftstellerin im Hörbuch. Aber ihre Entschiedenheit, sich nicht der Idee des Selbstmordes oder dem Wahnsinn als Reaktion auf den Zustand

³² Ebd., S. 87.

³³ Ebd., S. 48f. (Hervorhebung von mir).

der Entmenschlichung, in der sie lebte, hinzugeben, wird sowohl in der autobiografischen Erzählung des Hörbuchs als auch in der Romanerzählung deutlich: „Nur verrückt werden konnte ich nicht. Ich war noch bei Trost“. ³⁴ Wieder einmal stimmen das persönlich Erlebte und die fiktive Erzählung in der Prosa Herta Müllers überein.

Wenn es wahr ist, dass sich die Überlegungen zur Sprache und zum persönlich Erlebten im Werk der Schriftstellerin von der politischen Dimension der Literatur nicht trennen lassen, dann ist es genauso wahr, dass diese Todesangst, ein wesentliches und konstantes Element der Prosa Herta Müllers, immer wieder Ausdruck nicht nur eines konkret erlebten Gesichtspunktes eines intellektuellen Dissidenten, sondern auch eine Daseinsbedingung ist, die ihren Ursprung in den Kindheitserinnerungen der Schriftstellerin hat und ihre beste Metapher in jener Vegetation und in jenen Pflanzen findet, die in der Einsamkeit der unendlichen Maisfelder der Heimat der Autorin fressen und gefressen werden.

34 Ebd., S. 49.

Sprachbiographien: empirisch und literarisch

1. Was sind Sprachbiographien?

Dass man eine andere Sprache als die Muttersprache erlernt, gehört für viele Menschen heute einfach ‚dazu‘. Auch das Erlernen einer zweiten oder gar dritten Fremdsprache soll in einer globalisierten Welt für immer mehr Menschen nichts Besonderes mehr sein.¹ Doch noch immer zeigt sich das Bild anders, wenn man aufgrund der Lebensführung, etwa des Berufs, mehrere Sprachen gleichzeitig spricht oder in einer familiären Situation lebt, in der innerhalb des Familienverbands zwei- oder mehrsprachig kommuniziert wird. In diesen Situationen entwickeln sich komplexe Strategien beim Spracherwerb und -gebrauch, die in den letzten Jahren, ausgehend von Studien der Angewandten Linguistik und Linguistischen Anthropologie,² subjektive Daten seitens mehrsprachiger Personen in ihrem gesellschaftlichen Umfeld zu erfassen suchen. Dabei wird auf Erfahrungen und Ansätze zurückgegriffen, die sich bei der Untersuchung des Themenkreises ‚Sprachbiographien‘ – auch im Rahmen der ‚oral history‘ – in verschiedenen Gebieten als besonders aufschlussreich erwiesen haben.³ Neben anderen werden dort Fragen zum Erwerb der Muttersprache als auch der Fremdsprache(n), deren Verarbeitung sowie Erleben aufgeworfen: Welche Sprachen und Dialekte wurden im Elternhaus gesprochen, welche konnte man in der Umgebung hören, mit welchen Sprachen kamen Sie in der frühen Kindheit in Kontakt, in der Schule,

1 Die Sprachenpolitik der europäischen Union hat es sich als Ziel gesetzt, dass EuropäerInnen außer der Muttersprache zwei weitere europäische Sprachen sprechen (Forderung nach Dreisprachigkeit, vgl. Inez De Florio-Hansen/Adelheid Hu: Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen. Tübingen: Stauffenburg 2007). Die Politik einzelner Mitgliedstaaten geht oft hingegen in die Richtung ‚English only‘ und noch 2007 können wir bei De Florio-Hansen/Hu lesen: „Als noch utopisch kennzeichnen wir die Vorstellung, möglichst viele Menschen in die Lage zu versetzen, anwendungsbezogene Kenntnisse in mindestens zwei Fremdsprachen zu erwerben“ (S. X).

2 Vgl. Alessandro Duranti: *Linguistic Anthropology*. Cambridge: University Press 1997.

3 Vgl. dazu die unterschiedlichen Korpora und Studien zum Thema, wie Anne Betten: *Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel*. Teil I: Transkripte und Tondokumente. Tübingen: Niemeyer 1995 (= Phonai; Bd. 42); Rita Franceschini/Johanna Miecznikowski: *Leben mit mehreren Sprachen*. Bern u.a.: Lang 2004; Iwar Werlen: *Sprachbiographien – Wie italienische Migrantinnen und Migranten der zweiten Generation in der deutschen Schweiz ihr Sprachleben sehen*. In: Kerstin Adamzik/Eva Roos (Hg.): *Biografie linguistique, biographies langagières, biografías lingüísticas, Sprachbiografien*. Bulletin vals-asla 76. Neuchâtel: Institut de linguistique de l'Université de Neuchâtel, S. 55-77.

im Freundeskreis, im Beruf? Welche Sprachen und Dialekte haben Sie später gelernt, welche hören Sie in der Umgebung, mit welchen Sprachen kommen Sie in der Familie, im Freundeskreis, im Beruf in Kontakt?

Der Spracherwerb wird in Sprachbiographien als Teil der Lebensgeschichte verstanden, d.h. man betrachtet die dynamische Entwicklung der Mehrsprachigkeit einer Person. Neben den objektiven Daten zum Sprachgebrauch enthalten Sprachbiographien deshalb Erzählungen zum natürlichen Erwerb und Erlernen von Sprachen, darüber hinaus geben sie Einblick in die Entwicklung von subjektiven Theorien zum Thema Mehrsprachigkeit.

Wie jeder Sprachgebrauch hat auch Mehrsprachigkeit strukturelle und prozessuale Aspekte. Bei Sprachbiographien werden die prozessualen Aspekte des Sprachverhaltens hervorgehoben. Die Lebensgeschichte wird gleichsam aus der Sicht der Sprache geschrieben. In der Forschung bezieht man sich hier auf das Konzept der narrativen Identität, wie es von Paul Ricoeur⁴ und in der Folge von Jerome Bruner⁵ und auf der Ebene der Angewandten Linguistik von Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann⁶ weiterentwickelt wurde. Der Zusammenhang von Sprache und Identitätskonstruktion wird dort besonders deutlich:

Our own existence cannot be separated from the account we can give of ourselves. It is in telling our own stories that we give ourselves an identity. We recognize ourselves in the stories that we tell about ourselves. It makes very little difference whether these stories are true or false, fiction as well as verifiable history provides us with an identity.⁷

Bei Sprachbiographien entsteht im Gegensatz zu quantitativ ausgerichteten Untersuchungen zur Mehrsprachigkeit, die sich auf bestimmte Variablen konzentrieren, nicht nur eine synchrone Perspektive, sondern auch eine diachrone, in der Themen wie der Übergang von Stabilität zu Veränderung, von Einheit zu Pluralität, deutlich werden. Die Auseinandersetzung mit der anderen Kultur wird als Spracharbeit verstanden, als die sprachliche Möglichkeit, Erfahrungen zu struktu-

4 Vgl. Paul Ricoeur: Die erzählte Zeit (Zeit und Erzählung III). München: Fink 1991.

5 Vgl. Jerome S. Bruner: In Search of Mind. Essays in Autobiography. New York: Harper & Row 1983.

6 Vgl. Gabriele Lucius-Hoene/Arnulf Deppermann: Rekonstruktion narrativer Identität. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2004.

7 Anthony Paul Kerby: Narrative and the Self. Bloomington-Indianapolis: Indiana University Press 1991, S. 113.

rieren und zu deuten (ihr dialogisch Sinn zu verleihen).⁸ Genau diese Art von narrativen Interviews mit Fokus auf Sprache entsprechen dem engen Begriff von Sprachbiographien, während die weitere Definition von Sprachbiographien jede Ausdrucksform umfasst, die sich gezielt mit dem Thema Sprache und Biographie beschäftigt, wie es auch in vielen introspektiven Datenerhebungen der Fall ist, z.B. in Lerntagebüchern bei Auslandsaufenthalten. Dadurch ist inzwischen auch eine methodische Vielfalt entstanden, die das Potential dieser noch relativ neuen Forschungsperspektive zeigt.⁹

Auch in einer breiteren Öffentlichkeit können Sprachbiographien eine Rolle spielen. Dies zeigt das vermehrte Interesse am Thema Migration und Mehrsprachigkeit in den Medien. Mehr Aufmerksamkeit für das Thema und soziale Anerkennung der Mehrsprachigkeit in den europäischen Gesellschaften, die nach wie vor einen monolingualen Habitus zeigen,¹⁰ könnte dadurch hervorgerufen werden. Diese Formen der Anerkennung sind notwendig, da mehrsprachige Menschen in den bisherigen Institutionen (etwa in der Schule) keine besondere Anerkennung oder Förderung erhalten, zumal in problematischen Phasen, die die Anpassung oder Veränderung der Identität betreffen.¹¹

Für zwei- oder mehrsprachige Menschen führt die subjektive Erfahrung unterschiedlicher kultureller Wissensformationen und eines spezifischen kulturellen Gedächtnisses zu einem ständigen Prozess der Verortung, in dem Akte des Abwägens, Vergleichens, Verwerfens, Tolerierens, Erstaunens und Neuentdeckens, kurz: des Relativierens an der Tagesordnung sind.¹²

Dass mehrsprachige Menschen damit intensiv beschäftigt sind, zeigt auch die Tatsache, dass es sehr viele literarische Publikationen zu diesem Themenkomplex gibt. Ein besonders bekannter Titel ist die Autobiographie von Eva Hoffman: *Lost in translation* (1989), die in

8 Vgl. Adelheid Hu: Mehrsprachigkeit, Identitäts- und Kulturtheorie: Tendenzen der Konvergenz. In: De Florio-Hansen/Hu (Anm. 1), S. 2-23. „Eine Konsequenz aus der Reflexivität und Diskursivität des Kulturverständnisses besteht darin, dass nicht mehr der Akzent auf kollektivem Konsens liegt. Jetzt stehen vielmehr Differenzen, Widerstreit, Synkretismus, Hybridität sowie idiosynkratische Deutungsmuster und Verarbeitungen im Mittelpunkt“ (S. 8).

9 Vgl. dazu Franceschini/Miecznikowski (Anm. 3).

10 Vgl. Ingrid Gogolin: „Das ist doch kein gutes Deutsch“ – Über Vorstellungen von ‚guter‘ Sprache und ihren Einfluss auf Mehrsprachigkeit. In: De Florio-Hansen/Hu (Anm. 1), S. 59-71.

11 S. De Florio-Hansen/Hu (Anm. 1): „Identitäts- und Sprachverlust, Rekonstruktion und möglicher Zugewinn: Die Phasen werden von mehrsprachigen Individuen in der Regel als schmerzhaft durchlebt, zumal der Ausgang ungewiss ist. Schon deshalb bedürfen Migranten – und das betrifft insbesondere die so genannte zweite und dritte Generation – der Anerkennung und der Unterstützung. Bildungsinstitutionen unternehmen bislang so gut wie keine Anstrengungen, einen Bezug zwischen den separierten Sprachlernbiographien herzustellen und Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund bei der Entwicklung eines multilingualen Selbstkonzepts zu helfen“ (S. XI).

12 Vgl. Hu (Anm. 8), S. 2.

sehr viele Sprachen übersetzt wurde,¹³ aber daneben existieren auch in anderen Sprachen Beispiele, auch im Deutschen, wie ich unten zeigen werde.¹⁴ Es gibt offensichtlich ein Bedürfnis, diese Erfahrungen aufzuarbeiten.

2. Empirische Sprachbiographien zum Sprachenpaar Italienisch-Deutsch

Das wichtigste Instrument für die Herstellung von narrativer Identität ist die Sprache: diese stellt das bevorzugte Mittel für die intra- und intersubjektive Kommunikation dar. Zu diesem Bereich sind in den letzten Jahren mehrere kleine Korpora erstellt worden.¹⁵ Sie bieten reichhaltiges Material zu verschiedenen Themenkomplexen. Die beiden folgenden Beispiele aus dem Korpus Sansone 2006 zeigen z.B. Schwierigkeiten, die beim Erlernen des Deutschen entstehen und die affektive Faktoren bzw. die Einstellung zum Spracherwerb betreffen.¹⁶

(1)

M= Marianna, I = Interviewerin:¹⁷

M: immer zu hause * keine deutsche EINATMEN Freundin oder so *
war keiner * io ich war schüchtern *

I: mh

M: weil * nit so gut sprechen und denke immer
die andere lache über mich

KURZES LACHEN

und dann war bissel zurück *

13 Eva Hoffman: *Lost in translation. Life in a New Language*. New York: Dutton 1989.

14 Hu (Anm. 8, hier S.11) nennt eine Reihe von Titeln auf Englisch, Französisch und Spanisch, aber auch im Deutschen gibt es, angefangen mit Elias Canettis *Geretteter Zunge* eine Vielzahl, auf die ich eingehen werde.

15 Vgl. dazu Eva-Maria Thüne: *Erinnerung auf Deutsch und Italienisch. Zweisprachige Individuen erzählen*. In *Muttersprache* 3 (2001), S. 255-277; Santa Dania Sansone: *Biografie linguistiche di migranti italiani in Germania. Tesi di laurea in Linguistica tedesca*. Università di Bologna. Facoltà di Lingue e Letterature Straniere 2006; Marianna Menegus: *Biografie linguistiche di migranti italiani a Berlino: un'analisi di cinque interviste narrative. Tesi di laurea in Linguistica tedesca*. Università di Bologna. Facoltà di Lingue e Letterature Straniere, Corso di Laurea specialistica: Lingua, società e comunicazione 2009.

16 Vgl. für eine ausführliche Interpretation Santa Dania Sansone/Eva-Maria Thüne: *Sprachbiographien italienischer Migranten in Deutschland*. In: *AION XVIII.1* (2008), S. 183-211.

17 Alle Interviews sind anonym, die benutzten Namen sind erfunden.

Marianna beschreibt sich selbst als „schüchtern“ und isoliert („keine deutsche Freundin“), wobei die Reaktionen der anderen („andere lache über mich“), d.h. die Akte der Positionierung von sich selber und anderen (Selbst- und Fremdpositionierung, s.u.) eine nicht unerhebliche Rolle zu spielen scheinen.¹⁸ Sind solche affektiven Faktoren und ihre Bedeutung für den Spracherwerb durchaus schon durch andere Studien bekannt geworden, lässt sich durch sprachbiographische Erhebungen zeigen, wie und in welchen Momenten sich diese Faktoren im Laufe des Lebens verändern und welche ‚Umweltfaktoren‘ ausschlaggebend sind.

Ganz anders erweist sich z.B. die Situation des Informanten Antonio, der eine entgegengesetzte Einstellung formuliert: Er hat keine Angst, Fehler zu machen, die Reaktion von Gesprächspartnern spielt keine Rolle für ihn, daher schätzt er das Erlernen des Deutschen als „leicht“ ein.

(2)

A = Antonio, I = Interviewerin

I: und * ehm wie würdest du des ei einschätzen
wie wie schwer war das Erlernen der Sprache*

A: leicht\

leicht weil ich keine Angst habe gehabt habe zu sprechen*

mit Fehler ohne Fehler also diese der die das*

das das hab ich heute noch\

des hab ich heute noch *

aber und trotzdem hab ich keine Angst eh*

statt das Auto manchmal die Auto oder so was *

kommt grad so wie=s raus rauskommt

Bereits an diesen kurzen Ausschnitten kann man erkennen, wie in den Sprachbiographien eine narrative Identität konstruiert wird. Es geht nicht in erster Linie um eine fotografische Wiedergabe der Wirklichkeit. Durch sprachliche Behauptungen und Vereinbarungen in der Begegnung mit anderen Menschen wird eine narrative Identität konstruiert, die für die Selbstwahrnehmung und -darstellung als relevant angesehen wird. Mit Bezugnahme auf die Lebensgeschichten sei deshalb betont, dass die narrative Identität nicht als unveränderlicher Tatbestand oder gar als Eigenschaft der jeweiligen Person zu verstehen

18 Michael Bamberg: Positioning between structure and performance. In: Journal of Narrative and Life History 7 (1997), S. 335-342.

ist. Sie ist vielmehr eine perspektivische Konstruktion im Akt des Erzählens und muss im Interpretationsprozess entfaltet werden.¹⁹ Damit zeigt sich ein wichtiges Kennzeichen empirischer Sprachbiographien: Die Erzählenden positionieren sich in einer sozialen Welt, wie wir oben sehen konnten, und tun dies im Dialog mit Gesprächspartnern. Durch Positionierungen werden diejenigen Aspekte der verbalen Interaktion fokussiert, mit denen ein Sprecher sich während eines Gespräches als sozial bestimmbare Person definiert, bzw. diejenigen Aspekte, mit denen eine bestimmte Position sozialen Raum beansprucht und mit denen sie den Interaktanten zu verstehen gibt, wie sie betrachtet werden möchte (*Selbst-Positionierung*). Mit solch einer Positionierung des Selbst sowie mit an den Gesprächspartner gerichteten Andeutungen und sprachlichen Handlungen, weist der Sprecher auch anderen eine soziale Position zu (*Fremd-Positionierung*). Dies geschieht in Sprachbiographien primär im Zusammenhang mit dem Themenkomplex Sprache, Spracherwerb und Sprachverhalten. Dabei wird das Zusammenspiel subjektiver Faktoren, die Interaktion mit anderen Sprechern in einem interkulturellen Handlungsraum sehr deutlich.

Dieses Ausloten existenzieller Koordinaten aus der Perspektive der Sprache ist nicht auf die Situation der ersten Generation von Migranten beschränkt, sondern betrifft auch die folgenden Generationen. In dem folgenden Gespräch zwischen Vater und Tochter geht es zunächst um das Erleben der Zweisprachigkeit:

(3)²⁰

I = Interviewerin; T = Tochter; V = Vater

I: und noch eine frage an dich dann gehe ich so wie so mit der sprache was denkst du über die italienische sprache die deutsche sprache oder deine identität also als italienerin als deutsche ahhm als was gemischt oder

T: mmm also erstmals zu den sprachen

I: mm

T: denn ich finde dass also es hat mir immer sehr geholfen (.) und ich denke zweisprachig zu sein

I: ja

T: und ich denke dass es mir sehr viele neue welten (.) also ich denke manchmal andere leute gegenüber die:: (.) aber das ist irgendwie son son mehr ist was man hat irgendwie so eine

19 Vgl. Lucius-Hoene/Deppermann (Anm. 6), S. 271.

20 Aus Menegus (Anm. 15).

andere art zu denken (-) und andere art an dinge heranzugehen
 die also so die kultur die einem durch sprache einfach
 ausdrucksweise ja mitgegeben wird die (-) ähhm (.) ja eine
 andere art mit vielleicht viele problemen umzugehen oder eine
 ganze andere art (.) sich in der welt wahrzunehmen

I: wegen der sprache oder

T: ja über die sprache

I: über die sprache

T: und natürlich auch über die kultur die ich mitbekommen hab und
 glaube auch dass ich oft in italien war ist jetzt natürlich
 das ist jetzt ganz anderes wenn man jetzt in einer ganz andere
 also weiß ich nicht deutsch chinesisch also ich glaube noch
 was anders

V: aber trotzdem ich denke man lernt eine sprache anders als in
 der schule

T: es ist nicht so dass man die sprache so lernt sondern (.) sie
 wird einem sozusagen es ist ein teil von einem

I: mmh

T: und mit der und daher (.) habe ich das immer als ein fast
 schönes erleb aber ich denke auch dass es sich konnte nur so
 was gutes (.) für mich (-) aufnehmen weil ich beide sprachen
 gut kann also (.) das problem

V: beide sprachen auch hier in der fremde stadt oder auch in
 einer anderer stadt (.) es war auch interessant weil man uns
 auf italienisch zu unterhalten in der ubahn oder in
 situationen wo du weiss dass die anderen nicht verstehen
 [...]

T: mein bruder war auf einer deutschitalienischen europaschule
 also es steckte natürlich auch viel arbeit im endeffekt
 dahinter ja also aber dadurch konnte für mich vieles
 mitnehmen.

Die Tochter betont eine ganze Reihe von positiven Seiten der Zwei-
 sprachigkeit, die über die Sprachkompetenz hinausgehen: „sehr viele
 neue welten“, „eine andere art zu denken“, „andere art an dinge her-
 anzugehen“, „eine andere art mit vielleicht viele problemen umzuge-
 hen“. Sie hebt drei Punkte hervor: erstens, die Vermittlung einer an-
 deren Kultur durch die Sprache („die kultur die einem durch sprache
 einfach ausdrucksweise ja mitgegeben wird“); zweitens betont sie die
 Verinnerlichung der Sprache („es ist nicht so dass man die sprache so

lernt sondern (.) sie wird einem sozusagen es ist ein teil von einem“); drittens ist sie sich aber auch der damit verbundenen Anstrengung bewusst („es steckte natürlich auch viel arbeit im endeffekt dahinter“). Die Metapher der „Sprache als Teil von einem“ verweist darauf, dass Sprache nicht nur kognitiv erworben wird, sondern eine holistische Erfahrung ist, die sich nicht selbstverständlich ergibt. Vater und Tochter scheinen hier übereinzustimmen.

Zu einem etwas späteren Zeitpunkt des Gesprächs, als es um das Thema Staatsbürgerschaft geht, kommt jedoch die unterschiedliche Positionierung der beiden in Deutschland zum Ausdruck.

(4)

T: aber ich würde wenn mich jemand fragt bist du deutsch oder bist du italienerin dann ich also ich könnte nicht so sagen ich bin eigentlich beides irgendwo (-) aber es ist so auch nicht so n konflikt ich habe jetzt nicht so dass ich so denke au:: ich weiß nicht wo ich hingehöre (.) ich habe mein zuhause das ist hier (.) und ich hab ein teil vom mein zuhause (.) es ist in italien wir haben auch das haus das mir auch sehr lieb (.) ich mag meine familie sehr gerne ich habe dort auch freunde (-) bin ich dort sehr gerne (-) und trotzdem ist mein lebensmittelpunkt natürlich hier

[...]

V: [...] also es gibt diese möglichkeit dass ich eh eine deutsche pass beeinträgen kann und trotzdem auch eine italienische meine italienische beibehalten kann seit eh (.) ich glaube vier jahre früher gabs nicht (-) und deswegen kam für mich für mich auch nie in frage dass ich jetzt meine italienische (.) staatsbürgerschaft mit der deutsche austausche (.) aber mit dieser möglichkeit war schon eine interessantes angebot

T: aber das selbst was ich nicht verstehe (.) weil wenn du sagen wir mal es wäre immer so gewesen (.) entweder oder (.) dann lebst du doch hier du lebst hier du hast deine (-) also wenn hat man sich doch quasi dagegen entschieden (-) und hat man selbst sich so ein bisschen (-) exkludiert sozusagen sich von dem politischen geschehen der gesellschaft (.) und wenn man nun hier lebt also ich weiß ich weiß nicht genau

V: ja aber trotzdem man will also das ist ich glaube das ist diese identität diese italienische identität bleibt immer noch

T: aber verlierst du deine identität wenn du dein also

V: wenn ich meine meine staatsbürgerschaft aufgabe dann würde ich meine identität auch aufgeben und das wollte ich nie und in dem moment wo die möglichkeit gabs beide beizubehalten ehh war schon die überlegung mache ich das habe ich aber bis jetzt immer zu der seite gesteckt no weil glaube ich dass trotzdem diese italienische identität noch stärker war [...].

Während die Tochter sich trotz der Zweisprachigkeit und der familiären Bindung in zwei Ländern eindeutig in einem bestimmten „Hier“, in Berlin, verortet, stellt sich die Situation für den Vater anders dar. Er will erst dann die deutsche Staatsbürgerschaft beantragen, als es möglich ist, auch die italienische zu behalten, da für ihn die Identität mit der Staatsbürgerschaft verbunden ist („wenn ich meine meine staatsbürgerschaft aufgabe dann würde ich meine identität auch aufgeben und das wollte ich nie“). Die Tochter versteht diese Haltung des Vaters nicht („was ich nicht verstehe“), und selbst in der klärenden Antwort des Vaters bleibt die unterschiedliche Positionierung der beiden deutlich, in der die Tochter diese Überlegung des Vaters in Frage stellt („aber verlierst du deine identität“).

Trotz der geglückten Zweisprachigkeit in dieser Familie bleiben die Differenzen in Bezug auf die Positionierung in den Sprachbiographien der beiden Generationen bestehen. Neben solchen Beispielen zeigt der Korpus Menegus 2009 auch andere, in denen Probleme der Zweisprachigkeit weitaus drastischer zum Ausdruck kommen und die Positionierung in der Zielkultur als keineswegs geglückt angesehen werden kann.²¹

Eine der Besonderheiten von Sprachbiographien ist, dass dadurch der Blick auf die erworbene Zweitsprache differenzierter wird. Dies betrifft den Erwerb und Gebrauch nicht nur der Standardsprache, sondern verschiedener Varietäten der Zielsprache, ein soziolinguistischer Aspekt, der bisher in der Zweitsprachenerwerbsforschung unterrepräsentiert war.²² Die Teilnahme an konkreten Kommunikationssituationen geht einher mit der Konstruktion einer facettenreichen sprachlichen Identität, in der sowohl die Erstsprache als auch die Zweitsprache nicht allein aus der Perspektive der Norm der Standardsprache be-

²¹ Vgl. die Beispiele in Menegus (Anm. 15).

²² Vgl. Ulrike Jessener: Das multilinguale Selbst. Perspektiven und Veränderungen. In: De Florio-Hansen/Hu (Anm. 1), S. 26-37, hier S. 26.

lichtet wird. Hier helfen „dynamische Modelle der Mehrsprachigkeit“²³ eine angemessene Beschreibung zu geben:

Durch diese Betrachtungsweise wird mehrsprachige Kompetenz nicht nur ganzheitlich in allen ihren Bestandteilen gesehen, sondern die individuellen Veränderungen des psycholinguistischen Systems durch die Interaktion zwischen den Sprachsystemen und deren Abhängigkeit von z.B. sozialen Faktoren, durch die sich das System neu anpassen muss, werden zusätzlich betont. Durch den Kontakt mit mehreren Sprachen werden neue Qualitäten wie verstärktes metalinguistisches Bewusstsein und metakognitive Strategien entwickelt. Diese emergenten Eigenschaften sind für ein dynamisches System typisch und für die Mehrsprachigkeitsforschung maßgebliche Forschungsgegenstände. Somit weist ein dynamisches mehrsprachiges System Eigenschaften auf, die die einzelnen Sprachsysteme nicht haben.

Diese neuen Qualitäten beziehen sich auf Sprachlern-, Spracherhalt- und Sprachmanagementkompetenzen. Diese Erfahrungen mit dem vermehrten Umgang mit unterschiedlichen Sprachsystemen führt zur Ausprägung bestimmter Fähigkeiten, die das mehrsprachige Individuum deutlich vom einsprachigen unterscheiden.²⁴

In dem folgenden Beispiel aus dem Korpus Sansone 2006 beschreibt die aus Italien stammende Informantin Lidia, die seit mehr als zwanzig Jahren Restaurantbesitzerin im Stuttgarter Raum ist, verschiedene Kommunikationssituationen mit Gästen aus ganz Deutschland. Der Gast, um den es hier geht, spricht Hochdeutsch, eine für Lidia ungewohnte Varietät in der Alltagskommunikation.

(5)

L = Lidia; I = Interviewerin

[...]

L: aber so wie=er mich angeguckt hat,

(--) DIA!LEKT!?

I: ((lacht))

L: (-) ich diaLEKT?

(-) nein (.) isch kein diaLEKT-

aber du (.) die war schon so=situATIone kommt vor;

oder zum beispiel hab ich schon gefragt WORde;

sind sie von friesenHEIM?

23 Ebd.

24 Ebd., S. 29f.

I: ja (.) MERKSCH was? ((lacht))
 L: da sag=ich;
 ja:, (.) woher WISse=sie=des?
 (-) an ihre DIALEKT;
 I: nei:,n,
 L: die hen mich einmal geSAGT-
 sind sie iTalienerin?
 ()<<lachend>sind sie von friesenHEIM,> ((lacht)) von
 [friesenHEIM,
 I: [ah ja;
 L: also (.) ich=muss=die=erste JAH:,re-
 I: hm=hm
 L: den diaLEKT von hier mich so angeEIGnet haben;
 I: ja;
 (.) dass ich mit FRIEsener verwechselt worden bin;
 [...]

Für Lidia klingt das Hochdeutsch des Gasts wie ein Dialekt. Um ihre eigene Kompetenz zu beschreiben, betont sie, dass man in Gesprächen oft nicht glauben kann, dass sie Italienerin ist, da sie den Dialekt der Region sehr gut gelernt hat. Lidia positioniert sich hier an einer interessanten Stelle im Vergleich zum *native speaker*: Sie erkennt den Unterschied zwischen seiner Varietät und ihrer, positioniert sich aber nicht als Fremde, da sie aus anderen Kommunikationssituationen weiß, dass sie nicht als Fremde, sondern als Einheimische wahrgenommen wird. Der Unterschied zwischen *native speaker* und *non native speaker* stellt für Lidia keinen Gegensatz dar, sie macht vielmehr deutlich, dass es fließende Übergänge gibt, die die beiden Kategorien starr erscheinen lassen. Sie zeigt in ihrem Sprachmanagement eine dynamische Sprachidentität, die sehr anschaulich die dynamischen Aspekte der Mehrsprachigkeit verdeutlicht. Dies geschieht auch an anderen Stellen des Interviews, an denen Lidia von teils amüsanten, teils ernststen Kommunikationsproblemen, Missverständnissen etc. berichtet und zeigt, mit welchen Ressourcen sie die Situationen löst bzw. im Nachhinein verarbeitet. Die Veränderungen des multilingualen Selbst werden somit durch bestimmte Situationen verdeutlicht, ebenso wie der damit verbundene Prozess der Sprachreflexion, der sich auch auf das Selbstverständnis, die Identität auswirkt. Wie Kresic zeigt,²⁵ ist di-

25 Marijana Kresic: Sprache, Sprechen und Identität. Studien zur sprachlich-medialen Konstruktion des Selbst. München: Iudicium 2006.

ese Form von kontinuierlicher Identitätskonstruktion im Prozess des konkreten Sprechens Folge und Bedingung gelingender sprachlicher Orientierung.

3. Literarische Sprachbiographien

In welchem Sinn kann man nun von literarischen Sprachbiographien sprechen? Ich sehe hier zwei Möglichkeiten, analog zu den empirischen Sprachbiographien, bei denen zwischen einem engeren und einem weiteren Verständnis unterschieden wird. Als literarische sprachbiographische Texte können im weiteren Sinn Texte der so genannten Migrantenliteratur verstanden werden, die sehr häufig Themen um Sprache, Spracherwerb und Sprachverhalten im Zusammenhang mit Migrationserfahrungen berühren. Zum engeren Bereich nicht empirischer Sprachbiographien hingegen zählen literarische oder essayistische Texte, in denen sich AutorInnen nicht nur punktuell, sondern umfassend mit dem Thema Sprache auseinandersetzen und ihre Erinnerungen und Einstellungen dazu sowie die Veränderungen des sprachlichen Verhaltens darstellen.

Zunächst sollen Beispiele das weitere Verständnis verdeutlichen. Gerade in der ersten Generation der so genannten Migrantenautoren nimmt das Thema Sprache bzw. das Erleben der Mehrsprachigkeit, in dem die Brisanz der Migrationserfahrung und die Positionierung der Autoren in der neuen Kultur zum Ausdruck kommt, eine prominente Rolle ein. In dem folgenden Gedicht von Franco Biondi aus dem Jahr 1983, der sehr jung in den 1960er-Jahren als Gastarbeiter nach Deutschland kommt, dort das Abitur macht und studiert,²⁶ ist das sehr gut zu verfolgen, da es sich um einen Monolog aus der Perspektive eines Gastarbeiters handelt, der die Erfahrungen beim Erwerb der deutschen Sprache Revue passieren lässt. Das Gedicht stellt demnach eine Art autobiographische Erzählung dar, bei der auch die Sprache und der Spracherwerb im Vordergrund stehen:

26 Ulrike Reeg: *Percorsi di vita e processi di scrittura: note su Franco Biondi*. In: Eva-Maria Thüne / Simona Leonardi (Hg.): *I colori sotto la mia lingua: Scritture transculturali in tedesco*. Roma: Aracne 2009, S. 41-58.

nicht nur gastarbeiterdeutsch

I. die anfänge

meine nix gut doitsch
isch waiss –
isch sprech ja
nur gastarbeiterdoitsch
und immer problema
iberall
doitsch loite nix verstee
was isch sagen
was isch wollen

aber
langsam langsam
geets:
isch jetzz meer verstehe

doitsch loite
aber maine sprache
nix viil verstee –
gastarbeiterdoitsche sprache
schwere sprache
[...]

II. es geht den gastarbeiterdeutschen gang

doitsche kollega
warum du immer weggucken
warum du mir nix akzeptieren
[...]

III. ich warte nicht auf besseres deutsch

ich gehe nun in deutsche schule
in volkshochschule
deutsche sprache lernen.
[...]

IV. was mir bleibt

[...]
mein gastarbeiterdeutsch ist
 ein stempel geworden
darauf steht:
 Made in Westgermany
mein gastarbeiterdeutsch hat sein nest
 in den furchen meines gehirns aufgebaut
 hat als wiege meine träume gewogen
 hat wie eine schmiede hoffnungen geformt
mein gastarbeiterdeutsch ist eine hülse –
 innendrin
nicht nur mein gastarbeiterdeutsch²⁷

Der mühsame Weg vom sogenannten Gastarbeiterdeutsch bis zum Standard-Deutsch wird hier von Biondi sowohl inhaltlich als auch formal literarisch verarbeitet. Der Gebrauch der ‚Interlingua‘ verweist hier auf die Anfangssituation der Migration, Biondi benutzt Formen, die sowohl phonetisch als auch morphosyntaktisch und lexikalisch Kennzeichen des Gastarbeiterdeutsch aufgreifen:²⁸ „meine nix gut doitsch“, wie hier der problematische Gebrauch des Genus („meine doitsch“), der generalisierte Gebrauch der Negationsform „nix“, die fehlende Adjektivdeklinaton „gut doitsch“ und natürlich die graphematische Umsetzung der Phonetik „doitsch“, was zu orthographischen Problemen führt. Auch die zweite Strophe ist noch im Ton des Gastarbeiterdeutschen, wie man an der Syntax sehen kann („warum du immer weggucken“). Im Gegensatz dazu zeigt die dritte Strophe eine deutliche Veränderung hin zum Standard, was an der Orthographie abzulesen ist (auch wenn der Wegfall des Artikels bei „in deutsche schule“ und „in volkshochschule“ auffällt), während die vierte Strophe das Beispiel für den gelungenen Spracherwerb ist. Diese letzte Strophe ist ein klares Beispiel für Positionierung im oben gezeigten Sinn. In ihr gibt das lyrische Ich die Positionierung wieder, die es durch die anderen erfährt („mein gastarbeiterdeutsch ist / ein stempel gewor-

27 Franco Biondi: nicht nur gastarbeiterdeutsch. In: Ingrid Ackermann (Hg.): In zwei Sprachen leben. Berichte, Erzählungen, Gedichte von Ausländern. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1983, S. 84f.

28 Das Gastarbeiterdeutsch ist „durch parataktische Satzmuster, beschränkten Wortschatz, wenig Redundanz, Weglassen von Artikel, Präposition, Konjunktion und Verbflexion gekennzeichnet“ (Hadumod Bußmann: Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart: Kröner 2002, S. V).

den“). Gleichzeitig drückt es im Vergleich dazu seine Selbstpositionierung aus („mein gastarbeiterdeutsch ist eine hülse – / innendrin / nicht nur mein gastarbeiter deutsch“).

In diesem Gedicht wird mit wenigen stilistischen, aber wirkungsvollen Mitteln auf literarische Weise eine Sprachbiographie erzählt, die den empirischen Sprachbiographien sehr ähnlich ist. Auch wenn es sich dabei um einen Text aus einer frühen Phase des Werks von Franco Biondi handelt, bleibt das Thema Sprache und Sprachverhalten bzw. die Einstellung zur Sprache auch in seinen späteren Texten eine Konstante, wie etwa in dem Zyklus *giri e rigiri. laufend*, z.B. in dem Gedicht, das mit den Zeilen beginnt: „non trovo più spazio / in questa lingua consumata [...] ich finde keinen Raum / in dieser verbrauchten Sprache [...]“. Der Zyklus basiert, wie Biondi im Nachwort schreibt, auf Erfahrungen während einer Lesereise 1989 in Italien. Zur Frage der Zweisprachigkeit äußert sich der Autor dann wie folgt:

Jeder zweisprachige Gesprächspartner macht die Erfahrung, daß in jeder Sprache Wahrnehmungen, Gedanken und Gefühle ihre eigentümliche Logik haben; wenn man sie parallel erlebt, befindet man sich als Zweisprachiger hin und wieder in Situationen, in denen die eröffneten sprachlichen Dimensionen harmonieren oder sich auch beißen und / oder gegenseitig lähmen. [...] die eigene Biographie schwingt in den Sprachen tüchtig mit. In diesem Sinne findet in beiden Sprachen immer eine Ortung statt, der Versuch einer Verankerung, die um so bedeutsamer ist, je existenziell bewußter mit beiden kulturellen und sprachlichen Hinter- und Vordergründen gelebt wird.²⁹

Biondi spricht hier von der Bedeutung des metalinguistischen und kulturellen Wissens für die „Verankerung“ und „Ortung“, die Zweisprachige immer wieder in unterschiedlicher Weise vornehmen. Er fasst damit einen Punkt in Worte, der auch in den empirischen Sprachbiographien zentral ist, wenn z.B. von plurilokaler Lebensführung die Rede ist.

Neben Texten, die die Probleme des Spracherwerbs und der Migration beleuchten, seien aber auch Texte erwähnt, die den kulturellen Gewinn der Mehrsprachigkeit unterstreichen, wie etwa „Deutsche Sprache“ (1970) des türkisch-deutschen Dichters Yüksel Pazarkaya: „Deutsche Sprache [...] sie gab mir lessing und heine/ sie gab mir

29 Franco Biondi: *Giri e rigiri, laufend. Gedichte, Italienisch-deutsch*. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel 2005, S. 119.

schiller und brecht/ sie gab mir leibniz und feuerbach/ sie gab mir hegel und marx/ sie gab mir sehen und hören/ sie gab mir hoffen und lieben/ eine welt in der sich leben lässt“.³⁰

Welche Bedeutung Sprache, Spracherwerb und Sprachgebrauch für die Identität des erzählenden Ichs bzw. der Erzählfigur haben, zeigt sich nicht nur punktuell in Gedichten, sondern auch in Prosatexten. Eine hervorragende Rolle nehmen hier die Texte von Emine Sevgi Özdamar ein, die in den 1970er-Jahren nach dem Abitur nach Deutschland kommt, um Schauspielerin zu werden, aber zunächst in der Fabrik arbeitet. Sowohl in ihren Erzählungen in der Sammlung *Mutterzunge* (1998) als auch in ihrer Trilogie *Sonne auf halben Weg* entwickelt sie ausführlich den Komplex Sprache, Spracherwerb, Mehrsprachigkeit. Emblematisch sind bereits der Titel *Mutterzunge* und der Beginn der Erzählung:

In meiner Sprache heißt Zunge: Sprache.

Zunge hat keine Knochen, wohin man sie dreht, dreht sie sich dorthin. Ich saß mit meiner gedrehten Zunge in dieser Stadt Berlin. Negercafé, Araber zu Gast, die Hocker sind zu hoch, Füße wackeln. Ein altes Croissant sitzt müde im Teller, ich gebe sofort Bakshish, der Kellner soll sich nicht schämen. Wenn ich nur wüßte, wann ich meine Mutterzunge verloren habe. Ich und meine Mutter sprachen mal in unserer Mutterzunge. [...]

Ich erinnere mich jetzt an Muttersätze, die sie in ihrer Mutterzunge gesagt hat, nur dann, wenn ich ihre Stimme mir vorstelle die Sätze selbst kamen in meine Ohren wie eine von mir gut gelernte Fremdsprache.³¹

„Zunge“ wird hier sowohl konkret als Organ der Sprache als auch im metaphorischen Sinn verstanden: Es ersetzt das Grundwort im Kompositum „Muttersprache“. Diese Neuprägung verweist auf eine Sprachbewusstheit, die es ermöglicht, die Distanz zwischen der Muttersprache (in diesem Fall Türkisch) und der Fremdsprache Deutsch auf spielerische Weise zu überspringen. Die Autorin benutzt dabei ein Verfahren des Spracherwerbs, nämlich neue, überraschende Wortschöpfungen zu bilden, die in der Zielsprache nicht vorhanden, aber möglich sind. Wie oft im Spracherwerb, wird eine Regel generalisiert,

30 Yüksel Pazarkaya: *Der Babylonbus. Gedichte*. Frankfurt/M.: Dağyeli 1989, S. 7; für eine ausführlichere Interpretation der Lyrik der ersten Migrantengeneration vgl. Eva-Maria Thüne: *Dove confluiscono i fiumi: poeti plurilingui in Germania*. In: Thüne/Leonardi (Anm. 26), S. 115-150.

31 Emine Sevgi Özdamar: *Mutterzunge*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1998, S. 9.

in diesem Fall eine Wortbildungsregel, was im kindlichen Spracherwerb oder beim Fremdspracherwerb in einer bestimmten Phase die Regel ist. Hier entsteht dadurch eine neue Perspektive sowohl auf die Muttersprache als auch auf die Fremdsprache. Auch der Gebrauch von „Zunge“ ohne Artikelwort im ersten Satz ist auffällig und lässt Vermutungen zu: Handelt es sich dabei um eine (bewusst literarisch verwendete) Interferenz aus dem Türkischen oder um einen markierten Gebrauch im Deutschen? Ähnlich lässt das Kompositum ‚Mutterzunge‘ die Vermutung zu, dass es sich beim Grundwort ‚Zunge‘ um eine direkte Übertragung handeln könnte. Spracherwerbsprinzipien und mögliche Interferenzen werden mithin bewusst als stilistische Prinzipien eingesetzt. Diese Doppeldeutigkeiten machen den besonderen Reiz dieses Textes aus, in dem verschiedene stilistische Prinzipien aus dem Deutschen und dem Türkischen zu einem hybriden Schreiben führen. Beide Beispiele, sowohl das Gedicht von Biondi als auch der Prosatext von Özdamar lassen sich sowohl inhaltlich als auch formal nur vor dem Hintergrund von Mehrsprachigkeit verstehen und geben literarisch Einblick in das, was biographisch auch bei diesen beiden Autoren durch die Mehrsprachigkeit erfahren wurde.

Ein bei Özdamar ganz besonders auffälliger Aspekt ist die Reflexion über die Muttersprache, die durch den Erwerb der Zweitsprache aufgelöst wird. Dies betrifft zunächst den gesamten Bereich der veränderten Wahrnehmung, die Verunsicherung in der Zeit- und Raumwahrnehmung, die sich als Verlangsamung der Handlungen und als Losgelöstheit der eigenen Person (in der häufig und sehr wechselhaft gebrauchten Vogelmetapher) zeigt.³² Aber neben dieser Verunsicherung, die in Özdamars Texten zu einer besonderen Körperlichkeit der Sprachwahrnehmung führt,³³ ist dies auch der Moment, in dem die Erzählerin, z.B. in *Die Brücke zum Goldenen Horn* ihr Verständnis, ja: ihr Ohr für die Muttersprache öffnet. So entdeckt sie durch den Kontakt mit den anderen Türkinnen im Wohnheim die innere Mehrsprachigkeit, die bereits in ihrer Muttersprache angelegt ist. Da es verschiedene Ethnien in der Türkei gibt, die unterschiedliche Turksprachen sprechen, sowie Kurden, Georgier, Tscherkessen etc., wobei diese rein linguistischen Unterschiede auch mit kulturellen Unterschieden ein-

32 Vgl. dazu u.a. Eva-Maria Thüne: Berlin und Istanbul: in fremdem Stimmengewirr. In Giulia Cantarutti (Hg.): *Scrittori a Berlino nel Novecento*. Bologna: Pàtron, S. 157-178; dies.: Pluralità di voci in Emine Sevgi Özdamar. In: Lucia Perrone Capano (Hg.): *Il testo oltre i confini. Passaggi, scambi, migrazioni*. Bari: Palomar 2009, S. 253-280; dies.: ‚Lo scavo delle parole‘: scrivere e riflettere sulla lingua nei testi di Emine Sevgi Özdamar. In: Giulia Cantarutti/Paola Maria Filippi (Hg.): *La lingua salvata. Scritture tedesche dell'esilio e della migrazione*. Trento: Osiride 2009, S. 107-125.

33 Vgl. Eva-Maria Thüne: *Lo scavo* (Anm. 30).

hergehen, entdeckt Özdamar das Fremde in der Muttersprache. Das Sprachbewusstsein führt somit zur Entdeckung beider Sprachen, der eigenen Sprache und der Zweitsprache, und zur Einsicht in das eigene hybride, multiple Repertoire. In den literarischen Texten entwickelt die Autorin narrative Identitäten, die sie durch ein ständiges Positionieren und Relativieren der Gegenwart und Vergangenheit formuliert.

Um über literarische Sprachbiographien im engeren Sinne zu sprechen, dürfen der Name von Elias Canetti und der erste Band seiner Autobiographie *Die gerettete Zunge* nicht unerwähnt bleiben. Es ist eine Sprachbiographie ante litteram, da den Ausgangspunkt für seine biographische Erzählung die Sprache bildet. So spricht Canetti nicht nur über die Bedeutung des Deutschen für ihn, sondern von vielerlei Aspekten der Mehrsprachigkeit; etwa von der unbewussten Verbindung zwischen seinen Sprachen, wenn er sich selber vom Bulgarischen oder Spanischen übersetzt, von den verschiedenen affektiven Attribuierungen zu seinen Sprachen, die im Laufe des Lebens wechseln.³⁴ In direkter Nachfolge können neuere autobiographische Texte verstanden werden, in denen die existenzielle Bedeutung der Sprache für die Biographie der Erzählenden im Mittelpunkt steht. *Lost in translation* von Eva Hoffman, einer Kanadierin polnischen Ursprungs, sei an dieser Stelle exemplarisch dafür genannt. Doch besteht zwischen den beiden autobiographischen Romanen ein grundlegender Unterschied: Während Canetti die Geschichte einer mehrsprachigen großbürgerlichen Familie beschreibt, in der die Mehrsprachigkeit zum Alltag gehörte, zeigt Hoffman die dramatischen Konsequenzen des Spracherwerbs aufgrund einer Migration von Polen nach Kanada als Folge der sich verschlechternden Lebensbedingungen.

In dieser literarischen Tradition steht auch Marica Bodrožić, die 1983 als Zehnjährige nach Deutschland kommt, wo die Eltern bereits arbeiten. Ihr Buch *Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern* soll exemplarisch für literarische Sprachbiographien im engeren Sinn stehen. Mehr als ein Roman ist es ein Essay mit narrativen Teilen, die sich dem Thema der Mehrsprachigkeit und deren Bedeutung für die Identität der Autorin, ja, ihrer Entwicklung hin zum Schreiben, widmen. Wie wir schon bei Özdamar sehen konnten, führt die Zweitsprache zur Erinnerung an die innere Mehrsprachigkeit der Muttersprache.

34 Werner Helmich: ‚Fedele per amore‘. Elias Canetti e le sue lingue materne. In: Giulia Cantarutti/ Paola Maria Filippi (Hg.): *La lingua salvata. Scritture tedesche dell’esilio e della migrazione*. Trento: Osiride 2009, S. 57-70.

che.³⁵ Die Fremdheit in der Sprache ist ihr daher nichts Unbekanntes. In der Positionierung in der Mehrsprachigkeit gibt Bodrožić die Gegensätze oder Differenzen auf, die zwischen Mutter- und Fremdsprache oder Erst- und Zweitsprache bestehen und spricht stattdessen vom Deutschen als ihrer „zweiten Muttersprache“³⁶, denn wie für Canetti sind auch für Bodrožić „deutsche(n) Wörter [...] früh das Zeichen der Liebe. Der Vater sagte sie zur Mutter. Die Mutter zum Vater“.³⁷

Die Autorin beschreibt detailliert das Erlernen der deutschen Sprache, das nie ganz zu Ende zu gehen scheint, denn immer ist da noch die Begeisterung für neue zu entdeckende Wörter: „Die Sprache schien von Beginn an selbst eine Handelnde zu sein, schlau, unabhängig von mir“.³⁸ Wie wichtig sie ist, zeigt sich in dem Moment, als durch den Krieg in Ex-Jugoslawien die Koordinaten der Kindheit und Familie zusammenbrechen: „Von heute aus betrachtet, kommt es mir vor, als habe die deutsche Sprache die an tiefster Stelle abgelegten Nöte des einstigen Kindes verglast. Als habe sie sich über alle Schmerzen gelegt“.³⁹

Die stilistischen Mittel, die zu hybriden Texten wie bei Biondi und Özdamar führen, sind Bodrožić aber fremd. Für sie ist die Mehrsprachigkeit ein dynamisches Repertoire, bei dem sich die Frage, in welcher Sprache sie schreibt, nicht stellt. Das Deutsche ist nicht nur Schutz, es verhilft ihr zu einer neuen Stimme, als sie in einem deutschen Winter plötzlich die Stimme verliert. Und tatsächlich ist *Sterne erben*, *Sterne erben* eine literarische Sprachbiographie, die auch den Weg zum kreativen Ausdruck, zur Literatursprache beschreibt:⁴⁰

Viele Jahre nach dem Ausfall der Stimme schrieb ich an meinem ersten Buch. Die deutsche Sprache führte mich zielgenau an alle Lücken des ersten Lebens heran. Menschengesichter, der Geruch des Fenchels, die Flut der Bilder und Farben, alles stand da in den deutschen Wörtern, als

35 „Da wir zwischen Dalmatien und Herzogovina aufwuchsen, lernten wir die Dialekte beider Gegenden. Einmal entzündete sich im dalmatischen Dorf ein Gelächter an dem herzogovinischen Wort für Handtuch, *peskir*. Meine Schwester hatte es gesagt. Ich glaube, es gefiel ihr besser als das Wort *ručnik*, wie es im Hochkroatischen hätte richtig heißen müssen und wie die Leute in Dalmatien es auch gebrauchten. Zwei grundverschiedene Wörter also, und je nachdem, in welcher Gegend wir das eine oder das andere sagten, wusste man gleich, ob wir Fremde oder Zugehörige sind“ (Marica Bodrožić: *Sterne erben*, *Sterne färben*. Meine Ankunft in Wörtern. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007, S. 62).

36 Marica Bodrožić: Dank. In: Helmut Gluck/Walter Krämer/Eberhard Schöck (Hg.): Kulturpreis Deutsche Sprache 2008. Ansprachen und Reden. Paderborn: IFB Verlag 2008, S. 22-26, hier S. 23.

37 Marica Bodrožić (Anm. 35), S. 151.

38 Ebd., S. 137.

39 Ebd., S. 99.

40 In diesem Sinn interpretiere ich auch den Titel des Buchs: *Meine Ankunft in Wörtern*.

sei es dort schon immer gewesen [...]. Das Schreiben ist jetzt eine Brücke zwischen dem Land des Schweigens, meinen Wörtern und dem lauten Gehege meiner Stimme. Die Brücke lässt mich alles auf dem Papier sagen. Die Brücke ist meine freundliche Stille, in der ich alles entwickeln kann, ohne zu früh einen Schreck vor der eigenen Stimme und der zu ihr gehörigen Klangfarbe zu bekommen.⁴¹

4. Empirische und literarische Sprachbiographien: Thema mit Variationen

Sprachbiographien liegen Selbstbeschreibungen zugrunde, in denen, wie eingangs schon erwähnt, ständig Prozesse der Verortung und Akte des Relativierens im Mittelpunkt stehen. Während es bei empirischen Sprachbiographien um die narrative Konstruktion eines bestimmten Ichs geht, sind literarische Sprachbiographien, selbst im engeren Sinn, nicht in dieser Eindeutigkeit an das konkrete Ich des Autors zu knüpfen. Vielmehr gehört es zu den Kennzeichen literarischer Texte, dass zwischen Autor und Erzählerfigur keine Eins-zu-Eins-Gleichung gesehen werden kann.⁴² Das erzählende Ich ist eine Konstruktion des Autors mit einem anderen Anspruch auf die Wahrheit der erzählten Gegenstände, als dies bei einem Interview zur Sprachbiographie geschieht.

Mit ihren je unterschiedlichen Erzählstrategien und stilistischen Verfahren gehen aber auch die Erzählungen der empirischen Sprachbiographien über den Anspruch der Authentizität hinaus. Die Zuhörerinnen oder Leser gewinnen den Eindruck, dass in der Art der Selbstdarstellung und der Figurendarstellung auch eine Ebene der Fiktionalisierung angelegt ist, denn die Erzählenden stellen sich durch ihre unterschiedlichen Stile als signifikant verschiedene Erzählerpersönlichkeiten dar. Es zeigt sich hier eine interessante Schnittstelle zwischen faktuellem Erzählen im Alltag und fiktionalem Erzählen in der Literatur: „Identitätskonstruktionen sind schließlich ohne Fiktionalisierung nicht denkbar“.⁴³ Biographische Erzählungen bilden mithin einen Text eigener Art. Dies wurde mehrfach durch deren Analyse in den Sozialwissenschaften betont:

41 Marica Bodrožić (Anm. 35), S. 100-102.

42 Vgl. dazu z.B. die Ausführungen von Hans-Ulrich Treichel: Der Entwurf des Autors. Frankfurter Poetikvorlesungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000.

43 Eva Neuland: Erzählen im Alltag: Von Helden, Opfern und anderen Typen In: Monika Dannerer et al. (Hg.): Gesprochen – geschrieben – gedichtet. Variation und Transformation von Sprache. Festschrift Anne Betten. Berlin: Schmidt 2009, S. 175-188, hier S. 183.

Biographien leisten nicht nur eine Integration von ‚Subjektivem‘ und ‚Objektivem‘, sondern auch von ‚Realem‘ und ‚Symbolischem‘. [...] Es wäre jedoch nicht korrekt zu behaupten, dass Biographien ‚real‘ und ‚fiktiv‘ sind. Viel treffender ist es anzunehmen, dass Biographien *weder* fiktiv, *noch* real sind. Sie enthalten ‚reale‘ und ‚interpretative‘ Momente, die Momente verweben sich jedoch zu einer Einheit ganz eigener Art, die Biographien eben gerade ihre durchlässig-schwebende und integrative Kraft verleiht.⁴⁴

Der wesentliche Unterschied zwischen beiden Formen der Sprachbiographien ist zunächst medialer Art: Empirische Sprachbiographien sind zum Großteil narrative Interviews, die sich dialogisch im Medium der gesprochenen Sprachen entwickeln, literarische Sprachbiographien werden hingegen ausschließlich monologisch schriftlich verfasst. Dieser mediale und konzeptionelle Unterschied hat formale und inhaltliche Auswirkungen. In empirischen Sprachbiographien gehört z.B. der Wechsel zwischen den beiden Sprachen der Informanten zumindest punktuell zur sprachlichen Praxis. Solchen Formen von Code-mixing und Code-shifting kommen in literarischen Sprachbiographien kaum vor. Die Schwierigkeiten des „sprachlichen Grenzgängertums“ werden hier eher beschrieben, so dass sie in den Texten nachvollziehbar, aber nicht direkt vorgeführt werden (Biondis Gedicht bildet in diesem Zusammenhang eine Ausnahme). Zweisprachiges Schreiben ist eine bisher noch kaum entwickelte Domäne literarischen Schreibens, auch weil die Texte für ein hauptsächlich einsprachiges Publikum geschrieben werden. Wie schon eingangs erwähnt, orientiert man sich in den monolingualen Gesellschaften am *native speaker*, die Sprachpraxis von Mehrsprachigen wird nicht unterstützt und auch Texte von mehrsprachigen Autoren werden genau dann gelobt, wenn sie in besonderer Weise den Ansprüchen der jeweiligen monolingualen Literatur entsprechen. Im Sprechen wie im Schreiben ist das dynamische Repertoire der Mehrsprachigkeit, in dem auch die Unterscheidungen zwischen Fremd und Eigen nicht mehr tragen, unberücksichtigt.

Gemeinsam ist beiden Formen der Sprachbiographien sicher das metareflexive Element im Nachdenken über Sprache (ganz besonders deutlich wird dies bei Marica Bodrožić). In diesem Zusammenhang stehen die ‚subjektiven Theorien‘, die Informanten entwickeln, oft im

44 Anke Abraham: Der Körper im biographischen Kontext. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, hier S. 133.

Zusammenhang mit einzelnen Episoden, Missverständnissen, Wörtern, die eine symbolische Bedeutung annehmen. Auch mehrsprachige Autoren sprachbiographischer Texte beschreiben das, wie z.B. Luigi Meneghello, der über die „trasporti“, d.h. die Übertragung bestimmter Wörter aus dem Englischen ins Italienische spricht;⁴⁵ oder auch Özdamar, die zeigt, wie Wörter durch Lautassoziationen mit zusätzlichen Bedeutungen aufgeladen werden.⁴⁶

Die Komplexität der Mehrsprachigkeit zeigt sich in empirischen Sprachbiographien häufig darin, dass keine sauberen Geschichten („no tidy stories“⁴⁷) erzählt, aber kommentiert und bewertet werden, so dass die Betroffenen in ihrer sozialen Welt ‚nicht anecken‘. Diese Form von Reduktion und Ordnung findet man in literarischen Sprachbiographien weniger. Dort ist es gerade die innovative Metaphorik, die die statischen Beschreibungen kultureller Komplexität ablösen soll.⁴⁸ Die Titel der Texte der hier zitierten Autoren bilden dafür Beispiele: *Mein Leben ist eine Karawanserei* heißt z.B. der erste Roman von Özdamar. Einer breiter angelegten Einzelstudie bleibt es überlassen, z.B. die Metaphorisierung von Erfahrungen in empirischen Sprachbiographien und den Gebrauch von Metaphern in literarischen Sprachbiographien zu untersuchen.

Sprachbewusstheit und Kulturbewusstheit sind in allen Sprachbiographien aufs Engste verbunden und zeigen die symbolische Praxis der Mehrsprachigen, deren dynamisches Repertoire erhöhten kommunikativen Aufwand mit sich bringen kann und zugleich vermehrte Ausdrucksmöglichkeiten eröffnet.

45 Vgl. Luigi Meneghello: *La materia di Reading e altri reperti*. Milano: Rizzoli 1997; siehe dazu Eva-Maria Thüne: *The measure of English e la misura dell'italiano*. In: Silvia Basso/Antonia De Vita (Hg.): *„Del terzo muraro, nulla!“ Luigi Meneghello tra ricerca linguistica ed esperienza politica*. Sommacampagna: Cierre 1999, S. 35-54.

46 Vgl. Eva-Maria Thüne: ‚Mundhure‘ und ‚Wortmakler‘. Überlegungen zu Texten von Emine Sevgi Özdamar. In: Fabrizio Cambi (Hg.): *Gedächtnis und Identität. Die deutsche Literatur nach der Vereinigung*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 305-319.

47 Vgl. Hu (Anm. 8), S. 11.

48 Ebd.

Die Sprache davor

Zur Imagination eines Sprechens jenseits gesellschaftlich-nationaler Zuordnungen

1. Einleitung

Ähnlich wie in vielen kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen beginnt biographisch orientierte Forschung im letzten Jahrzehnt auch in der Sprachwissenschaft verstärkt Fuß zu fassen, insbesondere in der Sprachlehr- und lernforschung und der Mehrsprachigkeitsforschung. Im Zuge dessen, was manchmal als ‚interpretative Wende‘ bezeichnet wird, zielt dieser biographische Zugang darauf ab, nicht Sprachen als solche ins Zentrum zu stellen, sondern die sprechenden Menschen, und mit ihnen bislang noch relativ wenig erforschte körperlich-emotionale Dimensionen von Sprache und Sprachlichkeit. Mit dem Begriff *Spracherleben*¹ versuchen wir einen Ansatz zu umreißen, der danach fragt, wie Menschen in mehrsprachigen Lebenszusammenhängen ihre Sprachlichkeit wahrnehmen und bewerten und welche Erfahrungen, Gefühle oder Vorstellungen sie damit verbinden. Oder andersherum gesagt: wie sie sich – gegenüber anderen oder sich selbst – in ihrer Mehrsprachigkeit erfahren, positionieren und darstellen. Nicht eine möglichst ‚wahrheitsgetreue‘ Rekonstruktion des Einzelfalls steht im Vordergrund, sondern das Interesse richtet sich vor allem darauf, welche Beziehungen oder Beziehungsmuster sich in einem gedachten Dreieck erkennen lassen, welches Spracherleben in Bezug zu individuellen Lebensgeschichten einerseits, zu historisch-gesellschaftlichen Konfigurationen andererseits setzt. Unter letzteren fassen wir ein Bündel zusammen, das aus staatlichen oder gesellschaftlichen Zwängen, Machtgefügen, Diskursformationen und Ideologien gebildet wird und manchmal dramatisch und traumatisierend, jedenfalls aber strukturierend auf Denken, Wahrnehmen, Fühlen und Handeln des oder der Einzelnen einwirkt. Demgegenüber verstehen wir lebensgeschichtliche Erzählungen im Einklang mit zentralen Annahmen der aktuellen Biographieforschung² primär als Mittel,

1 Zur Forschungsgruppe *Spracherleben* am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien siehe www.cis.or.at

2 Einen Überblick darüber gibt Roswitha Breckner: *Migrationserfahrung – Fremdheit – Biographie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, S. 122 ff.

um (von einem konkreten Hier und Jetzt aus) über lebensgeschichtliche Diskontinuitäten und Brüche hinweg eine Art Kontinuität und Konsistenz herzustellen und im Prozess des Erzählens, Objektivierens, und (Re-)Interpretierens sowohl Entlastung zu suchen als auch eine gewisse Eigenmacht gegenüber dem Erlebten zu gewinnen.

Neben sprachbiographischen Interviews, Tagebüchern und anderen empirisch erhobenen Daten werden in der Sprachwissenschaft auch autobiographisch geprägte literarische Texte herangezogen,³ um so unterschiedliche Phänomene zu beleuchten wie das Aufwachsen mit mehr als einer Sprache, an Sprache gekoppelte Identitätszuschreibungen oder Identitätsentwürfe, erzwungenen oder freiwilligen Sprachwechsel, Sprachblockaden, Sprachverlust oder Valorisierung sprachlicher Ressourcen. Literarische Zeugnisse heranzuziehen ist insofern naheliegend, als metasprachliche Reflexionen, häufig auch das Nachdenken über die eigene Sprachlichkeit und deren Bedingtheit, Teil eines schriftstellerischen Selbstverständnisses sind.⁴ Beispielhaft sei hier auf zwei sprachwissenschaftliche Publikationen verwiesen, die sich vorwiegend oder doch zu einem wichtigen Teil auf literarische Texte als Ausgangsmaterial stützen: *The Multilingual Subject*⁵ der in Berkeley lehrenden Sprachlernforscherin Claire Kramsch, die sich in Anlehnung an Julia Kristeva mit sprachlichen Wunschvorstellungen (*language desire*) befasst, und das Buch *Mehrsprachigkeit und Biographie*⁶ von Simone Hein-Khatib, das auf einer Gegenüberstellung sprachbiographischer Texte der Schriftsteller Peter Weiss und Georges-Arthur Goldschmidt basiert. In eine ähnliche Richtung zielt die von uns unter dem Titel *Mitten durch meine Zunge* herausgegebene Sammlung literarischer Texte,⁷ aus denen wir im Folgenden Passagen mehrerer Autorinnen und Autoren herausgreifen, um verschiedene Ausformungen eines Erzählmotivs zu betrachten, auf das wir zunächst in nicht-literarischen sprachbiographischen Erzählungen gestoßen sind und das uns später in einer Anzahl literarischer Texte

3 Auf eine Anzahl von auf *language memoirs* basierenden linguistischen Arbeiten verweist Aneta Pavlenko: *Authobiographic Narratives as Data in Applied Linguistics*. In: *Applied Linguistics* 28 (2007), S. 163-188.

4 Wichtige Impulse beziehen wir auch aus der literaturwissenschaftlichen Beschäftigung mit Phänomenen der Mehrsprachigkeit, insbesondere von Steven G. Kellman: *The Translingual Imagination*. Lincoln: University of Nebraska Press 2000.

5 Claire Kramsch: *The Multilingual Subject*. Oxford: Oxford University Press 2009.

6 Simone Hein-Khatib: *Mehrsprachigkeit und Biographie*. Zum Sprach-Erleben der Schriftsteller Peter Weiss und Georges-Arthur Goldschmidt. Tübingen: Gunter Narr 2007.

7 Brigitta Busch/Thomas Busch (Hg.): *Mitten durch meine Zunge*. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu. Klagenfurt/Celovec: Drava 2008.

in poetisch übersetzter, verdichteter Gestalt wieder begegnet ist. Wir nennen es ‚präbabylonische Sprachphantasie‘.

Bevor wir uns dieser Frage zuwenden, scheint es, da wir gewissermaßen fachfremdes Terrain betreten, angebracht, ein paar Bemerkungen vorzuschicken, was, um es bewusst unschön zu formulieren, die Verwendung literarischer Texte als linguistisches Datenmaterial betrifft. Zunächst einmal ziehen wir anders als Philippe Lejeune, der die Identität von Autor, Erzähler und Protagonist (*personnage*) als Voraussetzung einer dem *Pacte autobiographique* zugrundeliegenden textimmanenten Wahrheit gesehen hat,⁸ gerade diese Einheit in Zweifel. Jedes dieser ‚Ichs‘ ist in einen anderen Kontext eingeschrieben, jedes, so könnte man in Anlehnung an Jacques Derrida formulieren, entsteht durch Transposition aus einem bestehenden in einen neuen Text. Gerade aufgrund dieser auf Differenz beruhenden Intertextualität plädiert Derrida für eine Rehabilitierung des schriftlichen Textes gegenüber dem von der Sprachwissenschaft lange bevorzugten mündlichen Sprechen:

Diese Verkettung, dieses Gewebe ist der Text, welcher nur aus der Transformation eines anderen Textes hervorgeht. Es gibt nichts, weder in den Elementen noch im System, das irgendwann oder irgendwo einfach anwesend oder abwesend wäre. Es gibt durch und durch nur Differenzen und Spuren von Differenzen.⁹

Insofern widersetzt sich der literarische Text einer linearen Auslegung, die von einem Bezeichnenden auf ein Bezeichnetes schließen möchte, von einem Gesagten auf ein Gemeintes, von einem zum Ausdruck Gebrachten auf eine innere Wahrheit. Indem die poetische Sprache einen Raum der Heterogenität, Mehrstimmigkeit und Vieldeutigkeit öffnet,¹⁰ entzieht sie sich, worauf wir noch zurückkommen werden, einem ausschließlich kognitiven Zugriff.

8 Philippe Lejeune: *Le pacte autobiographique*. (Nouvelle édition augmentée). Paris: Seuil 1996 [1975], S. 15.

9 Jacques Derrida: *Semiotologie und Grammatologie*. Gespräch mit Julia Kristeva. In: J. D.: *Positionen*. Wien: Passagen 2009, S. 39-61, hier S. 50.

10 Vgl. Julia Kristeva: *From One Identity to an Other*. In: J. K.: *The Portable Kristeva*. Updated Edition. Ed. by Kelly Oliver. New York: Columbia University Press, S. 91-115.

2. „Wörter aus vier Sprachen flogen uns zu“

Mehr als fünfzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs verfasste der aus Czernowitz gebürtige, in Israel lebende Schriftsteller Aharon Appelfeld einen autobiographischen Roman, der auf Deutsch unter dem Titel *Geschichte eines Lebens* erschien.¹¹ Einige Stationen, die Appelfelds von dramatischen Brüchen gekennzeichnete Lebensgeschichte umreißen, sind die Kindheit in der Bukowina, der Ausbruch des Krieges, das Leben im Ghetto, die Ermordung der Mutter, die Deportation ins Konzentrationslager, die Trennung vom Vater durch die Flucht aus dem Lager, nach der sich das Kind jahrelang allein im Wald oder bei ukrainischen Bauern versteckt hält, die Einwanderung nach Palästina, das Bemühen, im Land Fuß zu fassen, der Weg zum Schreiben. Sprachbiographische Erinnerungen und Reflexionen ziehen sich durch das ganze Buch. Schon in der Bukowina sind für das Kind viele Sprachen präsent: Deutsch, die Sprache, in der seine kosmopolitisch orientierten Eltern mit ihm reden; das Jiddisch der Großeltern und das Hebräische, das er hört, als er mit dem Großvater in die Synagoge geht; Ukrainisch oder Ruthenisch, das er von den Dienstmädchen annimmt und das ihm später auf seiner Flucht als ‚Tarnsprache‘ dient. Früh lernt er, wie Identitätszuschreibungen mit Sprachen verknüpft sind, wie man sich durch Sprache verraten kann. Als er zusammen mit anderen Waisenkindern in Palästina ankommt, hat er das Verstummen, das er sich auf der Flucht angeeignet hat, als Strategie verinnerlicht.

An diese Stelle der Chronologie, die zugleich die Mitte des Buches markiert, setzt Appelfeld ein Kapitel,¹² in dem er sich intensiv mit seiner Sprachbiographie auseinandersetzt – den Blick zuerst in die Kindheit zurückwerfend, dann nach vorne richtend, auf jenen langwierigen und schmerzhaften Prozess, der vor ihm liegt und an dessen Ende die Aussöhnung mit dem Hebräischen stehen wird, das ihm zur Sprache seines Schreibens wird. Ausgangspunkt ist ein Tagebuch aus dem Jahr 1946, das der Autor erst Jahrzehnte später wieder in die Hand zu nehmen wagt: ein kaum zu entzifferndes Wirrwarr deutscher, jiddischer, hebräischer, rumänischer Wörter, das ihm die Sprachlosigkeit des damals Vierzehnjährigen im Einwanderungslager vor Augen

11 Aharon Appelfeld: *Geschichte eines Lebens*. Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer. Berlin: Rowohlt 2005.

12 Im Folgenden zitiert aus: Aharon Appelfeld: *Geschichte eines Lebens*. In: Brigitta Busch/Thomas Busch (Anm. 7), S. 26-36. In der Folge wird aus diesem Text mit einfacher Seitenzahl zitiert.

führt. Ein Jugendlicher, von dem erwartet wird, dass er alles, was ihn an seine Vergangenheit erinnert, hinter sich lässt. „Wer seine Muttersprache benutzte, wurde gescholten, bloßgestellt und manchmal auch geächtet.“ (S. 28) Trotz aller gegenteiliger Bemühungen stellt er fest, dass ihm die Sprache seiner Mutter immer mehr verloren geht. „Die Sprache meiner Mutter und meine Mutter wurden eins. Als nun ihre Sprache in mir verlosch, spürte ich, dass meine Mutter ein zweites Mal starb.“ (S. 29) Umso mehr hasst er jene, die ihm das Hebräische aufzwingen, eine Sprache, so empfindet er es zu diesem Zeitpunkt, „in der man nicht leise reden kann, eine Soldatensprache.“ (S. 28) Er reagiert mit Stottern und Stummheit. „Die Vielredner unter uns wurden noch lauter, und die in sich Gekehrten verschluckten ihre Stimme. Ohne Muttersprache ist der Mensch verstümmelt.“ (S. 27) An diesem Punkt also, wo ihm mit aller Deutlichkeit bewusst wird, was es heißt, keine Sprache zu haben, kehrt er in Gedanken in die Bukowina seiner Kindheit zurück und entwirft sie als eine durch Sprache konstituierte Gegenwelt zur Sprachlosigkeit des Vierzehnjährigen:

Die Sprache meiner Mutter war Deutsch. Meine Mutter liebte diese Sprache und pflegte sie. Die Wörter hatten in ihrem Mund eine Klarheit, als erklangen sie aus einem exotischen Glasglöckchen. Großmutter sprach Jiddisch, und das hatte einen anderen Klang, besser gesagt einen anderen Geschmack, denn es erinnerte mich immer an Kompott aus Trockenpflaumen. [...] Vier Sprachen umgaben uns, lebten in uns auf merkwürdige Weise zusammen und ergänzten sich. Wenn du deutsch sprachst und dir ein Wort, ein Ausdruck oder eine Redensart nicht einfiel, behalfst du dich mit Jiddisch oder Ruthenisch. Vergeblich versuchten meine Eltern, mein Deutsch rein zu halten. Die Wörter aus den uns umgebenden vier Sprachen flogen uns zu, ohne dass wir es merkten, und bildeten ein Sprachengemisch, das ungeheuer reich an Schattierungen, Gegensätzen, Humor und Ironie war. In dieser Sprache gab es viel Raum für Empfindungen, feinste Gefühlsnuancen, für Phantasie und Erinnerung. Heute leben diese Sprachen nicht mehr in mir, doch ich spüre ihre Wurzeln. Manchmal genügt ein einziges Wort, um wie mit einem Zauberpruch Bilder, ja Szenen wachzurufen. (S. 27f.)

Als Motiv lässt sich hier die Sehnsucht nach einer in die Kindheit projizierten Sprache der Geborgenheit und Vertrautheit erkennen, eben das, was wir als präbabilonische Sprachphantasie bezeichnen: Alle Sprachen, in denen das Kind aufgehoben ist, werden zu einer, einem

polyphonen Sprechen, das Raum für feinste Gefühlsnuancen bietet, mit dem sich alles sagen lässt und das auch dann noch auf wunderbare Weise untergründig fortwirkt, wenn einem diese Sprachen längst abhanden gekommen sind. Eine solche Sprache des universalen Verstehens und des ursprünglichen Eins-Seins mit sich selbst und mit der Umwelt aber lässt sich nur von einem Entgegengesetzten her denken: wenn einer Sprache – oder das ‚richtige‘ Sprechen – nicht ‚wie selbstverständlich‘ zur Verfügung steht. Das Paradies, so scheint es, ist immer ein schon verlorenes, eine utopische Gegenwelt zur real existierenden.

3. Rekonstruktion vom Ende her

Biographische Narrative werden in verschiedener Weise verstanden: als Rekonstruktion von Realität – wie es war; als Rekonstruktion subjektiven Erlebens – wie es erlebt wurde und erinnert wird; als situativ in der Interaktion beziehungsweise einem narrativen Kontext vorgenommene Positionierung gegenüber erinnertem Erleben. In diesem letzten Verständnis wird nicht nur danach gefragt, was erinnert oder erzählt wird und was nicht, sondern auch, wodurch die Erzählung ausgelöst und vorangetrieben wird, wie einzelne Sequenzen gewichtet und zueinander in Beziehung gesetzt werden oder welche sprachlichen und nonverbalen Realisierungsmittel zum Einsatz kommen. „Der interpretative Charakter des Erzählens hängt damit zusammen, dass vom Ende her erzählt wird“, schreibt Elisabeth Gülich:¹³ Der Erzähler kennt den Ausgang der Geschichte, er kann „auf einen Interpretationsrahmen zurückgreifen, der ihm nicht zur Verfügung stand, als die Ereignisse, die er erzählt, geschahen.“ Erst vom Ende her sei zu erkennen, dass und wann eine Geschichte angefangen hat, sagt Gülich und zitiert dazu Jean-Paul Sartre:

Les événements se produisent dans un sens et nous les racontons en sens inverse. On a l'air de débiter par le commencement [...]. Et en réalité c'est par la fin qu'on a commencé. Elle est là, invisible et présente, c'est elle qui donne à ces quelques mots la pompe et la valeur d'un commencement.¹⁴

13 Elisabeth Gülich: Mündliches Erzählen: narrative und szenische Rekonstruktion. In: Sylke Lubs/Louis Jonker/Andreas Ruwe/Uwe Weise (Hg.): Behutsames Lesen. Alttestamentliche Exegese im interdisziplinären Methodendiskurs. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2007, S. 35-62, hier S. 58.

14 Jean-Paul Sartre: La Nausée. Paris: Gallimard 1938, S. 62; zit. nach Gülich 2007, S. 58.

Durch das Erzählen wird als disparat und heterogen Erlebtes zu einer ‚kognitiven Geschichte‘ integriert: Ereignisse und Erlebnisse finden als Sequenzen ‚ihren Platz‘ innerhalb einer Erzählung, sei es, indem sie zu anderen in ein Verhältnis von Ursache und Wirkung gesetzt werden, sei es, indem sie als auf andere verweisend oder andere erklärend gedeutet werden. Da das Erzählen jeweils sich ändernden ‚Erfordernissen‘ gerecht werden muss, ist der Prozess des Interpretierens und Re-Interpretierens, in dessen Verlauf ein Text in einen neuen übertragen wird, nie abgeschlossen. Vor allem ab der Neuzeit hat sich das autobiographische Schreiben als eine ‚Technik des Selbst‘,¹⁵ mittels derer sich die diachrone Kontinuität und synchrone Kohärenz einer Lebensgeschichte herstellen lässt, zunehmend als eigenständiges Genre etabliert. Es weist eine Anzahl charakteristischer Elemente auf wie das narrative Gerüst von Vorgeschichte, Verwicklung und Auflösung, Motive wie Prüfung und Katharsis, Wandlungen wie die vom Erleiden zum Handeln. Damit können autobiographische Erzählmuster als Variation narrativer Grundmuster verstanden werden, wie sie zuerst im Anschluss an Wladimir Jakowlewitsch Propp im russischen Formalismus oder im Anschluss an Sigmund Freud, beispielsweise von Otto Rank oder Carl Gustav Jung, aus psychoanalytischer Warte beschrieben wurden.¹⁶ Die an das Genre des autobiographischen Erzählens und Schreibens geknüpften Erwartungen sind als Folie selbst dann wirksam, wenn sie bewusst unterlaufen werden.

Die Frage, die sich in unserem Zusammenhang stellt, ist, um es im Propp’schen Vokabular zu sagen, welche ‚Funktion‘ die narrative Einheit (das ‚Narratem‘) der präbabylonischen Phantasie innehat – oder in anderen Worten: in welche Beziehungen solche Vorstellungen einer ursprünglichen Sprache des universellen Verstehens zu lebensgeschichtlichen oder zeitgeschichtlichen Momenten und Erfahrungen gesetzt werden. Anhaltspunkte lassen sich bereits aus den wiedergegebenen Textstellen von Aharon Appelfeld gewinnen, so die Konstruktion des Vor-Babylonischen *ex negativo*, aus dem Erfahrungswissen um die bereits eingetretene babylonische Sprachverwirrung. Wir wählen im Folgenden einige Beispiele aus Texten anderer Autorinnen und Autoren aus, um das, worum es uns geht, näher zu beleuchten.

15 Michel Foucault: Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007, S. 289.

16 Vgl. Marcos Lopes: L’analyse du récit d’après Freud et Propp. In: Degrés 114-115 (2003), d1-d32.

4. Das nächtliche Gedächtnis des Körpers

In vielen Fällen wird die Erfahrung eines ursprünglichen Vertrauens in die kommunikative Macht von Sprache mit der oder den Erstsprachen der frühen Kindheit verknüpft, allerdings weniger auf eine bestimmte Sprache bezogen als auf eine bestimmte Dimension, die nur als Nachhall fortwirkt. Die polyglotte Schriftstellerin und Übersetzerin Ilma Rakusa stellt es so dar:

Das Ungarische, meine erste und – ja – Mutter-Sprache, ist häuslich und kindheitlich, eine Küchen-, Katzen- und Kindersprache, affektiv, unmittelbar, zärtlich und unerwachsen. Es ist mein franziskanisches Idiom beim Reden mit Vögeln, es ist die Märchen- und Gutenachtgeschichtensprache, die Sprache der Kosenamen und liebevollen kleinen Flüche. [...] Manches trennt das Ungarische von den späteren Sprachen, denn zwischen Ungarisch und dem ‚Rest‘ liegt die Vertreibung aus dem Paradies der Kindheit.¹⁷

Interessant ist die Beobachtung, dass Kinder, mit denen wir sprachbiographisch gearbeitet haben, Tiersprachen – genannt werden Tiere in der Natur, Haustiere oder Plüschtiere – sehr oft ihrem Sprachrepertoire zurechnen. Sprechende Tiere oder das Sprechen mit Tieren treten als Motiv auch bei Aharon Appelfeld auf, und zwar an zwei Stellen: das erste Mal, als das Kind auf einem ukrainischen Bauernhof Zuflucht findet und, im Glauben es sei unbeobachtet, mit den Tieren in der verräterischen Sprache seiner Mutter spricht; das andere Mal, während des Aufenthalts im Einwanderungslager, in Gestalt eines Traums:

Im Schlaf zog ich mit Kolonnen von Flüchtlingen herum, alle stotterten, und nur die Tiere, die Pferde, Kühe und Hunde am Wegrand, sprachen ihre Sprache fließend, als hätte sich alles verkehrt.¹⁸

Georges-Arthur Goldschmidt verbindet die Dimension einer Sehnsuchtssprache mit dem lange Zeit verschütteten Deutsch seiner Kindheit. Während seine Eltern ins Konzentrationslager deportiert wurden, überlebte er als Kind, das seine Herkunft und Muttersprache

17 Ilma Rakusa: Zur Sprache gehen. In: Brigitta Busch/Thomas Busch (Anm. 7), S. 215-218, hier S. 215.

18 Aharon Appelfeld (Anm. 12), S. 29.

verleugnen musste, in Frankreich. In *Der Stoff des Schreibens*, das über weite Strecken dem Erleben des eigenen Bilingualismus gewidmet ist, schreibt Goldschmidt:

Mit zehn Jahren ist man im Vollbesitz der Muttersprache, man erlebt sie in den Wesen, die einen umgeben, man nimmt sie mit dem ganzen Körper auf, man ist von ihr bis ins Innerste durchdrungen. Die Muttersprache hat dem Selbst Konsistenz verliehen: und, merkwürdige Angelegenheit, ihre Klarheit, ihre Beredsamkeit machen sie stumm: es gibt nur eine Weise, über sie zu sprechen, nämlich, indem man sie spricht. Sie vermag nichts über sich in einer anderen Sprache zu sagen, es sei denn, sie beschreibt sich.

Die Klangfarbe der Stimmen, der Wind, das Haus, der Garten, die Wege oder die Schule sind Sedimente des Selbst-Seins; die Sprache, das ist der Zug, der in der Stille des Abends hoch auf Rädern fährt, vor dem Hintergrund der untergehenden Sonne, es sind die schwarzweißen Schranken des Bahnübergangs mitten im Wald, die Sprache, das ist die Hand des Vaters, die fester die des Kindes umschließt beim Vorüberziehen des Schattens, die Muttersprache, sie hat sogar ein Wort dafür, rascheln*, das sind die dichten Lagen welker Blätter, welche die Schritte durchwühlen und als braun und feucht umdrehen, das sind die Äpfel mit fauligen Stellen, die man auf dem hölzernen Trockengestell aus dem Keller sortiert, und die Sprache, das sind auch der Struwwelpeter* und die Grimmschen Märchen und das Gruseln*, das sie begleitet, diese angenehme Angst, die einem den Rücken herunterläuft, wenn man sie einem am Abend vorliest. Die Sprache, das ist die Reibung der Lederschürze der Kutscher oder der Geruch vom angesengten Huf der Pferde, die man beschlägt.¹⁹

Hervorzuheben wäre zunächst, wie sehr sich Sprache hier mit Orten, Klängen, Geräuschen, Stimmungen, körperlicher Berührung, Gefühlen, Farben und Gerüchen verbindet, eine Assoziation von Sprache und Sinneseindrücken, wie sie auch bei Appelfeld zu finden war. Als weitere Parallele könnten die wiederholten unpersönlichen Formulierungen genannt werden, die Goldschmidt wählt, als gehe es darum, Distanz gegenüber einer möglichen emotionalen Überwältigung zu halten – ein Phänomen, das sich in auffallend vielen Texten, die frühe sprachliche Erinnerungen thematisieren, nachweisen lässt. Und schließlich wäre festzuhalten, wie Goldschmidt, was er Muttersprache

19 Georges-Arthur Goldschmidt: *Der Stoff des Schreibens*. Berlin: Matthes & Seitz 2005, S. 137 f. Die mit * markierten Wörter sind auch im französischen Original deutsch.

nennt, definiert: Sie verleiht dem Selbst Konsistenz, aber gerade weil sie in den Körper eingeht („man nimmt sie mit dem ganzen Körper auf“), lässt sie sich nicht objektivieren; man kann sie sprechen, aber nicht über sie sprechen.

An die körperliche Dimension der ‚Sprache davor‘ appelliert in einer dem Buch *Fremde sind wir uns selbst* vorangestellten „Toccata und Fuge für den Fremden“ auch Julia Kristeva, wiederum aus der Erfahrung von deren Verlust, wiederum in einer depersonalisierten Form. Und wie schon bei Aharon Appelfeld finden wir auch hier ein fast magisches Fortwirken der abhanden gekommenen, unnütz gewordenen Sprache:

Nicht seine Muttersprache sprechen. In Klängen, Logiken leben, die von dem nächtlichen Gedächtnis des Körpers, dem bittersüßen Schlaf der Kindheit abgeschnitten sind. Sie in sich tragen wie eine geheime Gruft oder wie ein behindertes Kind, geliebt und unnütz – diese Sprache von einst, die verblaßt, aber euch nie verläßt.²⁰

Nicht immer aber ist es eine Erstsprache, mit der sich Gefühle am besten ausdrücken lassen. Manchmal, auch darauf weist Kristeva in ihrer „Toccata und Fuge“ hin, scheint das in einer anderen, später hinzugekommenen, die weniger mit Tabus belegt ist, sogar leichter zu sein. Sehr deutlich bringt das der aus Polen stammende, als Kind nach Österreich eingewanderte Radek Knapp zum Ausdruck:

Hier [in Österreich] aber hatte ich plötzlich alle Hemmungen abgelegt, denn ich verstand und fühlte nicht so genau wie in meiner Muttersprache, folglich schämte ich mich in der neuen Sprache auch nicht, meine ganz persönlichen Erlebnisse niederzuschreiben, ja diese dann sogar vor der gesamten Klasse laut vorzulesen. [...] Ich habe in der Fremde eine Sprache gefunden, die mir auf den Leib geschnitten ist. Ich werde sie zwar nie so gut beherrschen wie meine Muttersprache, aber ich werde sie immer dann benutzen, wenn von meinen Gefühlen die Rede sein wird.²¹

Immer wieder lesen wir auch davon, dass eine Kindheitssprache mehr oder weniger bewusst abgelegt wird – sei es, weil sie im Verlauf des Aufwachsens als zu einengend empfunden wird, sei es dass man sich

20 Julia Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt a. M.: Edition Suhrkamp 1990, S. 24.

21 Radek Knapp: *Kurze Geschichte meiner Sprache*. In: Brigitta Busch/Thomas Busch (Anm. 7), S. 145-146, hier S. 145 f.

ihrer aus anderen Gründen entledigen will. In ihrem eingangs genannten Buch über Mehrsprachigkeit und Biographie zitiert Simone Hein-Khatib aus der in französischer Sprache publizierten Autobiographie des in Wien als Gerhard Hirsch geborenen französischen Philosophen und Publizisten André Gorz. Auch diese Biographie hat ihren zeitgeschichtlichen Hintergrund: 1930 konvertiert der Vater angesichts des wachsenden Antisemitismus zum katholischen Glauben der Mutter, auf deren Betreiben der Sohn zu Kriegsbeginn in die französischsprachige Schweiz geht. Über seinen Wechsel von der deutschen ‚Mutter‘-Sprache zum Französischen schreibt André Gorz:

Die Sprache [...] war das ausschließliche Eigentum der Mutter. Sie herrschte über die Wörter, um durch weitschweifige Reden über die Menschen zu herrschen, Reden, die wie Kleister die verwirrten Gesprächspartner lähmten. Die Sprache war ihr Reich, und *sagen* hieß, in dieses einbrechen und augenblicklich unter ihre Gerichtsbarkeit fallen. [...] die Sprache war eine furchtbare Falle. Kein ‚Ich‘ war ihm geboten, das er hätte übernehmen können. Er musste sich Mühe geben und sich Zwang antun, ein Anderer zu werden, um der Situation nur ein klein wenig gewachsen zu sein. [...] seine Verbissenheit, die Sprache zu wechseln (einen deutschen Vorstadtjargon zu sprechen, bevor er sich zum Französischen bekehrte), um sich der *Muttersprache* zu entledigen [...]; seine Vorliebe für die Fremdsprachen, die es ihm im Ausland erlaubten, andere mit Wörtern abzuspeisen, bei denen klar war, *dass sie ihm nicht gehörten* und also nur eine Münze waren, die seine Person nicht verpflichteten [...].²²

Ähnlich wie bei Radek Knapp wird der Umstand, dass die Wörter in der neuen Sprache nicht mit komplexen, an die eigene Person oder eine enge Bezugsperson gebundenen Bedeutungen aufgeladen sind, hier als Befreiung erlebt. Von einer „spät eingepflanzten Muttersprache“ dagegen spricht Elias Canetti in *Die gerettete Zunge*, dem ersten Buch seiner autobiographischen Trilogie: Deutsch ist die Sprache der Vertrautheit zwischen dem Vater und der Mutter, aus der das mit Spaniolisch und Rumänisch aufwachsende Kind zunächst ausgeschlossen bleibt (oder an der es nur heimlich teilhat). Als sich der Vater von seiner Frau abwendet und bald danach stirbt, setzt sie den

22 André Gorz: Der Verräter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980, S. 281-285, zit. nach Simone Hein-Khatib: Mehrsprachigkeit und Biographie. Zum Sprach-Erleben der Schriftsteller Peter Weiss und Georges-Arthur Goldschmidt. Tübingen: Gunter Narr 2007, S. 16. Hervorhebungen im Original.

Sohn, so nimmt es Canetti wahr, an die Stelle des verlorenen Mannes. Geradezu verbissen bringt sie dem Kind in der frankophonen Umgebung des Genfersees die deutsche Sprache bei.

So zwang sie mich in kürzester Zeit zu einer Leistung, die über die Kräfte jedes Kindes ging, und daß es ihr gelang, hat die tiefere Natur meines Deutsch bestimmt, es war eine spät und unter wahrhaftigen Schmerzen eingepflanzte Muttersprache. Bei diesen Schmerzen war es nicht geblieben, gleich danach erfolgte eine Periode des Glücks, und das hat mich unlösbar an diese Sprache gebunden. [...] Sie [die Mutter] duldete keineswegs, daß ich die anderen Sprachen aufgab, Bildung bestand für sie in den Literaturen aller Sprachen, die sie kannte, aber die Sprache unserer Liebe – und was war es für eine Liebe! – wurde Deutsch.²³

Der schillernde, in seiner Bedeutung vage und sehr unterschiedlich verwendete Begriff ‚Muttersprache‘ wird von Canetti an dieser Stelle (im diametralen Gegensatz zu André Gorz) als die Sprache einer in-nigen Beziehung des Heranwachsenden mit der Mutter definiert. Im Folgenden werden wir zwei Textstellen anführen, in denen es in der einen oder anderen Weise um eine weitere Variation unseres Grundthemas geht, die man als Motiv der ‚fehlenden Muttersprache‘ bezeichnen könnte, als das Empfinden, gewissermaßen in eine Fremdsprache hineingeboren zu sein. Die erste Stelle entstammt einem Tagebucheintrag Franz Kafkas aus dem Jahr 1911. Es ist die Zeit, in der er sich intensiv mit dem aus der Familie verdrängten und von ihm als ‚Jargon‘ bezeichneten Jiddisch zu beschäftigen beginnt.

Gestern fiel mir ein, daß ich die Mutter nur deshalb nicht immer so geliebt habe, wie sie es verdiente und wie ich es könnte, weil mich die deutsche Sprache daran gehindert hat. Die jüdische Mutter ist keine ‚Mutter‘; die Mutterbezeichnung macht sie ein wenig komisch [...], wir geben einer jüdischen Frau den Namen deutsche Mutter, vergessen aber den Widerspruch, der desto schwerer sich ins Gefühl einsenkt. ‚Mutter‘ ist für den Juden besonders deutsch, es enthält unbewußt neben dem christlichen Glanz auch christliche Kälte, die mit Mutter benannte jüdische Frau wird daher nicht nur komisch, sondern fremd.²⁴

23 Elias Canetti: Die gerettete Zunge. In: Brigitta Busch/Thomas Busch (Anm. 7), S. 62-69, hier S. 69.

24 Franz Kafka: Tagebuchaufzeichnung. In: Brigitta Busch/Thomas Busch (Anm. 7), S. 139-140, hier S. 139f.

Die zur Familiensprache gewordene deutsche Sprache macht ihm die Mutter fremd, rückt sie von ihm weg, als ob sich etwas zwischen sie und ihn schieben würde, was ihn daran hindert, sie vorbehaltlos zu lieben. Vielleicht wird gerade in der Erfahrung eines Abwesenden am deutlichsten, worauf sich die Sehnsucht nach einer ‚Sprache davor‘ richtet. *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs* nennt Jacques Derrida eine sprachphilosophische Schrift, in der er an seinem Fall, dem eines Kindes jüdisch-algerischer Eltern, die Wirkungsweisen sprachlicher Assimilation und kolonialer Sprachverdrängung, die Vereinnahmung durch und die Ausgrenzung aus Sprache paradigmatisch abhandelt. Vor dem politisch-historischen Hintergrund jenes staatlichen Aktes, mit dem den algerischen Juden die zuvor kollektiv verliehene französische Staatsbürgerschaft von der Vichy-Regierung kollektiv aberkannt wurde, umschreibt Derrida sein komplexes Verhältnis zur französischen Sprache eingangs so: „Ich habe nur eine Sprache, und es ist noch nicht einmal meine.“²⁵ Und später:

Der Einsprachler, von dem ich rede, spricht eine Sprache, die ihm entzogen wurde. Es ist nicht seine. Weil er um *jede* Sprache gebracht ist und er keine andere Zuflucht mehr hat – weder das Arabische noch das Berberische, noch das Hebräische, noch irgendeine andere Sprache, die seine Vorfahren gesprochen haben –, weil dieser Einsprachler in gewisser Weise also sprachlos ist (er schreibt vielleicht, weil er sprachlos ist), ist er in die absolute Übersetzung, in eine Übersetzung ohne Ursprungssprache, ohne Ausgangssprache geworfen.²⁶

Das Heimweh nach etwas, das, obwohl es nie da war, als Phantom-schmerz dennoch – und vielleicht umso hartnäckiger – fortwirkt (und das Derrida ironisch als Ursprungsprothese bezeichnet), nimmt er als Ausgangspunkt für seine Überlegungen zur „Sprache vor der Erstsprache“, auf die wir im letzten Teil des Beitrags zurückkommen wollen.

25 Jacques Derrida: *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs*. In: Anselm Haverkamp (Hg.): *Die Sprache der Anderen*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1997, S. 15-41, hier S. 15.

26 Ebd., S. 34.

5. Das Objekt der Sehnsucht

Wir versuchen, aus den angeführten Texten heraus zusammenzufassen: In biographischen Narrativen (im gegenständlichen Fall solchen mit literarischem Charakter), in denen Mehrsprachigkeit ein Thema ist, lässt sich häufig eine spezifische Form des Spracherlebens beobachten. Evoziert wird eine meist verlorene, mit der Kindheit assoziierte Sprache, in einigen Fällen auch eine *a priori* als abwesend erfahrene. Eher als um eine bestimmte Sprache handelt es sich um das Evozieren eines Sprechens, das eine Art Erinnerungs-, Möglichkeits- oder Phantasieraum bildet und durch eine Reihe von Merkmalen charakterisiert werden kann, die von verschiedenen Erzählenden in jeweils unterschiedlichen Kombinationen angeführt werden:

- es erzeugt eine symbiotische Nähe (bis hin zur Distanzlosigkeit) zu signifikanten Anderen, häufig, aber nicht immer, in Gestalt der Mutter
- es befähigt zu Verständigung in einem allumfassenden Sinn, überwindet sprachliche Barrieren und soziale Hierarchien ebenso wie die Kluft zwischen Mensch und Tier
- es bildet einen Bestandteil des eigenen Körpers, es konstituiert das Selbst
- es ist selbstverständlich, nicht zu hinterfragen und verweigert sich dadurch einem objektivierenden metasprachlichen Diskurs
- es schafft Bedeutung durch ein unregelmäßiges Zusammenspiel von Lauten, Klängen, Bildern, Gerüchen, Farben, Berührungen, Gefühlen
- es unterläuft so nicht nur die scheinbar festgefügte Verbindung von Signifikant und Signifikat, sondern auch die durch Lexik, Syntax und Pragmatik gesetzten Grenzen des Erlaubten
- obwohl dem Vergessen anheimgefallen, wirkt es auf wundersame Weise bis in die Gegenwart, ein einziges Wort vermag eine ganze versunkene Welt herbeizuzaubern

Prinzipiell kann man sich solchen Vorstellungen von Sprachlichkeit, die wir als ‚präbabylonisch‘ bezeichnet haben, von zwei Seiten her annähern, die beide das sprechende Subjekt in den Mittelpunkt stellen: einmal als körperlich-psychisch, das andere Mal als historisch-gesellschaftlich konstituiertes. Dass diese zwei Dimensionen konzeptuell nicht voneinander zu trennen sind, wird unter anderem durch Pierre

Bourdieu's Studien zu Habitus und Feld nahegelegt. Sprache gehört in gleichem Maß beiden ‚Sphären‘ an, gerade durch sie werden ‚Subjekt‘ und ‚Struktur‘ miteinander verknüpft. Dessen ungeachtet wollen wir das Phänomen probeweise zuerst von der einen, dann von der anderen Seite her in den Blick nehmen und skizzenhaft mögliche Lesearten andeuten.

Versuche, sprachwissenschaftlich-semiotische Ansätze mit psychoanalytisch oder psychotherapeutisch orientierten im Hinblick auf Fragen zu (individueller) Mehrsprachigkeit zu verknüpfen, erfahren in jüngerer Zeit vermehrt Aufmerksamkeit.²⁷ Wir greifen hier vor allem einen Ansatz der Psychoanalytikerin, Linguistin und Philosophin Julia Kristeva auf, die sich einerseits auf den russischen beziehungsweise den Prager Strukturalismus der 1920er- und 30er-Jahre stützt, andererseits auf den psychoanalytisch-strukturalistischen Zugang Jacques Lacans, demzufolge das Unbewusste wie eine Sprache strukturiert ist. Unter Berufung auf Edmund Husserl reklamiert Kristeva den großen Abwesenden in die (Saussure'sche) Sprachwissenschaft zurück:²⁸ das sprechende Subjekt. Dieses sprechende Subjekt begreift sie als ein sprachlich konstituiertes und als ein (mittels Zeichen) Bedeutung und Sinn erzeugendes, als durch Sprache handelndes und durch Sprache gewordenes. Für unsere Fragestellung ist vor allem die Unterscheidung wichtig, die sie zwischen zwei Dimensionen trifft, die sie der Sprache zuweist. Neben die dem Kognitiven zuzuordnende sinnstiftende Verbindung von Bedeutung, Zeichen und Bezeichnetem, die sie als symbolische Funktion bezeichnet, stellt sie eine in der frühkindlichen Entwicklung vorangehende semiotische Dimension, die durch ihre Heterogenität gegenüber Sinn und Bedeutung, durch Unbestimmtheit oder Vieldeutigkeit charakterisiert ist. Diese mit dem Vor- oder Unbewussten, dem Körperlich-Emotionalen verbundene semiotische Dimension, die sie auf das frühkindliche Brabbeln und rhythmische Intonieren zurückführt, ist Kristeva zufolge in jedem Sprechen präsent. Im Besonderen sieht sie es im ‚psychotischen Diskurs‘ hervortreten, der darauf rekurriert, wenn das Subjekt durch den Zerfall der sinngebenden Funktion bedroht ist, aber auch in dem, was sie als ‚poetische Sprache‘ bezeichnet: das spielerisch-

27 Einen Überblick geben u. a. Jacqueline Amati Mehler/Simona Argentieri/Jorge Canestri: *Das Babel des Unbewussten. Muttersprache und Fremdsprachen in der Psychoanalyse*. Gießen: Psychosozial-Verlag 2010. Weiters: Christiane Winter-Heider: *Mutterland Wort: Sprache, Spracherwerb und Identität vor dem Hintergrund von Entwurzelung*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel 2009.

28 Wir beziehen uns hier vor allem auf Julia Kristeva (Anm. 10).

fantasierende Unterlaufen und Außer-Kraft-Setzen der Regelmäßigkeit und Genormtheit von Sprache.²⁹

Aus dieser Sicht wären präbabylonische Phantasien, wie sie in den angeführten Textbeispielen zum Ausdruck gebracht werden, an der fließenden Grenze zwischen dem Semiotischen und dem Symbolischen anzusiedeln, ontogenetisch vielleicht in jener Phase, in der sich das Kleinkind zu vergegenwärtigen beginnt, dass der andere ein Anderer ist, wenn erste Wörter, die durch eine Vielzahl von Sinneseindrücken ‚multiakzentual‘ aufgeladen sind, nach und nach eine mit anderen geteilte Bedeutung erfahren und es sich als eigenständiges Subjekt zu begreifen und zu artikulieren lernt. Jacques Hassoun, auch er in Anlehnung an Lacan, umschreibt diese Übergangsphase so:

Was man Muttersprache nennt, wäre also paradoxerweise die Sprache, die obwohl von der Mutter vermittelt, es dem Kind möglich macht, sich *von ihr abzugrenzen*. Die Sprache ermöglicht ihm, sich an den ‚ersten Anderen‘ – die Mutter – zu wenden; [...] Das, was man mütterliche Sprache nennt, verbindet das kindliche Lallen mit vertrauten oder fremden Wörtern. Diese Wörter, diese Ausdrücke sind damit aufgenommen *von der Sprache*, in die sie sich einordnen. Sie werden nicht getilgt, sondern wirken in ihr und sind ihr homogen, sie prägen *ihren Stil*.³⁰

Was davor liegt, nennt Hassoun, der sich in *Schmuggelpfade der Erinnerung* damit auseinandersetzt, was Überlieferung für im Exil Geborene bedeutet, die ‚Sprache des Vergessens‘. Sie ist, sagt er, „Trägerin unserer ältesten, stärksten Gefühle“ – körperlicher Berührungen, unartikulierte Laute, Wörter, die das Kind hört, ohne sie zu verstehen, und die die oder der Erwachsene „in einer sprachlichen Wendung oder einem Gefühlsumschlag“ plötzlich wiederfindet.³¹

Wir treten in die Sprache ein, indem wir uns ihren (phonologischen, syntaktischen, lexikalischen, pragmatischen, diskursiven) Normen, die schon vor uns da waren, unterwerfen. Diese Normativität der Sprache gibt vor, was (unter der Voraussetzung der ‚Normalität‘) sagbar ist und was nicht, sie übt, wie Judith Butler mit Bezug auf Foucault sagt,

29 In der unterschiedlichen Schreibweise Phantasie/Fantasie halten wir uns an die von Julia Kristeva vorgenommene Differenzierung, welche (in Anlehnung an Susan Isaacs) Phantasie dem Unbewussten, Fantasie dem Spielerischen zuordnet.

30 Jacques Hassoun: *Schmuggelpfade der Erinnerung*. Frankfurt a. M.: Stroemfeld Verlag 2002, S. 37.

31 Ebd., S. 35.

eine „produktive“ Zensur aus.³² Aber es bleibt immer ein Rest, eine Sehnsucht nach dem, was vor der Normierung war, nach jener unbestimmten Übergangszone zwischen Nichtsprache und Sprache vor der endgültigen, irreparablen Trennung von *Alter* und *Ego*.

Die Frage ist nun, wodurch eine auf die frühe Kindheit verweisende präbabylonische Phantasie im späteren Leben wieder aufgerufen wird. Die Antwort scheint in der engen Verknüpfung zwischen Sprache und Subjektwerdung begründet zu sein. Eine Krise des Subjekts, wie sie beispielsweise bei schizophrenen oder psychotischen Krisen zum Ausdruck kommt, kann von einer Krise der Sprache in ihrer symbolischen, sinnstiftenden Funktion begleitet werden. Wie viele seiner Zeitgenossen (darunter Gilles Deleuze, Jean-Bertrand Pontalis, Michel Foucault, Paul Auster, Jean-Marie Gustave Le Clézio) hat sich Jacques Hassoun intensiv mit dem erstmals in den 1960er-Jahren in Auszügen veröffentlichten Buch *Le Schizo et les langues* von Louis Wolfson auseinandersetzt,³³ der sich selbst als *L'étudiant de langues schizophréniques, l'étudiant malade mentalement, l'étudiant d'idiomes dément* bezeichnete. Nicht nur schrieb Wolfson sein Buch, um der englischen Muttersprache auszuweichen und sich vor dem allzu Vertrauten die Ohren zu verschließen, in französischer Sprache, sondern er entwickelte auch eine auf spielerischen Assoziationen im Laut- oder Schriftbild basierende idiosynkratische Sprache mit eigener Syntax und Orthographie, die alle Sprachen, die er sich vor und während seiner Krankheit angeeignet hatte, in sich vereinigte. Um der Krise Herr zu werden, so könnte man es hypothetisch formulieren, greift er auf die ‚vergessene Sprache‘ zurück, mobilisiert eine präbabylonische Fantasiesprache als Ressource des Überlebens.

Krisen des Subjekts können also als Sprachkrisen erlebt werden. Aber es scheint auch umgekehrt zu sein: Lebenssituationen, in denen Sprache aus welchen Gründen immer ihre (an die symbolische Funktion gebundene) Selbstverständlichkeit oder Offensichtlichkeit einbüßt, können als das Subjekt bedrohend erlebt werden. Aharon Appelfeld sagt es, aus der Perspektive des Jugendlichen im Einwanderungslager, auf seine Weise: „Wenn man keine Sprache hat, ist alles Chaos und Durcheinander, und man hat Angst vor Dingen, vor

32 Judith Butler: Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2006, S. 206f.

33 Louis Wolfson: *Le Schizo et les langues*. Préface de Gilles Deleuze. Paris: Gallimard 1970.

denen man sich nicht zu fürchten braucht.“³⁴ Keine Sprache oder zu viele, ließe sich ergänzen, die nicht ‚unter einen Hut‘ zu bringen sind.

Etwas Ähnliches meint Judith Butler, wenn sie sagt, dass die Psychoanalyse den Beginn der Subjektkonstitution zwar in der Kindheit situiert, dass diese primäre Beziehung zum Sprechen, der Eintritt des Subjekts in die Sprache, aber „erneut im Politischen aufgerufen [wird], wenn die Fähigkeit zu sprechen erneut zur Überlebensbedingung für das Subjekt wird“.³⁵ Im folgenden, letzten Teil wird uns die Frage beschäftigen, wie das ‚Politische‘ jenen ursprünglichen Prozess der Subjektivation durch Eintritt in die Normativität der Sprache wieder aufzurufen vermag.

6. Jenseits von Sprachen als ideologische Kategorien

Kehren wir mit Aharon Appelfeld noch einmal zu dem Vierzehnjährigen im Einwanderungslager zurück, von dem er sagt, dass er „keine Sprache hat“, weil ihm „alle Sprachen, die er gekonnt hatte, verloren gegangen waren“.³⁶ Hinter ihm liegt eine Kette traumatischer Ereignisse – die Vertreibung aus der Geborgenheit, die Ermordung der Mutter, die Trennung vom Vater, das Sich-Versteckt-Halten, die jahrelange Flucht. Vor ihm steht die Forderung, die neue Sprache, das Hebräische, anzunehmen und sich selbst in den Dienst der neuen Heimat zu stellen. Während seiner Flucht war ihm die deutsche Sprache etwas Kostbares, das er verstecken musste und aus dem er Kraft zog, das Ukrainische diente ihm als Tarnsprache, das Jiddische als Kommunikationssprache mit Gleichaltrigen auf der Flucht. Erst hier im Lager erlebt er den totalen Kollaps seiner Sprachlichkeit. Auslöser ist die fundamentale Infragestellung seiner sprachlichen Ressourcen, die auf einmal nichts mehr gelten. Je schneller sich die jungen Einwanderer ihrer Herkunft entledigen und in die neue Sprache schlüpfen umso besser. Der junge Aharon erlebt diese Forderung als gravierenden Loyalitätskonflikt. Auf der einen Seite steht die „Sprache der Mutter“, die ihm trotz aller gegenteiligen Bemühungen immer mehr abhanden kommt, auf der anderen steht die neue Sprache, der

34 Aharon Appelfeld (Anm. 12), S. 26.

35 Judith Butler (Anm. 32), S. 212.

36 Aharon Appelfeld (Anm. 12), S. 26.

er sich, so erlebt er es, zu unterwerfen hat, eine „Soldatensprache“ (S. 31), in der alle Wörter „wie Befehle“ klingen (S. 28).

Was Appelfeld hier schildert, ist die Konstruktion von Sprache als (kollektive) ideologische Kategorie, der die sprechenden Subjekte zugeordnet oder von der sie ausgeschlossen werden. Die Vorstellung von Sprache und Sprachen als Objekte, die einen Namen haben und abzählbar sind, weil sie als klar voneinander geschiedene Kategorien gedacht werden, hat eine lange Geschichte und entfaltet vor allem seit der Herausbildung von Nationalstaaten bis heute eine folgenreiche Wirkungsmacht. So gesehen bilden Sprachen, könnte man mit Louis Althusser sagen,³⁷ Ideologien, die, um als Praxis wirksam zu werden, über ideologische Apparate verfügen müssen. Sie fordern Gefolgschaft und ungeteilte Loyalität von denen, denen sie durch ‚Anrufung‘ erst den Status eines Subjekts verleihen. Im Zentrum dieser Sprach-Ideologie aber steht ein ‚absolut Anderes‘ in Form der als in sich homogenen und unantastbar gedachten ‚reinen‘ Sprache, die den Menschen nur durch Inkarnation zugänglich wird, indem sie als gesprochene (oder geschriebene) menschliche Gestalt annimmt. Appelfelds Darstellung ließe sich aus dieser Sicht als ‚Anrufung‘ durch die neue Sprache interpretieren: als Forderung nach Unterwerfung und zugleich als ein Versprechen, als Subjekt wiedergeboren zu werden. Dieses nochmalige Zum-Subjekt-Werden durch den Eintritt in die neue Sprache verlangt aber auch, sich noch einmal von der Mutter trennen zu müssen, „das Auslöschen der Erinnerung, ein völliges Sich-Verwandeln“.³⁸

Präbabylonische Phantasien scheinen gerade dann an Bedeutung zu gewinnen, wenn Sprache als ideologische, politische Kategorie erfahren wird, als eine Fremdbestimmung, die Macht über das Subjekt beansprucht und es in seinem Handeln einschränkt.³⁹ Zwar spricht man in einem weiteren Sinn immer die Sprache des Anderen (man tritt immer in eine schon vorhandene, normierte Sprache ein), doch als ‚feindliche Macht‘ wird Sprache erst in bestimmten ‚außerordentlichen‘ Situationen erfahren. Präbabylonische Phantasien könnten

37 Louis Althusser: *Idéologie et appareils idéologiques d'État (Notes pour une recherche)*. Article originalement publié dans la revue *La Pensée* 151 (1970). In: *Ouvrage de Louis Althusser: Position (1964-1975)*. Paris: Les Éditions sociales 1976, S. 67-125.

38 Aharon Appelfeld (Anm. 12), S. 36.

39 Vgl. Brigitta Busch: „Wenn ich in der einen Sprache bin, habe ich immer auch die andere im Blick“ – Zum Konnex von Politik und Spracherleben. In: Rudolf de Cillia/Helmut Gruber/Florian Menz u.a. (Hg.): *Diskurs, Politik, Identität. Discourse, politics, identity. Festschrift für Ruth Wodak*. Tübingen: Stauffenburg Verlag (im Druck).

so gesehen nicht nur als Ausdruck der Sehnsucht nach etwas Verlorenem interpretiert werden, sondern auch als Versuch, Handlungsmacht zurückzugewinnen.

Aus soziolinguistischer Perspektive liegt die Relevanz der Fragestellung auf der Hand. Sprachliche ‚Enteignungen‘ sind gesellschaftlich gesehen ein Massenphänomen. Sie treten im Zusammenhang mit Migrations- und Fluchterfahrungen in Erscheinung, besonders dann, wenn im Land der Ankunft ein politischer Diskurs vorherrscht, der eine Quasi-Unterwerfung unter die Staatssprache fordert, Sprachen der Herkunft dagegen als rückwärts gerichtet und unnütz disqualifiziert. In weit größerem Ausmaß geschieht Ähnliches überall dort, wo eine durch Kolonialmächte hinterlassene Hierarchisierung von Sprachen wirksam bleibt, die zu einer diglossischen Situation führt, zu einer Dissoziation von Bildungssprache und Alltagssprache, die der kenianische Schriftsteller Ngũgĩ wa Thiong’o metaphorisch als Trennung des Geistes vom Körper beschrieben hat, „als produziere man eine Gesellschaft von körperlosen Köpfen und kopflosen Körpern“.⁴⁰ Schließlich finden Prozesse sprachlicher Enteignung überall dort statt (und zeitigen nicht selten über Generationen Nachwirkungen), wo als ‚minderwertig‘ qualifizierte Sprachen mehr oder weniger freiwillig zugunsten dominanter, prestigereicher abgelegt werden. Darüber hinaus bereiten solche Prozesse auch den Boden für zwei miteinander verschwisterte Wahnideen, die die Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte maßgebend geprägt haben: die einer hegemonialen, monolingual und monokulturell gedachten Homogenität und die ethno-nationalistisch inspirierter Gegenbewegungen.

In seiner bereits zitierten Abhandlung *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs* nimmt Jacques Derrida genau solche Erfahrungen der De-Propriation von Sprache und deren potenziellen politischen Missbrauch als Ausgangspunkt für seine Überlegungen zum Begehren [*désire*] „nach Rekonstitution, nach Restauration, aber in Wirklichkeit [...] nach dem Erfinden einer *ersten Sprache* [*première langue*], die vielmehr eine *vorerste Sprache* [*avant-première langue*] wäre“.⁴¹ Diesem Imaginieren einer Sprache vor der Erstsprache weist er nicht nur retrospektiv Bedeutung zu (als ‚Prothese des Ursprungs‘), sondern zugleich und vor allem prospektiv: als Sehnsucht nach ei-

40 Ngũgĩ wa Thiong’o: Die Sprache der afrikanischen Literatur. In: Brigitta Busch/Thomas Busch (Anm. 7), S. 181-188, hier S. 187 f.

41 Jacques Derrida (Anm. 25), S. 34.

ner Sprache des Ankommens, die niemandes Besitz ist und aus der niemand ausgeschlossen ist, weil in ihr Spuren aller Sprachen und Idiome enthalten sind, nach einem Übersetzen, das keiner Ausgangssprache bedarf.

Präbabilonische Phantasien können gewissermaßen als eine Form des Regredierens, des Zurückgehens begriffen werden, aber nicht um in Realitätsverweigerung zu verharren, sondern um Ressourcen zu mobilisieren und Eigenmacht zu erlangen, um das ‚Davor‘ mit einem ‚Danach‘ zu verbinden. Das entspricht interessanterweise Erkenntnissen in der aktuellen Traumaforschung beziehungsweise der klinischen Beschäftigung mit Traumatisierten,⁴² was darauf hindeutet, dass sich hier in Zukunft ein Feld für eine transdisziplinäre, praxisorientierte Forschung auftut. Aharon Appelfelds Ausführungen könnten in diesem Licht als Geschichte gelesen werden, die davon erzählt, wie der Held (das erzählte Ich) präbabilonische Phantasien mobilisiert – das sich Zurückversetzen in einen Zustand, in dem das Kind in allen Sprachen aufgehoben war, die es umgaben –, um sich dem schwierigen ‚Kampf‘ zu stellen, „die neue Sprache zu erwerben und als Muttersprache anzunehmen“.⁴³ Im Fall von Aharon Appelfeld verläuft die Aussöhnung über einen Umweg: Erst indem er das Judentum und mit ihm auch die hebräische Sprache als etwas in sich Heterogenes, Nicht-Monolithisches begreifen lernt, einem zersplitterten Gefäß gleich, das es zusammenzufügen gilt (S. 33), vermag er sich bei dem zu öffnen. Über Jahrzehnte aber bewahrt er sich, in Form eines von Überlebenden aus Galizien und der Bukowina gegründeten Clubs in Jerusalem, einen Ort, in dem er umgeben von Jiddisch, Polnisch, Russisch, Deutsch und Rumänisch ein Zuhause hat. Mit dem Vokabular Derridas ließe sich Aharon Appelfelds Erzählung auch als Dekonstruktion von Sprachen als ideologischen Kategorien beschreiben, als eine sich über lange Jahre hinziehende Praxis zuerst des Verdichtens, dann des allmählichen Verschiebens der als Loyalitätskonflikt erlebten doppelten ‚Anrufung‘ durch die Sprache der Herkunft und durch die Staatssprache des Einwanderungslandes.

Ausgangspunkt dieses Kapitels war die in der Mehrsprachigkeitsforschung aufgeworfene Frage, in welchen Bezügen subjektives Spra-

42 Vgl. Luise Reddemann: *Imagination als heilsame Kraft. Zur Behandlung von Traumafolgen mit ressourcenorientierten Verfahren*. Stuttgart, Klett-Cotta 2001.

43 Aharon Appelfeld (Anm. 12), S. 36.

cherleben zum Biographischen und zum Politischen steht. Anhand der *Geschichte eines Lebens* von Aharon Appelfeld und einiger weiterer Texte, die wir zu Hilfe gerufen haben, haben wir solche Zusammenhänge am Beispiel eines Erzählmotivs, das wir als präbabilonische Phantasie bezeichnen, herauszuarbeiten versucht. Unter präbabilonischer Phantasie verstehen wir eine an die frühe Kindheit geknüpfte Sehnsucht nach universeller, ‚barrierefreier‘ und sich der sprachlichen Normativität entziehender Kommunikation. Vieles deutet darauf hin, dass solche Vorstellungen nicht nur, aber auch und im Besonderen in Situationen aufgerufen oder mobilisiert werden, in denen ein Subjekt das Verhältnis zu bestimmten Sprachen oder zu seiner Sprachlichkeit insgesamt als problematisch, konfliktträchtig oder bedrohend erlebt. Dies kann unter anderem der Fall sein, wenn eine Person auf Grund ihrer Sprache (oder ihrer Art zu sprechen) einer vorgestellten Gemeinschaft zugeordnet wird, der bestimmte (negative) Eigenschaften zugeschrieben werden, wenn ihr sprachliche Entweder-Oder-Bekenntnisse abverlangt werden, wenn ihr sprachliche Ressourcen oder die Legitimität zu sprechen aberkannt werden oder sie angehalten wird, sich dem Machtanspruch einer gesellschaftlich dominanten Sprache zu beugen – also überall dort, wo Sprachen als außerhalb des Subjekts stehende ideologische Kategorien erlebt werden, die Macht über das Subjekt beanspruchen. Wenn präbabilonische Phantasien an eine frühkindliche Übergangsphase anknüpfen, die vor der ‚Unterwerfung‘ unter die Normativität von Sprache liegt, so könnte dies erklären, warum sie zeitlebens untergründig wirksam bleiben und ‚bei Bedarf‘ als nach vorn gerichtetes Begehren mobilisiert werden können, die Normativität von Sprache und die Kategorisierung durch Sprache zu überwinden oder doch zu unterlaufen.

Wir schließen das Kapitel, indem wir noch einmal einige der bereits zitierten Autorinnen und Autoren zu Wort kommen lassen, die diese nach vorne gerichtete Sehnsucht – nicht nach einer bestimmten Sprache, sondern nach einem transzendierenden Idiom, einem Sprechen oder Schreiben, das im Sinne Michail Bachtins in sich heteroglossisch und polyphon ist – zum Ausdruck bringen.

Ilma Rakusa:

Ich lernte von klein auf vergleichen, sondieren, abtasten. Ich verlernte den Glauben an ein Einziges, Absolutes, Tragfähiges. Doch während sich

mir alles *sub specie relativitatis* zeigte, wuchs in mir heimlich das Bedürfnis, dem Disparaten etwas Eigenes, Selbstgeschaffenes entgegenzusetzen. Und zwar so, daß das Disparate darin aufgehoben wäre. An diesem Projekt laboriere ich bis heute.⁴⁴

Jacques Hassoun:

Er [der Angehörige einer Minderheit] leidet unter der verachteten Sprache. [...] Von daher der Versuch, sich diese Sprache umso mehr zum Kennzeichen zu machen, als sie wie eintätowiert ist in die Haut dessen, der im Exil lebt, untröstlich, nicht Zeitgenosse seiner Vorfahren zu sein. [...] Kurz, der Angehörige einer Minderheit ist oft versucht zu glauben, es sei an ihm, den ‚Hinauswurf‘ oder ‚Verrat der Voreltern‘ wieder gutzumachen – einen Verrat, der ihn oft denken läßt, er sei zur genealogischen Sackgasse geworden. Der Ausweg ließe sich skizzieren als unbewußtes Wiederfinden einer List, die die Sprache subvertiert, die Musik, und bis hin zu einer neuen Kunst führt, einer neuen Schreibweise, einem Stil.⁴⁵

Jacques Derrida:

Weil es die vor-erste [*avant-première*] Zeit der vorursprünglichen Sprache nicht gibt, muß man sie erfinden – und das ist eine andere Schrift. Vor allem aber muß man sie im Inneren der Sprachen, wenn man so sagen kann, schreiben. Man muß sie im Inneren der gegebenen Sprache wachsen lassen. Für mich wird diese Sprache von der Geburt bis zum Tod das Französische gewesen sein. [...] Übersetzung einer Sprache, die es noch nicht gibt, die es nie gegeben haben wird, in eine vorhandene Sprache.⁴⁶

44 Ilma Rakusa (Anm. 17), S. 217 f. Ilma Rakusa spricht in diesem Zusammenhang auch von ihren „Sprach- und Identitätsspielen“, vom Wunsch nach einem „eigenen, multilingual changierenden Idiom“ (S. 216).

45 Jacques Hassoun (Anm. 30), S. 39.

46 Jacques Derrida (Anm. 25), hier S. 37.

➤ 2. Mehrsprachigkeitsforschung

Zweisprachigkeit vs. Mehrsprachigkeit

Schlägt man im Duden nach, dann liest man unter Kreativität: „schöpferische Kraft, kreatives Vermögen: ein Künstler von großer K.“¹ und (in Bezug auf Sprachwissenschaft) „mit der sprachlichen Kompetenz verbundene Fähigkeit, neue, nie gehörte Sätze zu bilden u. zu verstehen“². Wie verbinden sich diese zwei Definitionen miteinander? Und genauer gefragt: Welche Beziehung besteht zwischen der so definierten Kreativität und Mehrsprachigkeit?

In diesem Beitrag befassen wir uns mit einem (überhaupt nicht vollständigen) Überblick über die frühere Mehrsprachigkeitsforschung. Ziel ist es, einen Rahmen für die Erforschung der Beziehung zwischen Mehrsprachigkeit und Kreativität zu schaffen, indem die wichtigsten Forschungsgebiete erwähnt werden.

Einleitend seien vier Perspektiven – oder vier Schwerpunkte – in Bezug auf die vorherigen Studien im Bereich der Mehrsprachigkeitsforschung erwähnt: Didaktik (Zweitsprachigkeit, Zweitspracherwerb), Literatur (Sprachbiographien, mehrsprachige Textproduktion), Sprachwissenschaft (Kontaktlinguistik, Soziolinguistik, Psycholinguistik, Neurolinguistik) und Gesellschaft (Migration, Identität).

In diesem Beitrag wird das Thema Zweisprachigkeit vs. Mehrsprachigkeit aus einer prinzipiell sprachwissenschaftlichen Perspektive behandelt. Demzufolge werden auch die übrigen Schwerpunkte aus einem linguistischen Standpunkt betrachtet.

1. Definitionen

Spricht man von Mehrsprachigkeit, so sind vier Arten der Mehrsprachigkeit zu unterscheiden:³ Individuelle, soziale, territoriale und institutionelle Mehrsprachigkeit. Die individuelle Mehrsprachigkeit ist sowohl mit der Idee des Spracherwerbs als auch mit der Literatur verbunden, da zu mehrsprachigen Individuen auch SchriftstellerInnen

1 Duden – Deutsches Universalwörterbuch, 5. Aufl. Mannheim 2003 [CD-ROM].

2 Ebd.

3 Vgl. Georges Lüdi: Mehrsprachigkeit. In: Hans Goebel (Hg.): Kontaktlinguistik. Berlin/New York: De Gruyter 2000, S. 233 ff.

und AutorenInnen zählen, die über ein mehrsprachiges Repertoire verfügen. Somit ist individuelle Mehrsprachigkeit auch mit dem Begriff *Sprachbiographie* verbunden. Nach Lüdi kann individuelle Mehrsprachigkeit eng oder weit definiert werden:

Zahlreiche Mißverständnisse und Vorurteile durchziehen die Diskussion um die individuelle Mehrsprachigkeit oder Bilingualität (Hamers/Blanc 1983). So ist etwa die Meinung weitverbreitet, daß sich nur *zwei-* oder *mehrsprachig* nennen darf, wer seine Sprachen in der frühesten Kindheit erworben hat und sie gleichermaßen perfekt schreibt und spricht [...]. Gegenüber diesen ‚engen‘ Mehrsprachigkeitsdefinitionen, welche sich am idealen bilingualen Sprecher/Hörer als an einem theoretischen Konstrukt orientieren, hat sich heute in der Regel eine ‚weite‘ Definition durchgesetzt. Danach ist mehrsprachig, wer sich irgendwann in seinem Leben und Alltag regelmäßig zweier oder mehrerer Sprachvarietäten bedient und auch von der einen in die andere wechseln kann, [...] aber unabhängig von der Symmetrie der Sprachkompetenz, von den Erwerbsmodalitäten und von der Distanz zwischen den beteiligten Sprechern [...].⁴

Aus dieser Definition sind mehrere Schwerpunkte ersichtlich: Zunächst wird die Auffassung, wonach die Einsprachigkeit als Normfall gilt, gerade in der Theoriebildung thematisiert und in Frage gestellt. Zweitens wird individuelle Mehrsprachigkeit meist mit Bilinguismus (oder Bilingualität) in Verbindung gesetzt, wobei Zweisprachigkeit sich als eine Form der Mehrsprachigkeit bezeichnen lässt. Schließlich lässt sich Mehrsprachigkeit dieser Definition nach anhand von unterschiedlichen Kriterien beschreiben: Zeitpunkt des Spracherwerbs, Modalität des Spracherwerbs, betroffenes sprachliches System, Sprachkompetenz.

Eine weitere Definition individueller Mehrsprachigkeit, in deren Mittelpunkt der Begriff der Kompetenz steht, liefert Juliane House:

(1) Als Mehrsprachigkeit wird die Kompetenz eines Individuums verstanden, in mehreren Sprachen funktionstüchtig zu sein, also eine über die Muttersprache hinausgehende Kompetenz in mindestens einer weiteren Sprache zu besitzen. Zweisprachigkeit ist somit ein Sonderfall von Mehrsprachigkeit. Aus dieser Perspektive auf Mehrsprachigkeit lassen sich Hypothesen aufstellen und empirische Forschungen durchführen zum Erwerb, zum Erlernen, zur Verarbeitung und Speicherung, zum Abruf

4 Ebd., S. 234, Hervorhebungen im Original.

von sprachlichem und anderem Wissen, zur Analyse, Integration und Automatisierung dieses Wissens und schließlich zur Autonomie und/oder Interaktion dieses Wissens.⁵

Dass Zweisprachigkeit eine Art der Mehrsprachigkeit ist, lässt sich aus Lüdís Definition nur implizit schließen, wird aber explizit von House geäußert. Diese Auffassung wird übrigens auch in jüngsten Studien vertreten (vgl. z.B. Aronin/Hufeisen: „This book is manifestly about multilingualism rather than bilingualism although the latter is very often included in the concept of multilingualism as its specific case. Our stand is that multilingualism subsumes bilingualism“⁶). Unter Zweisprachigkeit bzw. Bilinguismus/Bilingualität „verstehen wir das Sprachvermögen eines Individuums, das aus dem natürlichen Erwerb (d.h. ohne formalen Unterricht) zweier Sprachen als Muttersprachen in Kleinkindalter resultiert“.⁷ In diesem Fall ist auch von *simultane Bilingualismus* die Rede.⁸ Davon ist der *sukzessive* Erwerb einer (oder mehrerer) Sprache(n) zu unterscheiden:

Während der simultane Erwerb mehrerer Sprachen immer natürlich erfolgt, müssen für den sukzessiven Erwerb zwei Formen unterschieden werden, der natürliche Erwerb zweier oder mehrerer Sprachen, wie er in der Regel bei jedem Kleinkind erfolgt, und der gesteuerte Erwerb mit formalem Unterricht. Der oben genannte Fall würde zum sukzessiven gesteuerten Erwerb zählen.⁹

In Bezug auf den Zeitpunkt des Spracherwerbs können also zwei Formen des Bilinguismus unterschieden werden: Der natürliche oder simultane Bilinguismus und der sukzessive Bilinguismus. Während der simultane Bilinguismus sich ohne formalen Unterricht ergibt, können zwei Konstellationen bezüglich des sukzessiven Bilinguismus skizziert werden: Der sukzessive natürliche Bilinguismus und

- 5 Juliane House: Mehrsprachigkeit, Translation und Englisch als lingua franca. In: Lew N. Zybatow (Hg.): Sprach(en)kontakt – Mehrsprachigkeit – Translation. Innsbrucker Ringvorlesungen zur Translationswissenschaft V. 60 Jahre Innsbrucker Institut für Translationswissenschaft. Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang 2007, S. 5.
- 6 Larissa Aronin/Britta Hufeisen (Hg.): The Exploration of Multilingualism. Development of research on L3, multilingualism and multiple language acquisition. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins 2009, S. 1.
- 7 Natascha Müller/Tanja Kupisch/Katrin Schmitz u.a.: Einführung in die Mehrsprachigkeit. Deutsch – Französisch – Italienisch. Tübingen: Narr 2006, S. 13.
- 8 Vgl. Ursula Bredel/Hartmut Günther/Peter Klotz u.a. (Hg.): Didaktik der deutschen Sprache. Paderborn: Schöningh 2003, S. 194.
- 9 Natascha Müller u.a. (Anm. 7), S. 13.

der sukzessive gesteuerte Biliguismus. Die Adjektive *natürlich* und *gesteuert* (*ungesteuert* und *gesteuert* nach Lüdi¹⁰) beziehen sich darauf, wie der Spracherwerb erfolgt: ohne oder mit Unterricht: „Bezüglich der *Erwerbsmodalitäten* wird ab der Schulzeit zwischen ungesteuertem Zweitspracherwerb im Rahmen der Alltagskommunikation und ganz oder teilweise durch Unterricht gesteuertem Zweitspracherwerb unterschieden“.¹¹ Von sukzessiver Mehrsprachigkeit ist ferner der *späte sukzessive Bilingualismus* zu unterscheiden, wie Rehbein und Grieshaber den Erwerb einer zweiten Sprache ab dem 13. Lebensjahr definieren.¹²

Mehrsprachigkeit in Bezug auf das sprachliche System zu definieren bedeutet hingegen, sie anhand der jeweils verwendeten Sprache(n) bzw. Varietäten zu beschreiben. Dafür muss der Begriff des *sprachlichen Repertoires* herangezogen werden, das als *bilingual* oder *bidialektal* bezeichnet werden kann.¹³ Ist von sprachlichem Repertoire die Rede, so muss man berücksichtigen, dass das Repertoire sich sowohl in Bezug auf die sprachliche Gesellschaft als auch in Bezug auf das Individuum definieren lässt.

Das letzte relevante Kriterium für die Beschreibung der Mehrsprachigkeit ist dasjenige der Sprachkompetenz, wonach die Mehrsprachigkeit als *symmetrisch* oder *asymmetrisch* bezeichnet werden kann:

Bezüglich des Grades der Sprachbeherrschung kann man symmetrische und asymmetrische Zweisprachigkeit unterscheiden, wobei letztere unterschiedlichere Formen annimmt, je nachdem in welchen Kontexten und mit welchen Funktionen die dominante und die schwächere Varietät benützt werden, mit einer Differenzierung nach *Fertigkeiten* (Sprech-, Hör-, Lese-, Schreib-, Interaktionskompetenz etc.) oder *Domäne* (Familie, Beruf, Freizeit, etc.).¹⁴

Daraus lässt sich schließen, dass individuelle, sukzessive, gesteuerte (und teilweise auch natürliche) und asymmetrische Zweisprachigkeit auch als *Zweitsprachigkeit* bezeichnet werden kann, wobei sie immer die Dominanz einer der zwei jeweiligen Sprachen mit sich bringt.

10 Vgl. Georges Lüdi (Anm. 3), S. 235.

11 Ebd., Hervorhebungen im Original.

12 Jochen Rehbein/Wilhelm Grieshaber: L2-Erwerb versus L1-Erwerb: Methodologische Aspekte ihrer Erforschung. In: Konrad Ehlich (Hg): Kindliche Sprachentwicklung. Konzepte und Empirie. Opladen 1996, S. 69.

13 Vgl. Georges Lüdi (Anm. 3), S. 235; Silvia Dal Negro/Federica Guerini: Contatto. Dinamiche ed esiti del plurilinguismo. Roma: Aracne 2007, S. 17ff.

14 Georges Lüdi (Anm. 3), S. 235, Hervorhebungen im Original.

Von individueller Mehrsprachigkeit unterscheidet sich die soziale Mehrsprachigkeit: „(2) Mehrsprachigkeit bezieht sich auf die Verwendung mehrerer Sprachen durch Individuen und gesellschaftliche Gruppen zu bestimmten Zwecken in bestimmten Situationen, Institutionen, Domänen mit bestimmten (Gruppen von) Interaktanten, z.B. auch im sozialen Ereignis Fremdsprachenunterricht“.¹⁵

Dabei gewinnt der Begriff des sprachlichen Repertoires bei der Beschreibung der sozialen Mehrsprachigkeit enorm an Bedeutung und muss entsprechend definiert werden: „Con repertorio linguistico si intende l'insieme delle risorse linguistiche di una comunità, visto come a) la somma delle lingue (e delle loro varietà) e dei dialetti, b) i rapporti gerarchici fra di esse, c) la loro distribuzione a seconda delle funzioni e d) gli atteggiamenti linguistici dei parlanti“.¹⁶ Auch in Bezug auf die soziale Mehrsprachigkeit kann das sprachliche Repertoire daher als bi- bzw. multilingual oder bi- bzw. multidialektal bezeichnet werden; dem so definierten Begriff des sprachlichen Repertoires liegt übrigens die Idee der Asymmetrie und des Prestiges einer Sprache (oder Varietät) zugrunde. Lüdi bezeichnet die soziale Mehrsprachigkeit auch als *Diglossie*: „soziale Mehrsprachigkeit oder Diglossie von Gesellschaften, in denen mehrere Sprachen mit unterschiedlichen Funktionen koexistieren [...]“.¹⁷ Grundlegend für die Definition der sozialen Mehrsprachigkeit scheint das Kriterium der Funktion der jeweiligen Sprachen innerhalb der mehrsprachigen Gesellschaft zu sein.

Wie House betont, sind beide Perspektiven auf Mehrsprachigkeit – also individuelle und soziale Mehrsprachigkeit – miteinander sehr eng verbunden.¹⁸ House fügt einen weiteren Begriff in Bezug auf Mehrsprachigkeit hinzu: jenen des Plurilingualismus-Plurilinguisme, „der sich zumeist auf die Beherrschung mehrerer Sprachen von einzelnen Bürgern Europas bezieht. *Plurilingualismus* des Einzelnen ist dann zu sehen als die Grundlage für die *Multilingualität* einer Gesellschaft. Voraussetzung für die Multilingualität einer Gesellschaft ist dann, dass die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft die notwendigen Rahmenbedingungen für den Erwerb und die Beherrschung verschiedener (europäischer) Sprachen gewährleisten“.¹⁹

15 Juliane House (Anm. 5), S. 5.

16 Silvia Dal Negro / Piera Molinelli (Hg.): *Comunicare nella torre di Babele. Repertori plurilingui in Italia oggi*. Roma: Carocci 2002, S. 16.

17 Georges Lüdi (Anm. 3), S. 234.

18 Vgl. Juliane House (Anm. 5), S. 5.

19 Ebd., S. 5. Hervorhebungen im Original.

Die übrigen zwei Arten von Mehrsprachigkeit sind die territoriale und die institutionelle Mehrsprachigkeit. Die territoriale Mehrsprachigkeit ist die „gelagerte Koexistenz von mehreren Sprachen auf ein- und demselben Territorium wie in der Stadt Brüssel (Niederländisch [sic!], Französisch)“; die institutionelle Mehrsprachigkeit ist dagegen die Mehrsprachigkeit „von nationalen oder internationalen Verwaltungen wie die Europäische Union, welche ihre Dienste in verschiedenen Sprachen anbieten“.²⁰

Schließlich muss noch eine Art der Mehrsprachigkeit erwähnt werden, die sogenannte *rezeptive Mehrsprachigkeit*: „Rezeptive Mehrsprachigkeit ist ein Interaktionsmodul, bei dem beide Interakten jeweils ihre Muttersprache sprechen, dabei jedoch soviel passive Kenntnis der anderen Sprache besitzen, dass Verständigung zustande kommen kann“.²¹ Bei rezeptiver Mehrsprachigkeit spielt passive Kompetenz eine bedeutende Rolle; da keine eigentliche Sprachmischung dabei stattfindet, könnte in diesem Fall von mehrfacher Einsprachigkeit die Rede sein.

Zusammenfassend wurden folgende Arten von Mehrsprachigkeit unterschieden und definiert:

- Individuelle Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit:
 - Ungesteuerter Bilinguismus: Simultaner Bilinguismus.
 - Gesteuerter oder ungesteuerter Bilinguismus: Sukzessiver Bilinguismus; später, sukzessiver Bilinguismus; symmetrischer vs. asymmetrischer Bilinguismus; bilinguale oder bidialektale Mehrsprachigkeit.
- Soziale Mehrsprachigkeit (Diglossie).
- Territoriale Mehrsprachigkeit.
- Institutionelle Mehrsprachigkeit.

Mit diesen Kategorien verbinden sich in unserem Einblick in die Erforschung der Mehrsprachigkeit die oben erwähnten Perspektiven. Hier werden sie nur zu operativen Zwecken getrennt gehalten; in der Tat greifen sie hingegen ineinander.

20 Georges Lüdi (Anm. 3), S. 234.

21 Anne Ribbert/Jan Thijre: Rezeptive Mehrsprachigkeit und interkulturelle Kommunikation am Arbeitsplatz. In: Shinichi Kameyama/Bernd Meyer (Hg.): Mehrsprachigkeit am Arbeitsplatz. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 2007, S. 110.

2. Mehrsprachigkeitsforschung: Ein Einblick

Beiträge zur Mehrsprachigkeitsforschung in nicht miteinander kommunizierende Bereiche mitaufzunehmen wäre eine äußerst schwierige und nicht eben ertragreiche Aufgabe, da die meisten Arbeiten zum Thema Mehrsprachigkeit sich auf mehrere, miteinander eng verbundene Bereiche erstrecken (wie etwa Didaktik und Sprachwissenschaft, Gesellschaft und Didaktik, individuelle Mehrsprachigkeit und Didaktik usw.). Daher ist die folgende Klassifikation nur als Orientierungsraster zu verstehen, wobei interdisziplinäre Ansätze besonders hervorgehoben werden.

2.1. Allgemeine Werke und Voraussetzungen

Unter allgemeinen Werken sind diejenigen Werke zu verstehen, die sich als Einführung ins Thema Mehrsprachigkeit anbieten. Hier werden die Beiträge erwähnt, die unseres Erachtens eine breite und feste Grundlage für die Auseinandersetzung mit spezifischeren Ansätzen und Begriffen schaffen. In erster Linie ist das Buch *Einführung in die Mehrsprachigkeit* erwähnenswert.²² Müller u.a. verschaffen einen guten Überblick über Mehrsprachigkeit. Insbesondere den Definitionen und Methoden der Datenerhebung wird Raum gegeben. Dieser Beitrag behandelt Themen wie Sprachdominanz, Spracheinfluss, Sprachentrennung, Lerntypen sowie Sprachmischung bei bilingualen Kindern und schließt außerdem ein Glossar der wichtigsten Termini und Begriffe ein. Die Perspektiven, die in diesem Buch nebeneinander stehen, sind vielfältig: Einerseits beschäftigen sich die Autorinnen mit didaktischen Begriffen, andererseits sind diesen sprachwissenschaftliche Konzepte und Methoden beigelegt.

Grundlegend für die Verständigung und weitere Erforschung der Mehrsprachigkeit ist ebenso der im Sammelband *Kontaktlinguistik*²³ erschienene, hier schon mehrmals zitierte Artikel „Mehrsprachigkeit“²⁴ von Georges Lüdi. In diesem Artikel beschreibt Lüdi die unterschiedlichen Aspekte und Realisierungen von Mehrsprachigkeit, wobei „Fragen der individuellen mehrsprachigen Kompetenz, des kollektiven Managements mehrsprachiger Repertoires und der diskursiven Manifestationen der Mehrsprachigkeit“²⁵ behandelt werden.

22 Natascha Müller u.a. (Anm. 7).

23 Hans Goebel u.a. (Hg.): *Kontaktlinguistik*. Berlin/New York: De Gruyter 1996.

24 Georges Lüdi (Anm. 3).

25 Ebd., S. 234.

Als Einführung ins Thema Mehrsprachigkeit sind ebenso einige allgemeine Tendenzen jüngerer Forschung zu erwähnen. Neuere Beiträge zum Thema Mehrsprachigkeit haben einen Perspektiven- bzw. Normwechsel gemeinsam: Während in früheren Forschungsphasen sowie in einigen Interpretationen der sprachwissenschaftlichen Literatur die Einsprachigkeit als Normfall galt,²⁶ wird heutzutage die Tatsache anerkannt, dass die meisten Menschen nicht einsprachig, sondern mehrsprachig sind. Dementsprechend wird davon ausgegangen, dass Mehrsprachigkeit die Norm sei. Diese Auffassung schafft die Grundlage für die Erforschung der einzelnen Mehrsprachigkeitsphänomene und für die Bildung einer Theorie, die mit den aktuellen Kontexten und didaktischen sowie soziokulturellen Bedürfnissen zurechtkommt.

Zwei weitere Begriffe, die grundlegend für alle Untersuchungen bezüglich der Mehrsprachigkeit sind, sind der Begriff des *Fremdverstehens* und die sogenannten *subjektiven Theorien*. Fremdverstehen ist „eine Frage der Perspektive. Nichts ist seinem Wesen nach fremd, sondern immer nur aus einem bestimmten Blickwinkel heraus [...]. Fremdheit beruht also immer auf einer Beziehung zwischen mir und dem, was mir als fremd entgegen tritt“.²⁷ Fremdheit ist also eine subjektive Kategorie und Fremdverstehen ein Prozess, bei dem immer eine Beziehung gemeint ist, die nicht nur sprachlich ist: „Verstehen heißt also nicht nur eine Sprache haben, in der man sich verständigen kann, sondern heißt auch, sich um eine andere Sichtweise zu bemühen“.²⁸ Entsprechend definiert Kallenbach Fremdverstehen in einem Lehr-/Lernkontext als „Lernziel [...], das in zweierlei Richtungen weist: Es geht um den Erwerb von Wissen im Hinblick auf ‚das Fremde‘, um eine Annäherung an die Perspektive anderer“.²⁹ Damit sind drei Faktoren impliziert:³⁰ Selbstreflexion, Anerkennen und Gesprächsbereitschaft. Unter subjektiven Theorien wird hingegen die Strukturierung von Alltagswissen verstanden, „das zum einem aus persönlicher Erfahrung gewonnen wurde, zum anderen aus tradiertem Wissen besteht“.³¹ In dieser Hinsicht explizieren subjektive Theorien ein implizites Wissen:

26 Adelheid Hu: Mehrsprachigkeit, Identitäts- und Kulturtheorie: Tendenzen der Konvergenz. In: De Inez Florio-Hansen/Adelheid Hu (Hg.): Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen. Tübingen: Stauffenburg 2007, S. 17f.

27 Christiane Kallenbach: Fremdverstehen – aber wie? Ein Verfahren zur Anbahnung von Fremdverstehen. Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht [Online], 1(3), 1996. 10 pp. (http://www.spz.tu-darmstadt.de/projekt_ejournal/jg_01_3/beitrag/kallenba.htm), S. 2.

28 Ebd.

29 Ebd.

30 Vgl. Christiane Kallenbach (Anm. 27), S. 3.

31 Ebd., S. 4.

Subjektive Theorien werden in einem Gespräch expliziert. Sie stehen in dem Moment nicht mehr als gebrauchsfertiges Wissen im Handlungsbezug, sondern werden in der Kommunikation entfaltet. Sie sind unter diesen Bedingungen etwas Werdendes. Durch die Explizierung, d.h. die Darstellung für ein Gegenüber, entstehen Anforderungen in Bezug auf Kohärenz, Konsistenz, Desambiguierung und Kontextualisierung, die man an sich selbst nicht zu stellen braucht. Die bloße Präsenz eines anderen Menschen – ganz zu schweigen von Nachfragen, Kritik und Gegenpositionen – erhöht die Notwendigkeit von Begründungen, möglicherweise auch Rechtfertigungen.³²

Gemeinsam mit dem Fremdverstehen haben die subjektiven Theorien die Selbstreflexion, die sowohl dem Verstehen als auch dem Bewusstmachungsprozess zugrunde liegt. Indem sie das implizite Wissen strukturieren und zur Selbstreflexion zwingen, erlauben subjektive Theorien eine Art Vorbereitung darauf, sich mit anderen Perspektiven auseinanderzusetzen. Damit wären subjektive Theorien eine Voraussetzung für das Fremdverstehen. Diese Auffassung entspricht übrigens der Idee, dass man immer aus der eigenen Perspektive verstehen kann, indem man sich der eigenen Sichtweise bewusst ist und auf dieser Grundlage den Standpunkt wechseln kann.³³

Es muss betont werden, dass ein wesentlicher Beitrag zur Mehrsprachigkeitsforschung von denjenigen Studien und Werken geleistet wird, die sich Themen wie Sprachwechsel, Sprachkontakt u. Ä. widmen: Sie schaffen nämlich das Instrumentarium für die empirische Erforschung (Datenerhebung) und für die theoretische Bearbeitung der Daten (Theoriebildung). Hier wollen wir uns aber ganz auf diejenigen Arbeiten konzentrieren, in deren Mittelpunkt Mehrsprachigkeit in ihren unterschiedlichen Formen und Praxen (und nicht nur die Forschungsinstrumente) steht. Im Folgenden werden daher die wichtigsten Schwerpunkte des aktuellen Forschungsstandes erläutert.

2.2. Zweisprachigkeit, Mehrsprachigkeit, Didaktik

Gerade im Mittelpunkt der didaktischen Aspekte der Mehrsprachigkeit steht der Begriff der *Kultur*. Jüngere Beiträge zum Thema Zweitspracherwerb messen der Kultur besondere Bedeutung bei, indem sie die Rolle der Kultur beim Sprachlernprozess und bei der Identitätskonstruktion

32 Ebd., S. 5, Hervorhebungen im Original.

33 Vgl. dazu Annelore Mayer: Das kulturelle Bedürfnis nach der anderen Sprache. Wien: Praesens 2006, S. 8.

betonen: „Lerner und Lehrer begegnen einander in ihrer jeweiligen Kulturelligkeit. Jene besitzen sie individuell als Mitglieder einer jeweils anderen Gemeinschaft“.³⁴ Somit wird der Unterricht als „Begegnung vom Unterschiedlichen“³⁵ gesehen, die möglicherweise „ein hohes Maß an Produktivität freisetzt“.³⁶ Diese Produktivität, die sowohl das Erlernen der anderen Sprache als auch die soziokulturelle und individuelle Auseinandersetzung mit der Kultur betrifft, die diese andere Sprache vertritt, bringt ebenso eine Auseinandersetzung mit der Identitätsfrage mit sich: Basierend auf der zentralen Rolle der Kultur wird der Zweitspracherwerb aus der Perspektive der Identitätskonstruktion gesehen. Diese Auffassung wird z. B. von Kramsch vertreten, die Sprachenlernen definiert als „a dialogic process of sign making, exchanging, and interpreting that constructs the self as it constructs the other“.³⁷ Eng verbunden mit dieser Idee des Spracherwerbs als Verortung von Identität ist Mayers Auffassung, wonach Verständnis stets aus dem Eigenen gewonnen wird:

Von diesem aus dem Eigenen gewonnenen Verständnis konnte dann die Tatsache des kulturellen Zusammenpralls in unserer Zeit und aus der eigenen aktuellen Erfahrung heraus untersucht werden. Dabei stellte sich heraus, daß es sowohl in vertikaler als auch in horizontaler Weise Kontinuitäten und Parallelen gibt, so daß sich an einem Sprachenlerner unserer Zeit Feststellungen machen lassen, die auch für Persönlichkeiten aus dem frühen Mittelalter Geltung haben.³⁸

Das „Eigene“ spielt nicht nur bei Verstehensprozessen eine Rolle, sondern auch bei spezifischen Aspekten der Didaktik:

Ein differenzierter Begriff von grammatischem Wissen, der berücksichtigt, daß die Entwicklung grammatischen Wissens auch durch Konventionen und Traditionen bestimmt wird, also auch überliefertes Wissen enthält und darum nicht ausschließlich *tacit knowledge* sein kann, ist also nicht grundsätzlich unvereinbar mit einer Theorie, die von der Annahme ausgeht, dass es zumindest für den Grammatikerwerb auch sprachspezifische kognitive Grundlagen gibt.³⁹

34 Ebd., S. 7.

35 Ebd.

36 Ebd.

37 Claire Kramsch: Social discursive construction of self in L2 learning. In: James P. Lantolf (Hg.): Sociocultural theory and second language learning. Oxford u.a.: Oxford University Press 2000, S. 133.

38 Annelore Mayer (Anm. 33), S. 8.

39 Gesa Maren Siebert-Ott: Frühe Mehrsprachigkeit. Tübingen: Niemeyer 2001, S. 16.

Mayer geht von der Auffassung aus, dass eine „stabile Ich-Identität“ sowie die kulturelle Bezogenheit von Lernenden und Lehrenden der Ausgangspunkt für den Spracherwerb sei,⁴⁰ da Sprachunterricht für beide mit „der Suche von kulturellen Gemeinsamkeiten“ bzw. „Überschneidungsflächen“⁴¹ zwischen den zwei Kulturen beginnt. Damit besteht Mayer darauf, dass „[d]ie Neugierde, die eigene Kultur mit der anderen zu vergleichen, sie an ihr zu überprüfen und vielleicht auch zu bestätigen, [...] daher als eine mögliche grundsätzliche Motivation zum Erwerb der anderen Sprache zu erkennen [ist]“.⁴² Daraus sind zwei wesentliche Auffassungen ersichtlich: Einerseits der „Doppelblick“ des Lehrers, der damit ebenso neben dem Lerner „dem Wechselspiel des Eigenen mit dem Anderen ausgesetzt ist“ und „vertraute Bezogenheit zwischen den beiden handelnden Personen des Lehr- und Lernprozesses“ schafft,⁴³ andererseits die Vertrautheiten zu Aspekten der Zielsprachenkultur als Stimulans für den Spracherwerb. Implizit geht es in Mayers Auffassung nicht um einen Sprachkompetenzbegriff, sondern um einen Kulturkompetenzbegriff:

Will der Lehrer den individuellen grundsätzlichen Vorgaben und zu erreichenden Lernzielen gerecht werden, muß er ‚eigenkulturelle und fremdkulturelle Kompetenz‘ besitzen, um im Sinne der ‚Kulturmündigkeit‘ die Gegebenheiten richtig zu interpretieren und anzuwenden und so ‚menschliche Kompetenz‘ zur Maxime seines Unterrichtsverhaltens zu erheben.⁴⁴

Unter Berücksichtigung der kulturellen Bezugspunkte und nach der Auffassung der eigenen kulturellen (stabilen) Identität als Ausgangspunkt für Sprachlernprozesse entwickelt Mayer eine eigene Methode zur Erforschung der Steigerung der Lernmotivation und somit des Lernvermögens beim Fremdsprachenunterricht, nämlich eine *historische Methode*: „Die umfangreiche Beschäftigung mit dem Erlernen von Sprachen im Zusammenhang mit Kultur und kulturbezogenem Handeln bei geschichtlichen Persönlichkeiten aus Österreich ist daher ein wesentlicher Bestandteil der Arbeit“.⁴⁵ Bei dieser Methode wird klar, dass die Identität des Lerners auch vielsprachig und multikulturell

40 Vgl. Annelore Mayer (Anm. 33), S. 14-15.

41 Vgl. ebd., S. 11.

42 Ebd.

43 Ebd.

44 Ebd., S. 14.

45 Ebd., S. 17.

sein kann, also nicht einsprachig, wie es der Fall Österreichs ist, wo „das ‚Eigene‘ durch Aufnahme eines ‚Anderen‘ entstanden ist“.⁴⁶

Die zwei oben angeführten Begriffe der Kulturkompetenz und der Kulturalität üben einen bedeutsamen Einfluss auf heutige didaktische Theorien aus, da sie der mehrfach geforderten interdisziplinären Arbeit bzw. dem integrativen Ansatz zugrunde liegen:

Um die Komplexität der Mehrsprachigkeit für den Unterricht erfassen und begreifen zu können, sind unterschiedliche Untersuchungsmethoden und ein integrativer Ansatz notwendig. Es wird daher angeregt, eine Verbindung von psycholinguistischen Sprachtheorien und soziokulturellen Ansätzen herzustellen, d.h. um ein mehrsprachiges Curriculum effizient gestalten zu können, muss [sic!] nicht nur eine Verbindung zwischen Psycho- und Soziolinguistik hergestellt werden, sondern auch die Erkenntnisse der Drittspracherwerbsforschung, die sich u.a. mit den qualitativen Veränderungen im Sprachlernprozess von mehrsprachigen Lernenden beschäftigt, einbezogen werden.⁴⁷

Um diesen Bedürfnissen gerecht zu werden und „die individuelle Entwicklung von mehrsprachigen Systemen modellieren zu können“,⁴⁸ schlägt Jessner das dynamische Modell des Multilingualismus vor.⁴⁹ Dabei plädiert Jessner für eine nicht-lineare Auffassung des Spracherwerbs und der mehrsprachigen Kompetenz. Vielmehr fördert sie die Erforschung von zeitabhängigeren Varianzstrukturen und Sprachabbau sowie -verlust:⁵⁰

In einem dynamischen Modell geht man insgesamt davon aus, dass sowohl die Geschwindigkeit des Wachstums als auch die des Abbaus eines Sprachsystems von der Entwicklung und dem Verhalten anderer Systeme abhängig ist und es wird daher angeregt, in der Mehrsprachigkeitsforschung die Entwicklung individueller Sprachsysteme nicht isoliert, sondern immer im Zusammenspiel mit dem Verhalten von früher oder später erworbenen Sprachsystemen zu betrachten.⁵¹

46 Ebd., S. 15.

47 Ulrike Jessner: Das multilinguale Selbst: Perspektiven der Veränderung. In: Inez De Florio-Hansen/ Adelheid Hu (Anm. 26), S. 34.

48 Ebd., S. 29.

49 Vgl. Philip Herdina/Ulrike Jessner: A dynamic model of multilingualism: perspectives of change in psycholinguistics. Clevedon 2002.

50 Vgl. Ulrike Jessner (Anm. 47), S. 30f.

51 Ebd., S. 31.

Neben den rein sprachlichen Kontaktphänomenen spielen in einer dynamischen Betrachtungsweise auch soziale, kulturelle sowie psycholinguistische Faktoren eine Rolle:

Mehrsprachige Kompetenz [wird] nicht ganzheitlich in allen ihren Bestandteilen gesehen, sondern die individuellen Veränderungen des psycholinguistischen Systems durch die Interaktion zwischen den Sprachsystemen und deren Abhängigkeiten von z.B. sozialen Faktoren, durch die sich das System neu anpassen muss, werden zusätzlich betont.⁵²

Von ganz großer Bedeutung ist in Jessners Betrachtungsweise die Auffassung, dass Mehrsprachigkeit neue Qualitäten bezüglich der kognitiven Sprachkompetenzen mit sich bringt: „Die Erfahrungen mit dem vermehrten Umgang mit unterschiedlichen Sprachsystemen führt [sic!] zur Ausprägung bestimmter Fähigkeiten, die das mehrsprachige Individuum deutlich vom einsprachigen unterscheiden“.⁵³ Die Rolle der Kultur beim Sprachlernprozess ist noch deutlicher und ausgeprägter in der Auffassung von Antonie Hornung.⁵⁴ In der Beschreibung des Spracherwerbs in der modernen Migrationsgesellschaft unterscheidet sie zwei Konstellationen, die anhand der Kulturbezogenheit von Lerner und Lehrer definiert werden können: Zunächst die *sprachlich-kulturelle Push-Didaktik*, wobei Sprachlehrpersonen „der gleichen Herkunfts- und Bildungskultur [angehören wie die einheimischen Lernenden], kurz: sie sprechen die gleiche Mutter- und, was Lernverfahren und Lernerwartung angeht, die gleiche methodische Sprache [...]“.⁵⁵ Somit werden Lerner „quasi in die andere Sprach- und Kulturwelt hinübergeschoben“.⁵⁶ Die zweite Konstellation ist die der *sprachlich-kulturellen Pull-Didaktik*, wobei die lehrenden Personen die Lerner „in die eigene Sprach- und Kulturwelt [ziehen]“.⁵⁷ Letzteres trifft auf den Spracherwerb bei Migranten zu.

Eine wichtige Rolle in Hornungs Beitrag spielt die Betonung der Beziehung zwischen lernender Person und Außenwelt für den Spracherwerb und vor allem für implizites Lernen: „Wenn eine fremde Sprache ledig-

52 Ebd., S. 30.

53 Ebd.

54 Antonie Hornung: Erschwerte Mehrsprachigkeit. Fallvignette über den Schriftspracherwerb von Migrantenkindern in diglossischem Umfeld. In: Konrad Ehlich/Antonie Hornung (Hg.): *Praxen der Mehrsprachigkeit*. Münster u.a.: Waxmann 2006, S. 32ff.

55 Ebd., S. 33.

56 Ebd.

57 Ebd.

lich als Kommunikationsmittel der Außenwelt, und nicht als Kommunikationsmittel mit der Außenwelt wahrgenommen wird, sind die Antennen für implizites Lernen gekappt“.⁵⁸ Gesellschaftliche Beziehungen dienen ebenso als Stimulans für einen erfolgreichen Spracherwerb.

Aus den obigen Ausführungen ist ersichtlich, dass Zweitsprachigkeit ein sehr komplexes Phänomen ist, das unterschiedliche Aspekte umfasst, zu denen Kultur (Kulturkompetenz) sowie soziale, kommunikative und psycholinguistische Faktoren zählen. Aus der Anerkennung dieser Komplexität ergibt sich eine innovative Tendenz: „[...] eine verstärkt zu beobachtende Infragestellung kognitivisch-metalinguistischer Sprachauffassungen zugunsten anthropologischer Konzepte von Sprache“.⁵⁹ Wurde in früheren Auffassungen Sprache „als ein Aspekt der individuellen Kognition, gleichzeitig aber auch als ein universelles Phänomen, [...] Zweitspracherwerb dementsprechend ebenfalls als individuelles Phänomen, lokalisiert in den Gehirnen von *non native speakers*“ gesehen, wird in neueren Forschungssträngen dieses vereinfachte Bild von Sprache kritisiert.⁶⁰ Dabei plädiert z.B. Kramersch⁶¹ für einen komplexeren Ansatz im Fremdsprachenunterricht, während Norton⁶² die Rolle der Beziehung zwischen Identität und Sprache betont.⁶³ In den Beiträgen von Norton und Hu wird wieder die Beziehung zwischen Sprache, nämlich der Zweitsprache, und Identität betont. Neben dem Wechsel von einer kognitivisch-metalinguistischen zu einer anthropologischen Sprachauffassung deutet Hu eine zweite Tendenz in der Mehrsprachigkeitsforschung an: die schon oben erwähnte „Kritik am monolingualen Habitus“ in vielen Forschungsbereichen,⁶⁴ die sich in einem Interesse für mehrsprachige und multikulturelle Wirklichkeiten und für ihre Auswirkungen auf den Fremdsprachenunterricht zeigt. Diese Kritik zeigt sich auch im Ansatz von Antonie Hornung zur Entwicklung der schriftlichen Kompetenz.⁶⁵ Ihr Ziel ist „die Entwicklung einer – nicht nur gymnasialen – Schreibdidaktik, die geeignet ist, dem Erwerb des *monolingualen Habitus* gegenzusteuern“,⁶⁶ die den Bedin-

58 Ebd., S. 70.

59 Adelheid Hu (Anm. 26), S. 14.

60 Ebd., Hervorhebungen im Original.

61 Claire Kramersch (Anm. 37), S. 15.

62 Bonny Norton: Language, Identity, and the Ownership of English. In: TESOL Quarterly 31(3), 1997, S. 410.

63 Vgl. Adelheid Hu (Anm. 26), S. 16.

64 Ebd., S. 17.

65 Antonie Hornung: Zur eigenen Sprache finden. Modell einer plurilingualen Schreibdidaktik. Tübingen: Niemeyer 2002.

66 Ingrid Gogolin: Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule. Münster u.a.: Waxmann 1994.

gungen im multikulturellen Klassenzimmer Rechnung trägt und die das Ziel, die Lernenden zu kompetenten SchreiberInnen von Texten auszubilden, nicht aus den Augen verliert“.⁶⁷ Ziel dieser Schreibdidaktik ist „nicht das Üben bestimmter Textarten, sondern die Vermittlung von Schlüsselkompetenzen“.⁶⁸ Dazu entwickelt Hornung den Begriff der *eigenen Sprache*, die eine

Form der äußeren Sprache [ist], die bewusst die Anbindung an die innere Sprache sucht. Eigene Sprache wird hier also verstanden als eine Brücke zwischen innerer und äußerer Sprache, die veranschaulicht, dass die *Verwandlung der Gedanken in Worte* und die *Verdampfung der Sprache in Gedanken* gegenläufige, aber wechselseitig sich beeinflussende Prozesse in einem Lernprozess darstellen [...].⁶⁹

Dabei ist es wichtig, die eigene Mehrsprachigkeit erkennen zu können: Somit kann sie als Grundkompetenz entwickelt werden. Hornungs Methode der Schreibdidaktik baut auf die *écriture automatique* und akzeptiert misch- und mehrsprachige Texte als Produkte einer bestimmten Phase des Lernprozesses und als Äußerung der eigenen Sprache.⁷⁰

Egozentrisches Sprechen und egozentrisches Schreiben markieren die Schnittstelle zwischen Sprachinnen- und Sprachaußenwelt und dienen als Katalysatoren der Entwicklung der eigenen Sprache, die sich, einer Spirale vergleichbar, im als Wechselspiel zwischen innerer und äußerer Sprache ablaufenden Sprachlernprozess immer mehr öffnet.⁷¹

Somit sind den Lernenden Freiräume gewährt, in denen sie „immer wieder alle ihre sprachlichen Fähigkeiten ausprobieren können“.⁷²

Abschließend ist erwähnenswert, dass die Autorin die vorgeschlagenen Schreibtechniken als kreativ bezeichnet, da Textproduktion schöpferische Kräfte benötigt.⁷³

67 Antonie Hornung (Anm. 65), S. 3, Hervorhebung im Original.

68 Ebd., S. 297.

69 Ebd., S. 11, Hervorhebungen im Original.

70 Vgl. ebd., S. 25.

71 Ebd., S. 23.

72 Ebd., S. 25.

73 Vgl. ebd., S. 295.

2.3. Zweisprachigkeit, Mehrsprachigkeit, Gesellschaft

Die Erforschung der Mehrsprachigkeit in Verbindung mit gesellschaftlichen Prozessen erfolgt vor allem in Bezug auf zwei unterschiedliche Sektoren: Migrations- und Sprachkontaktphänomene, wobei Letzteres sowohl im Rahmen migrationsorientierter Analysen als auch ausschließlich in sprachstruktureller Hinsicht studiert wird. Zum Thema migrationsbedingte Mehrsprachigkeit wurden zahlreiche Beiträge geleistet, die größtenteils einzelne Sprachen und ihre Kontaktsituationen (z.B. das sogenannte „Türkendeutsch“) als Schwerpunkt haben.

Im Allgemeinen lassen sich einige Tendenzen, die in Bezug auf didaktische Aspekte der Mehrsprachigkeit beschrieben wurden, auch in Forschungsbeiträgen zum Thema Migration und Sprache feststellen. Zunächst sei die Kritik an dem „monolingualen Habitus“⁷⁴ genannt, die im Hinblick auf migrationslinguistische Fragen folgendermaßen beschrieben werden kann: „Migranten bewegen sich zwischen zwei oder mehreren Sprachen und stellen mit ihrer Präsenz jene Gleichung in Frage, die Sprache und Nation in eins setzt, die so auch in vielen Fällen das sprachpolitische Handeln nationalstaatlicher Institutionen prägt“.⁷⁵

Dementsprechend wird auch im Rahmen der migrationslinguistischen Spezifika die Veränderung des Begriffes „Sprachkompetenz“ betont: „In sprachlicher Hinsicht wurde vor allem das – linguistische Forschungen lange Zeit dominierende – Konzept einer Homogenität der Sprache und einer Kompetenz ihrer Sprecher, die als perfekte Beherrschung einer Sprache als ‚Muttersprache‘, verstanden wurde, fragwürdig“.⁷⁶

Somit gibt die Erforschung sprachlicher Aspekte der Migration eine normative Position zugunsten einer Perspektive auf, die auf die Beschreibung der einzelnen Sprachphänomene sowie der allgemeinen Tendenzen und ihr Verständnis aus vielfältiger Perspektive abzielt.

In diese Richtung gehen auch Erfurt u.a., wenn sie in der Einleitung zwischen *additiver Mehrsprachigkeit* bzw. *mehrfacher Einsprachigkeit* und den eigentlichen Sprachmischungen unterscheiden, die seitens der MigrantInnen gebräuchlich sind:⁷⁷ Unter additiver Mehrsprachigkeit bzw. mehrfacher Einsprachigkeit wird diejenige Art der Mehrsprachigkeit verstanden, die „hinsichtlich der Anforderungen einer globalisierten Wirtschaft und ihrer englischen *lingua franca*, aber auch im Hinblick auf die sprachlichen Erfordernisse eines vereinten Europas,

74 Ingrid Gogolin (Anm. 66).

75 Jürgen Erfurt/Gabriele Budach/Sabine Hofmann (Hg.): Mehrsprachigkeit und Migration. Ressourcen und soziale Identifikation. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 2003, S. 11.

76 Ebd.

77 Vgl. ebd., S. 12.

Ziel schulischer Ausbildung ist“.⁷⁸ Der tatsächliche Sprachgebrauch der MigrantInnen besteht vielmehr aus Sprachmischungen, die sich strukturell und funktional beschreiben lassen. Mit dieser Unterscheidung werden die sprachgebräuchlichen, sozial-strukturellen Aspekte der Mehrsprachigkeit von den institutionellen abgegrenzt: Es handelt sich dabei um zwei Dimensionen, die eben zum Teil unterschiedliche Forschungsperspektiven und -instrumente benötigen:

Researchers insisted that bilingualism is more than the sum of two monolingualisms, and that tri- and multilingualism is more than L2 plus another language. They tried to bring together research results of bilingualism studies and SLA studies on the one hand, and to apply these results to questions of multilingualism and multiple language acquisition and learning on the other.⁷⁹

Sprachgebräuchliche sowie sozial-strukturelle Aspekte der Mehrsprachigkeit sind eng mit der Identitätsfrage verbunden, wie übrigens aus dem Beitrag Hus ersichtlich wird.⁸⁰ Neben der Kritik am monolingualen Habitus ist auch ein neuer Begriff von Identität und Kultur feststellbar, der sich mit migrationsspezifischen Fragen auseinandersetzt und der die kulturelle Komplexität der heutigen Welt wiedergibt: die *hybride Kultur*.

Kennzeichnend ist hier die unabdingbare Verknüpfung von Identität und Sprache sowie – im Kontext der Migration – die Hybridität von Identitäten [...]. Die Idee der Hybridität von Kulturen und das Bemühen um eine innovative Begriffsbildung sind von zentraler Bedeutung.⁸¹

Hu geht davon aus, dass „Hybridität ein grundlegendes Charakteristikum jeder Kultur sei“.⁸² Eng verbunden mit der Hybridität der Kulturen – und dementsprechend der Sprachen in Kontexten der Migration – ist die diskursive Identitätskonstruktion von Personen mit Migrationshintergrund, die mehrsprachig und unter Einfluss zahlreicher Faktoren erfolgt. Dabei steht die identitätsstiftende Funktion der Sprache im Mittelpunkt; funktionale Aspekte der Sprachverwendung spielen in dieser Hinsicht eine entsprechend sehr bedeutsame Rolle,

78 Ebd., S. 12, Hervorhebung im Original.

79 Larissa Aronin/Britta Hufeisen (Anm. 6), S. 6-7.

80 Adelheid Hu (Anm. 26).

81 Ebd., S. 3.

82 Ebd., S. 9.

da sie es erlauben, sprachverdrängende und sprachbewahrende Faktoren zu identifizieren.

Auf die Erforschung solcher Faktoren zielt das migrationslinguistische Modell von Eva Gugenberger ab,⁸³ wobei das „Schicksal von Migrantensprachen“ aufgrund von fünf Faktorengruppen bestimmt wird:⁸⁴ „soziale, individuelle oder psychische, soziolinguistische, sprachpolitische und sprachstrukturelle Faktoren“.⁸⁵ In Gugenbergers Modell werden also unterschiedliche Forschungsperspektiven vertreten und integriert verwendet, um Aufschluss über die einzelnen Faktoren zu bekommen, die migrationsbedingte Sprachverwendung, Spracherhaltung und eventuelle Sprachverluste beeinflussen. Diesen einzelnen Faktoren wird aber kein spezifisches Gewicht zugeschrieben, denn sie können je nach Variablen von Fall zu Fall variieren und sich – diachron betrachtet – auch ändern“.⁸⁶

Schematisch dargestellt werden im migrationslinguistischen Modell folgende Faktoren in Betracht gezogen:⁸⁷

Einflussfaktoren auf Sprecher und Sprache vor dem Zeitpunkt der Migration:

Sprecherbezogene Faktoren: wirtschaftliche, politische, religiöse, soziale, persönliche und psychische Gründe. Dabei spielt es der Autorin nach eine besondere Rolle, ob die Migration freiwillig oder unfreiwillig erfolgt. Maßgebend ist auch „die Absicht des Auswanderers [...], sich entweder ‚für immer‘ im Zielland niederlassen zu wollen oder nur einen temporären Aufenthalt zu planen“.⁸⁸

Sprachbezogene Faktoren: gesellschaftliche Stellung der Sprache(n), Prestige/Stigma der eigenen Sprache im Herkunfts- und Zielland und im Allgemeinen alle diejenigen Variablen, die mit der Stellung der Sprache(n) zu tun haben, sowie der Öffentlichkeitscharakter der Sprache(n).

Einflussfaktoren auf Sprecher und Sprache nach dem Zeitpunkt der Migration:

Gesellschaftliche und demographische Faktoren: geographische Distanz zwischen Herkunfts- und Zielland; Gegebenheiten des Siedlungs-

83 Eva Gugenberger: Einflussfaktoren auf Migrantensprachen. In: Jürgen Erfurt/Gabriele Budach/Sabine Hofmann (Anm. 75), S. 37ff.

84 Ebd., S. 44.

85 Ebd.

86 Ebd.

87 Vgl. ebd., S. 44ff.

88 Ebd., S. 46.

gebiets; Größe und Kohäsionsgrad der MigrantInnengruppe, soziale, politische und religiöse Zugehörigkeit; ökonomische Situation und soziales Prestige der MigrantInnen.

Soziolinguistische Faktoren: Prestige/Stigma der Sprache(n) im Aufnahmeland; Funktion der Sprache(n).

Sprachpolitische Faktoren: Einwanderungs- und Sprachpolitik des Aufnahmelandes.

Sprachstrukturelle Faktoren: linguistische Nähe oder Distanz zwischen der beiden Sprachen, die durch die Migration in Kontakt kommen.

Individuelle und psychische Faktoren: Migrationsalter und familiäre Bedingungen; Länge des Aufenthalts; psychische Dispositionen und Einstellungen, identitätsbezogene sowie charakterbezogene Faktoren (philobatischer vs. oknophiler Typ), Abwehrreaktionen.

Damit ist im multidimensionalen Modell Gugenbergers eine Vielzahl von Faktoren berücksichtigt, die es erlaubt, migrationssprachliche Phänomene aus unterschiedlichen Perspektiven zu beschreiben und den jeweiligen Elementen je nach Situation ein jeweils unterschiedliches Gewicht zuzuschreiben: Es handelt sich daher um ein flexibles Modell, das für unterschiedliche Forschungszwecke verwendet und an die jeweiligen Forschungsbedürfnisse angepasst werden kann.

Eine weitere neue Tendenz in der migrationsorientierten Mehrsprachigkeitsforschung ist auch, das sprachliche Handeln als Einsatz von Ressourcen zu betrachten. Diese Position ist nicht zuletzt mit der Auffassung von Mehrsprachigkeit als Bereicherungsmöglichkeit zu verbinden:

Die Verwendung der Metapher von Sprache als eine Ressource erweist sich mithin in verschiedener Hinsicht als fruchtbar. So öffnet sie den Blick für Kompetenzen und Fertigkeiten, die bislang als nicht ‚marktgängig‘ galten, da ihre Welt, gemessen an der legitimen Sprache eher gering geschätzt wird [...]. Begreift man also sprachliches Handeln als Einsatz von Ressourcen, lassen sich damit nicht nur die Verwertungsprozesse auf den offiziellen Märkten beschreiben, sondern auch sprachliche Strategien in den Blick nehmen, die gewissermaßen in Marktnischen, in marginalisierten Gruppen und Subkulturen, ihren Ort haben, und dort eigene, spezifische Funktionen erfüllen. In den Mittelpunkt der Betrachtung geraten damit Prozesse der Herausbildung alternativer Varietäten [...]. Sprachliches Handeln als Einsatz von Ressourcen zu betrachten, erlaubt es mithin, individuelle oder gruppenspezifische Praktiken zu be-

schreiben, die durchaus quer zu den Anforderungen und Mechanismen eines allgemeinen Marktes liegen können.⁸⁹

Schließlich eröffnet diese Sichtweise eine Zukunftsperspektive: „Bislang gering geschätzte und auf dem sprachlichen Markt niedrig gehandelte Ressourcen können bei einer entsprechenden Veränderung der sozialen Verhältnisse aufgewertet werden“.⁹⁰

Aus einer rein sprachlichen Perspektive ist ferner zu beachten, dass es in verschiedenen Migrationskontexten eine maßgebende Unterscheidung zwischen schriftlicher und mündlicher Sprachkompetenz gibt:

SchülerInnen mit Migrationshintergrund sind häufig damit konfrontiert, dass sie in einer anderen Sprache als der Muttersprache schreiben lernen; der Erwerb schriftsprachlicher Kompetenz fordert von ihnen den Erwerb oder die Perfektionierung von Fertigkeiten in einer zweiten oder dritten Sprache [...]. Das Konzept der Muttersprache, die zugleich National- und Schriftsprache ist, erweist sich in diesem Zusammenhang wieder einmal mehr als brüchig.⁹¹

Gerade um diese Kompetenzen zu entwickeln wurden Modelle wie jenes Hornungs (s. oben) aus einer didaktischen Perspektive entwickelt. Im Bezug auf diejenigen Fragen, die mit migrationsbedingten Sprachphänomenen zu tun haben, muss betont werden, dass Migration auch intern erfolgen kann, wie aus den Migrationskonstellationen ersichtlich ist, die Bettina Kluge umreißt:⁹²

	Migrant wechselt die Sprache	Migrant wechselt nicht die Sprache
internationale Migration	Typ 1	Typ 2
interne Migration	Typ 3	Typ 4

Bisher ist interne Migration „am ehesten berücksichtigt worden, wenn es sich dabei um eine Wanderungsbewegung von Individuen handelte, die aufgrund der Migration mehrsprachig wurden beziehungsweise in deren Zielort sich das Varietätenspektrum vergrößerte, wie zum Beispiel in der Schweiz, Kanada oder Peru“.⁹³ In Bezug auf interne Mig-

89 Jürgen Erfurt u.a. (Anm. 75), S. 13f.

90 Ebd., S. 14.

91 Ebd., S. 17.

92 Bettina Kluge: Interne Migration als Problemfeld soziolinguistischer Migrationsforschung. In: Jürgen Erfurt u.a. (Anm. 75), S. 64.

93 Ebd., S. 64.

ration haben sich bisherige Forschungsbeiträge also vorwiegend mit dem Migrationstyp 3 beschäftigt. Die Erforschung des Typs 4 (oder „interner, bidialektaler Migration“, wie Kluge dieses Phänomen bezeichnet) bleibt damit ein dringliches Forschungsdesiderat.

Zum Abschluss sei der kurze chronologische Überblick über die Erforschung des Gastarbeiterdeutschen von Dereli erwähnt.⁹⁴ Diese Aufteilung spiegelt nämlich die allgemeinen Tendenzen und Forschungsstränge zum Thema Mehrsprachigkeit wider und ordnet auch die verschiedenen Forschungsarbeiten zeitlich ein:

Nach der Anwerbung der Ausländer sind Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre zum Gebrauch des ‚Gastarbeiterdeutsch‘ viele Studien entstanden, womit man diese Varietät des Deutschen unter diesem Begriff zusammenfasste. Parallel zum ‚Gastarbeiterdeutsch‘ erschienen auch Arbeiten über das sog. ‚Ausländerregister‘ (*foreigner talk*), die sich mit dem vereinfachten Sprachgebrauch und durch eine Reduktion auf den lexikalischen, syntaktischen, morphologischen Bereich der deutschen Muttersprachler mit Nichtmuttersprachlern, aufgrund des Strebens der Sicherung der Verständigung bei beiden Seiten, befassten [...]. Bezüglich der zweiten Phase sind die Überlegungen zum Zweitspracherwerb und zu schulischen Schwierigkeiten der Gastarbeiterkinder zu erwähnen. Eng damit verknüpft entstanden viele kontrastive Arbeiten, die Differenzen der Sprachstrukturen in den kontrastierten Sprachen aufzeigten.

Die Arbeiten zur interkulturellen Kommunikation und vor allem zur Kommunikation in Institutionen wie dem Arbeitsamt, der Schule und im medizinischen sowie im juristischen Bereich sind in einer weiteren Phase anzuführende Arbeiten, die größtenteils in den 80er Jahren entstanden sind. [I]n der Folgezeit und in der Gegenwart [machte sich] ein weiteres sprachliches Phänomen bemerkbar, nämlich der Wechsel der Herkunfts- und Zielsprache bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus den Herkunftsländern.⁹⁵

2.4. Institutionelle Mehrsprachigkeit

Auch im Rahmen der Erforschung institutioneller Mehrsprachigkeit wird ein Wechsel von einem statischen zu einem dynamischen Begriff von Kultur erlebt. Gegen die in der Vergangenheit vorherrschenden

94 Sevgi Dereli: Germanismen und Sprachmischung in der Institution. Authentische Fallbeispiele in der Beratung für Türken. In: Konrad Ehlich/Antonie Hornung (Hg.): *Praxen der Mehrsprachigkeit*. Münster u.a.: Waxmann 2006, S. 104ff.

95 Ebd., S. 104-105.

de statische Betrachtung von Kultur und kultureller Zugehörigkeit „wird seit Mitte der neunziger Jahre immer wieder vorgebracht, dass kulturelle bzw. interkulturelle Phänomene als sprachlich vermittelte zu begreifen sind und entsprechend in Diskursen und Texten aufgezeigt werden müssen“.⁹⁶ Interkulturelle Kommunikation ist gerade ein Schlüsselbegriff der Erforschung mehrsprachiger Phänomene in institutionellen Kontexten.

Unter institutioneller Mehrsprachigkeit sind zwei Szenarien zu verstehen: zum einen Sprachpolitik und zum anderen Sprachgebrauch in Institutionen, Unternehmen, am Arbeitsplatz usw. Zahlreiche Beiträge wurden in dieser Hinsicht der Mehrsprachigkeit im Rahmen der Europäischen Union gewidmet.⁹⁷

Neben dem Forschungsstrang, der sich der Mehrsprachigkeit in der Europäischen Union und in ihren Institutionen sowie der Sprachpolitik widmet, steht im Mittelpunkt zahlreicher Beiträge das Thema Mehrsprachigkeit und Arbeit, das mittels konversationsanalytischer Untersuchungen erforscht wurde. Ausgangspunkt dieses Forschungsstranges ist „die Beobachtung, dass erfolgreiche Kommunikation am Arbeitsplatz häufiger, als gemeinhin vermutet wird, von der Verwendung und Beherrschung mehrerer Sprachen abhängt“.⁹⁸

Diskursanalyse in Bezug auf mehrsprachige Kommunikation am Arbeitsplatz zielt darauf ab, Lösungen für Probleme vorzuschlagen, die sich aus der Verwendung (oder aus der fehlenden Verwendung) mehrerer Sprachen in beruflichen Situationen ergeben. Diesbezüglich können folgende mögliche Problemkonstellationen umrissen werden, die aus diskursanalytischer Perspektive relevant sind:

- Sprachliche Adaptierungserfordernisse, die sich durch das differente Wissen der Aktanten ergeben und die etwa durch reformulierendes Handeln bearbeitet werden müssen,

96 Bernd Meyer/Shinichi Kameyama: Mehrsprachigkeit am Arbeitsplatz. Forschungsansätze und Desiderate aus der Sicht einer empirisch-angewandten Linguistik. In: K.S./M.B. (Hg.): Mehrsprachigkeit am Arbeitsplatz. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 2007, S. 12.

97 Vgl. z.B. Van Theo Els: Multilingualismus in der Europäischen Union. In: Dieter Wolff (Hg.): Mehrsprachige Individuen – vielsprachige Gesellschaften. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 2006; Rüdiger Ahrens (Hg.): Europäische Sprachpolitik. Heidelberg: Winter 2003; Horst G. Klein: EuroCom an der Schule. Informationen zum Mehrsprachigkeitsunterricht für Fremdsprachenlehrende. Aachen: Editiones EuroCom 2007; Lew Zybatow (Hg.): Sprach(en)kontakt – Mehrsprachigkeit – Translation. 60 Jahre Innsbrucker Institut für Translationswissenschaft. Frankfurt am Main; Wien: Peter Lang 2007; Juliane Besters-Dilger (Hg.): Mehrsprachigkeit in der erweiterten Europäischen Union. Klagenfurt: Drava 2003; Roswitha Fischer (Hg.): Herausforderungen der Sprachenvielfalt in der Europäischen Union. Beiträge und Diskussionen vom Symposium am 20./21. April 2006 an der Universität Regensburg. Baden-Baden: Nomos 2007.

98 Bernd Meyer/Shinichi Kameyama (Anm. 96), S. 11.

- differente spezifische Merkmale von Text- und Diskursarten in den verschiedenen Sprachen,
- spezifische Arbeitsweisen und Leistungen einzelsprachlicher Mittel für die Umsetzung institutioneller Zwecke,
- die Sprachrepertoires der Beteiligten, die nicht ausreichen, um die mehrsprachig sich ergebenden Probleme in den Griff zu bekommen.⁹⁹

2.5. Zweisprachigkeit, Mehrsprachigkeit, Sprachwissenschaft

Aus den obigen Ausführungen wird deutlich, dass sprachwissenschaftliche Ansätze nicht von den soziologischen und didaktischen Ansätzen abgegrenzt werden können. Alle Forschungsschwerpunkte, die bisher behandelt wurden, haben eben mit Sprachwissenschaft zu tun. Die Sprachwissenschaft ist mehrfach an der Erforschung migrationslinguistischer Phänomene beteiligt, indem sie die Methoden für die Analyse der sprachlichen Aspekte der Migration in vielfacher Hinsicht liefert: Die Kontaktlinguistik liefert z.B. die Instrumente für die Analyse der sprachlichen Kontaktphänomene, die Soziolinguistik diejenigen zur Verbindung der Spracherscheinungen mit außersprachlichen, sozialen Faktoren und die Psycholinguistik bietet den Hintergrund zur Untersuchung psychischer Aspekte.

Dieses Instrumentarium ist eben alles andere als neu und wurde abhängig vom jeweiligen Standpunkt verwendet, wie Auer/Wei betonen:

Indeed, it is a reasonable assumption that the marginal role research on multilingualism has played within linguistics until some decades ago is a result of the monolingual bias of a (particularly) European thinking about language which came into being during a phase of European history, in which the nation states defined themselves not at least by the one (standard) language in which was chosen the symbolic expression of their unity. By and large, the study of linguistics was equal to analysing single languages (even though these were compared, classified, and typified). The fact that languages influence each other through language contact („borrowing“) was acknowledged of course from the very start of linguistics, but this contact was not seen in the context of multilingualism, and it was taken to be a secondary phenomenon which presupposed the existence and stability of the language systems in contact.¹⁰⁰

99 Ebd., S. 14.

100 Peter Auer/Li Wie (Hg.): Handbook of multilingualism and multilingual communication. Berlin/New York: De Gruyter 2007, S. 1.

Mit anderen Worten wurden seitens der Linguistik schon vor langer Zeit Kontaktphänomene erkannt und die entsprechenden Forschungsinstrumente entwickelt, die aber in Rahmen von Theorien verwendet wurden, die sich vorwiegend am monolingualen Habitus orientierten. Daher kann mit gutem Grund behauptet werden, dass diese früheren Ansätze keine wirkliche Erforschung der Zwei- und Mehrsprachigkeit darstellten. Um eine sprachwissenschaftliche Theorie der Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit entwickeln zu können, sollen die schon vorhandenen Methoden in ein theoretisches Modell eingefügt werden, das Aussagen über Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit erlaubt. In dieser Hinsicht wurden in den letzten Jahren zahlreiche Beiträge aus unterschiedlichen Perspektiven geleistet: Wie oben betont, sind sprachwissenschaftliche Theorien an der Beschreibung der Mehrsprachigkeit aus didaktischer, sozio-kultureller, migrationslinguistischer usw. Perspektive beteiligt. Daraus kann man schließen, dass eine sprachwissenschaftliche Theorie zur Beschreibung von Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit notwendigerweise interdisziplinär ist bzw. ausreichend modular und flexibel sein muss, um einen so komplexen Forschungsgegenstand aus der jeweils ausgewählten Perspektive beschreiben zu können. Ein solcher theoretischer Rahmen ist bisher – abgesehen von einzelnen Modellen, die übrigens eine gute Grundlage für weitere Studien schaffen – ein Desiderat geblieben:

The scope of the concept of multilingualism and relevant terminology will continue to be a matter of debate in the future. As multilingualism has not gained yet the status of an independent field of scientific inquiry, more reflexion is needed to establish a coherent methodological and theoretical framework so that these issues may be addressed explicitly and systematically.¹⁰¹

Somit eröffnen sich zwei Szenarien für den Einsatz sprachwissenschaftlicher Theorien in der Mehrsprachigkeitsforschung: Einerseits rein sprachwissenschaftliche Theorien zur Beschreibung der einzelnen Aspekte der Mehrsprachigkeit (z.B. Hypothesen zum Spracherwerb, soziolinguistische Aussage über das Sprachverhalten mehrsprachiger Individuen auf der Grundlage von Sprachwechseluntersuchungen, usw.), wobei außersprachliche Faktoren abhängig von sprachlichen Faktoren herangezogen werden; andererseits die Einfügung

101 Rita Franceschini: The genesis and development of research in multilingualism. Perspectives for future research. In: Larissa Aronin/Britta Hufeisen (Hg.) (Anm. 6), S. 27-62, hier S. 56.

sprachwissenschaftlicher Theorien in komplexere Modelle, die sowohl sprachliche als auch außersprachliche Faktoren berücksichtigt. Die Methode (und ebenso die Schwierigkeiten) einer sprachwissenschaftlichen Feldforschung zur Migration werden etwa von Kluge betont.¹⁰² Als „gründlichste und zuverlässigste Methode“ gelte die Longitudinalstudie.

Aber auch bei einer Langzeitstudie bleibt ein Hauptproblem der Migrationslinguistik bestehen: Allein schon durch die Migration verändert sich das soziale Umfeld und die soziale Identität der Migranten. Dadurch kann nicht mehr eindeutig entschieden werden, ob eine Veränderung der sprachlichen Varietät allein aufgrund des Ortwechsels oder auch aufgrund der damit verbundenen Veränderung der sozialen Position erfolgt.¹⁰³

Eine weitere Methode ist der Vergleich der Migranten mit Individuen aus demselben Herkunftsort (die sogenannte *ceteris-paribus* Analyse). Einwandfrei ist aber auch diese Methode nicht: „[...] es gibt auch ein gutes Gegenargument: Jene Personen, die sozial und sprachlich weniger gut in ihrer Herkunftsgemeinde integriert sind, sind möglicherweise eher bereit, diese zu verlassen“.¹⁰⁴ Kluge beschäftigt sich dann auch mit der Frage nach dem Ort der Durchführung und mit der Rolle des Kontextes bei Interviews, bei denen „in der Regel auch stark kontextabhängige sprachliche Variation auftritt“.¹⁰⁵ Solche Schwierigkeiten sollten in einem migrationslinguistischen Modell in Betracht gezogen werden.

Einen guten Überblick über die Instrumente, die die Sprachwissenschaft für die Erforschung migrationslinguistischer Fragen anbietet, liefern Dal Negro/Guerini.¹⁰⁶ Für einen Überblick zu den Forschungsdesiderata der Sprachwissenschaft in Bezug auf Mehrsprachigkeit verweisen wir auf Franceschini.¹⁰⁷

102 Bettina Kluge (Anm. 92), S. 68ff.

103 Ebd., S. 68.

104 Ebd.

105 Ebd., S. 75.

106 Silvia da Negro/Federica Guerini (Anm. 13).

107 Rita Franceschini (Anm. 101).

3. Mehrsprachigkeitsforschung und Kreativität

Zunächst muss über die *de facto* nicht existierende Opposition zwischen Zweisprachigkeit und Mehrsprachigkeit nachgedacht werden. Aus den bisherigen Ausführungen wird ersichtlich, dass Zweisprachigkeit in der Forschung nahezu ausschließlich als Zweitsprachigkeit angesehen wurde, indem sie vom Standpunkt des Spracherwerbs aus (auch unter der Bezeichnung Bilinguismus, Bilingualismus oder Bilingualität) erforscht wurde. Zweisprachigkeit ist eigentlich nichts anderes als ein Unterbegriff der Mehrsprachigkeit, wobei aber weitere Sprachen kein einfaches Additiv zur Zweisprachigkeit sind. Vielmehr werden sie in komplexen (Lern-)Prozessen in gewissem Grade erworben und liegen entsprechend komplexen identitätsbezogenen sowie soziokulturellen Prozessen und Positionen zugrunde. Solche Prozesse sind etwa in den Beiträgen zum Thema L3-Erwerb beschrieben.¹⁰⁸

Die Bezeichnung Zweisprachigkeit vs. Mehrsprachigkeit bezieht sich damit nicht nur auf den Forschungsgegenstand, sondern auch auf den Forschungsstandpunkt: Während Zwei- bzw. Zweitsprachigkeit bisher vor allem aus didaktischer und individueller Perspektive betrachtet wurde, wurde Mehrsprachigkeit in den letzten 20 Jahren aus unterschiedlichen und interdisziplinären Standpunkten analysiert.

Demzufolge stellt der Titel dieses Beitrags nicht den Forschungsstand dar, sondern muss eher als Anregung zur Reflexion gelesen werden.

Weiters empfiehlt es sich an diesem Punkt zum Beginn des Beitrags zurückzukehren, um das Thema Kreativität mit Zweisprachigkeit vs. Mehrsprachigkeit in Zusammenhang zu bringen.

Kombiniert man die zwei eingangs angeführten Definitionen von Kreativität, so kann diese als die schöpferische Kraft bezeichnet werden, etwas neu zu kreieren. So gesehen zeigen sich zahlreiche Berührungspunkte zwischen Mehrsprachigkeit und Kreativität. Die Idee, das aus dem Eigenen gewonnene Verständnis mit einer anderen Perspektive zu konfrontieren, setzt schon ein hohes Potential an Kreativität frei: Aus dieser Auseinandersetzung werden neue Verhältnisse sowie neue Standpunkte kreiert, die sich in den Prozessen einer (auch sprachlichen) Identitätskonstruktion widerspiegeln. Gerade der Perspektivenwechsel, der mit dem Erwerb und Gebrauch einer Sprache, die nicht die Muttersprache ist, verbunden ist, bringt es mit sich, dass die andere soziokulturelle Sichtweise kreativ in sprachlichen und nichtsprachlichen Prozessen umgesetzt werden kann. Der Begriff des *Frem-*

108 Vgl. Larissa Aronin/Bettina Hufeisen (Hg.) (Anm. 6).

den, der in der Mehrsprachigkeitsforschung gebräuchlich ist, könnte in Bezug auf mehrsprachige Kreativität durch den Begriff des *Neuen* ersetzt werden: Fremd bzw. neu können Gegenstände und Begriffe der zweiten oder x-ten Sprache ebenso wie die soziokulturelle Perspektiven sein, die die fremde bzw. neue Sprache eröffnet. Neue Gegenstände, Begriffe oder Standpunkte können der Anstoß zur Selbstreflexion und kreativen Überarbeitung des Neuen sein – entsprechend kreativ können die sich daraus ergebenden subjektiven Theorien sowie die damit verbundenen identitätsstiftenden Prozesse und sprachlichen Erscheinungen sein. Kreativität also in Verbindung mit Mehrsprachigkeit ergibt sich wie von selbst, da im Licht des Sprach- und Perspektivenwechsels Altes durch Fremdes zu Neuem wird.

Somit schaffen Beiträge zu den oben erwähnten Themen der Mehrsprachigkeit eine Grundlage zur Untersuchung der Berührungstellen zwischen Mehrsprachigkeit und Kreativität. Es handelt sich dabei um einen Begriff von Kreativität im weitesten Sinn: Das entspricht übrigens der Idee, eine möglichst breite Beschreibung *mehrsprachiger* Kreativität zu liefern, die deren verschiedenste Ausdrucksmöglichkeiten umfassen kann.

4. Zusammenfassung

In diesem Beitrag wurde ein Einblick in die Zwei- bzw. Mehrsprachigkeitsforschung aus der Perspektive der Verbindung zwischen Mehrsprachigkeit und Kreativität gegeben, indem Begriffe wie Kultur, Identität, Hybridität und subjektive Theorien behandelt wurden.

Einleitend wurden einige grundlegende Definitionen zur (soweit wie möglich) genauen Bezeichnung und Abgrenzung der Begriffe der Zwei- und Mehrsprachigkeit diskutiert. Ferner wurden einige sprachwissenschaftliche Begriffe zweckmäßig zur Mehrsprachigkeitsforschung definiert.

Ein Einblick in die Mehrsprachigkeitsforschung wurde in Bezug auf allgemeine Werke und Tendenzen sowie auf unterschiedliche Schwerpunkte, namentlich didaktische, gesellschaftliche, institutionelle und sprachwissenschaftliche, gegeben.

Abschließend wurde die implizite Verbindung zwischen Mehrsprachigkeit und Kreativität zum Ausdruck gebracht und auf Forschungsdesiderata verwiesen.

➤ 3. Kognitionswissenschaft

Kognitionswissenschaftliche Erkenntnisse in Bezug auf Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität

Einleitung

Seitdem sich die Neurowissenschaften mit den biochemischen und physikalischen Grundlagen mentaler Prozesse beschäftigen, haben sie immer wieder für große Aufregung gesorgt, sowohl im Wissenschaftsbereich als auch in der Öffentlichkeit. Schon bald wurde ihnen der Vorwurf gemacht, die Funktionsweise des Gehirns auf die eines äußerst komplexen Computers zu reduzieren. Im Laufe der menschlichen Entwicklung bilden sich neuronale Netze im Gehirn aus, die den Grundstein für unsere Handlungen und Gedanken legen. Unser Gehirn vernetzt sich und bildet „Verschaltungen“ aus, die mit dem Abschluss der Pubertät zwar noch modifiziert werden können, im Allgemeinen jedoch für das weitere Leben abgeschlossen sind. Der alte Spruch „was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“ scheint sich also für unser Gehirn zumindest dahingehend zu bestätigen, als die Ausbildung neuer neuronaler Netzwerke mit zunehmendem Alter immer schwieriger wird. Der wissenschaftliche Ansatz, unsere Gedanken, Handlungen und Gefühle auf biochemische und physikalische Prozesse zurückzuführen, führte immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen den Neurowissenschaften und anderen Disziplinen wie beispielsweise der Philosophie, der Soziologie oder auch der Psychologie.

Für die erste große Aufregung sorgte wohl 1979 das Experiment von Benjamin Libet.

Er untersuchte auf neuronaler Ebene die zeitliche Abfolge zwischen einer einfachen Handlung, dem dazugehörigen bewussten Willensakt und der Einleitung der Handlung. Ausschlaggebend dafür war das EEG-Experiment von Hans Helmut Kornhuber und Lüder Deecke, bei dem zwischen der Vorbereitung einer einfachen Handbewegung im Motorkortex und ihrer tatsächlichen Ausführung etwa eine Sekunde verstreicht, das so genannte Bereitschaftspotenzial. Die Zeitspanne zwischen dem elektrischen Impuls und der tatsächlichen Handlung empfand Libet als zu lange. Ziel seines Experiments war es demnach,

den Zeitpunkt der bewussten Willensentscheidung möglichst exakt festzustellen.

Er fand heraus, dass das Bereitschaftspotential im Mittel etwa 550 Millisekunden vor der Ausführung der Bewegung einsetzte; der Willensakt wurde jedoch, ebenfalls im Mittel, erst 200 Millisekunden vor der Ausführung der Bewegung bewusst und damit etwa 350 Millisekunden nach dem Auftreten des Bereitschaftspotentials. Dieses Ergebnis griff einen fundamentalen Begriff des Menschenbildes an, und zwar die Willens- und Handlungsfreiheit. Wenn der elektrische Impuls vom Gehirn zu meiner Hand schon gesendet wird, bevor ich eine bewusste Entscheidung getroffen habe, wie kann ich da willentlich entschieden haben?

Libet, der von seinem Ergebnis selbst überrascht wurde, relativierte es dahingehend, dass ein Bereitschaftspotenzial nicht notwendigerweise auch zur tatsächlichen Handlung führen muss, sondern kurz vor der Ausführung bewusst abgebrochen werden kann (‚Veto‘-Funktion des Willens). Allerdings konnte diese ‚Veto‘-Funktion experimentell nicht nachgewiesen werden und hatte daher einen interpretativen Charakter.

Im Laufe der Zeit wurde Libets Ergebnis auf unterschiedliche Weise interpretiert und es kam zu einer Reihe von Folgeexperimenten. Schon wenn man den Versuchspersonen die Entscheidung zwischen zwei unterschiedlichen Bewegungen überließ, konnte keine aussagekräftige Messung mehr zwischen Bereitschaftspotenzial und bewusster Entscheidung gemacht werden. Hinzu kommt die ganz prinzipielle Kritik, dass die Personen von vornherein wussten, was sie tun mussten. Dass mit dem Wissen, dass man in der nächsten Zeit immer wieder seine Hand heben muss, im Gehirn möglicherweise schon ein Bereitschaftspotenzial vor der tatsächlichen Ausführung der Bewegungen aktiviert wird, hat mit dem Konzept der Willensfreiheit überhaupt nichts zu tun. Man kann daher argumentieren, dass die einzige Entscheidung vor Beginn des eigentlichen Versuches getroffen wird – nämlich dann, wenn die Versuchsperson einwilligt, an dem Versuch teilzunehmen.

Ein weiterer Einwand besteht darin, dass Libets Experiment nichts über Handlungsalternativen aussagen kann, also ob die Versuchsperson nach der Aktivierung des Bereitschaftspotenzials sich nicht nur gegen die Bewegung, sondern sich prinzipiell auch für eine ganz andere Handlung entscheiden kann.

Für weitere Aufregung sorgte ein im Juni 2004 in *Gehirn & Geist* erschienenes Manifest von elf führenden Neurowissenschaftlern,¹ die zwar auf die derzeitigen Probleme und Grenzen ihrer Fachrichtung aufmerksam machen, sich jedoch darin einig sind, dass unser Menschenbild mit der Forschung der Neurowissenschaften in den kommenden Jahren neu definiert werden muss.

Die Daten, die mit modernen bildgebenden Verfahren gewonnen wurden, weisen darauf hin, dass sämtliche innerpsychischen Prozesse mit neuronalen Vorgängen in bestimmten Hirnarealen einhergehen – zum Beispiel Imagination, Empathie, das Erleben von Empfindungen und das Treffen von Entscheidungen beziehungsweise die absichtsvolle Planung von Handlungen. Auch wenn wir die genauen Details noch nicht kennen, können wir davon ausgehen, dass all diese Prozesse grundsätzlich durch physikochemische Vorgänge beschreibbar sind. Diese näher zu erforschen ist die Aufgabe der Hirnforschung in den kommenden Jahren und Jahrzehnten. Geist und Bewusstsein – wie einzigartig sie von uns auch empfunden werden – fügen sich also in das Naturgeschehen ein und übersteigen es nicht. Und: Geist und Bewusstsein sind nicht vom Himmel gefallen, sondern haben sich in der Evolution der Nervensysteme allmählich herausgebildet. Das ist vielleicht die wichtigste Erkenntnis der modernen Neurowissenschaften. [...] Die Hirnforschung wird in absehbarer Zeit, also in den nächsten 20 bis 30 Jahren, den Zusammenhang zwischen neuroelektrischen und neurochemischen Prozessen einerseits und perzeptiven, kognitiven, psychischen und motorischen Leistungen andererseits so weit erklären können, dass Voraussagen über diese Zusammenhänge in beiden Richtungen mit einem hohen Wahrscheinlichkeitsgrad möglich sind. Dies bedeutet, man wird widerspruchsfrei Geist, Bewusstsein, Gefühle, Willensakte und Handlungsfreiheit als natürliche Vorgänge ansehen, denn sie beruhen auf biologischen Prozessen. Eine

- 1 Gehirn & Geist, 6/2004, S. 30f. Es unterzeichneten: Prof. Dr. Hannah Monyer, Ärztliche Direktorin der Abteilung für Klinische Neurobiologie, Universität Heidelberg, Prof. Dr. Frank Rösler, Abteilung Psychologie, Philipps-Universität Marburg, Prof. Dr. Dr. Gerhard Roth, Direktor am Institut für Hirnforschung der Universität Bremen und Rektor des Hanse-Wissenschaftskollegs in Delmenhorst, Prof. Dr. Henning Scheich, Direktor am Leibniz-Institut für Neurobiologie, Magdeburg, Prof. Dr. Wolf Singer, Direktor am Max-Planck-Institut für Hirnforschung, Abteilung Neurophysiologie, Frankfurt am Main, Prof. Dr. Christian E. Elger, Direktor der Klinik für Epileptologie, Uni Bonn, Prof. Dr. Angela D. Friederici, Abteilung Neuropsychologie, Direktorin am Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften Leipzig, Prof. Dr. Christof Koch, California Institute of Technology (Caltech), Computation and Neural Systems, Pasadena, Prof. Dr. Heiko Luhmann, Institut für Physiologie und Pathophysiologie, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, Prof. Dr. Christoph von der Malsburg, Institut für Neuroinformatik, Ruhr-Universität Bochum sowie Computational Vision Lab der University of Southern California, Los Angeles, Prof. Dr. Randolph Menzel, Abteilung Neurobiologie, Freie Universität Berlin.

vollständige Erklärung der Arbeit des menschlichen Gehirns, das heißt, eine durchgängige Entschlüsselung auf der zellulären oder gar molekularen Ebene, erreichen wir dabei dennoch nicht.²

Man wird die Funktionsweise des Gehirns also nicht bis ins letzte Detail beschreiben oder gar individuelle Handlungen vor ihrer Durchführung voraussagen können, aber das ist auch nicht das Ziel.

Das bessere Verständnis darüber, welche Bereiche des Gehirns wofür zuständig sind und welche biochemischen und physikalischen Prozesse in diesen Bereichen ablaufen, erlaubt eine Reihe von neuen Therapieansätzen, sowohl in der Medizin als auch in der Psychologie. In der Medizin betrifft dies vor allem die Alzheimerforschung und die Entwicklung von Neuroprothesen und Psychopharmaka, die ganz gezielt in einer bestimmten Hirnregion eingesetzt werden können. Letzteres hätte wiederum weitreichende Folgen für die Behandlung psychischer Störungen und damit auch für psychologische Therapieansätze.

Der Hirnforscher Wolf Singer geht noch einen Schritt weiter indem er auf die Folgen der neurowissenschaftlichen Forschung für unser System von Strafe und Belohnung hinweist.

Diese Sicht hat Konsequenzen für die Beurteilung von Fehlverhalten. Ein Beispiel: Eine Person begeht eine Tat, offenbar bei klarem Bewußtsein, und wird für voll verantwortlich erklärt. Zufällig entdeckt man aber einen Tumor in Strukturen des Frontalhirns, die benötigt werden, um erlernte soziale Regeln abzurufen und für Entscheidungsprozesse verfügbar zu machen. Der Person würde Nachsicht zuteil. Der gleiche ‚Defekt‘ kann aber auch unsichtbare neuronale Ursachen haben. Genetische Dispositionen können Verschaltungen hervorgebracht haben, die das Speichern oder Abrufen sozialer Regeln erschweren, oder die sozialen Regeln wurden nicht rechtzeitig und tief genug eingeprägt, oder es wurden von der Norm abweichende Regeln erlernt, oder die Fähigkeit zur rationalen Abwägung wurde wegen fehlgeleiteter Prägung ungenügend ausdifferenziert. Diese Liste ließe sich nahezu beliebig verlängern. Keiner kann anders als er ist.³

Wolf Singer geht es mit dieser Aussage jedoch nicht darum unser Strafsystem zu eliminieren. Ein Fehlverhalten bleibt ein Fehlverhalten.

2 Ebd., S. 33 und S. 36.

3 Wolf Singer: Verschaltungen legen uns fest. Wir sollten aufhören von Freiheit zu sprechen. In: Walfried Linden/Alfred Fleissner (Hg.): Geist Seele und Gehirn. Münster: LIT Verlag 2004, S. 21-30.

ten, auch wenn man die biologischen Grundlagen dafür immer besser versteht, aber er ist der Meinung, dass neurowissenschaftliche Erkenntnisse in die Beurteilung einer Straftat eine immer größere Rolle spielen sollten.

Die Gesellschaft darf nicht davon ablassen, Verhalten zu bewerten. Sie muß natürlich weiterhin versuchen, durch Erziehung, Belohnung und Sanktionen Entscheidungsprozesse so zu beeinflussen, daß unerwünschte Entscheidungen unwahrscheinlicher werden, sie muß Delinquenten die Chance einräumen, durch Lernen zu angepaßteren Entscheidungen zu finden und – wenn all dies erfolglos bleibt, sich durch Freiheitsentzug schützen. Nur die Argumentationslinie wäre eine andere. Sie trüge den hirnpfysiologischen Erkenntnissen Rechnung, ersetze die konfliktträchtige Zuschreibung graduierter ‚Freiheit‘ und Verantwortlichkeit durch bewußte und unbewußte Prozesse und eröffnete damit einen vorurteilsloseren Raum zur Beurteilung und Bewertung von ‚normalem‘ und ‚abweichendem‘ Verhalten. Die schwer nachvollziehbare Dichotomie einer Person in freie und unfreie Komponenten wäre damit überwunden. Die Person als ganze würde nach wie vor für all das zur Rechenschaft gezogen, was sie fühlt, denkt und tut, und diese Beurteilung umfaßte unbewußte und bewußte Faktoren gleichermaßen. Diese Sichtweise trüge der trivialen Erkenntnis Rechnung, daß eine Person tat, was sie tat, weil sie im fraglichen Augenblick nicht anders konnte – denn sonst hätte sie anders gehandelt. Da im Einzelfall nie ein vollständiger Überblick über die Determinanten einer Entscheidung zu gewinnen ist, wird sich die Rechtsprechung nach wie vor an pragmatischen Regelwerken orientieren. Es könnte sich aber lohnen, die geltende Praxis im Lichte der Erkenntnisse der Hirnforschung einer Überprüfung auf Kohärenz zu unterziehen.⁴

Der Vorwurf an die Neurowissenschaften, eine rein deterministische Herangehensweise an die mentalen Prozesse und Phänomene des menschlichen Denkens und Handelns zu verfolgen, mag nach diesen Ausführungen nicht überraschen. Dadurch wird die Kluft zwischen Geisteswissenschaften und Neurowissenschaften immer größer. Für die Philosophie, die Soziologie und die Psychologie gilt, dass menschliches Handeln und Fühlen grundsätzlich auch ohne das Wissen über die biologische Basis beschrieben und untersucht werden kann. Dieses ist zwar hilfreich, aber nicht unbedingt notwendig und bei weitem

4 Ebd., S. 30

nicht ausreichend. Wenn man beispielsweise für Angstzustände sowohl die biochemischen Prozesse als auch die betroffenen Hirnregionen ausmachen kann, so ist über ihre Auswirkungen und vor allem über eine mögliche Therapie noch nichts gesagt. Dasselbe gilt für die Entscheidungsfreiheit. Manche Forscher bezeichnen den Versuch, Verhaltensweisen und Entscheidungen mit neurowissenschaftlichen Erkenntnissen beschreiben zu wollen, als einen „Kategorienfehler“. Niemand bestreitet, dass unsere mentalen Prozesse auf biologischen Grundlagen ablaufen, aber gerade durch die Plastizität und Individualität des Gehirns wird man niemals Handlungen oder Verhaltensweisen auf dieser Basis vorhersagen können, und genau in diesem Bereich liegt die Entscheidungsfreiheit. Nehmen wir noch einmal ein Beispiel aus dem Bereich der Psychologie. Depressive Personen werden schon seit geraumer Zeit mit psychotherapeutischen Methoden erfolgreich behandelt, obwohl die neurologische Grundlage lange nicht bekannt war. Mit der Erforschung der biochemischen Grundlage dieser Krankheit stellt man fest, dass die Depression eine Gehirnstoffwechselerkrankung ist, und es konnten Medikamente entwickelt werden, die man heute zusätzlich zur Therapie einsetzt. Warum wurde die Therapie nicht einfach durch Medikamente ersetzt?

Zum einen ist es sehr schwierig die richtigen Antidepressiva für eine Person zu finden, denn es gibt eine Vielzahl an möglichen Fehlsteuerungen, die alle eine unterschiedliche Zusammensetzung der Medikamente erfordern. Aber auch wenn die Person richtig eingestellt werden kann, kommt es oft zu einer Verweigerung der Medikamenteneinnahme. Die Person hat keine Beschwerden mehr und setzt die Medikamente einfach ab.

Dieses Beispiel verdeutlicht noch einmal, wie viele Faktoren Einfluss auf unsere Entscheidungen haben, von denen viele nicht neurologisch zu erfassen sind. Die Medikamente bilden einen wichtigen Zusatz zur Therapie, aber nicht ihren Ersatz. Demnach überschätzen die Neurowissenschaften ihren Kompetenzbereich, wenn sie Konsequenzen aus ihren Forschungen ziehen, ohne die einzelnen Fachgebiete, in denen sie sich bewegen, zu berücksichtigen.

Dieser Überblick soll die Schwierigkeiten, aber auch die Wichtigkeit der Zusammenarbeit zwischen Kognitionswissenschaften und anderen Disziplinen verdeutlichen. Trotz der immer wiederkehrenden Differenzen gibt es auch genügend Beispiele für eine erfolgreiche interdisziplinäre Zusammenarbeit, von denen einige nun vorgestellt werden sollen.

Kognitionswissenschaften in der Sprachforschung

Die Zusammenarbeit zwischen Sprachforschung und den Kognitions-
wissenschaften konnte, vor allem mit dem Einsatz der neuen bildge-
benden Verfahren, einige interessante Ergebnisse erzielen.

Beim gleichzeitigen Erlernen zweier Sprachen kommt es ab einem
bestimmten Alter zu einer Verzögerung der Sprachbeherrschung im
Vergleich zu einsprachigen Kindern. Daher wurde lange Zeit auf die
Gefahr aufmerksam gemacht, dass es beim frühen Spracherwerb
zweier Sprachen zu einer verminderten Sprachkompetenz in beiden
Sprachen kommen kann und Kinder zuerst eine Sprache beherrschen
müssen, um eine zweite erfolgreich erlernen zu können.

Durch fMRI-Aufnahmen des Gehirns konnte man jedoch nachweisen,
dass eine frühe Zweisprachigkeit zu fast identischen Gehirnaktivitäts-
mustern führt, während eine später erlernte Sprache zu einer höheren
Aktivierung des Arbeitsgedächtnisses führt, das Gehirn also eine hö-
here kognitive Leistung beim Abruf der zweiten Sprache erbringen
muss. Frühe Zweisprachigkeit bedeutet also weniger Arbeitsaufwand
für unser Gehirn.

Des Weiteren konnte in Studien gezeigt werden,⁵ dass zweisprachige
Kinder phonetische Einheiten besser differenzieren können. Während
unserer ersten Lebensjahre kommt es zu einer explosionsartigen Aus-
bildung neuronaler Netzwerke, von denen jedoch nur diejenigen er-
halten bleiben, die danach auch regelmäßig aktiviert werden. Dies gilt
auch für die Lauterkennung. Sprachen setzten sich im Durchschnitt
aus 20-30 phonetischen Einheiten zusammen, insgesamt existieren
jedoch 200. Schon ab dem dritten Lebensjahr ist die Lauterkennung
abgeschlossen, das heißt phonetische Einheiten, die bis zu diesem
Zeitpunkt nicht kontinuierlich gehört wurden, können auch nicht
mehr erkannt und später nur sehr schwer erlernt werden. Dies würde
auch erklären, warum gewisse Sprachen eine bessere Grundlage für
den Zweitspracherwerb bilden als andere. Je komplexer die gram-
matikalische Struktur der Erstsprache ist und je mehr phonetische
Einheiten sie beinhaltet, desto leichter kann eine zweite Sprache er-
lernt werden.

5 Laura-Ann Petitto/Kevin Dunbar: New findings from Educational Neuroscience on Bilingual Brains, Scientific Brains, and the Educated Mind. Hanover, New Hampshire: Dartmouth College 2004. Kurt Fischer/Tamar Katzir (Hg.), Building Usable Knowledge in Mind, Brain, & Education, Cambridge University Press (im Druck).

Eine andere Studie, die auf Basis der bildgebenden Verfahren zu interessanten Ergebnissen führte, beschäftigte sich mit der Frage, was eigentlich in unserem Gehirn passiert, wenn wir von einer Sprache in die andere wechseln.⁶ Probanden unterschiedlicher Kompetenzgruppen (Mediziner, Sprachstudenten und Dolmetscher) mussten einen Lauftext von ca. 50 Minuten lesen und dabei nach jeweils drei Sätzen in die Zweitsprache wechseln. Auch hier kam es zu einer deutlich höheren Aktivität in den Spracharealen, sobald die Personen von der Erstsprache in die Zweitsprache wechselten, und man konnte auf den fMRI-Aufnahmen einen Bereich ausmachen, der bei diesem Wechsel besonders aktiv ist, also eine schalterähnliche Funktion zu haben scheint.

Wir haben somit ein System gefunden, dass beim Umschalten von einer Sprache in die andere besonders aktiv ist. Es ist aber nicht rein sprachspezifisch spezialisiert, sondern regelt zum einen die allgemeinen Funktionen, die mit der Ausrichtung der Aufmerksamkeit in Verbindung stehen und zum anderen den Vergleich und die Kontrolle. Während ersteres mit der hier zu lösenden Leseaufgabe in Verbindung gebracht werden kann, ist letzteres als Kontrollmechanismus interpretierbar, der ständig den Abgleich zwischen den beiden Sprachen und deren Grammatiken leistet. Es kann angenommen werden, dass Dolmetscher in besonderem Maße dafür geschult sind. Inwieweit sich hierbei das Trainieren des Umschaltens zwischen Sprachen in einer veränderten neuronalen Aktivität des Netzwerkes niederschlägt, wird die laufende Studie noch zeigen. Weiterhin werden wir nun die Sprachkompetenzen im engeren Sinne vergleichen müssen, das Alter des Erwerbs, sowie die Geschlechtsunterschiede.⁷

Einen guten Einblick, wie viele Faktoren beim Vergleich von Individuen einen verfälschenden Einfluss haben können, machen die Auswahlkriterien von Gerda Videsott für ihr Dissertationsthema *Mehrsprachigkeit aus neurolinguistischer Sicht. Eine empirische Untersuchung zur Sprachverarbeitung viersprachiger Probanden* deutlich.⁸ In dieser Studie wurde eine homogene Probandengruppe f-MRT-Studien unterzogen, die auf eine Wortproduktion in den vier Sprachen ausgerichtet war.

6 Christoph Krick/Wolfgang Reith/Sigrid Behrent u.a.: Der Wechsel der Sprachen im Gehirn – Neue Einblicke in das „code-switching“ mittels funktioneller Kernspintomographie. In: *Magazin Forschung* 2 (2003), S. 2-7.

7 Ebd., S.7.

8 Gerda Videsott: *Mehrsprachigkeit aus neurolinguistischer Sicht. Eine empirische Untersuchung zur Sprachverarbeitung viersprachiger Probanden*. Inaugural-Dissertation, 2009.

Die Probandengruppe wurde so gewählt, dass sie im Hinblick auf folgende Variablen homogen erscheint:

- a) dieselbe Muttersprache Ladinisch: Alle Probanden – die meisten davon untereinander verwandt – sind im selben soziokulturellen Umfeld des Gadertals in Südtirol aufgewachsen (401,74 km²; 10.311 Einwohner); beide Elternteile sind ladinischer Muttersprache.
- b) ähnliche Reihenfolge bzw. ähnliches Alter beim Erwerb der einzelnen Sprachen (Ladinisch: 0 Jahre; Italienisch: ~5 Jahre; Deutsch: ~7 Jahre und Englisch: ~14 Jahre);
- c) ähnlicher Sprachgebrauch und *Exposure*: hauptsächlich Ladinisch, dann Italienisch, Deutsch und Englisch;
- d) ähnliche Selbsteinschätzung der Kompetenz in den einzelnen Sprachen (auf einer Skala von Minimum=1 / Maximum=10): Ladinisch = 9,5; Italienisch = 8,4; Deutsch = 8,3 und Englisch = 4,7.

Während der frühen Kindheit haben alle Probanden zu Hause und im Freundeskreis fast ausschließlich Ladinisch gesprochen und hatten von den anderen zwei Sprachen, Italienisch und Deutsch, eine vorwiegend nur passive Sprachkompetenz (Medien und Tourismus). Alle Probanden besuchten dasselbe paritätische Grundschulmodell der ladinischen Ortschaften (zur Hälfte in italienischer und zur Hälfte in deutscher Sprache, wobei das Ladinische als Hilfssprache dient) und haben infolgedessen den gleichen Sprachunterricht erhalten. Das Hauptkriterium bei der Probandenauswahl war, eine möglichst homogene Gruppe zu bilden. Deswegen wurden von Anfang an nur solche Probanden für die Untersuchung vorgesehen, die MR-tauglich sind, rechtshändig, aus dem Gadertal stammend und deren beide Elternteile ladinischer Muttersprache sind.⁹

Durch diese strikte Selektion der Probanden wurde nicht nur die These bestätigt, dass der Verarbeitung der Sprachen im Wesentlichen ein neuronales Netzwerk zu Grunde liegt, sondern die Abweichungen sollten aufgrund der Homogenität der untersuchten Gruppe eindeutiger bestimmt werden können. Durch die Tatsache, dass sich Sprachen eines neuronalen Netzwerkes bedienen, wird in einer quantitativen Studie die Arbitrarität der Einteilung zwischen Erst- und Zweitsprache oder zwischen Mutter- und Fremdsprache deutlich, da sich diese nicht in den neuronalen Netzwerken widerspiegelt. Die minimalen, jedoch konstanten, Abweichungen bestätigten allerdings

9 Ebd., S.89.

die von vorherigen Studien angenommene höhere Aktivierung in den Gehirnstrukturen, die mit dem Gedächtnis in Verbindung gebracht werden.

[Es] scheint die Annahme ziemlich wahrscheinlich, dass es eine starke Korrelation gibt zwischen den gefundenen Unterschieden in der Aktivierung und dem Ausmaß an Verschiedenheit der intralinguistischen Charakteristika sowie extralinguistischen und individuellen subjektiven Faktoren und dem effektiven Experimentablauf. Umgekehrt bedeutet dies, dass je effizienter man diese einzelnen Variablen während einer f-MRT-Untersuchung erfassen und beschreiben kann, desto präziser wird man auch den Prozess der Sprachproduktion bzw. -rezeption erfassen können.¹⁰

Die Sprache als solches quantitativ zu untersuchen, scheint demnach unmöglich.

Das Problem für eine quantitative Forschung liegt auch in den herkömmlichen Definitionen von Sprache und Fremdsprache, die in den Sprachwissenschaften allgemein verwendet werden, denn durch diese Definitionen wird überhaupt erst entschieden, wer als einsprachig bzw. mehrsprachig bezeichnet wird, und diese Definition hängt oft von politischen oder kulturellen Faktoren ab, die auf der kognitiven Ebene nicht erfasst werden können. So ist es beispielsweise in einem kognitionswissenschaftlichen Ansatz nicht nachvollziehbar, warum eine Person, die Portugiesisch und Spanisch spricht, als zweisprachig definiert wird, eine Person, die Italienisch und Sizilianisch spricht, jedoch nicht, obwohl linguistisch gesehen ein größerer Unterschied zwischen den letzten beiden Sprachen besteht. Darüber hinaus stellt sich die Frage, inwiefern die Komplexität einer Sprache einen Einfluss auf die linguistischen Fähigkeiten einer Person hat. Gibt es einen Unterschied in der Mehrsprachigkeit zwischen einer Person, die Italienisch und Spanisch spricht, (also Sprachen, die eine gemeinsame Wurzel aufweisen) und einer Person, die Englisch und Chinesisch spricht (also Sprachen, die in keiner Weise miteinander verwandt sind)?

In der Diskussion wird teilweise damit argumentiert, dass im Gegensatz zum monolingualen der bilinguale Sprecher für dasselbe Konzept simultan zwei sprachliche ‚Etiketten‘ kennt. Damit stellt sich aber auch die Frage, wie das bewiesen werden kann. Denn auch so genannte mono-

10 Ebd., S. 163.

linguale Sprecher kennen für ein einziges Konzept mehrere Bezeichnungen, benützen Synonyme, Hypo- und Hyperonyme. Und genau in diesem Punkt relativiert sich der übliche Vergleich, der über den traditionellen Gebrauch der Ausdrücke ‚mono-‘ bzw. ‚bilingual‘ läuft, und wonach ein bilinguals Individuum allgemein ‚mehr-sprachiger‘ sein müsse als ein monolingualer Sprecher. Natürlich ist in Relation eine erwachsene Person ‚mehr-sprachiger‘ als ein Kind, so wie auch jemand, der ‚mehrere Sprachen‘ spricht bzw. einen differenzierteren Wortschatz oder eine strukturiertere Grammatik besitzt oder der auch nur ‚öfters‘ spricht, im Normalfall sprachlich gewandter ist als jemand, der sich stets des gleichen, sprachlich limitierten Registers bedient.¹¹

Für eine kognitionswissenschaftliche Untersuchung der Sprache müsste man demnach zuerst eine quantitative Klassifizierung von Sprachen erstellen, die es bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht gibt. Daher können momentan nur einzelne Sprachfertigkeiten untersucht werden.

Kreativitätsforschung

Wie Simonton (2000) ausführt, ist Kreativität eine allgegenwärtige Erscheinung menschlicher Natur: Das Gebäude, in dem Sie sich möglicherweise befinden, ist von einem Architekten gestaltet; die Kleidung, die Sie tragen, wurde von einem Designer entworfen; der Sessel, auf dem Sie sitzen, wurde – hoffentlich ergonomisch korrekt – gestaltet; das Buch, das Sie lesen, wurde entworfen und gestaltet; usw. Hinter all den Dingen um Sie herum, die wir gemeinhin Artefakte nennen, steht eine Person, die diese Dinge kreiert und damit eine ganz bestimmte Absicht verfolgt hat. Diese Allgegenwart kreativer Akte steht in krassem Missverhältnis zu ihrer Erforschung. Über lange Zeit hinweg hielt man nämlich kreative Akte für etwas, das wie ein Blitz über die Person kommt und keine weitere Erklärung erlaubte. Erst mit dem Beginn der naturwissenschaftlichen Psychologie Ende des 19. Jahrhunderts sollten sich diese Ansichten langsam ändern.¹²

11 Ebd., S. 164f.

12 Joachim Funke: Psychologie der Kreativität. In: Rainer Matthias Holm-Hadulla (Hg.): Kreativität. Heidelberg: Springer, S. 283-300, hier S. 284.

Der Begriff Kreativität wurde jedoch erst in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Gegenstand wissenschaftlicher Analyse. Als Ausgangspunkt für dieses Interesse wird zum einen der „Sputnik-Schock“ gesehen, der in Amerika das Bedürfnis nach neuen kreativen Köpfen laut werden ließ, und somit wurde die Frage, ob man Kreativität fördern kann, erstmals zu einem wissenschaftlichen Anliegen. Zum anderen ist es Joy Paul Guilfords eindringlichem Plädoyer für mehr Kreativitätsforschung im Jahre 1950 zu verdanken. Dabei musste der Begriff Kreativität erstmals von seinem mystisch-religiösen Ballast befreit werden. Kreativität als gottesähnlicher Schöpferakt, der entweder prinzipiell den Menschen vorenthalten ist oder bestenfalls im Genie Ausdruck findet (zum Beispiel der Künstler, der von der Muse geküsst wird), kann natürlich nicht zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Analyse werden.

Anfangs noch Teil der Intelligenzforschung, wurde die Kreativitätsforschung bald zu einem eigenen Wissenschaftsbereich, an dem sich Wirtschaftswissenschaften, Biologie und Hirnforschung, Philosophie, Forschung zu künstlicher Intelligenz und Neurowissenschaften beteiligen. Dieses Interesse der verschiedenen Fachgebiete hat die Suche nach einer allgemein gültigen Definition von Kreativität nicht unbedingt erleichtert.

[...] Versuche, den Begriff der Kreativität zu spezifizieren, lassen sich anhand von vier Aspekten umreißen [...]: (1) Produkt, (2) Prozess, (3) Person und (4) Situation. Ferner lässt sich der Kreativitätsbegriff noch hinsichtlich einer Innenperspektive (Erleben) und einer Außenperspektive (Verhalten) aufteilen. Die kreative Situation wiederum kann unterschiedlich aufgefasst werden: Individuell, als Gruppe, systemtheoretisch oder als sozialer Prozess. Je nach Wahl des Ausgangspunktes ergibt sich ein anderer Begriff der Kreativität.¹³

Leider kann in diesem Beitrag nicht auf alle Aspekte eingegangen, sondern nur ein Überblick über die wichtigsten Ergebnisse und Probleme der Kreativitätsforschung gegeben werden. Den Anfang machte Joy Paul Guilford indem er acht intellektuelle Fähigkeiten als entscheidende Voraussetzungen für Kreativität bestimmte, die sich vor allem im konvergenten Denken manifestieren:¹⁴

13 Karl-Heinz Brodbeck: Neue Trends in der Kreativitätsforschung. In: Psychologie in Österreich 4 & 5 (2006), S. 246-253, hier S. 3.

14 Joy Paul Guilford: Analyse der Intelligenz. Weinheim: Basel, 1976.

1. Problemsensitivität (das Problem erkennen)
2. Flüssigkeit (in einer bestimmten Zeit werden möglichst viele Ideen produziert)
3. Flexibilität (verschiedene Herangehensweisen an das Problem entwickeln)
4. Originalität (neue Lösungen produzieren)
5. Neudefinition (neue Nutzungsmöglichkeiten von Objekten entwickeln)
6. Elaboration (Ausarbeitung von einem Plan, der sich auch in die Tat umsetzen lässt)
7. Analyse (Gegenstände in ihrer Komplexität erfassen)
8. Synthese (Teilaspekte zu einem Ganzen zusammenschließen)

Vom konvergenten Denken ist das divergente Denken zu unterscheiden, also logisches, schlussfolgerndes, bewertendes Denken, das auf ein Problem meist eine direkte Lösung sucht und mit Intelligenztests gemessen werden kann. Dabei ist zu bedenken, dass die beiden Formen des Denkens nicht als komplett getrennt voneinander zu betrachten sind, sondern sich immer auch gegenseitig beeinflussen.

Karl-Heinz Brodbeck hat diesen Unterschied folgendermaßen beschrieben:

Was meinen wir eigentlich mit ‚denken‘? ... Beobachten wir uns einfach selbst im Alltag: ‚Ich habe eben daran gedacht, wie du gestern ...‘ – ‚Ich überlege gerade, ob man nicht ...‘ – ‚ich denke, wie es wohl übermorgen sein wird, wenn ...‘ Dies sind Hauptformen unseren bewussten Denkens, so, wie wir es gewöhnlich verstehen: Wir *erinnern* uns, lösen *Probleme* oder machen *Pläne* und *Modelle* für die Zukunft. Daneben gibt es aber noch ganz andere Formen des Denkens. Wir erkennen sie an Formulierungen wie: ‚Ich war ganz in Gedanken versunken.‘ – ‚ich habe ein wenig geträumt‘ – ‚Mir geht der Gedanke einfach nicht aus dem Kopf‘. Während wir beim aktiven Erinnern, beim Problemlösen oder beim Planen für die Zukunft unsere Achtsamkeit ganz in vergangene Situationen, auf einen Vorstellungsinhalt oder eine zukünftige Situation richten, finden wir uns beim Träumen, Herumdenken oder bei *quälenden* Gedanken in einer eher passiven Rolle, in der uns das Denken *widerfährt*.¹⁵

15 Karl-Heinz Brodbeck: Entscheidung zur Kreativität. Darmstadt: Primus Verlag, zweite Auflage 1999, S. 115f.

Ein kreatives Produkt wird nun durch einen kreativen Prozess erreicht der, laut Graham Wallas,¹⁶ vier Stufen umfasst. Zuerst kommt es zur Phase der Präparation. In dieser Phase wird das Problem zunächst einmal als solches erkannt und es werden Informationen darüber gesammelt. Dann kommt es zur Phase der Inkubation, in der man vom Problem überwältigt zu sein scheint und glaubt, keine produktiven Lösungsansätze finden zu können. Diese Phase wird von der Phase der Illumination abgelöst, in der aus dem Unterbewusstsein ein oder mehrere Lösungsansätze ins Bewusstsein dringen. Dieser Punkt wird oft als Heureka-Erlebnis bezeichnet und ist meist von starken Emotionen begleitet. Am Ende tritt die Phase der Verifikation ein, in der die Lösungsansätze auf ihre Realisierungsmöglichkeiten überprüft werden.

Die Erkenntnis, dass Kreativität nicht mit den standardisierten Tests der Intelligenzforschung gemessen werden konnte, führte zur endgültigen Abspaltung der Kreativitätsforschung von der Intelligenzforschung. Und es wurde der Versuch unternommen, eigene Tests zur Messung der Kreativität zu entwickeln. Einer der bekanntesten und heute noch angewendeten Tests ist der von Elis Paul Torrance entwickelte TTCT (Torrance Test of Creative Thinking), der drei Komponenten umfasst:¹⁷

1. Thinking Creatively with Pictures measures creative thinking using three picture-based exercises to assess five mental characteristics: fluency, originality, elaboration, abstractness of titles, and resistance to closure.
2. The Figural TTCT contains abstract pictures and the examinee is requested to state what the image might be.
3. The Verbal TTCT: presents the examinee with a situation and gives the examinee the opportunity to ask questions, to improve products, and to just suppose‘.

Mit diesem Test können durch diverse Aufgabenstellungen 13 Aspekte des kreativen Denkens gemessen werden:¹⁸

16 Graham Wallas war ein englischer Soziologe und Politikwissenschaftler, sein Modell zur Beschreibung des kreativen Prozesses entwickelte er in seinem Buch *The Art of Thought* (1926).

17 Siehe <http://www.coe.uga.edu/torrance/resources.html>

18 Vgl. ebd.

Emotional expressiveness
Storytelling articulateness
Movement or action
Synthesis of figures
Expressiveness of titles
Unusual or internal visualization
Humor
Richness or colorfulness of imagery
Boundary breaking
Fantasy

Auch wenn dieser Test in der Kreativitätsforschung nicht unumstritten ist (so wie auch die Intelligenztests in der Intelligenzforschung nicht unumstritten sind), und von manchen Forschern sogar als vollkommen untauglich für die Messung von Kreativität bezeichnet wird,¹⁹ so bietet er dennoch einen ersten umfassenden Versuch, kreatives Potenzial zu erkennen.

Wenn in einem Test Eigenschaften wie Humor oder Einbildungskraft gemessen werden sollen, so führt dies direkt zu der Frage, ob es gewisse Merkmale oder Charaktereigenschaften gibt, die eine kreative Person aufweisen muss.

Immer noch einen hohen Stellenwert hat hier die Intelligenz, auch wenn man nicht mehr in das Konzept des Genies verfällt, so ist doch für viele Forscher eine überdurchschnittliche Intelligenz die Voraussetzung für kreatives Denken. Allerdings spricht man mittlerweile nicht mehr von einer allgemeinen Intelligenz, sondern von verschiedenen Intelligenzarten (z.B. sprachliche, musikalische, mathematisch-logische, usw.). Trotz ihres großen Gewichtes führt Intelligenz nicht notwendigerweise zu Kreativität, gibt es somit Charaktermerkmale, die eine kreative Person auszeichnen?

Erste Ergebnisse halten Unabhängigkeit, Nonkonformismus, unkonventionelles Verhalten, weitgespannte Interessen und Risikobereitschaft für kreativitätsfördernd. Auch gewisse psychische Krankheiten, wie beispielsweise die Schizophrenie, können Kreativität fördern, sind jedoch nicht ihre Voraussetzung.²⁰

19 Vgl. z.B.: Walter Hussy: Denkpsychologie. Ein Lehrbuch. Band 2: Schlussfolgern, Urteilen, Kreativität, Sprache, Entwicklung, Aufmerksamkeit. Stuttgart: Kohlhammer Verlag 1986.

20 Joachim Funke (Anm. 12), S. 291.

Ein weiteres interessantes Forschungsgebiet innerhalb der Kreativitätsforschung bildet die Kreativitätsförderung. Eine Methode, die sich in diesem Feld durchgesetzt hat, ist das von Alexander Osborn 1953 entwickelte und mittlerweile allgemein bekannte „Brainstorming“. Dabei wird die Bewertungsphase der Ideen komplett von ihrer Produktionsphase getrennt, da sofortige Bewertungen sich hemmend auf die Produktion von Ideen auswirken können. Beim „Brainstorming“ soll eine kleine Gruppe von Personen zu einem bestimmten Thema und innerhalb eines bestimmten Zeitrahmens so viele Ideen wie möglich generieren. Dabei sollen die Personen alles sagen, was ihnen zu diesem Thema einfällt, auch wenn die Ideen zunächst verrückt klingen. Bewertung oder Diskussion sind in dieser Phase explizit verboten. Erst nach Abschluss der „Brainstorming“-Phase bewerten die Personen die einzelnen Ideen und ob sie umsetzbar, ausbaufähig oder ganz einfach nicht zu realisieren sind.

Osborns Methode hat sich in vielen Fällen als effektiv erwiesen, allerdings sagt sie nichts über die Kreativitätsförderung bei einzelnen Personen aus.

Eine kreative Persönlichkeit achtet auf die eigenen Denkprozesse und kann sie dadurch, je nach Erfordernis, immer flüssiger und beweglicher machen – nichts anderes ist kreatives Denken. Die eigenen Denkgewohnheiten sind wie ein Scheinwerfer: Sie werfen ein bestimmtes Licht auf eine Sache, blenden aber andere Möglichkeiten aus. Die Quelle unserer Kreativität sitzt also in den unbewussten Denkprozessen, inmitten unserer Gewohnheiten und Erfahrungen. Wenn man will, kann man die schrittweise Entdeckung und Übung der eigenen Denkmodelle ‚Kreativitätstechnik‘ nennen. Dies lässt sich – mit ein wenig professioneller Beratung – auch gezielt fördern, als Hilfe zur Selbstgestaltung. Aber jeder muss seinen Weg zur eigenen Kreativität, muss seine eigene ‚Kreativitätstechnik‘ entdecken. Damit wird auch deutlich, woran traditionelle Kreativitätstechniken scheitern: Sie bieten jeweils eine Technik für Millionen sehr verschiedener Menschen und Organisationen. Das kann nicht funktionieren.²¹

In der Tat sind sich die Forscher bis heute nicht einig, ob ein standardisiertes Verfahren zur Kreativitätsförderung überhaupt entwickelt werden kann. Einig ist man sich nur darin, dass Kreativität immer ein

21 Karl-Heinz Brodbeck, Mythos Kreativitätstechniken, www.khbrodbeck.homepage.t-online.de/mythos.pdf, S.2f.

Zusammenspiel der kreativen Persönlichkeit mit einem kreativitätsfördernden Umfeld darstellen muss.

Kreativitätsforschung und ihre Verbindung zur Kognitionswissenschaft

Wie können nun die Kognitionswissenschaften einen Beitrag zur Kreativitätsforschung leisten?

Damit die Kognitionswissenschaften überhaupt mit dem Begriff Kreativität arbeiten können, müssen sie ihn als einen mentalen Informationsprozess definieren, bei dem es herauszufinden gilt, welche Areale des Gehirns daran beteiligt sind, der sich jedoch in seinem Verlauf nicht von anderen Informationsprozessen unterscheidet. Somit wird die Kreativität auf bestimmte Aktivitätsmuster im Gehirn zurückgeführt; dies fand nicht nur Zuspruch in der Kreativitätsforschung. Karl-Heinz Brodbeck spricht in seinem Artikel „Neue Trends in der Kreativitätsforschung“ von einem „Kategorienfehler“, wenn man versucht, Kreativität durch Gehirnprozesse zu erklären, „denn [...] ein Modell des Gehirns [kann] weder Handlungen, noch kreative Produkte vorhersagen, erfüllt also nicht den Anspruch einer objektiven Wissenschaft, die gültige Verhaltensprognosen liefert.“²²

Derzeit gibt es noch keine enge Zusammenarbeit zwischen Kreativitätsforschung und Kognitionswissenschaften und nur wenige Arbeiten wurden bisher zu diesem Thema publiziert. Dabei konnten schon einige höhere kognitive Leistungen, mit bestimmten Hirnregionen in Verbindung gebracht werden, die eine Verbindung dieser beiden Fachrichtungen überhaupt erst ermöglichen.

Ohne in diesem Beitrag näher auf die anatomischen Unterteilungen des Gehirns und ihrer Funktionen eingehen zu wollen, sollen doch in Kürze die Bereiche, die bei höheren kognitiven Leistungen und somit auch beim kreativen Prozess, aktiv sind, beschrieben werden, da sie zu einem besseren Verständnis der kognitionswissenschaftlichen Studien führen.

Die wohl wichtigste Struktur für die Verarbeitung höherer kognitiver Funktionen ist der Präfrontale Cortex. Hier werden die schon stark selektierten und verarbeiteten Informationen von anderen Hirnarealen für noch höhere kognitive Funktionen bereitgestellt, wie beispielsweise

22 Karl-Heinz Brodbeck (Anm. 13), S. 7.

se die Planung von Handlungen und Reaktionen auf die Umwelt, die Impulskontrolle, die emotionale Regulation oder die Selbstwahrnehmung.

In diesem Beitrag soll speziell auf die Arbeit von Arne Dietrich mit dem Titel „The cognitive science of creativity“ in *Psychonomic & Review* 2004 eingegangen werden, der den Versuch unternimmt, einen Rahmen für die Verbindung von Kreativitätsforschung und funktioneller Neuroanatomie zu schaffen.

Recent advances in the field of cognitive neurosciences have identified distinct brain circuits that are involved in specific higher brain functions. To date, these findings have not been applied to research on creativity. It is proposed that there are four basic types of creative insights, each mediated by a distinctive neural circuit. [...] When creativity is the result of deliberate control, as opposed to spontaneous generation, the prefrontal cortex also instigates the creative process. Both processing modes, deliberate and spontaneous, can guide neural computation in structures that contribute emotional content and in structures that provide cognitive analysis, yielding the four basic types of creativity.²³

Arne Dietrich geht zunächst davon aus, dass sich Kreativität auf zwei Arten entwickeln kann, spontan und willentlich. Damit unternimmt er den Versuch, bisherige Studien, die entweder die eine oder die andere Art belegen, zu verbinden. Es gibt wissenschaftliche Studien, in denen die Verbindung von Kreativität sowohl mit Träumen, Tagträumen, Drogen und Alkohol und sogar mit mentalen Störungen wie beispielsweise Schizophrenie als auch mit dem genauen Gegenteil, also unter Verwendung einer methodisch-analytischen Methode bis hin zum einfachen „trial and error“ System belegt wird.

To integrate these seemingly conflicting positions, it has been suggested that creative insights can occur in both processing modes (Finke, 1996). Given the astronomical amount of sensory information, attention is believed to be ‘the result of a limited information processing capacity’ (Broadbent, 1958, p. 68). In a recent review of the available literature, Cowan (2001) argued that this limited capacity caps the amount of information that can be held concurrently in the focus of attention, and thus working memory, to four independent chunks or items. In addi-

23 Arne Dietrich: The cognitive neuroscience of creativity. In: *Psychonomic Bulletin & Review* 11,6 (2004), S. 1011-1026, hier S. 1011.

tion to this limited capacity, research in cognitive psychology has shown that focused attention is a taxing mechanism and cannot be maintained indefinitely (e.g., Posner, 1994). As a consequence, mental states that are marked by defocused attention or drifting, such as daydreaming, might simply be the inevitable result of the constant demands placed on the attentional system to selectively process information (Singer, 1978). Contrary to the conscious brain, the unconscious brain appears to be a parallel processor (e.g., Gazzaniga et al., 1998), so that novel combinations of information are constantly generated, regardless of the state of attentional control. Given that the working memory buffer of the prefrontal cortex holds the content of consciousness, and that the attentional network of the prefrontal cortex is the mechanism to select and limit the content, it is hypothesized that the main difference between deliberate and spontaneous modes of processing is the method used to represent the unconscious novel information in working memory.²⁴

Die spontane oder willentliche Verarbeitung kann sich nun mit der emotionalen oder mit der kognitiven Ebene verbinden und daraus ergeben sich für Dietrich die vier Arten von Kreativität, denen jeweils ein eigener neuronaler Kreislauf zu Grunde liegt:

Deliberate mode – cognitive structures:

Diese wohl häufigste Art von Kreativität basiert auf der Expertise. Je mehr Information im Arbeitsgedächtnis zur Verfügung steht, desto leichter entstehen neue Kombinationen. Dafür spricht der Fakt, dass vor allem wissenschaftliche Durchbrüche kaum ohne spezifisches und weitreichendes Wissen des jeweiligen Forschungsgebietes stattfinden. Nachdem Expertise allein jedoch nicht automatisch zur Kreativität führt, kommt es auch darauf an, wie ‚agil‘ der Präfrontale Kortex ist, in dem die Informationen verarbeitet werden.

Deliberate mode – emotional structures:

Hier wird davon ausgegangen, dass der Prozess nicht von einem spezifischen Wissen, sondern von starken, zielgerichteten Emotionen abhängig ist.

[...] instead of searching TOP areas for relevant information, attentional resources are directed toward retrieving affective memory that is stored in emotional structures. A prototypical example of this type of creativity

24 Ebd., S. 1016.

is an insight gained during psychotherapy. The resulting item is temporarily represented in the working memory buffer and can thus be consciously manipulated for further insights.²⁵

Spontaneous mode – cognitive structures:

Dieser Prozess beschreibt den so genannten Geistesblitz. Jeder kennt die Situation lange und ohne befriedigendes Ergebnis über ein Problem nachzudenken, um dann in einem ganz unvorbereiteten Moment ‚vom Blitz‘ getroffen zu werden. Obwohl die Lösung spontan vom Unbewussten ins Bewusstsein vordringt, so benötigt dieser Prozess dennoch das im Gedächtnis abgespeicherte Fachwissen.

Some of the most brilliant ideas in the history of science are of this type. For instance, Newton is said to have thought of gravity while watching a falling apple. [...] The quality of these types of insights depends on expertise. If relevant information is not committed to memory, it cannot be superimposed in working memory during times of defocused attention.²⁶

Spontaneous mode – emotional structure:

In diesem Prozess gelangen emotionale Informationen ins Arbeitsgedächtnis und da Informationen, bevor sie in unser Bewusstsein gelangen, gefiltert werden, geht man von sehr intensiven Emotionen aus, die das Bewusstsein erreichen. Ein Beispiel für diese Art von Verarbeitung ist die künstlerische Kreativität. Spezifisches Wissen ist hier wiederum nicht erforderlich, da sich der Prozess auf eine emotionale Struktur stützt. „However, creative work based on these insights might require specific skills for appropriate expression.“²⁷ In der Kreativitätsforschung wird allgemein davon ausgegangen, dass Wissen und Kreativität eng miteinander verbunden sind. Die Art dieser Verbindung ist jedoch noch Gegenstand der allgemeinen Diskussion. Einige Untersuchungen ergeben, dass Wissen eine Notwendigkeit für Kreativität darstellt. Andere wiederum besagen, dass zuviel Wissen den kreativen Prozess behindern kann.

Mit Arne Dietrichs Konzept der verschiedenen Typen von Kreativität können beide Ansätze erklärt werden, indem er künstlerische Kreativität von wissenschaftlicher trennt. Während in den Wissenschaften

25 Ebd., S. 1019.

26 Ebd., S. 1019.

27 Ebd., S. 1020.

Kreativität ohne umfassendes und spezifisches Wissen über die untersuchte Materie nicht auskommen kann, gilt dies nicht für die künstlerische Kreativität, die sich eher auf eine emotionale Beurteilung ihrer Umwelt stützt. Ein Künstler muss nicht Kunst studiert haben um selbst Kunst zu schaffen. Um ein Gesetz der Gravitation zu erstellen, benötigt es jedoch umfassendes physikalisches Wissen.

Ein anderer wichtiger Punkt, der in der Kreativitätsforschung schon lange behandelt wird, ist die Frage inwiefern das Alter die Kreativität beeinflusst. Auch hier können neurologische Untersuchungen einen wesentlichen Beitrag leisten. Wie schon erwähnt, erfordert Kreativität die höchste Verarbeitungsebene unseres Gehirns, den Präfrontalen Cortex.

Die vollständige Entwicklung des Präfrontalen Cortex ist erst gegen Anfang des zwanzigsten Lebensjahres abgeschlossen und es ist vermutlich auch die erste Struktur des Gehirns, deren Aktivität mit dem Alterungsprozess eingeschränkt wird. Während bei Kindern aufgrund des noch nicht vollständig entwickelten Präfrontalen Cortex und der nicht vorhandenen Möglichkeit, auf einen großen Wissensspeicher zurückzugreifen, Kreativität wohl eher einem spontanen Prozess unterliegt, so konnte in Studien nachgewiesen werden, dass vor allem die Fähigkeit, neue Regeln zu assimilieren und sich ihnen anzupassen mit dem Alter stetig nachlässt.

Dean Keith Simonton zufolge erlebt das kreative Potenzial seine Blütezeit im mittleren Alter, also zwischen 35 und 39, ist jedoch auch abhängig vom Gebiet, in dem es genutzt wird. So ist etwa die mittlere Zeitspanne bei Musikern und Mathematikern etwas früher anzusetzen, während Historiker und Philosophen erst später ihren Höhepunkt erreicht. Die mit dem Alter steigende kognitive Inflexibilität und die daraus folgenden Schwierigkeiten, neue Regeln zu assimilieren, könnte auch das Phänomen erklären, warum Wissenschaftler ab einem gewissen Alter kaum mehr kreative Ideen produzieren, dies für Künstler allerdings nicht gilt, deren Wissensspeicher für ihre kreative Tätigkeit nicht ständig aktualisiert werden muss.

Hayes (1989) and Gardner (1993) have proposed what is known as the 10-year rule, which holds that a period of deep immersion, regardless of discipline, precedes creative master-level work. It is suggested here that this period of incubation is devoted more to the fine-tuning of expression in the arts, whereas it is devoted more to the acquisition of formal knowl-

edge in the sciences. Perhaps this is best thought of as a continuum rather than a rigid dichotomy with the arts relying more on emotional knowledge and the sciences relying more on cognition. This notion might also shed some light on the fact that original creative achievements in the arts can be appreciated by a wide audience, which is not the case for the sciences.²⁸

Man sieht in dieser Studie von Arne Dietrich besonders deutlich, welche Vorteile die Zusammenarbeit zwischen Kreativitätsforschung und Kognitionswissenschaften mit sich bringen kann. Das Gehirn kann auf vier verschiedene Arten Emotionen und Informationen zu kreativen Ideen verarbeiten. Bewusste und unbewusste Prozesse werden berücksichtigt und sowohl ihr Einfluss als auch ihre Verarbeitung in bestimmten Hirnregionen lokalisiert. Die Wirkung des Alters auf mentale Prozesse hat in neurowissenschaftlichen Studien Bestätigung gefunden und die Möglichkeit, den Einfluss von Drogen und Alkohol auf den kreativen Prozess im Gehirn zu messen und zu begreifen, welche Hirnregionen von welcher Substanz betroffen sind, unterstützt den Ansatz, dass Drogen zwar stimulierend wirken, jedoch keinesfalls einen hinreichenden Grund für Kreativität darstellen können.

Die Neurowissenschaften bilden die biologische Basis zu den Fragestellungen, die in der Kreativitätsforschung untersucht werden; diese Leistung sollte nicht unterschätzt werden.

Arne Dietrich schließt seinen Beitrag mit den folgenden Worten:

From the proposed framework, a systematic reorganization of a substantial body of creativity research emerges that has a number of advantages over other theoretical approaches. First, the framework provides a coherent neuroscientific account of a wide variety of well-known phenomena, and thus places the hitherto dissociated area of creativity on a neural basis. Second, it unites into one framework a substantial amount of disparate research within the field of creativity that currently cannot be satisfactorily explained by any other single theory of creativity. The resulting novel synthesis clarifies a surprising number of classical controversies in creativity research – that is, by distinguishing among several types of creativity, the framework permits the dissociation of factors such as knowledge, domain, and age, and systematizes the relationship of each of these influences to the creative process. Finally, the framework opens

28 Ebd., S. 1021.

new lines of research that can greatly expand our knowledge base of this undervalued area of psychological science.²⁹

Man wird in den nächsten Jahren sehen, ob sein Versuch, die beiden Forschungsdisziplinen näher zusammenzubringen, erfolgreich war.

Wenn man nun die Einflussmöglichkeiten der Kognitionswissenschaften auf ein Teilgebiet der Kreativität erforschen möchte, wie beispielsweise die literarische Kreativität, so betritt man im Großen und Ganzen Neuland. Dabei bleibt wie immer das Definitionsproblem erhalten. Um eine quantitative Studie zum Thema literarische Kreativität durchzuführen, müsste man zuerst eine standardisierte Definition davon haben, was literarische Kreativität überhaupt ist, ob sie von anderen Kreativitätsformen zu unterscheiden ist und ob sich diese Unterscheidung auch in unserem Gehirn manifestiert. Diese Untersuchungen liegen definitiv noch in ferner Zukunft.

Wir beginnen allmählich die *Top-down*-Verarbeitung von Sprache(n) zu verstehen, während die *Bottom-up*-Prozesse der Produktion noch der Klärung harren. Dies gilt sowohl für Sätze als nolen volens auch für Texte.³⁰

Das Potenzial der Kognitionswissenschaften für die Sprach- oder Kreativitätsforschung ist noch lange nicht erschöpft. Weitere Untersuchungen darüber, wie Sprache im Gehirn verarbeitet wird, wie man den Aufbau neuronaler Netzwerke fördern und beschleunigen kann, welche Konsequenzen sich aus der Tatsache eines gemeinsamen neuronalen Netzwerkes ergeben, werden die Sprachdidaktik, aber auch unser allgemeines Verständnis von Sprache sicher noch nachhaltig beeinflussen.

Dabei muss man sich jedoch vor Sensationsmeldungen in Acht nehmen und sich immer über die Grenzen der eigenen Forschungsergebnisse bewusst sein. Die bildgebenden Verfahren können in bestimmten Experimenten höchst interessante Ergebnisse liefern, während sie für andere vollkommen nichtssagend bleiben. Das Gehirn beim Denken beobachten zu können, liefert leider noch keine Informationen darüber, wie es denkt, also wie mentale Prozesse genau ablaufen. Ein Bild sagt nicht unbedingt etwas über seine Entstehung aus. Dies gilt

29 Ebd., S. 1023.

30 Annemarie Peltzer-Karpf: Kreativität in der Produktion von Texten. Ein Blick hinter die Kulissen. In: Sabine Schmölzer-Eibinger/Georg Weidacher (Hg.): Textkompetenz. Eine Schlüsselkompetenz und ihre Vermittlung. Tübingen: Gunter Narr Verlag 2007, S. 89-112.

umso mehr für die Kreativität. Die Kognitionswissenschaften müssen sich immer gegen den Vorwurf der Vereinfachung wehren. Sie haben nicht den ‚Sitz‘ des Bewusstseins und auch nicht den ‚Sitz‘ des Willens und schon gar nicht den ‚Sitz‘ der Kreativität gefunden. Aber eine genauere Kenntnis darüber, welche Bereiche des Gehirns in den kreativen Prozess involviert sind und wie diese Aktivierungen sich mit zunehmendem Alter modifizieren, kann zu einem besseren Verständnis darüber führen, wie und in welchem Alter man Kreativität gezielt fördern kann. Noch vor 60 Jahren konnte sich niemand vorstellen, dass Kreativität zu einem wissenschaftlichen Untersuchungsgegenstand werden könnte; heute ist sie zwar nicht mehr mit dem Schöpfungsakt verbunden, aber immer noch mit einer überdurchschnittlichen Intelligenz, einem überdurchschnittlichen Wissen oder einer überdurchschnittlichen Fähigkeit. Kreativität wird immer noch als eine ganz besondere Fähigkeit angesehen. Kreative Menschen haben etwas Besonderes, und diese Besonderheit muss sich auch in ihren mentalen Prozessen widerspiegeln. Ein heute etwas in Vergessenheit geratener, jedoch äußerst interessanter Erklärungsansatz für Kreativität, ist der Zufall.

Ein anderer interessanter Forschungsansatz wäre, das Prinzip des Zufalls zu untersuchen. Immer wieder wird betont, welch unglaubliche Mengen an Daten unser Gehirn verarbeiten muss, um einen komplizierteren Gedankengang hervorzubringen. Könnten hier nicht auch zufällige, unbewusste Kombinationen entstehen, die man nicht auf Expertise oder bewusste Problemkonfrontation zurückführen kann?

Bei der Sprachforschung wird dieses Thema noch interessanter. Auch wenn allen Sprachen ein gemeinsames neuronales Netzwerk zugrunde liegt, so beherrscht man normalerweise eine Sprache besser, eine andere schlechter, vor allem wenn es sich um eine erst später erlernte Sprache handelt. Kann die Entscheidung eines Schriftstellers, in einer Sprache zu schreiben, die er nicht perfekt beherrscht, nicht allein schon deshalb zu einem kreativen Prozess führen, weil er Wörter vielleicht außerhalb ihres normalen Usus verwendet oder sogar neue Wörter erfindet? Dieses Phänomen gilt allerdings nicht nur für die Fremdsprachen. Jede Sprache befindet sich in einem stetigen Wandel, Wörter und Begriffe kommen aus der Mode, während neue entstehen. Kann man Mode- und Jugendsprachen als kreativ bezeichnen und spielt hier nicht doch auch der Zufall eine Rolle?

Selbst wenn man den von Arne Dietrich vorgeschlagenen Typ von Kreativität, der den kreativen Prozess in der Kunst beschreibt, ein-

mal näher betrachtet, so ist dieser auch mit der Perfektionierung bestimmter Techniken verbunden.

In der Wissenschaft braucht man spezifisches Wissen und Expertise, um einen kreativen Prozess vollziehen zu können. Dies gilt vielleicht auch für einen Teil der Kunst und der Musik, aber eben nur für einen Teil.



4. Neurolinguistik

Dario Zanetti (Sassari), Livia Tonelli (Genoa),
Maria Rita Piras (Sassari)

Neurolinguistik und Mehrsprachigkeit

The mind is its own place, and in itself
Can make a heaven of hell, a hell of heaven.

John Milton, *Paradise Lost*

1. Einführung

Die menschliche Sprache ist eine besondere Form des kommunikativen Handelns und gleichzeitig ein komplexer kognitiver Mechanismus, dessen Beschaffenheit und Funktionieren sich Forschungsansätze aus ganz unterschiedlichen Disziplinen widmen. Eine dieser Disziplinen ist die Neurolinguistik. Sie erforscht nicht nur die neuronalen Strukturen und Mechanismen, welche der Sprachverarbeitung (Sprachverständnis und -produktion), sowie dem Spracherwerb zugrunde liegen, sondern auch all diejenigen pathologischen Prozesse, die zum Verlust bzw. zur Beeinträchtigung des Mediums Sprache führen,¹ was sie als stark interdisziplinär ausgerichtete Wissenschaft charakterisiert. Demnach übernimmt sie Theorien und Methoden aus anderen Teildisziplinen, wie z.B. aus den Neurowissenschaften, der Linguistik, den Kognitionswissenschaften, der Patholinguistik, der Neuropsychologie und den Computerwissenschaften. Diese Interdisziplinarität zieht Wissenschaftler aus verschiedenen Forschungsbereichen an, und dadurch wird diese relativ junge Wissenschaft mit neuen experimentellen Methoden und theoretischen Ansichten bereichert.² Viele neurolinguistische Arbeiten werden von psycholinguistischen Modellen und Theorien beeinflusst. Aber im Gegensatz zur Psycholinguistik nimmt die Neurolinguistik ganz explizit Bezug auf die biologischen, anatomischen und physiologischen Aspekte des Gehirns, d.h. der Neurolinguist untersucht die neurophysiologischen Mechanismen, welche vom menschlichen Gehirn zur Ver-

1 Vgl. David Caplan: *Neurolinguistics and Linguistic Aphasiology: An Introduction*. Cambridge: Cambridge University Press 1998, S. 3ff.; John C.L. Ingram: *Neurolinguistics: An introduction to spoken language processing and its disorders*. Cambridge: Cambridge University Press 2007, S. 10ff.

2 Vgl. ebd., S. 12ff.

arbeitung sprachlicher Information benötigt werden, und versucht die linguistischen und psycholinguistischen Theorien durch das Wissen, das aus der Aphasie, der Elektrophysiologie (ereigniskorrelierte Hirnpotentiale (EKP) und Magnetenzephalographie (MEG)), der Neuroanatomie (bildgebende Verfahren, wie z.B. Computertomographie (CT), Positronen-Emissions-Tomographie (PET), Magnetresonanztomographie (MRI) und funktionelle Magnetresonanztomographie (fMRI)) und den Neurowissenschaften gewonnen wird, zu überprüfen und beurteilen.³

Die Neurolinguistik hat ihre Wurzeln in der Aphasieforschung des 19. Jahrhunderts.⁴ Die Aphasie versucht durch die Analyse der Sprachverarbeitungsprozesse bei aphasischen Patienten die verschiedenen Sprachfunktionen den veränderten anatomischen Strukturen zuzuordnen. Einer der ersten Wissenschaftler, der einen Zusammenhang zwischen Sprache und Gehirn feststellte, war der französische Chirurg Paul Broca. Im Jahre 1861 beschrieb Paul Broca zwei Patienten mit Aphasien und nach einer genaueren autopsischen Untersuchung stellte er fest, dass beide Patienten eine ausgedehnte und umschriebene destruktive Läsion im hinteren Drittel der 2. und 3. Frontalwindung links aufwiesen. Seinem Urteil nach war diese destruktive Läsion für den Sprachverlust der von ihm beschriebenen Patienten verantwortlich: Durch die post-mortem Untersuchung der Gehirne von rechtshändigen aphasischen Patienten stellte er fest, dass im menschlichen Gehirn die Sprache in der linken Hirnhälfte lateralisiert ist.⁵

Damit wurde er zum Begründer der modernen Sprachlokalisation, welche sich auf die Untersuchung zerebraler Läsionen und der Beobachtung klinischer Sprachdefizite stützt. Brocas Beobachtungen, dass eine Läsion in einem bestimmten Hirnareal, dem sogenannten Broca-Areal, eine motorische Sprachstörung (Broca-Aphasie) verursachen konnte, und dass die Sprache bei Rechtshändern in der linken Hirnhälfte lateralisiert ist, löste großes Interesse und Diskussionen aus. Aus Untersuchungen von Menschen mit einseitigen Hirnläsionen, von Patienten mit durchtrenntem Corpus callosum und aus psychophysiologischen Experimenten wissen wir heute, dass eine Reihe von Verhaltensleistungen bevorzugt von einer der beiden Hirnhemisphären produziert wird [siehe Tab. 1].⁶

3 Vgl. ebd., S.12ff. Vgl. auch Colin M. Brown und Peter Hagoort: The neurocognition of language. New York: Oxford University Press 1999, S. 6ff.

4 Vgl. David Caplan (Anm. 1), S. 3ff.

5 Vgl. ebd.

6 Vgl. Niels Birbaumer/Robert F. Schmidt: Kognitive Funktionen und Denken. In: Robert F. Schmidt / Hans-Georg Schaible: Neuro- und Sinnesphysiologie. Heidelberg: Springer Medizin Verlag 2006, S. 450.

Tabelle 1: Daten zur zerebralen Lateralisation

Funktion	Linke Hemisphäre	Rechte Hemisphäre
Visuelles System	Buchstaben, Wörter Prototypisch Kategorische Repräsentation	Komplexe geometrische Muster, Gesichter Exemplarisch Koordinaten-Repräsentation
Auditorisches System	sprachbezogene Laute Höherfrequente Töne	nichtsprachbezogene externe Geräusche, Musik Niederfrequente Töne
Somatosensorisches System	Erkennen von taktilen Zeitmustern	taktiler Wiedererkennen von komplexen taktilen „Gestalten“, Schmerz
Bewegung	komplexe Willkürbewegung	Bewegungen im Raum
Gedächtnis	verbales Gedächtnis	nonverbales Gedächtnis
Sprache	Sprechen, Lesen, Schreiben, Rechnen	Prosodie, Melodie
Denkstil	Kausal	Analog
Räumliche Prozesse	Lokale Information	Geometrie, Richtungssinn, mentale Rotation von Formen Globale Information
Emotion	neutral-positiv	negativ-depressiv

Die Entdeckungen, welche der deutsche Neurologe Carl Wernicke im Jahre 1874 in der Schrift *Der aphasische Symptomenkomplex* veröffentlichte, waren für das Verständnis der Aphasie ausschlaggebend. Durch die klinische Beobachtung der Sprachdefizite und durch die Untersuchung hirnanatomischer Läsionen identifizierte Wernicke das auditorische Zentrum (Sitz des Lautgedächtnisses). Das auditorische Zentrum, auch Wernicke-Areal genannt, befindet sich in der oberen Temporalwindung links.⁷

Die Aphasologen des 19. Jahrhunderts, wie z.B. Broca, Wernicke und Lichtheim, waren überzeugt, dass nur ganz spezifische hirnanatomische Strukturen (Broca-Areal und Wernicke-Areal) für die menschliche Sprache verantwortlich seien [siehe Abb. 1]. Zudem nahmen sie an, dass diese Zentren relativ unabhängig und durch unidirektionale Bahnen miteinander verbunden seien. Diese stark vereinfachte Darstellung wurde jedoch schon Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang

7 Vgl. David Caplan (Anm. 1), S. 3ff.

des 20. Jahrhunderts von verschiedenen Wissenschaftlern in Frage gestellt.⁸

Heute sind wir uns bewusst, dass das Gehirn eine sehr komplexe funktionelle und anatomische Struktur ist. Die verschiedenen Einheiten und Subsysteme, welche das menschliche Gehirn formen, sind durch eine Vielzahl von subcorticalen Bahnen miteinander verbunden; in einer im Jahre 2005 erschienenen wissenschaftlichen Arbeit berichteten beispielsweise Catani u.a. von der Existenz zweier parallel verlaufender subcorticaler Faserstränge, welche den linken Lobus temporalis mit dem linken Lobus frontalis verbinden.⁹ Der Fasciculus arcuatus verbindet das Wernicke-Areal mit dem Broca-Areal, und der zweite Faserstrang verbindet den Lobus temporalis mit dem Lobus parietalis und den Lobus parietalis mit dem Lobus frontalis.

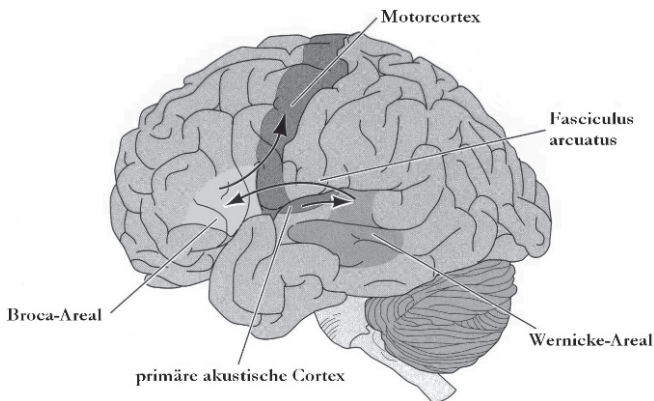


Abb 1.: Das Wernicke-Geschwind Modell (das Broca-Areal liegt unmittelbar neben einem Bereich des motorischen Cortex (dem Gyrus praecentralis), von dem die Sprachbewegungen, der Gesichtsausdruck, die Artikulation und die Tonerzeugung kontrolliert werden. Das Wernicke-Areal umfaßt das auditive Verständniszentrum und liegt im hinteren oberen Bereich (posterior und superior) des Lobus temporalis. Das Wernicke- und das Broca-Areal sind durch einen Faserstrang (Fasciculus arcuatus) verbunden).¹⁰

⁸ Vgl. ebd.

⁹ Vgl. Marco Catani/Derek K. Jones/Dominic H. ffytche: Perisylvian language networks of the human brain. In: *Annals of Neurology* 57 (2005), S. 8-16.

¹⁰ Dario Zanetti: Bilingual aphasia. Adaptation of the Bilingual Aphasia Test (BAT) to Sardinian and study of a clinical case. Unpublished Ph.D. Thesis. Sassari: Università degli Studi di Sassari 2009.

Obwohl die Neurolinguistik ihren Ursprung in der Aphasilogie des 19. Jahrhunderts hat, erweiterten sich ihre Forschungsinteressen in den letzten Jahrzehnten erheblich [siehe Tab. 2].¹¹ Die moderne Neurolinguistik ist nicht nur am anatomischen Sitz der Sprachmodule im Gehirn interessiert; vielmehr beschäftigt sie sich mit den neuronalen Netzwerken, die beim Verarbeiten sprachrelevanter Information aktiviert werden; des Weiteren untersucht sie, wie die verschiedenen Hirnareale beim Verarbeiten sprachrelevanter Information miteinander kommunizieren, welche Strukturen bzw. neurophysiologischen Mechanismen beim Erwerb einer zweiten Sprache impliziert sind und welchen Veränderungen die Sprachverarbeitung mit zunehmenden Alter unterliegt.¹²

Tab. 2: Neurolinguistische Fragestellungen

Kerngebiete der Linguistik	Neurolinguistische Fragestellung
Phonetik	Wie extrahiert das Gehirn Sprachlaute aus dem akustischen Signal? Wie trennt das Gehirn Sprachlaute von Hintergrundgeräuschen?
Phonologie	Wie ist das phonologische System einer bestimmten Sprache im Gehirn repräsentiert?
Morphologie und Lexik	Wie werden Wörter im Gehirn gespeichert und wie werden sie abgerufen?
Syntax	Wie wird die Kombination von Wörtern zu Sätzen vom Gehirn gesteuert? Wie wird die strukturelle und semantische Information vom Gehirn benützt, um Sätze zu verstehen?
Semantik	

Dank der Entwicklung moderner bildgebender Verfahren, wie z.B. CT, MRI, PET und fMRI, ist eine genaue Lokalisation einer Läsion am lebenden Patienten möglich, ohne auf den Hirnbefund der pathologisch-anatomischen post-mortem Untersuchung warten zu müssen. Diese Verfahren ermöglichen eine genaue Korrelation der Hirnläsion mit den vorhandenen Sprachstörungen und eine temporale Verfolgung der Entwicklung des Sprachdefizits. Zudem hat die Entwicklung der bildgebenden Verfahren und der elektrophysiologischen Techniken, wie z.B. EKP und MEG nicht nur die Untersuchung der Sprachverarbei-

11 Vgl. John C.L. Ingram (Anm. 1), S. 10ff.

12 Vgl. ebd., S. 12ff.

tungsprozesse an gesunden Probanden ermöglicht, sondern auch die Neurolinguistik mit neuem Wissen über die neuronalen Systeme und ihre funktionelle Bedeutung für Sprache bereichert.¹³ Heutzutage sind die Neurolinguisten nicht mehr an einer genauen Lokalisation der Sprachareale im Gehirn interessiert, sondern sie versuchen den Zusammenhang zwischen Sprache und neuroanatomischen Strukturen zu erkennen und zu verstehen: Die klassischen Sprachareale (Broca-Areal oder Brodmann-Areale (BA) 44, 45 und Wernicke-Areal oder BA 22) werden nicht mehr als die ‚Sprachareale‘ schlechthin gesehen, sondern man vermutet, dass diese für die Verarbeitung sprachlicher Prozesse nur intensiver benützt werden als andere Hirnstrukturen.¹⁴ Wir wissen heute, dass die Verarbeitung sprachlicher Prozesse nicht nur in den klassischen Sprachzentren stattfindet, sondern auch von einer Vielzahl von synchronisierten Aktivitäten in ausgedehnten neuronalen Netzwerken, sowohl in corticalen Regionen (BA 37, 46, 47, 9, Gyrus angularis, Gyrus supramarginalis, Lobus frontalis, Lobus parietalis, Lobus temporalis) als auch in subcorticalen Strukturen (Basalganglien (Nucleus caudatus, Putamen und Pallidum) und Thalamus) geregelt wird [siehe Abb. 2].¹⁵ Es wurde auch festgestellt, dass die rechte Hirnhemisphäre und das Cerebellum an der Verarbeitung sprachlicher Prozesse beteiligt sind.¹⁶

13 Vgl. ebd., S. 12ff.

14 Vgl. Dario Zanetti (Anm. 10).

15 Vgl. M. Vigneau/V. Beaucousin/P.Y. Hervé u.a.: Meta-analyzing left hemisphere language areas: Phonology, semantics, and sentence processing. In: *NeuroImage* 30 (2006), S. 1414-1432. Jean-François Démonet/Guillaume Thierry/Dominique Cardebat: Renewal of the neurophysiology of language: functional Neuroimaging. In: *Physiol Rev* 85 (2005), S. 49-95. Daniel Ketteler/Frank Kastrau/Rene Vohn u.a.: The subcortical role of language processing. High level linguistic features such as ambiguity-resolution and the human brain, an fMRI study. In: *NeuroImage*, 39 (2008), S. 2002-2009. Dario Zanetti (Anm. 15). Gregory Hickok/David Poeppel: The cortical organization of speech processing. In: *Nature Review Neuroscience* 8 (2007), S. 393-402.

16 Hermann Ackermann: Cerebellar contributions to speech production and speech perception: psycholinguistic and neurobiological perspectives. In: *Trends in Neuroscience* 31(6) (2008), S. 265-272.

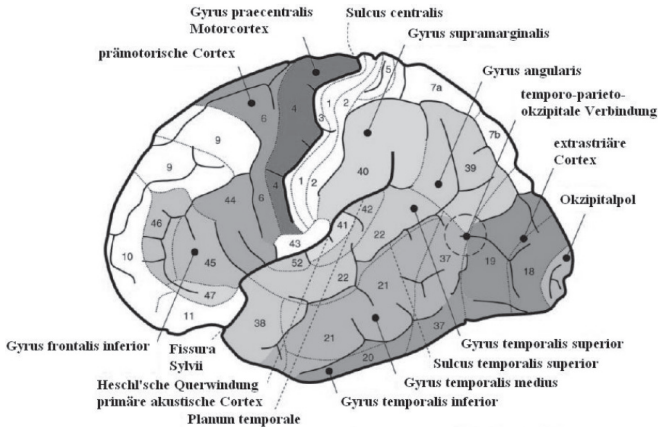


Abb 2.: Gehirn und Sprache (Die graugestrichelten Felder sind die verschiedenen corticalen Regionen, die vom Gehirn beim Verarbeiten von Sprache benutzt werden. Die angegebenen Nummern weisen auf die Brodmannschen zytoarchitektonischen Areale hin, z.B. Areae 44 und 45 entsprechen dem Broca-Areal und Area 22 dem Wernicke-Areal).

Heutzutage sind die meisten kognitiven Neurowissenschaftler und Neurolinguisten davon überzeugt, dass die ‚Sprache‘ in den verschiedenen Hirnregionen, sowohl in der linken Hemisphäre als auch in der rechten, verarbeitet wird. Ohne Zweifel waren die klassischen Modelle von Broca, Wernicke, Lichtheim und Geschwind für die neurolinguistische und aphasiologische Forschung sehr nützlich. Allerdings wurde festgestellt, dass diese Modelle mittlerweile überholt und teilweise nicht korrekt sind. Sind sie doch nicht in der Lage, die Vielzahl aphasischer Syndrome zu rechtfertigen, und die linguistischen Fundamente, auf die sie sich stützen, sind inhaltlich arm und ungenau. Vom anatomischen Standpunkt aus sind die klassischen Modelle nicht mehr korrekt, und es ist mittlerweile klar, dass die Broca- und die Wernicke-Aphasie nicht nur durch eine Zerstörung der jeweiligen Sprachareale und die Leitungsaphasie nicht nur durch eine Läsion des Fasciculus arcuatus verursacht werden. Es wurde unter anderem bewiesen, dass die klassischen Sprachareale von einem anatomisch-physiologischen Standpunkt aus nicht homogen sind.¹⁷

17 David Poeppel/Gregory Hickok: Towards a new functional anatomy of language. In: Cognition, 92 (2004): S. 1-12. Gregory Hickok/David Poeppel (Anm. 25), S. 393-402.

2. Zweisprachigkeit vs. Mehrsprachigkeit

Der Begriff Zweisprachigkeit kann je nach Anwendungsbereich leicht variieren. Normalerweise bezeichnet man eine Person als zweisprachig, falls sie in der Lage ist, im Alltag zwei oder mehrere Sprachen bzw. Mundarten zu benützen.¹⁸ Die Zweisprachigkeit kann sich sowohl auf Einzelpersonen (individuelle Zweisprachigkeit) als auch auf ganze Gesellschaften beziehen (gesellschaftliche Zweisprachigkeit). Werden drei oder mehr Sprachen gesprochen, so spricht man von Mehrsprachigkeit. In der Vergangenheit war man überzeugt, dass nur diejenigen, die zwei oder mehrere ‚Nationalsprachen‘, wie z.B. Deutsch, Englisch und Französisch, fehlerfrei und perfekt sprachen, ‚echte‘ zweisprachige Personen sind.¹⁹ Doch diese These fand keine großen Anhänger und wurde kurze Zeit darauf aufgegeben, da sie nur ein kulturelles Vorurteil war. Die Unterscheidung zwischen Sprache und Mundart ist für die neurolinguistische Forschung uninteressant, und auch die Überzeugung, dass eine zweisprachige Person unbedingt zwei oder mehrere Sprachen fehlerfrei und perfekt sprechen müsse, ist nicht korrekt. Diese Stereotypisierung des Zweisprachigen, die in der Sprachwissenschaft sehr verbreitet ist, ist durch eine monolinguisistische Ansicht der Zweisprachigkeit gegeben. Laut einigen zeitgenössischen Wissenschaftlern wie z.B. dem Schweizer Psychologen François Grosjean kann eine zweisprachige Person nicht wie zwei einsprachige Personen in einer Person betrachtet werden, vielmehr muss man einen Zweisprachigen wie eine Person betrachten, die kommunikative Fähigkeiten entwickelt hat, welche zwar gleich wie die einer einsprachigen Person sind, jedoch verschiedener Natur. In der Regel benützt ein Zweisprachiger die verschiedenen Sprachen bzw. Mundarten in Abhängigkeit von Situation und Gesprächspartner. In der Tat benützen zweisprachige Personen ihre Sprachen auf verschiedene Art und Weise oder ordnen ihnen unterschiedliche Emotionen und soziale Funktionen zu (Prinzip der Komplementarität).²⁰

Das Phänomen Zweisprachigkeit ist typisch für Grenzgebiete, dort wo die Staatsgrenzen nicht mit den Sprachgrenzen übereinstimmen, z.B. in Südtirol und im Aostatal. Außerdem gibt es verschiedene Si-

18 Vgl. Charlotte Hoffmann: An introduction to bilingualism. London, New York: Longman 1991.

19 Vgl. François Grosjean/Ping Li/Thomas F. Münte u.a.: Imaging bilinguals: When the neurosciences meet the language sciences. In: Bilingualism: Language and Cognition 6(2) (2003), S. 159-165.

20 Vgl. François Grosjean: The bilingual individual. In: Interpreting 2 (1997), S. 163-187; François Grosjean: The bilingual's language mode. In: Janet L. Nicol (Hg.): One mind, two languages. Bilingual language processing. Oxford: Blackwell 2001, S. 1-22.

tuationen, die den Kontakt zwischen Sprachen verursachen und so die Zweisprachigkeit fördern, z.B. Auswanderungen, Föderalismus, Ehen zwischen Personen verschiedener Kulturen, kultureller Austausch und internationale Geschäftsbeziehungen.²¹ Zweisprachige Menschen haben meist schon während ihrer Kindheit zwei oder mehr Sprachen gelernt (die Erstsprachen bezeichnet man mit L1). Manche Zweisprachigen haben ihre zweite, dritte usw. Sprache erst später gelernt. Solche Sprachen können mit L2, L3 usw. bezeichnet werden. Laut Grosjean ist mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung zweisprachig.²² Tatsächlich gibt es zweisprachige Menschen in allen Staaten der Welt und in allen sozialen Schichten. Aber auf Grund der ideologischen und politischen Vorurteile ist die wirkliche Anzahl zweisprachiger Personen viel geringer als angenommen.²³ Dies ist auch durch die Unmöglichkeit einer korrekten wissenschaftlichen Definition von Sprache und Mundart gegeben. Vom neurolinguistischen Standpunkt bezeichnet man eine Person als zweisprachig, falls sie in der Lage ist, im Alltag zwei oder mehrere Sprachen bzw. Mundarten zu benutzen und die beiden freiwillig zu unterscheiden. Zweisprachige Menschen sind in der Lage, ihre Sprachen bewusst auf unterschiedliche Weise zu mischen (code-mixing) und von einer Sprache in eine andere zu wechseln (code-switching). Nur in Ausnahmen, beispielsweise bei Aphasien, kann es zum unbewussten code-mixing und code-switching kommen.²⁴

Die psychologische und linguistische Forschung hat neue Begriffe in Zusammenhang mit der Zweisprachigkeit definiert, und zwar: simultane Früh-Zweisprachigkeit, konsekutive Zweisprachigkeit, subtraktive/additive Zweisprachigkeit, Beherrschungsgrad (symmetrisch, asymmetrisch, aktiv, passiv und dominant) etc. Diese Begriffe sind für die psycholinguistische Forschung von großem Nutzen, da man damit homogene Gruppen von zweisprachigen Personen bilden kann, wohingegen sie für die neurolinguistische Forschung unbedeutend sind. Falls z.B. eine Deutsch-Englisch-zweisprachige Frau von Wien nach Brisbane (Australien) umsiedelt und dort ca. 25 Jahre lebt, wird die englische Sprache die dominante Sprache. Aber falls diese Person nach 25 Jahren nach Wien zurückkehrt und dort bis zu ihrem Tod lebt, wird die deutsche Sprache wieder die dominante Sprache. Es ist sehr selten der Fall, dass eine zweisprachige Person die zwei oder

21 Vgl. Charlotte Hoffmann (Anm. 18).

22 Vgl. François Grosjean (Anm. 20), S. 163-187.

23 Vgl. ebd., S. 163-187.

24 Vgl. Michel Paradis: A neurolinguistic theory of bilingualism. Amsterdam: John Benjamins 2004.

mehreren gesprochenen Sprachen gleich gut beherrscht, z.B. kann es vorkommen, dass eine zweisprachige Person das Lesen in einer Sprache besser beherrscht als in der anderen.²⁵

Laut den neuesten neurolinguistischen und neuropsychologischen Theorien ist es sehr wichtig, dass man zwischen „language acquisition“ (Spracherwerb) und „language learning“ (Sprachlernen) unterscheidet. Das Erwerben einer Sprache (meistens die L1) erfolgt ohne formellen Unterricht auf natürliche Art und Weise und mit Hilfe des impliziten Gedächtnisses. Hingegen erfolgt das Lernen einer Sprache (L2, L3 usw.) meistens in Schulen durch formellen Unterricht und durch das bewusste Lernen von Regeln. Das Lernen einer Sprache erfolgt mit Hilfe des expliziten Gedächtnisses. Diese Unterscheidung ist sehr wichtig, da die anatomischen Strukturen und die neuronalen Netzwerke, welche vom Gehirn benützt werden, um eine Sprache zu erwerben, nicht dieselben sind, die benützt werden, um eine Sprache zu lernen, d.h. beim Erwerben einer Sprache werden sowohl corticale als auch subcortical Strukturen benützt, beim Lernen einer Sprache werden dagegen nur corticale Strukturen benützt. Zudem ist allgemein bekannt, dass eine frühzeitige Berührung mit einer Sprache den Erwerb dieser erleichtert, aber um beide Sprachen gleich gut zu beherrschen, müssen diese täglich gesprochen werden.²⁶

2.1. Neurolinguistik und Zweisprachigkeit/Mehrsprachigkeit

Unabhängig davon, wie sich der Erwerb einer oder mehrerer Sprachen auf die generelle Sprachentwicklung und Sprachfertigkeit einer Person auswirkt, ist die Erforschung der neuroanatomischen Strukturen und neuronalen Netzwerke, die der Sprache zugrunde liegen, sehr interessant und aufschlussreich, um die Arbeitsweise unseres Gehirns zu verstehen. Die Neurowissenschaftler, die im Bereich der Zwei- und Mehrsprachigkeit forschen, beschäftigen sich kontrovers mit der Frage, wie mehrere Sprachen in einem Gehirn organisiert und verarbeitet werden und inwieweit sich die Sprachorganisation und -verarbeitung von der der Einsprachigen unterscheidet.²⁷

Die neurolinguistische und neuropsychologische Untersuchung aphasischer zwei- oder mehrsprachiger Patienten war die erste Forschungs-

25 Vgl. François Grosjean (Anm. 20), S. 1-22.

26 Vgl. Michel Paradis (Anm. 24).

27 Vgl. Dario Zanetti (Anm. 10).

methode, um deren Sprachorganisation zu erforschen.²⁸ Einige Wissenschaftler vermuteten, dass eine unterschiedliche sprachspezifische Besserung auf eine unterschiedliche cerebrale Sprachlokalisation hindeuten würde. Neurolinguistische und klinische Untersuchungen ergaben, dass diese unterschiedliche sprachspezifische Besserung nicht von der makroanatomischen Sprachlokalisierung abhängt, sondern von pathophysiologischen Faktoren, die von der Gehirnläsion ins Leben gerufen wurden.²⁹ Weitere Studien an zwei- bzw. mehrsprachigen Personen, die mit Hilfe moderner bildgebender Verfahren durchgeführt wurden, ergaben, dass die Lokalisation sowie die Verarbeitung einer L2 in denselben Strukturen erfolgt wie die einer L1. Es wurde auch beobachtet, dass der Erwerb einer L2 dieselben neuronalen Mechanismen beansprucht wie die des L1 Erwerbs. Dies wurde auch bei Personen beobachtet, die eine L2 zu einem späteren Zeitpunkt erworben haben. Allerdings ist die Sprachproduktion bei zwei- bzw. mehrsprachigen Personen ein sehr dynamischer Prozess, der sowohl corticale als auch subcorticalen Strukturen (Basalganglien) beansprucht. Bei zwei- und mehrsprachigen Personen wurde beobachtet, dass die subcorticalen Strukturen eine Art von Inhibitionsfunktion ausüben, d.h. die Basalganglien und einige Strukturen des Lobus frontalis (cortico-subcorticalen Bahn) unterdrücken das unbewusste code-mixing und code-switching.³⁰ Neurolinguistische und klinische Studien erlaubten eine genauere Definition der Rolle, welche einige cerebrale Strukturen bei der korrekten Wort- und Satzwahl in zweisprachigen Subjekten spielten. Jedoch ist laut Fabbro das pathologische code-mixing ein aphasisches Symptom, das mit der klassischen Wortfindungsstörung fluenter aphasischer Patienten in Zusammenhang gebracht werden kann. Das pathologische code-switching scheint eine pragmatische Kommunikationsstörung zu sein, welche unabhängig von Sprache ist und durch eine Läsion im Lobus frontalis verursacht wird. Die

28 Vgl. Franco Fabbro: *The Neurolinguistics of Bilingualism. An Introduction*. Hove and New York 1999, S. 1ff. Franco Fabbro: *The bilingual brain: Cerebral representation of language*. In: *Brain and Language* 79 (2001), S. 211-222.

29 Vgl. ebd., S. 211-222.

30 Vgl. Jubin Abutalebi: *Neural aspects of second language representation and language control*. In: *Acta Psychologica* 128 (2008), S. 466-478. Daniela Perani/Jubin Abutalebi: *The neural basis of first and second language processing*. In: *Current Opinion in Neurobiology* 15 (2005), S. 202-206. Jubin Abutalebi/Stefano F. Cappa/Daniela Perani: *The Bilingual brain as revealed by functional neuroimaging*. In: *Bilingualism: Language and Cognition* 4(2) (2001), S. 179-190. J. Crinion/R. Turner/A. Grogan u.a.: *Language control in the bilingual brain*. In: *Science* 312 (2006), S. 1537-1540. Jubin Abutalebi/Antonio Miazzi/Stefano Cappa: *Do subcortical structures control „language selection“ in polyglots? Evidence from pathological language mixing*. In: *Neurocase* 6 (2000), S. 51-56. Jubin Abutalebi/David Green: *Bilingual language production: The neurocognition of language representation and control*. In: *Journal of Neurolinguistics* 2 (2007), S. 247-275.

Erforschung der Übersetzungsstörungen aphasischer Patienten erlaubt uns die Annahme, dass spezifische neurofunktionale Systeme existieren, die die Übersetzung begünstigen. Es scheint, dass Übersetzungssysteme verhältnismäßig unabhängig von den Verstehens- und Produktionssystemen sind. Des Weiteren nimmt man an, dass sich Zweisprachige bestimmte und unabhängige Bahnen je nach Übersetzungsrichtung zu Nutze machen ($A \rightarrow B$ und $B \rightarrow A$).³¹

Die bis jetzt erwähnten Fragestellungen bzgl. der Lokalisation und der Verarbeitung der Sprachen in zwei- bzw. mehrsprachigen Individuen werden von Paradis' Hypothesen ausreichend beantwortet und sind mittlerweile die bewährtesten und die meistverwendeten Theorien.

Die Sprachfähigkeit besteht aus verschiedenen Modulen, denen ein jeweils verschiedenes neurales Substrat zugrundeliegt:

1. Linguistisches Wissen: Phonologisches, morphologisches, syntaktisches und lexikalisches Wissen.
2. Metalinguistisches Wissen: die bewusste Kenntnis von Form, Struktur und Regeln einer Sprache.
3. Pragmatisches Wissen: die Fähigkeit, den Sinn vom Gespräch, vom Situationskontext, von den paralinguistischen Phänomenen und vom Allgemeinwissen abzuleiten.
4. Motivation: der explizite Wunsch, eine neue Sprache zu erwerben und mit anderssprachigen Gesprächspartnern zu kommunizieren.³²

Das System des deklarativen/prozeduralen Gedächtnisses ist für die Erforschung der neurolinguistischen Aspekte der Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit maßgebend und ist unter anderem für die wissenschaftliche Forschung in diesem Bereich grundlegend. Das implizite linguistische Wissen ist jene Wissensform, die vom beobachtbaren verbalen Output abgeleitet werden kann. Der Sprecher ist sich der Existenz dieses Wissens nicht bewusst, es wird unbewusst erworben und in einer impliziten Art und Weise gespeichert. Das explizite Wissen (metalinguistisches Wissen) ist die Wissensform, dessen sich der Sprecher bewusst ist; es wird bewusst erworben und aus dem Gedächtnis abgerufen. Diese Wissensform wird im deklarativen Gedächtnis gespeichert. Das explizite Wissen führt zu einer bewussten Erinnerung von Fakten und Ereignissen, wobei eine Person, die eine L2 ‚lernt‘, nachdem sie eine L1 erworben hat, das metalinguistische und das pragmatische Wissen

31 Vgl. Franco Fabbro (Anm. 28), S. 211-222.

32 Vgl. Michel Paradis (Anm. 24).

benützt, um die Lücken, die sie im impliziten linguistischen Wissen der L2 hat, zu schließen. Mit anderen Worten: eine Person ist in der Lage, die Lücken im linguistischen Wissen durch das bewusste Benützen des metalinguistischen Wissens und des pragmatischen Wissens zu schließen. So gibt es laut Paradis zwei Systeme: ein System, welches implizit jenes Wissen verinnerlicht, welches einer Person erlaubt, sich unbewusst in einem systemischen Verhalten einzusetzen, und ein zweites, welches einem Sprecher erlaubt, die verschiedenen Regeln mit individuellen Unterschieden im verbalen Verhalten zu erwerben und zu benützen. Die Unterscheidung zwischen metalinguistischem Wissen und linguistischem Wissen ist durch die unterschiedliche Darstellung gegeben, welche beide charakterisiert. Beide Systeme sind bei jedem Individuum zu finden, welches eine oder mehrere Sprachen auf traditionellem Weg erworben hat und voneinander unabhängig benützt. In der Regel benützt man das implizite System, da das implizite Wissen viel schneller als das metalinguistische Wissen abgerufen werden kann. Das metalinguistische Wissen kann auf keinen Fall in linguistisches Wissen umgewandelt werden. Folglich haben wir zwei Arten von Wissen: eine Art von Wissen, die immer explizit bleibt, und eine andere, die in implizites linguistisches Wissen umgewandelt wird. Das metalinguistische und das linguistische Wissen benützen zwei verschiedene, voneinander unabhängige Gedächtnissysteme, welche unterschiedliche anatomische und neuronale Substrate zur Grundlage haben. Aus diesem Grund ist es nicht möglich, dass das explizite Gedächtnis irgendwie in implizites Wissen umgewandelt werden kann.³³ Während der Anfangsstadien des L2-Lernprozesses benützt die Person vorwiegend das metalinguistische Wissen, aber sobald sich die linguistischen Kenntnisse in der L2 verbessern, kann sich die Person immer mehr auf sein implizites linguistisches Wissen verlassen. In diesem Fall haben wir einen graduellen Wechsel vom Gebrauch des metalinguistischen Wissens zum impliziten linguistischen Wissen. Dies bedeutet nicht, dass das metalinguistische Wissen verschwunden ist, es wird nur ganz einfach nicht mehr benützt. Bei demjenigen, der eine L1 auf traditionelle Weise erwirbt, beobachtet man zuerst die Entwicklung des impliziten linguistischen Wissens und erst dann jene des metalinguistischen Wissens. Bei einer Person, die eine L2 auf traditionellem Weg lernt, erfolgt dieser Prozess auf umgekehrte Weise. Verschiedene neuroanatomische und neurophysiologische Studien haben bewiesen, dass das metalinguistische Wissen und das impli-

33 Vgl. ebd.

zite linguistische Wissen zwei voneinander unabhängige Systeme bilden, welche zwei verschiedene Gedächtnissysteme beansprechen, und zwar das so genannte deklarative (Hippocampus und Associations-cortex) und das prozedurale (Cerebellum, Corpus striatum und einige corticale Areale).³⁴

Klinische Studien haben von der Existenz einer doppelten Dissoziation zwischen implizitem und explizitem Gedächtnis berichtet und haben bewiesen, dass das metalinguistische Wissen und die implizite linguistische Fachkenntnis zwei voneinander unabhängige neuronale Systeme sind. Es wurde auch gezeigt, dass aphasische Patienten einen Schaden des impliziten Gedächtnisses für eine Sprache aufweisen können, während das deklarative Gedächtnis intakt bleibt.³⁵ In der Tat haben aphasische Patienten eine begrenzte Läsion der perisylvischen Strukturen (Broca- und Wernicke-Areal und Basalganglien (linker Corpus striatum)), Patienten mit Gedächtnisschwund haben dagegen ein Defizit des deklarativen Gedächtnisses (Hippocampus, Parahippocampus und mediale Teil des Lobus temporalis).

Laut einigen Wissenschaftlern sind bei Zwei- bzw. Mehrsprachigen die Sprachen nicht so stark lateralisiert wie bei Einsprachigen. Aber dafür gibt es gegenwärtig keine wissenschaftlichen bzw. experimentellen Beweise. Laut Paradis und anderen Wissenschaftlern unterscheidet sich die Sprachlateralisation zwischen Ein- und Mehrsprachigen nicht. Außerdem sind laut Paradis die gegenwärtigen psycholinguistischen Untersuchungsmethoden nicht geeignet, um die Sprachlateralisation bei Zweisprachigen zu erforschen, da sie die Pragmatik nicht berücksichtigen. Einige Wissenschaftler sind überzeugt, dass die Sprachen, die von zwei- und mehrsprachigen Menschen gesprochen werden, in verschiedenen anatomischen Strukturen lokalisiert sind. Zur Zeit gibt es vier verschiedene Hypothesen, die zu erklären versuchen, wie zwei oder mehr Sprachen im menschlichen Gehirn organisiert sind:

1. Hypothese des ausgedehnten Systems (die Sprachen, die von einer Person gesprochen werden, sind in deren Repräsentation nicht differenziert);
2. Hypothese des dualen Systems (die Sprachen, die von einer zweisprachigen Person gesprochen werden, sind in zwei voneinander unabhängigen Systemen repräsentiert);
3. Hypothese des dreiteiligen Systems (die Sprachelemente, die die beiden Sprachen gemeinsam haben, sind in einem einzigen System

³⁴ Vgl. ebd.

³⁵ Vgl. ebd.

dargestellt, diejenigen hingegen, die sie nicht gemeinsam haben, sind in zwei voneinander unabhängigen Systemen repräsentiert);

4. Subsystem-Hypothese (zweisprachige Menschen besitzen zwei neuronale Subsysteme: ein Subsystem für die Sprache A und eines für die Sprache B; diese zwei Subsysteme sind Teil des selben kognitiven Systems, und zwar des Sprachsystems).

Die meistbestätigte Hypothese ist die der Subsysteme, welche sowohl mit den klinischen Beobachtungen, als auch mit der Fähigkeit einer zweisprachigen Person, die verschiedenen Sprachen in den diversen Sprachebenen zu kombinieren, übereinstimmt. Jede Sprache bzw. jedes Subsystem kann von einem pathologischen Prozess beschädigt werden. Gesunde zweisprachige Menschen sind in der Lage, abwechselnd Sprachelemente des einen oder des anderen Subsystems zu verwenden (code-switching). Sie sind auch in der Lage, beide Subsysteme gleichzeitig zu benützen (code-mixing). Die Häufigkeit, mit der das code-mixing und code-switching stattfindet, erlaubt Wissenschaftlern einen Einblick, wie zweisprachige Menschen die Sprachen verarbeiten. Laut den glaubwürdigsten neurolinguistischen Theorien darf man annehmen, dass die zwei Sprachen, die ein zweisprachiger Mensch spricht, nicht in zwei voneinander unabhängigen makroanatomischen Arealen lokalisiert sind, sondern in zwei voneinander unabhängigen mikroanatomischen Arealen, die innerhalb derselben makroanatomischen Struktur liegen.

3. Diskussion

Ohne Zweifel ist die neurolinguistische Forschung im Bereich der Zwei- und Mehrsprachigkeit sehr aufschlussreich, um die Organisation und die Verarbeitung der verschiedenen Sprachen zu erforschen und zu verstehen. Auch wir stimmen den Hypothesen von Paradis zu, dass die Sprachen bei zweisprachigen bzw. mehrsprachigen Menschen in zwei voneinander unabhängigen mikroanatomischen Hirnstrukturen, die aber in der gleichen makroanatomischen Struktur liegen, dargestellt sind und dass das deklarative/prozedurale Gedächtnissystem bei der Verarbeitung von Sprache sowie beim Spracherwerb eine sehr wichtige Rolle spielt. Dies haben wir durch unsere neurolinguistischen Untersuchungen an zweisprachigen aphasischen Patienten festgestellt.³⁶

36 Vgl. Dario Zanetti (Anm. 10).

Allerdings fehlen systematische neurolinguistische Untersuchungen, die eine große und umfangreiche homogene Gruppe von zweisprachigen aphasischen Patienten untersuchen. Dies wäre für das bessere Verständnis der neurofunktionalen Prozesse, die in der Verarbeitung von Sprache in einsprachigen sowie mehrsprachigen Menschen verwickelt sind, sehr wichtig. Zudem müsste man die neurofunktionalen und neuroanatomischen Untersuchungen, die mittels elektrophysiologischer Techniken und bildgebender Verfahren durchgeführt werden, verfeinern und mit klinischen und neurolinguistischen Untersuchungen koppeln. Nur so wird man letztendlich aufschlussreiche Daten erhalten.³⁷

Von der Europäischen Kommission wurde 2008 die Studie „Mehrsprachigkeit: ein ganz besonderer Kick fürs Gehirn“ in Auftrag gegeben.³⁸ Laut dieser Studie, die im Zeitraum Mai 2008 bis Juni 2009 in den 27 EU-Mitgliedstaaten sowie in Norwegen und der Türkei durchgeführt wurde, verbessert das Sprechen mehrerer Sprachen die Fähigkeit komplexe Denkprozesse zu verarbeiten und kontrollieren. Die Forscher, die an dieser Studie beteiligt waren, ermittelten weitere Fähigkeiten, in denen Mehrsprachigkeit eine positive Wirkung zu haben scheint, wie z.B. das komplexe Denken, die geistige Flexibilität, die metalinguistische Bewusstheit und die Kreativität. Diese Ergebnisse stellen eine interessante und vielversprechende Ausgangshypothese für die Durchführung weiterer neurowissenschaftlicher und bildgebender Studien dar, mit dem Ziel den Zusammenhang zwischen Kreativität und Mehrsprachigkeit neuroanatomisch zu untermauern.

37 Vgl. Michel Paradis (Anm. 24).

38 Studie über den Beitrag der Mehrsprachigkeit zur Kreativität. Abschlussbericht der Europäischen Kommission. Brüssel 2009.

‚Code-switching‘ und Mehrsprachigkeit. Erkennbarkeit und Analyse im Text

Die Kindheit führte sich erstmalig als Name in der deutschen Sprache spazieren. Der eigene Name wurde dabei ein mit Buchstabenpulver zu erobernder Planet. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Wälder des Slawischen in mir liegen, wird mir erst im *Schreibengehen* bewusst. Dieses Unterpfand, das immer aus der ersten Sprache herauftönt und mich endlich zu jemand macht, der etwas von sich *sagen* kann. Aber erst in der deutschen Sprache wird mein eigenes Zuhause für mich selbst hörbar.¹

Diese Worte der Autorin Marica Bodrožić definieren sehr genau, wenn auch nicht mit fachsprachlicher linguistischer, sozio- und psycholinguistischer Terminologie, das Phänomen des Prozesses, der beim ‚code-switching‘,² beim Sprachwechsel, Kodewechsel, der Kode-Umschaltung von einer Sprache zur anderen oder von einer Sprachvarietät zur anderen vor sich geht.

Die Autorin ist Kroatin und kam mit neun Jahren nach Deutschland; ihre Eltern arbeiteten, als sie noch klein war, schon in Deutschland, und wenn sie in den Ferien ihre Tochter besuchten, sprachen sie oft deutsch; deshalb sind die „deutschen Wörter“ für die Autorin schon „früh das Zeichen der Liebe: Der Vater sagte sie zur Mutter. Die Mutter zum Vater. Dann beide, zeitgleich, zueinander. Wie Verbündete des Atems. Aufgeperlte Liebe. Dann der Abschied. Schweres Herz nach so viel Elternhaut und Wörternähe; nach der Nachbarschaft der Eltern-

- 1 Marica Bodrožić: Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007, S. 11. In der Folge wird aus diesem Text mit einfacher Seitenzahl zitiert. Dieser Text wurde auch analysiert in Dagmar Winkler: *Grammatica discorsiva della lingua tedesca*, Padova: Cortina 2010, S. 202-208; siehe zu Bodrožić auch D. Winkler: Pluridimensionale Kreativität und Interpretation von Text und Sprache. In: Wissen, Kreativität und Transformationen von Gesellschaften KCTOS (Knowledge, Creativity and Transformations of Societies), TRANS Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 17. Nr. Sektion 5.5, Januar 2010; <http://www.inst.at/trans/17Nr/5-5/5-5-winkler.htm> und D. Winkler: Marica Bodrožić schreibt an die „Herzmitte der gelben aller Farben“, in Michaela Bürger-Koftis (Hg.): *Die Osterweiterung der deutschsprachigen Literatur. Porträts einer neuen europäischen Generation*, Wien: Praesens 2010, S. 107-119.
- 2 Abutalebi, Jubin et al.: Switches: An Event-Related Functional Magnetic Resonance Imaging Study in Bilinguals. In: *The Journal of Neuroscience* 27, 50 (2007), S. 13762-13769.

sonne.³ Bodrožić, wenn sie auch nicht zweisprachig aufgewachsen ist, ist doch sehr früh mit der zweiten Sprache vertraut geworden, noch bevor sie im Alter von neun Jahren in das neue Land umzog.

Die Autorin spricht im eingangs zitierten Text davon, dass sich „die Kindheit [...] erstmalig als Name in der deutschen Sprache spazieren“ (S. 11) führte, das heißt, dass erst durch den Kontakt mit einer neuen, einer anderen Sprache viel Erlebtes, Gefühltes, Erfahrenes in der Erstsprache, der Muttersprache kognitiv und inferenziell erfasst und bewusst werden konnte.

Im vorliegenden Text wird bewusst der Terminus ‚Fremdsprache‘ vermieden und von einer neuen, anderen Sprache, einer Zielsprache gesprochen, denn die anderen Sprachen, mit denen ein Individuum aufwächst und die es im Laufe des Lebens dazulernt, sollen und können nichts Fremdes sein und an sich haben. Sie sind ein Teil des Individuums, verschmelzen mit ihm, lassen es bewusster werden, erweitern seine Horizonte und erlauben, sich selbst und die anderen besser zu verstehen.

Dass Sprachen, die man lernt, nichts Fremdes an sich haben, wird auch durch wissenschaftliche Forschungen bestätigt und als ‚code-switching‘ bezeichnet.⁴ Alle Sprachen, die gelernt werden, bilden neben der Muttersprachennische im Gehirn des Menschen weitere Nischen, die durch neuronale Strukturen, die sich eben dafür bilden, verbunden werden und es kommt zu einem ‚code-switching‘ und ‚code mixing‘; das Neue wird integriert und aufgenommen und leitet einen dynamisierenden Prozess ein, der es auch ermöglicht, Wörter, Redewendungen, *formulaic sentences* der einen Sprache zu entlehnen und als Neologismen oder auch als neue Satzstrukturen in die andere Sprache einzuführen. ‚Code-switching‘ erfolgt aber auch, wenn von der Standardsprache auf den Dialekt umgeschaltet wird; Mehrsprachigkeit bedeutet ja nicht nur mehrere verschiedene Sprachen zu sprechen, sondern bezieht auch Dialektformen und verschiedene Sprachregister ein.

Die Definition ‚Mehrsprachigkeit‘ gibt ja zu verschiedenen Überlegungen Anlass und ist viel facettenreicher als die Bedeutung, die der Duden gibt: „Das Mehrsprachigsein, Fähigkeit mehrere Sprachen zu sprechen“⁵. Schon das Substantiv Mehrsprachigkeit ist in seiner Zusammensetzung sehr interessant. Vorangestellt wird dem Substantiv

3 Marica Bodrožić (Anm. 1), S. 151.

4 Vgl. Jubin Abutalebi u.a. (Anm. 2).

5 Duden: Deutsches Universalwörterbuch. Mannheim: Dudenverlag 2007.

die Aufwärtssteigerung ‚mehr‘, Komparativ des Adjektivs ‚viel‘. Das Substantiv weist die Basisform ‚sprach‘ auf, ‚sprachig‘ weist alle Charakteristiken eines Adjektivs auf, kann aber nicht eigenständig bestehen, sondern nur zusammengesetzt als ‚einsprachig‘, ‚zweisprachig‘, ‚mehrsprachig‘, das Adjektiv ‚sprachlich‘ hingegen wird als autonome Adjektivform verwendet. Der Unterschied zwischen den Suffixen ‚ig‘ und ‚lich‘ (ursprünglich beides adverbiale Endungen im Mittelhochdeutschen) in ‚sprachlich‘ und ‚ein-, zwei- oder mehrsprachig‘ wird in der deutschen Gegenwartssprache so erklärt, dass ‚sprachlich‘ die „Sprache betreffend“ definiert, ‚ein-, zwei- oder mehrsprachig‘ hingegen zeigt an, dass die Sprache ‚verwendet‘ wird, also gebraucht und angewendet wird und somit dynamisierenden Charakter annimmt. Und eben in diesem Sinne hat sich der Terminus Mehrsprachigkeit gebildet; durch das Anhängen des Suffixes ‚keit‘ an ‚sprachig‘ kommt es dann zur Substantivierung.

Bei semantischer Vertiefung des Terminus wird klar, dass es sich bei dem Wort ‚Mehrsprachigkeit‘ nicht nur um mehrere Sprachen handelt, die von Individuen gesprochen werden können, sondern dass es auch innerhalb jeder einzelnen Sprache mehrere Sprachmöglichkeiten gibt, abgesehen von Mimik und Gestik, die beim Gesamtphänomen Sprache, der Prosodie, mitspielen; und dabei kann auch nicht nur von Dialekt die Rede sein, sondern auch von der Umgangssprache und verschiedenen Sprachregistern: „Sometimes code-switching indexes social-groupsmembership in bilingual and multilingual communities“,⁶ das heißt, dass auch der Sprachwechsel von einer Gruppe in die andere, um die Gruppenzugehörigkeit zu markieren, ein typisches Merkmal des ‚code-switching‘ ist.

Da erhebt sich nun die Frage, ob dieses ‚code-switching‘ mit seiner dynamisierenden Typologie in geschriebenen Texten vorhanden und zu erkennen ist und markiert werden kann. Wenn nun ‚code-switching-Markierung‘ in den Texten erfolgen kann, stellt sich die weitere Frage, ob es möglich ist, einigen ‚code-switching-Mechanismen‘ auf den Grund zu gehen, zu erfahren wie und warum dieses ‚code-switching‘ erfolgt.

6 Bettina Migge: Code-switching and Social Identities in the Eastern Maroon Community of Suriname and French Guiana. In: *Journal of Sociolinguistics* Vol. 11, issue 1, February 2007, S. 53-73.

I.

Die Werke von Marica Bodrožić, mit deren Worten die vorliegende Arbeit eingeleitet wurde, eignen sich bestens zu einer diesbezüglichen Analyse. Das Werk *Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern* von 2007 gibt Aufschluss über ‚code-switching-Prozesse‘, die die Autorin mit literarischer Meisterhaftigkeit beschreibt; die anderen Werke, Erzählungen, zwei Gedichtbände und ein Roman⁷ geben Aufschluss darüber, was das ‚code-switching‘ mit der Muttersprache und anderen Sprachen bewirkt.

Das Augenmerk soll zuerst auf das Werk *Sterne erben, Sterne färben* (im weiteren Text wird der Titel so abgekürzt verwendet) gelenkt werden, also auf die Prozesse, die das ‚code-switching‘ einleiten, und darauf, wie es erfolgt.

Schon der Satz „die Kindheit führte sich erstmalig als Name in der deutschen Sprache spazieren“ (S. 11) gibt Aufschluss darüber, wie unbewusst der Erstspracherwerb im Kind erfolgt, die dafür spezifische wissenschaftliche Literatur ist reich gesät. Erst das Erlernen der Grammatik in der Muttersprache und das Erlernen weiterer Sprachen führt zum Bewusstwerden und Vertiefen verschiedener Phänomene und Mechanismen, was die Autorin in dem Satz „die Kindheit führte sich erstmalig als Name in der deutschen Sprache spazieren“ bestens zum Ausdruck bringt. Dabei tritt aber auch ein anderes interessantes Phänomen zu Tage. In der deutschen Sprache wird das zusammengesetzte Verb ‚spazieren führen‘ verwendet, aber nur in Verbindung mit einem belebten Substantiv im Akkusativ; die Autorin aber verbindet das Verb mit einem unbelebten Substantiv, mit Kindheit. Dadurch gelingt es ihr, diesem Satz semantisch eine konkrete Färbung, bildliche Gestalt zu geben; es wird bewusst gemacht, dass durch das Vertiefen der Muttersprache und das Lernen einer neuen Sprache kognitive und inferenzielle Fähigkeiten stimuliert, entwickelt und weiter entwickelt werden. Es wird aber auch bewusst gemacht, dass durch das ‚code-switching‘ die semantischen Grenzen der neuen Sprache erweitert sind, erweitert werden und auch größere Sprachsensibilität herrscht. Dabei muss aber auch hinzugefügt werden, dass in der deutschen Sprache sehr viele Experimente mit und in der Sprache von zahlreichen Autoren in verschiedenen Epochen durchgeführt wurden, die eben oft semantische Grenzen sprengten, man denke nur an den Futurismus, Expressionismus, Dadaismus und an die Literatur nach

7 Maria Bodrožić: *Das Gedächtnis der Libellen*, München: Luchterhand 2010.

1945, aber auch schon Johann Fischart im 16. Jahrhundert, Clemens Brentano in der Romantik und Johann Wolfgang Goethe, der zahlreiche Neologismen prägte, führten Sprachexperimente durch. Ganz klar kann aber auch bei anderen Autoren der interkulturellen Literatur festgestellt werden, dass sie sich mit erweitertem Horizont der neuen Sprache nähern und die Rückschaltung zur Muttersprache oft klar erkennbar ist, aber auch die Handhabung der deutschen Sprache zeigt beachtliche Unterschiede zu den Muttersprachlern.

Um nun wieder auf den zitierten Text von Bodrožić zurückzukommen: Im Satz „Der eigene Name wurde dabei ein mit Buchstabenpulver zu erobernder Planet“ (S. 11) kommt es zu einer Neubildung eines Substantivs durch „Buchstabenpulver“; die Autorin sieht ihren Namen durch die neue Sprache als einen „staubfein zerkleinerten, zerriebenen, zermahlenen Stoff“ aus Buchstaben,⁸ der erste Schritt ist nun, dass diese staubfeinen Buchstabenpartikeln durch den neuen Spracheinfluss eine neue Zusammensetzung erfahren und dabei wird mit dem eigenen Namen begonnen. Die Autorin bezieht sich mit ihrem Ausdruck „Buchstabenpulver“ ganz klar auf die Phonem- und Graphemperzeption der neuen Sprache, in der auch ihr Name mit neuer Intonation ausgesprochen wird.

Dieser Neologismus „Buchstabenpulver“ könnte über einen interessanten Aspekt Aufschluss geben, das heißt, dass zu Beginn beim Erlernen einer neuen Sprache, zu Beginn der Nischenbildung, dieses ‚code-switching‘ zur Muttersprache sicher in kontinuierlichen Intermittenzsequenzen erfolgt, wobei vor allem die Muttersprache, die Erstsprache „zerkleinert“ und pulverisiert wird, um dadurch zu einem besseren und schnelleren Verständnis der neuen Sprache zu gelangen. Dazu könnte vielleicht auch festgestellt werden, dass je bewusster und analytischer dieses ‚code-switching‘ zur Erstsprache und dann auch zu anderen Sprachen erfolgt, desto bessere, raschere und tiefgehende Resultate erzielt werden können. Und der darauf folgende Satz könnte als Bestätigung des eben Gesagten gelten:

Die Selbstverständlichkeit, mit der die Wälder des Slawischen in mir liegen, wird mir erst im *Schreibengehen* bewusst. Dieses Unterpfand, das immer aus der ersten Sprache herauftönt und mich endlich zu jemand macht, der etwas von sich *sagen* kann. Aber erst in der deutschen Sprache wird mein eigenes Zuhause für mich selbst hörbar. (S. 11)

8 Duden (Anm. 5).

Die Erstsprache gilt als „Unterpfand“, als Ausgangsbasis, um eine zweite und andere Sprache zu lernen, denn diese Erstsprache liegt wie eine „Selbstverständlichkeit“ in jedem Individuum, diese Selbstverständlichkeit aber wird erst durch das Erlernen der Sprache, vor allem einer anderen Sprache bewusst, kognitiv und inferenziell erfasst, eben deshalb ist es nun möglich, „etwas von sich [...] *sagen*“.

Interessant ist auch die Wortkombination „*Schreibengehen*“: die Autorin hat die zusammengesetzte Verbform ‚spazieren gehen‘ vor Augen, zieht aber auch Möglichkeiten wie ‚lernen gehen‘, ‚einen Brief schreiben gehen‘ in Betracht, wodurch dann *Schreibengehen* entsteht, was auch bedeutet, dass die „Wälder des Slawischen“, dieses „Unterpfand, das immer aus der ersten Sprache herauftönt“ erst dadurch bewusst wird, wenn die Buchstaben in der neuen Sprache, für die Autorin in der „deutschen Sprache“ auch wirklich durch das Schreiben, durch den handelnden Akt des Schreibens, dem *Schreibengehen* Gestalt annehmen. Erst durch diesen Prozess wird es möglich seine erste Sprache, sein Ich, sein „eigenes Zuhause“ bewusst wahrzunehmen und kognitiv zu erfassen.

In diesem Sinne ist auch der Titel des Werkes zu verstehen, dem der hier zitierte Text entnommen wurde: *Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern*. Das „Unterpfand“ der Erstsprache, die herauftönt, inferenziell verbunden mit all dem, was diese Erstsprache begleitet, diese „Wälder des Slawischen“, wird als etwas Erkennbares, aber nicht Greifbares angesehen und deshalb mit den Sternen verglichen; die Sterne werden wie die Sprache, die Erstsprache, die Muttersprache den Generationen vererbt; durch das Erlernen neuer Sprachen, die anderen Menschen und Völkern auf eben dieselbe Weise vererbt wurden, erhalten die erstmalig geerbten Sterne neue Farben, werden durch neue Inhalte und Konnotationen bereichert; und eben dadurch wird es möglich, Wörter wirklich zu erforschen, zu durchstreifen, darin umherzuirren, um sie zu erfassen und zu verstehen; wie beim Ankommen in einer neuen Stadt, geht es hier um die „Ankunft in Wörtern“. Bei dieser Ankunft in Wörtern ist für die Autorin, wie für den Großteil aller Individuen, das Hören der Laute eng verbunden mit dem Schreiben der Buchstaben, primäres Element dabei ist aber das prosodische Hören nicht nur der einzelnen Wörter, sondern des ganzen Satzes. Dieser wichtige Prozess wird von Bodrožić sehr anschaulich beschrieben:

Beim Schreiben höre ich einfach die Gehbarkeit des Satzes ab. Im Ohr gibt es eine Lichtlinie. Mit geschlossenen Augen sieht man sie am besten. Eine Linie, auf der die Sätze vibrieren. Als ihr Strom. Tanzt die Linie in einer Harmonie, weiß ich, der Satz ist in sich zu Hause, und ich kann ihn lassen. Gibt es die Linie nicht, oder schwingt sie eigenartig in die Tiefe hinunter oder in die Höhe hinauf, hat sich der Satz sein Leben nicht erarbeitet und muß noch einmal geboren werden. Das macht aber er selbst. Mein Ich ist still dabei und hört seinem Kommen zu. [...] Die Sätze sind wie ein musizierendes Orchester aufgebaut. [...] Möglichst auf einmal soll alles *da* sein. Möglichst die ganze Musik. Alles, auch das Semikolon, hat seine Zeit im Satz. Ich notiere, höre, schwinge mit dem Körper mit. (S. 85)

Bei diesem Satzhören, wie es die Autorin beschreibt, geht es um die neue, die andere Sprache, die Ankunftssprache, wie sie für die interkulturelle Literatur definiert wird, denn es handelt sich dabei um die Sprache, die in dem neuen Land gesprochen wird und mit der man zu leben beginnen muss. Für viele Menschen, die in einem neuen Land zu leben beginnen, bedeutet das auch, dass in der Familie die Muttersprache gesprochen wird und außerhalb der Familie die neue Sprache, wobei das Sprechen in der Familie oft auch zu einem Zufluchtsort wird, einem Ort der Sicherheit, der von der Außenwelt abgrenzt, in den dann aber immer mehr Inputs von außen einfließen. Das geschah auch in der Familie von Marica Bodrožić.

Was aber für die vorliegende Arbeit interessiert, ist nicht die Abgrenzung zur Außenwelt seitens der Immigranten, sondern der Prozess des ‚code-switching‘ und seine Erkennbarkeit im Text. In den eben zitierten Worten von Bodrožić gibt die Autorin über den Prozess Aufschluss, der in ihr erfolgt und dieser Prozess kann als wirklich kognitiv und inferenziell erfasster Prozess, um die neue Sprache zu lernen, angesehen werden. Die Autorin hört in sich hinein; sie will die neue Sprache erhören, nur die neue Sprache hören und fühlen. Dabei werden die Erinnerungen an die „erste erlernte Sprache“ für die Autorin, wie für „jeden Menschen“, ein „verschüttetes Gefilde von Gerüchen, Farben, erstmalig gelebten Sehnsüchten (S. 56); das „erste Land der Sprache“ ist aber auch ein „Feld der Benachteiligungen und Wunden“ (S. 126). Deshalb scheinen die zwei Sprachen, die Muttersprache und die neue Sprache wie ein „zweifaches Leben, wie zwei autonom nebeneinander wirkende Lebensspuren“, die aber doch bewusst und unbewusst, gewollt und ungewollt interaktiv eine Umschaltung bewirken. Der Autorin scheint ein „Durchschreiten beider Sprachen“, um dieses

„zweifache Leben“ zu verbinden, nur „im Schreiben“ zu gelingen; es scheint, als „gehöre zu jeder Sprache ein ganz eigenes, eigenständig arbeitendes Herz, das alleinsprechend ist“, es ist deshalb sehr schwierig, eine „Einheit zu beginnen“, eine Einheit zu finden (S. 96). In diesen Zeilen drückt die Autorin ganz klar genau das aus, was durch wissenschaftliche Forschungen bestätigt wurde, nämlich dass sich für alle Sprachen eine eigenständige Nische bildet;⁹ diese Nischen können untereinander kommunizieren, ‚code-switchen‘, aber jede Nische ist in andere Situationen eingebettet, mit anderen Gefühlen, Erlebnissen, Erfahrungen und Lernsituationen verbunden und das macht ihre Andersheit, ihr Getrenntsein aus. Dadurch wird es oft auch schwer, die beiden Sprachen, dieses „zweifache Leben“ zu verbinden und das „Durchschreiten beider Sprachen“ gelingt der Autorin zum Beispiel nur „im Schreiben“, aber auch da wird es zu einer anstrengenden Arbeit, denn jede Sprache hat ihre Nische, hat ihr „ganz eigenes, eigenständig arbeitendes Herz, das alleinsprechend ist“. Es ist aber nicht abzuleugnen, dass erst durch das Erlernen einer anderen Sprache, anderer Sprachen, die erste Sprache kognitiv und inferenziell erfasst wird, das „eigene Zuhause“ für sich selbst „hörbar“ wird (S. 11), wodurch viele Phänomene besser verstanden werden können. Bodrožić konnte durch das Erlernen der „deutschen Sprache“ beginnen, die „Grenzen zu verstehen und an das Leben zu glauben“, den Begriff „Freiheit“ zu verstehen, „durch den Entzug alles Vertrauten“ (S. 18). Zusammenfassend ist zu sagen, dass die erste Sprache und alle anderen Sprachen, die gelernt werden, eigenständige Nischen bilden, die aber doch untereinander, im schwelenden Hintergrund, durch ein ‚code-switching‘ verbunden bleiben, jede Nische aber mit ihren eigenen, nur sie bestimmenden Konnotaten, Erlebnissen, Erfahrungen und Gefühlen als ein autonomer Organismus anzusehen ist. Die Bildung einer oder mehreren Nischen führt aber als ganz normale und logische Folge in jedem Individuum zu Horizonterweiterung, zu Grenzverwischung verschiedener Phänomene, Verwischung von „Zeichen- und Sprachprogrammen“, zu regem Verkehr von „kosmischen Füßen, Wörtern, Hufen, Stillehöfen und Liebesfäden“.¹⁰

9 Abutalebi u.a. (Anm. 2).

10 Marica Bodrožić: Ausgestürzt. In M. B.: Ein Kolibri kam unverwandelt. Gedichte, Salzburg, Wien: Otto Müller Verlag 2007, S. 31.

II.

Anhand einiger Überlegungen der Autorin Marica Bodrožić wurde versucht, den Prozess des ‚code-switching‘, der beim Erlernen und Vertiefen einer neuen Sprache erfolgt, zu erklären. Im zweiten Teil dieser Arbeit soll nun der Versuch unternommen werden, zu erkennen, ob, wann und wie dieses ‚code-switching‘ in Texten sichtbar wird.

Dazu ist zu sagen, dass es beim Sprechen, in Hörtexten, in Seh- und Hörtexten, also bei Fernsehsendungen aller Art und Filmen sehr oft zu ‚code-switching‘ kommt, denn, wie schon erwähnt, auch Dialektformen und Gruppenzugehörigkeitsregister führen im Gehirn zu ‚code-switching‘.

In geschriebenen Texten, wenn es sich nicht um abgedruckte Interviews und Dialoge handelt, ist das Phänomen seltener anzutreffen. Dabei muss auch die Überlegung angestellt werden, dass wenn Gruppenzugehörigkeitsregister ‚code-switching-Prozesse‘ in Gang setzen, dasselbe auch für ganz spezifische Texte der Fachliteratur gelten kann, die, um sie wirklich zu verstehen, auch ein ganz spezifisches Register voraussetzen. Texte des Finanz- und Wirtschaftswesens, der Rechtssprache und anderer spezifischer Fachbereiche können nur durch geeignete Registerkenntnisse und Fachsprachengruppenzugehörigkeit dekodiert werden.

Aber auch in literarischen Texten ist ‚code-switching‘ erkennbar. Zum Beispiel in den Dramen des Naturalismus, einer literarischen Strömung, die in Deutschland von 1885 bis zirka 1900 wichtig war und vor allem durch einen Autor, Gerhart Hauptmann, Bedeutung erlangte. In seinem Drama „Die Weber“ (Originaltitel „De Waber“) von 1892 wird der Aufstand der schlesischen Weber, der im Jahre 1844 stattgefunden hatte, beschrieben. Die Weber sprachen alle nur ihren schlesischen Dialekt und Hauptmann, selbst Schlesier, lässt in dem Drama die Weber nur in ihrem Dialekt sprechen, der auch im Druck wiedergegeben wird:

Bäcker: Aso a richtiger Fabrikante, der wird mit zwee-, dreihundert Webern fertich, eh man sich umsieht. Da läßt a ooch noch ni paar morsche Knoch’n iebrich. Aso eener der hat vier Mag’n wie’ne Kuh und a Gebiß wie a Wolf.

Da im Drama nicht nur die Weber, sondern auch die Arbeitgeber der Weber, die Industriellen und so genannten Ausbeuter der Weber, und

auch der Hauslehrer und der Pfarrer zu Wort kommen, kommt es zu einem deutlich erkennbaren Registerwechsel:

Dreißiger: Der Fabrikant ist der Sündenbock. Der Weber wird immer gestreichelt, aber der Fabrikant wird immer geprügelt. [...] Der lebt herrlich und in Freuden und gibt den armen Webern Hungerlöhne. Daß so'n Mann auch Sorgen hat und schlaflose Nächte, [...] daß er manchmal vor lauter Dividieren, Addieren und Multiplizieren, Berechnen nicht weiß, wo ihm der Kopf steht, [...] darüber schweigt des Sängers Höflichkeit.¹¹

In vielen Druckversionen wird auch versucht, den Dialekt der Weber der Standardsprache anzugleichen, um dem Leser ein besseres Verständnis zu garantieren.

Auch in vielen Dramen von Bertolt Brecht, zum Beispiel in der *Dreigroschenoper*,¹² kommt es zu Registerwechsel, zu code-switching mit der ‚Gaunersprache‘, da Brecht das Milieu von Verbrecherbanden und Prostituierten in den Mittelpunkt dieses Dramas und vieler seiner Werke stellt. Auch hier wird das Verstehen nicht immer einfach, wenn von „Verbrecherschlampen“ gesprochen wird, von „jungem Gemüse, das meint, wenn es die Pfoten hinstreckt, dann hat es sein Steak im Trocknen“, wenn jemand aufgefordert wird, das „Messer aus dem Maul zu nehmen“ oder einer der Protagonisten, Macheath sagt: „Setz dich, alte Schaluppe, und segel mal hinein in den Whisky“ oder das von der Familie streng behütete Mädchen, Polly, die sich in den Bandenanführer verliebt hat, plötzlich sagt: „Wenn du noch einen kippst, will ich auch noch einen kippen“.

Innerhalb der interkulturellen Literatur, zu der auch die Werke von Marica Bodrožić gehören, werden nicht nur häufig umgangssprachliche und Dialektformen in den Text eingestreut, sondern auch die Sprache, die interkulturelle Kommunikation betrifft, zum Beispiel die „Kanakensprache“ wiedergegeben, diese ganz typische Ausdrucksweise aller derjenigen, die Deutsch zu lernen versuchen, oder auch nach vielen Jahren nur ein gewisses Vokabular zur Verfügung haben:

Böse Blicke warf der deutsche Fahrgast gegenüber auf die zwei Männer vor ihm. Sie sprachen sehr laut.

11 Bezieht sich auf das „Dreißicherlied“, ein Schmählid auf den Fabrikanten; siehe dazu Gerhart Hauptmann: Die Weber. Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein 1981, S. 363, 344.

12 Bertolt Brecht: Die Dreigroschenoper, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1955.

„Kollege sagen, Ismail göt machen“, sagte der Türke. „Jaja.“ Der Marokkaner lachte. „Kollege nix sagen, bös machen. Immer sagen, gut machen, andere nix.“ „Frühe göt Arbayt“, fuhr der Türke fort. „Viil Arbayt. Überstund, Samstag Arbayt. Aynundsiebsig, swayundsiebsig, drayundsiebsig viil Überstund, dann vierundsiebsig, fünfundsiebsig, sechsundsiebsig nix meha. Viil Geld sparen, Familie schikken“. [...]

„Aber, wieviil du Opel Arbayt?“ fragte der Türke den Marokkaner. „Halbswai Jahre, ich arbeit Opel, verstehs, habswei Jahre. Sait Januar, verstehs, Januar voriges Jahr, achtsehn Monat.“ „Ach, du jung Opel arbayte“, sagte der Türke überrascht. „Ich vorher Darmstatt Arbeit. Viil Arbeit.“ „Ich siebsehn Jahr Doitschland, aber andere Firmen Arbayt.“ „Allain nikis göt, dann Frau komm. Schluß allein. Dann ich Opel.“ „Daine Frau hiir?“ „Jaja, jaja.“ „Büro Arbeit, daine Frau?“ „Nikis. Frau Fabrik, auch Fabrik Arbayt.“ „Warum du nix Rüsselshaim Wohnung. Nix viil Zug fahren.“ „Frau Arbayt Mains. So göt. Blaybe Mains, verstehs. Auch Kind jetst Schule.“¹³

Hier wird nicht nur die Aussprache getreu wiedergegeben, sodass das Lesen für den deutschen Muttersprachler erschwert wird, es kann durch diese Schreibweise auch zu Fehlinterpretationen kommen; zum Beispiel das Wort „göt“ könnte ‚Geld‘, aber auch ‚gut‘ bedeuten, es muss aus dem Text erarbeitet werden. Sicher hat der Türke nicht das türkische Wort „göt“ verwenden wollen, da er ja mit einem Marokkaner spricht, es ist aber ein blasphemischer Ausdruck im Türkischen, sollte er ins Deutsche übersetzt werden, würde er nicht in den Kontext passen.¹⁴ Viele Autoren interkultureller Literatur aber machen von dieser Technik Gebrauch, sie fügen Wörter und ganze Sätze ihrer Muttersprache in den deutschen Text ein.

Viele dieser zwei- und mehrsprachigen interkulturellen Autoren verändern auch die Wortposition im Satz, zum Beispiel die Position des Reflexivpronomens, und gehen mit der neuen Sprache viel freier um, als es die Muttersprachler tun. Es zeigt sich ganz klar, dass sich eine Nische für die neue Sprache gebildet hat; es zeigt sich aber auch, dass es doch immer zu Resonanzen mit der Erstsprache kommt, die immer wieder „heraufhört“, wie Bodrožić feststellt. Durch diese Erstsprache nehmen für die Autorin nicht nur die Sätze, die den Text bilden, die Worte im Satz und einzelne Wörter, sondern auch die Buchstaben neue Gestalt an, es scheint, als ob die Autorin eine spezifische Wort-

13 Franco Biondi: Das Foto. In: F. B.: Passavant's Heimkehr. Erzählungen. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1985.

14 „göt“ bedeutet ins Deutsche übersetzt ‚Mumm‘ oder ‚Hintern‘, ‚Hinterteil‘.

und Buchstabenbewusstheit entwickelt habe,¹⁵ definiert als Phonem- und Graphemverstehen.¹⁶ Außer den schon erwähnten Formen wie die „Kindheit als Name in der deutschen Sprache spazieren führen“, oder dass „dabei der eigene Name ein mit Buchstabenpulver zu erobernder Planet“ wurde und wenn von *Schreibengehen* die Rede ist, kommt es auch zu vielen anderen neuen Wortbildungen, um nur einige zu nennen, wie „weißgesonnt“, „muttergemalt“, „trübgewonnen“, „Wörterschnur“, „mit Eisenworten strafen“, die „Farbatmer“¹⁷, das „Hautleben“¹⁸, das „Muttermerkmal“¹⁹. Alle diese Neologismen deuten auf eine tiefgehende, kognitiv und inferenziell erfasste Sprachkenntnis der neuen Sprache, zeigen aber auch durch das ‚code-switching‘, dass das „Herauftönen der Muttersprache“ und anderer erlernter Sprachen eine freiere Handhabung der Sprache ermöglichen. Dadurch kann Sprache durch das „Verflechten“ von „Schriftbild, Lautgestalt und Semantik zu einer linguistischen Anthropologie“ werden, rezensiert Burckhard Müller in der *Süddeutschen Zeitung* im Juni 2007 zum Buch von Bodrožić *Sterne erben, Sterne färben*²⁰.

Interessant ist aber vor allem, wie oben erwähnt, dieses besondere Wort- und Buchstabenbeobachten und -hören und -vertiefen, dieses Phonem- und Graphemverständnis, das der Autorin eigen ist und das gleichzeitig auch über den code-switching-Prozess Aufschluss gibt. „Nur im Deutschen“ lässt es sich denken, sagt Bodrožić, dass das Wort *Engel* auch etwas mit *Enge* zu tun haben muss, einer „Enge“, die sich aber in den Buchstaben ‚L‘, den „Buchstaben der Liebe ausdehnt, in die Lebensflure der Imagination“, und dass diese „Enge“ eigentlich „zum Menschsein dazugehört“ und es „ergänzt“, aber im vollen Bewusstsein, dass diese Enge vom Buchstaben ‚L‘ beschirmt wird. Diesem Buchstaben ‚L‘ „spricht sich das Licht von oben her zu, sich aus dem Senkrechten in die Waagrechte legend, um der Erde etwas ihr Zugehöriges zu bringen“ wie zum Beispiel „Lieder aus dem Lichtinneren, Lieder, die in direkter Linie zu dem fruchtbaren Land eilen,

15 Siehe dazu Dagmar Winkler: Die neo-kybernetische Literatur. (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 125). Amsterdam/Atlanta: Rodopi 1996.

16 Definition hervorgegangen aus einem Gespräch der Autorin dieses Beitrags mit Johann Drumbil (Freie Universität Bozen) und Margit Egert (Leiterin des Ideum Sprach- und Beratungsinstituts, Jugenburg, Österreich), 15.-17. April 2010 im Rahmen der Vorbereitung zur Internationalen Deutschlehrertagung IDT 2012 in Brixen, Freie Universität Bozen, Fakultät für Bildungswissenschaft.

17 Alle Beispiele aus Maria Bodrožić: Der Spieler der inneren Stunde. Roman. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2005, S. 219, 57, 59, 168.

18 Maria Bodrožić: Tito ist tot. Erzählungen. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2002, S. 144.

19 Maria Bodrožić (Anm. 1), S. 71.

20 Burkhard Müller: Marica Brodožić: Sterne erben. Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern. In: Süddeutsche Zeitung vom 13. Juni 2007.

auf dem die Menschen ihre Häuser, Träume und Schmerzen bauen“.²¹
Graphisch dargestellt sieht das ungefähr so aus:

Enge



Durch das Licht von oben, durch die
senkrechte, vertikale Linie wird das Wort
,Enge‘ durch den Buchstaben ‚L‘ erweitert

Enge + L = | _



Der Buchstabe ‚L‘ besteht aber nicht nur aus einer senkrechten, vertikalen Linie, sondern auch aus einer „waagrechten, horizontalen Linie, die das Licht aufnimmt, um es der Erde zuzuführen“; mit dem Buchstaben ‚L‘ ist aber nicht nur das Licht eng verbunden, sondern auch durch ihre semantische Bedeutung andere Wörter, die alle mit dem Buchstaben ‚L‘ beginnen, wie

LIEBE
LIEDER
LICHTINNERES
LINIE
LAND

Dazu ist zu sagen, dass die einzelnen Wörter von der Autorin zuerst auf ihre optische Form, auf ihre bildliche Darstellung hin geprüft werden, dann wird der semantische Wert dieser Wörter eingehend bedacht und mit anderen Wörtern, die sich nur durch minimale Merkmale unterscheiden, auf optischer Ebene betrachtet, verglichen und erweitert. Es werden Interpretationsvergleiche zwischen zwei oder mehreren Wörtern angestellt, die aber untereinander auch semantischen Bezug aufweisen und deren semantischer Bezug auch auf andere Wörter erweitert wird, ohne den optischen Bezug und den Phonembezug aus den Augen zu lassen.

Die einzelnen Buchstaben, vor allem diejenigen, die ein Ursprungswort semantisch erweitert haben, wie der Buchstabe ‚L‘, der als Auslautkonsonant die *Enge* zu einem *Engel* werden lässt, werden als geometrische Figuren gesehen und ihre Form auch semantisch interpre-

21 Maria Bodrožić (Anm. 1), S. 14.

tiert; daraufhin werden andere Wörter, die mit demselben Buchstaben beginnen und semantische Affinitäten aufweisen, gesucht und hinzugefügt. Es kommt durch kognitives und inferenzielles Spracherfassen zu pluridimensionaler Interpretation der Wörter, wie im Beispiel der Wörter *Enge* und *Engel*.

Durch das vertiefte Beobachten des Buchstabens ‚L‘ und das Wortsuchen nach semantischen Affinitäten von Wörtern, die mit dem Buchstaben ‚L‘ beginnen und mit dem Bezugswort ‚Engel‘, das eben durch die Erweiterung von ‚Enge‘ durch den Buchstaben ‚L‘ eine neue semantische Bedeutung erhalten konnte, wurde die Autorin auch dazu angeregt, das deutsche Wort *Liebe* mit dem entsprechenden kroatischen Wort *ljubav*, das Liebe in der „ersten Muttersprache“ der Autorin bedeutet, zu vergleichen. Durch diese Komparation werden außer dem Buchstaben ‚L‘, der für beide Wörter den Anfangsbuchstaben bildet, einige weitere interessante Elemente „sichtbar“, denn „dieses Buchstabenbild zeigt“, dass auf das ‚L‘ im Kroatischen der Buchstabe *j‘* folgt; ein Buchstabe, der „zu großen Teilen in der Erde lebt“:

Das Land des Buchstabens J lebt zu großen Teilen in der Erde, dort, wo die Wurzeln der Pflanzen und Bäume verwandt sind mit den Küssen, wo sie sich und die Zukunft ihrer Farben besprechen. Dieser Buchstabe begibt sich ins Erdige wie eine Suppenkelle, um später wieder etwas Neues zu werden. Liebe und das Neue sind mir dadurch immer als ein und dasselbe erschienen, weshalb sie auch manchmal weh tun können, in jener ersten, in jener zweiten, mir mich erzählenden Sprache und in jeder anderen lebendigen Sprache (S. 14f.).

Liebe Ljubav

Die Interpretation, die die Autorin nach der optisch komparativen Betrachtung der beiden Wörter, gibt, ist bedeutungsvoll: Der Buchstabe *j‘* des Wortes *ljubav*, wird mit einer „Suppenkelle“, die sich „ins Erdige begibt“, verglichen; ein Buchstabe, der also tiefer geht als das ‚L‘, das durch seine Form nur das Licht von oben zur Erde weiterleitet, wodurch die Erde fruchtbar wird; das ‚J‘ hingegen dringt in die Erde ein, wo die „Wurzeln der Pflanzen und Bäume verwandt sind mit den Küssen, wo sie sich und die Zukunft ihrer Farben besprechen“, um später wieder „etwas Neues zu werden“. Die Autorin will mit ihrer Interpretation ganz klar ausdrücken, wie tief verankert die Muttersprache im Menschen ist; sie ist die „Wurzel“ aller „Pflanzen und Bäume“,

die aus der Muttersprache erwachsen können, und sie ist ganz eng verbunden mit „Liebe“ und Ursprung, aber auch mit allem „Neuen“, das eben durch die erste Sprache erforscht und erkannt werden kann. Und genau auf diese Weise können auch Mehrsprachigkeit und ‚code-switching‘ erklärt werden: Die Wurzel wird durch die erste Sprache geprägt, die aber auch eng verbunden ist mit Erde und Wurzel im konkreten Sinn, das heißt mit einem ganz bestimmten Ort, der mit den ersten „Träumen und Schmerzen“ verbunden ist. Aus diesem Ort, aus dieser Wurzel wird „viel Neues“ wachsen, neue Träume und Schmerzen, die sich ganz eigenständig entwickeln, entwickelt haben, entwickeln werden, die aber immer auch ein ‚code-switching‘ zur Wurzel, zum Ursprung ermöglichen. Oft ist es eben diese Eigenständigkeit, diese ganz eigene und autonome Nische, die es möglich macht, die Ursprungswurzel erst richtig zu Bewusstsein zu bringen und verstehen zu lassen. Verstehen, kognitives und inferenzielles Erfassen beginnt bei der Sprache, der Sprachwurzel. Und erst durch das „sprachgenaue Wissen um diese Welt“ kann man zu einem „Menschen mit Gedächtnis werden“, für den jedes Wort seine ganz eigene Bedeutung hat, „jedes Wort den Namen der Welt“ einschließt, für den „jedes Wort einzeln, eine einzelne, für alles stehende Welt“ bedeutet. Und „niemand hat die Kraft, den Namen der Welt zu übermalen, sooft er es auch versuchte“: Ursprung, Wurzel und Erstsprache sind wie eine Grundmelodie, die immer wieder „herauftönt“, die sich mit dem Neuen vermischt und sich von dem Neuen abtrennt, aber eben dadurch wird es möglich mehrere Sprach- und Kulturmelodien kognitiv zu erfassen, zu hören und wiederzugeben.

Diese Grundmelodie macht das ‚code-switching‘ möglich, ist eine notwendige Grundlage, von der nicht abgesehen werden darf. Während es nur selten vorkommt, wie bei Bodrožić, dass der Prozess des ‚code-switching‘ beschrieben wird, ist es in zahlreichen Seh-, Hör- und Lese-texten durchaus möglich, nicht nur die Grundmelodie der Erstsprache „herauftönen“ zu hören in Form von ‚code-switching‘, das heißt durch Einfügen von neu organisierten Satzstrukturen, neuer Wortpositionsstellung im Satz und neuen Wortbildungen, sondern auch ‚code-switching-Prozesse‘ in Form von Gruppenzugehörigkeitsregistern zu erkennen und zu analysieren. Die Beispiele dazu sind zahlreich, hier wurde der Fokus nur auf einige gelenkt, es hängt nur vom Leser/Hörer/Zuschauer ab, ob er Lust hat, sich auf die interessante und abenteuerliche Reise zu begeben, dieses ‚code-switching‘ in Lese-, Seh- und Hörtexten zu erkennen und zu erforschen.



5. Interkulturelle Linguistik

Die Interkulturalität des Autors und ihre Beschreibung

Der Begriff der Polyphonie, den dieser Sammelband im Titel führt, ist eine Metapher, denn im Zusammenhang mit Mehrsprachigkeit kann von einer Mehrstimmigkeit nur im uneigentlichen Sinn die Rede sein. Ihre Herkunft aus dem Bereich der Musik weist zunächst darauf hin, dass in der Mehrsprachigkeit eines Individuums überhaupt eine Quelle künstlerischer Kreativität liegt. Die Bedeutung des kompositorischen Miteinanders verschiedener, oft kontrapunktisch geführter Melodien legt zudem nahe, dass diese Kreativität sich im Tonmaterial der Sprachen zu Themen und Texten entfaltet, welche die kulturellen Erfahrungen des mehrsprachigen Individuums in oder zwischen den Sprachgemeinschaften widerspiegeln. Im Folgenden wird versucht, sich dieser Art der Polyphonie über einen Begriff zu nähern, der im theoretischen Aufbau der Interkulturellen Kommunikation von Bedeutung ist¹: die Interkulturalität. Der Begriff soll zunächst bestimmt werden, um dann in einem interdisziplinären Rahmen die Möglichkeiten seiner wissenschaftlichen Beschreibung zu erörtern.

1. Interkulturalität und der dritte „Sehepunkt“

Der Begriff der Interkulturalität steht im Wettbewerb mit der kulturellen Hybridität, der Métissage oder dem Synkretismus.² Von diesen unterscheidet er sich vor allem dadurch, dass ihm nicht eine Spielart der ‚Mischung‘ zugrunde liegt. Er evoziert vielmehr das Bild einer Zwischenstellung, das in der Dynamik wechselseitiger Beziehungen und Einflüsse variabler ist als das – metaphorisch letztlich irreversible – Mischen von Kulturen. Um diese Zwischenstellung zu beschreiben, kann auf eine Metapher zurückgegriffen werden, die in der Sprache der Geisteswissenschaften eine lange Tradition hat. Johann Martin Chladenius setzte sie 1752 zum ersten Mal systematisch ein, um da-

1 Vgl. etwa die gängigen Einführungen von Astrid Erll und Marion Gymnich: Interkulturelle Kompetenzen. Erfolgreich kommunizieren zwischen den Kulturen. Stuttgart: Klett 2007, S. 32-36; Hans-Jürgen Lüsebrink: Interkulturelle Kommunikation. Stuttgart, Weimar: Metzler 2008, S. 13-16.

2 Serge Gruzinski (Hg.): Planète métisse. Paris: Musée du Quai Branly, Arles: Actes Sud 2007.

mit die Hermeneutik der Geschichtswissenschaft zu beschreiben. Es ist die optische Metapher des ‚Sehepunktes‘, die als Ausdruck dem ‚Blickpunkt‘, dem ‚Gesichtspunkt‘ oder auch dem ‚Blickwinkel und der ‚Perspektive‘ weichen musste, in ihrer erkenntnistheoretischen Bedeutung aber fortbesteht. Chladenius definiert:

Der Sehepunkt ist der innerliche und äusserliche Zustand eines Zuschauers, in so ferne daraus ein gewisse und besondere Art, die vorkommenden Dinge anzuschauen und zu betrachten flüßet,³ und schließt daraus, „dass Personen, die eine Sache aus verschiedenen Sehe-Punkten ansehen, auch verschiedene Vorstellungen von der Sache haben müssen [...]“.⁴

Mit der Heuristik des ‚Sehepunktes‘ lässt sich die Ausgangslage jeder Form von interkultureller Kommunikation beschreiben: Mitglieder einer Kultur A und Mitglieder einer Kultur B nehmen die Wirklichkeit aus unterschiedlichen ‚innerlichen‘ und ‚äußerlichen‘ Blickwinkeln wahr und bilden von dieser darum verschiedene ‚Vorstellungen‘ aus. Seit ihren Anfängen als Wissenschaft in den 1950er Jahren treibt die Interkulturelle Kommunikation vor allem das Konfliktpotenzial an, das in den kulturell bedingten Unterschieden der Sehepunkte liegt. Ihr Hauptanliegen ist die Erfassung interkultureller Missverständnisse und die Entwicklung von Strategien zu deren Überwindung und Vermeidung, die sich praktisch in interkulturelles Training und interkulturelle Kompetenz umsetzen lassen. Dass unterschiedliche Sehepunkte in der Kommunikation auch ein Innovationspotential darstellen, bildet sie erst seit den 1990er Jahren zu Theoremen und Theorien aus, als sie Ansätze der ‚postkolonialen Studien‘ und unter diesen vor allem das Denkmodell des ‚third space‘⁵ reflektiert. Unter dem Stichwort ‚third culture‘ konstatiert Casmir sogar einen „Paradigmenwechsel“ in der Interkulturellen Kommunikation⁶ und leitet daraus das „third-culture building model“ ab.⁷ Dem Modell des ‚dritten Raumes‘ oder der ‚dritten Kultur‘ verdankt die Interkulturalität ihre begrifflichen Konturen.

3 Johann Martin Chladenius: Allgemeine Geschichtswissenschaft. Mit einer Einleitung von Christoph Friederich u. einem Vorwort von Reinhart Koselleck. Wien, Köln, Graz: Böhlau 1985 (Neudruck der Ausgabe Leipzig 1752), S. 100 f.

4 Ebd., S. 188 f.

5 Homi K. Bhabha: The Location of Culture. London, New York: Routledge 1994; Jonathan Rutherford: The Third Space. Interview with Homi Bhabha. In: J. R. (Hg.): Identity: Community, Culture, Difference. London: Lawrence and Wishart 1990, S. 207-221.

6 Fred L. Casmir: Third-Culture-Building: A Paradigm-Shift for International und Intercultural Communication. In: Communication Yearbook 16. 8 (1992), S. 407-428.

7 Fred L. Casmir: Foundations for the study of intercultural communication based on a third-culture building model. In: International Journal of Intercultural Relations 23. 1 (1999), S. 91-116.

Im deutschsprachigen Raum beschäftigte sich vor allem Alois Wierlacher in mehreren Beiträgen mit ihrer „Konzeptualisierung“⁸ und gelangt dabei, indem er auf Chladenius zurückgreift,⁹ zum Sehepunkt des „Dritten“ (S. 231 f.), von dem aus der dritte Raum oder die dritte Kultur als „Zwischenwelt“ (S. 232) entsteht. In dieser Zwischenwelt treffen sich Mitglieder einer Kultur A und Mitglieder einer Kultur B, wenn sie miteinander kommunizieren. In ihr entwickelt sich ein interkultureller Prozess: Ein „Wechseltausch kulturdifferenten Perspektiven“ (S. 218) findet dort statt und öffnet den Weg zu „kooperativer Erkenntnisarbeit“ (S. 228), die nicht zuletzt auch die „kooperative Selbstaufklärung“ (S. 229) umfasst. Der Prozess ist „dynamisch“¹⁰ und in seiner zeitlichen Bindung an den Vollzug der Kommunikation zugleich „transitorisch“¹¹. Er kann darum nicht im dialektischen Sinn als Synthese gedacht werden, in der zwei Kulturen als These und Antithese aufgelöst sind, sondern vielmehr als momentane Synergie, deren Folgen nicht voraussehbar sind.¹²

Versucht man, die Terminologie zu ordnen, scheinen folgende Abgrenzungen sinnvoll:

a) Die Begriffe der ‚dritten Kultur‘ und des ‚dritten Raumes‘ sind zweideutig. Mit dem ersten bezeichnet man auch eine neue Wissenskultur, die neben den Humanwissenschaften und den Naturwissenschaften entsteht,¹³ während der zweite nicht nur in der Soziologie Verwendung findet, wo er die Räume der ‚Familie‘ und des ‚Arbeitsplatzes‘ ergänzt,¹⁴ sondern auch innerhalb der Interkulturellen Kommunikation mittlerweile im engeren Sinn als neutraler Raum des Verhandelns verstanden wird, der sich prototypisch als Konferenzraum mit seinen spezifischen „Kommunikationsinfrastrukturen“ konkretisiert.¹⁵ Als

8 Alois Wierlacher und Ursula Hudson-Wiedenmann: Interkulturalität. Zur Konzeptualisierung eines Grundbegriffs interkultureller Kommunikation. In: Jürgen Bolten und Claus Ehrhardt (Hg.): Interkulturelle Kommunikation. Texte und Übungen zum interkulturellen Handeln. Sternenfels: Wissenschaft und Praxis 2003, S. 217-243.

9 Ebd., S. 226. In der Folge wird aus diesem Text mit einfacher Seitenzahl zitiert.

10 Jürgen Bolten: Interkulturelle Kompetenz. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen 2003, S. 22.

11 Alois Wierlacher: Handbuch interkulturelle Germanistik. Stuttgart, Weimar: Metzler 2003, S. 216.

12 Jürgen Bolten (Anm. 10), S. 22.

13 John Brockman: The Third Culture. New York u. a.: Simon & Schuster 1995; deutsch: Die dritte Kultur. Das Weltbild der modernen Naturwissenschaft. Übers. von Sebastian Vogel. München: Goldmann 1996.

14 Ray Oldenburg: The Great Good Place. New York: Marlowe & Company 1991; Ray Oldenburg: Celebrating the Third Place: Inspiring Stories about the „Great Good Places“ at the Heart of Our Communities. New York: Marlowe & Company 2000.

15 Klaus Dirscherl: Der Dritte Raum als Konzept der interkulturellen Kommunikation. Theorie und Vorschläge für die Praxis. In: Jürgen Bolten (Hg.): Interkulturelles Handeln in der Wirtschaft. Positionen – Modelle – Perspektiven – Projekte. Sternenfels: Verlag Wissenschaft & Praxis 2004, S. 3.

Bezeichnung für jenen abstrakten Ort, an dem in der interkulturellen Begegnung der Sehepunkt des ‚Dritten‘ liegt, bietet sich darum die vergleichsweise unbildliche, doch begrifflich unbeschwerte Interkultur an.

b) Im Unterschied zur Interkultur als abstraktem Ort interkultureller Begegnung ist Interkulturalität eine Qualität, die sich aus dem von Wierlacher beschriebenen „Wechseltausch kulturdifferenten Perspektiven“ und der aus diesem folgenden kooperativen „Erkenntnisarbeit“ und „Selbstaufklärung“ ergibt. Als solche bezieht sie sich sowohl auf den Prozess der interkulturellen Kommunikation, sofern er zum Tausch der Perspektiven und zur Kooperation in der Erkenntnis führt, als auch auf das Ergebnis des Prozesses, das sich in den Mitgliedern der verschiedenen Kulturen manifestiert, sofern es ihnen gelingt, Perspektiven zu tauschen und Erkenntnisse über den jeweils andern, über sich selbst und damit letztlich über die Welt gemeinsam zu erarbeiten.

c) Sowohl Interkultur als auch Interkulturalität eignen sich damit als heuristische Schlüssel zur Interpretation literarischer Texte, deren Verfasser mehrsprachig sind und die damit verbundenen kulturellen Erfahrungen in diesen Texten ‚polyphon‘ verarbeiten. Er vertritt den Blickpunkt des Dritten in seiner konsequentesten Form, indem er die Mitgliedschaft zweier Kulturen in seiner Person vereint. Er vollzieht den Wechseltausch der Perspektiven in sich selbst allein und kann darum nicht anders, als seine „Erkenntnisarbeit“ immer auch zugleich als „Selbstaufklärung“ zu leisten. Der kulturell polyphone Autor ist in dieser Hinsicht der reinste Ausdruck von Interkulturalität.

2. Interkulturalität, Interdisziplinarität und Literatur

Auf die schwierige Frage, was Kultur ist, braucht hier nicht eingegangen zu werden. Es reicht die Annahme, dass sie ein komplexes Phänomen der Menschheit ist und von verschiedenen ‚Sehepunkten‘ aus betrachtet werden muss. Dies gilt umso mehr in Hinblick auf ihre interkulturellen Aspekte. Die Interkulturelle Kommunikation ist schon darum als solche ein interdisziplinäres Fach. Ohne ferner die Grenzbeziehungen zwischen Interdisziplinarität, Multidisziplinarität oder Transdisziplinarität zu erörtern,¹⁶ darf festgestellt werden, dass seine

16 Vgl. Philipp W. Balsiger: Transdisziplinarität. Systematisch-vergleichende Untersuchung disziplinübergreifender Wissenschaftspraxis. München: Fink 2005, S. 151-188.

Forschungsgegenstände, Ziele und Methoden sich mit denen anderer Fächer auf die eine oder andere Weise berühren, überschneiden oder ergänzen. Dazu zählen etwa Soziologie und Anthropologie, Psychologie und Pädagogik, Geschichte und Philosophie und, nicht zuletzt, die Sprach- und Literaturwissenschaft.¹⁷ Die Forschungsgegenstände Interkultur und Interkulturalität fordern geradezu eine interdisziplinäre Zusammenarbeit mehrerer Fächer. Fest steht aber auch, dass literarische Texte mehrsprachiger AutorInnen, wenn man sich für ihre interkulturell bedingte Literarizität und nicht ihre soziologischen, anthropologischen oder linguistischen Aspekte interessiert, ein Forschungsgegenstand der Literaturwissenschaft sind. Am Beispiel von zwei Disziplinen, die ihr bei diesem Thema besonders nahe stehen, wird im Folgenden der Frage nachgegangen, welche Impulse die Literaturwissenschaft von ihnen aufnehmen kann, um sich in Hinblick auf die Interkulturalität mehrsprachiger AutorInnen interdisziplinär auszurichten. Als Nachbardisziplinen werden die Interkulturelle Kommunikation und die Sprachwissenschaft und aus diesen wiederum einige exemplarische Möglichkeiten ausgewählt, aus denen eine interdisziplinäre Praxis entstehen kann.

2.1. Interkulturelle Kommunikation

In den gängigen Einführungen in die Interkulturelle Kommunikation wird von zwei großen „Gegenstandsbereichen“ des Faches ausgegangen, denen jeweils ein engeres und ein weiteres wissenschaftliches Selbstverständnis zugrunde liegt.¹⁸ Der erste lässt sich als „individuelle Kommunikation“ umreißen. In seinem Zentrum steht die face-to-face-Kommunikation mit all ihren verbalen, paraverbalen, extraverbalen und nonverbalen Komponenten. Der zweite umfasst die „soziale Kommunikation“, die insofern auch „mediatisiert“ genannt werden kann,¹⁹ als sie sich vor allem über Medien – Zeitungen, Zeitschriften, Fernsehen und Internet – vollzieht. Als prototypische Beispiele mediatisierter interkultureller Kommunikation können dabei die Werbung und Mediengenres wie Quiz-, Talk- oder Reality-Shows gelten, die zwischen kultureller Standardisierung und Differenzierung global vermarktet werden. Beide Gegenstandsbereiche sind interdependent miteinander verknüpft, da sich die Formen der individualen in der sozialen Kommunikation ineinander widerspiegeln. Zu ergänzen

17 Vgl. Astrid Erll und Marion Gymnich (Anm. 1), S. 9. Hans-Jürgen Lüsebrink (Anm. 1), S. 5.

18 Astrid Erll und Marion Gymnich (Anm. 1), S. 77 f.; Hans-Jürgen Lüsebrink (Anm. 1), S. 8.

19 Hans-Jürgen Lüsebrink (Anm. 1), S. 8.

wäre ein dritter Gegenstandsbereich, der sich einerseits induktiv aus den beiden genannten ergibt und diesen andererseits zugleich auch deskriptive Kategorien zur Verfügung stellt: Es sind die kulturellen Bedingungen, die zu bestimmten Formen individueller und sozialer Kommunikation führen. In der Interkulturellen Kommunikation hat sich durchgesetzt, diese Bedingungen in kulturellen ‚Dimensionen‘ zu beschreiben.

Aus dem Spektrum der Themen, mit denen sich Interkulturelle Kommunikation in diesen Bereichen beschäftigt, sollen zwei ausgewählt werden, die geradewegs in den Raum der Interkultur hineinführen und näheren Aufschluss über die Qualität der Interkulturalität versprechen. Mit ihnen lässt sich näher bestimmen, was vom Blickpunkt des Dritten aus zu erblicken ist und welche Perspektiven im Einzelnen gewechselt werden, damit das kooperative Bemühen um Erkenntnis und Selbsterkenntnis auch Aussicht auf Erfolg hat. Das erste Thema umgreift die Bereiche individueller und sozialer Kommunikation und betrifft die Welt-, Fremd- und Selbstbilder, die im Raum der Interkultur zu reflektieren sind. Das zweite hingegen entstammt dem dritten Gegenstandsbereich und gilt den Dimensionen, in denen Kulturen im Raum der Interkultur erscheinen.

2.1.1. Welt-, Fremd- und Selbstbilder

Während des Zweiten Weltkriegs kam es in England zu verwirrenden Begegnungen zwischen einheimischen jungen Frauen und dort stationierten amerikanischen Soldaten, die das Interesse einer Forschergruppe um Margaret Mead weckten und die Paul Watzlawick später als einen klassischen Fall des interkulturellen Missverständnisses vorstellte.²⁰ Die Amerikaner hielten die Engländerinnen für leichte sexuelle Beute und wurden von diesen ihrerseits für stürmische Draufgänger gehalten. Diese Bilder, deckten Mead und ihre Kollegen auf, waren auf das unterschiedliche Paarungsverhalten in der englischen und der amerikanischen Kultur zurückzuführen, und zwar im Besonderen auf die unterschiedlichen Rollen, die der Kuss dabei spielt: Teilt man den Weg vom ersten Kennenlernen zum Geschlechtsverkehr in dreißig Schritte ein, wurde im Amerika der 1940er Jahre schon beim fünften, in England aber erst beim fünfundzwanzigsten geküsst. Während also die Amerikaner im Kuss noch eine Strecke Weges vor sich liegen sahen, war für die Engländerinnen mit seiner Hinnahme schon

20 Paul Watzlawick, Janet Beavin und Don D. Jackson: *Pragmatics of the Human Communication. A Study of Interactional Patterns, Pathologies and Paradoxes*. New York, London: Norton 1967, S. 20.

die Entscheidung verbunden, sich nun auch ganz in die Beziehung einzulassen.

Dass Wahrnehmungen kulturell bedingt sind, wies 1932 zum ersten Mal Frederic Bartlett empirisch nach,²¹ indem er Versuchspersonen, die an europäischen Textprinzipien, wie etwa dem der Folgerichtigkeit und Stimmigkeit geschult waren, die magische Indianergeschichte *The War of the Ghosts* nacherzählen ließ und dabei ihre Neigung entdeckte, die unfolgerichtigen und unstimmigen Elemente des Textes auszulassen und ihm ihrerseits solche hinzuzufügen, die ihn folgerichtiger und stimmiger erscheinen ließen. Zur Kennzeichnung dieser Art kulturbedingter Wahrnehmung, die von der Suche nach Sinn, einem ‚effort after meaning‘, geleitet wird, führte Bartlett den Begriff des ‚Schemas‘ ein. In den 1970er Jahren erfuhr das Phänomen durch Marvin Minskys *Framework for representing knowledge*²² sowie Roger Schanks und Robert Abelsons *Scripts, plans, goals, and understanding* eine neue Perspektivierung. Vor allem das dynamische Modell des „scripts“ – „a structure that describes appropriate sequences of events in a particular context“²³ – erweist sich gegenüber dem eher statischen „frame“ für die Beschreibung interkultureller Kommunikationsprozesse als hilfreich. So wenig wie das amerikanische ‚Restaurant-Script‘, mit dem Schank und Abelson ihr Modell erläutern,²⁴ mit dem entsprechenden deutschen oder italienischen Drehbuch übereinstimmt, stimmten während des Zweiten Weltkriegs die englischen und die amerikanischen Drehbücher der Liebe überein. In der Nachfolge John Flannagans, der in den 1950er Jahren den typischen Fehlern amerikanischer Piloten nachging und ein Programm zu ihrer Vermeidung entwickelte, werden „scripts“, die in der interkulturellen Kommunikation auf Grund ihrer besonderen kulturellen Eigenarten immer wieder zu Problemen werden, als „critical incidents“²⁵ bezeichnet. Schemen, Rahmen und Skripts erleichtern den Menschen in allen Kulturen die Wahrnehmung der Wirklichkeit. Diese Feststellung gilt auch für die Wahrnehmung der Menschen, die ein Teil der Wirklichkeit sind. Insofern sind auch Stereotype als solche nicht negativ. Auch wenn sie – wie Schemen, Rahmen und Skripts – im Kontakt mit ande-

21 Frederic Bartlett: *Remembering. A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge: Cambridge University Press 1932.

22 Marvin Minsky : *A Framework for Representing Knowledge*. Cambridge, Mass.: Massachusetts Inst. of Technology 1974.

23 Roger C. Schank und Robert P. Abelson: *Scripts, Plans, Goals, and Understanding. An Inquiry into Human Knowledge*. Hillsdale, NJ: Erlbaum 1977, S. 41.

24 Ebd., S. 43.

25 John C. Flannagan: *The Critical Incident Technique*. In: *Psychological Bulletin* 51 (1954), S. 327-358.

ren Kulturen nicht selten Hindernisse bilden, dienen sie doch im Allgemeinen der Orientierung des Menschen in seiner Welt, indem sie ihm helfen, die zahllosen, ihn überflutenden Wahrnehmungen zu filtern, zu ordnen und zu verarbeiten. Das erkannte schon Walter Lippmann, als er den Begriff des Stereotyps in den 1920er Jahren einführte: Eine seiner wesentlichen Funktionen ist die der Komplexitätsreduktion. Im Übrigen ist das Stereotyp selbst ein komplexes Phänomen, das hier nur in Hinblick auf seine Verwendbarkeit für die Beschreibung von Interkulturalität dargestellt werden kann.

Mit Uta Quasthoff lässt sich die schon von Lippmann erkannte kognitive Funktion des Stereotyps durch eine soziale und eine affektive ergänzen:²⁶ Seine soziale Funktion liegt in der Schaffung einer kollektiven Identität durch Bereitstellung einer kollektiven Alterität. Mit ‚den Anderen‘ setzt sie das ‚Wir‘ voraus, grenzt, wie Sumners es 1906 zum ersten Mal sah, die „in-group“ von der „out-group“ ab und führt auf diesem Weg zur Ausbildung der Opposition von Auto- und Heterostereotypen. Seine affektive Funktion aber richtet sich in einem solchen Zusammenhang auf die Schaffung eines Gemeinschaftsgefühls, das Geborgenheit gibt, in der Ausgrenzung ‚der Anderen‘ aber zugleich zum Hass auf diese führen kann.²⁷ Dass Stereotype ‚hart‘ und ‚fest‘ sind und sich als solche dem Wandel widersetzen, ist durch das griechische „stereós“ schon in ihrem Namen angelegt. Dennoch entwickeln auch sie sich in der Geschichte. Aus der empirischen Studie von Katz und Braly, die als erste ihrer Art gilt, erfährt man etwa, dass vor 1933 in der Rangordnung positiver, mit Sympathie besetzter Stereotypen die Deutschen aus amerikanischer Sicht – nach den Amerikanern selbst und den Briten – noch die dritte Stelle belegen, unter dem Eindruck des Zweiten Weltkriegs aber zunehmend in negativen Stereotypen wahrgenommen werden.²⁸ Galten chinesische Einwanderer in Kalifornien im 19. Jahrhundert den Amerikanern noch als ruhig („sober“), friedfertig („inoffensive“) und gesetzestreu („law-abiding“),

26 Uta M. Quasthoff: Soziales Vorurteil und Kommunikation. Eine sprachwissenschaftliche Analyse des Stereotyps. Frankfurt a. M.: Athenäum 1973, S. 40.

27 Welch ein Gemisch an Frustrationen und Aggressionen sich noch darin zusammenbrauen kann, lässt sich der Studie Adornos entnehmen: Theodor Adorno, Else Frenkel-Brunswik, Daniel J. Levinson und R. Nevitt Sanford: The Authoritarian Personality. New York: Harper 1950.

28 Vgl. William Buchanan und Hadley Cantril: How Nations See Each Other. A Study in Public Opinion, Urbana: University of Illinois Press 1953, S. 56; Eugene L. Hartley und Ruth E. Hartley: Fundamentals of Social Psychology. New York: Knopf 1952, S. 462; Uta M. Quasthoff: Linguistic Prejudice/ Stereotypes. In: Hans Goebel, Peter H. Nelde, Zdeněk Starý und Wolfgang Wölck (Hg.): Kontakt-linguistik/Contact Linguistics/Linguistique de contact. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung/An International Handbook of Contemporary Research/Manuel international des recherches contemporaines. Berlin, New York: de Gruyter 1996, 1. Halbband, S. 789.

solange sie als Feldarbeiter keine Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt waren, wandelte sich das Stereotyp, als auch sie in die Städte und zu den Goldminen zogen, und setzte sich nun aus Merkmalen wie kriminell („criminal“), gefährlich („dangerous“), clanhaft („clannish“) oder hinterlistig („deceitful“) zusammen.²⁹

Schemata, Rahmen und Skripte der Wahrnehmung der Wirklichkeit gehen auch in die Texte des mehrsprachigen Autors ein und prägen diese thematisch und strukturell. Im abstrakten Zwischenraum seiner Interkultur kann er grundsätzlich die Perspektiven auf sie wechseln und diesen Wechsel zu interkultureller Erkenntnisarbeit nutzen. Stoßen die kulturellen Muster konfliktuell aufeinander, kann sich der Standpunkt des Dritten auch als Ort der Entfremdung erweisen, der in der so genannten Migrantenliteratur ein Grundthema ist. Ist ‚Alltag‘ der markante Ausdruck eines Lebens, das sich in Rahmen und nach Skripten und Schemata vollzieht, ist dieser Zusammenhang im Titel der ersten Gedichtsammlung Gino Chiellinos – *Mein fremder Alltag* (1984) – treffend zusammengefasst.

Ebenso werden sich Stereotype in den Spiegeln der Zwischenwelt reflektieren und brechen. Folgt man der Vorstellung, dass der mehrsprachige Autor Mitgliedschaften verschiedener Kulturen in sich vereint, muss seine Verarbeitung von Stereotypen in ihren notwendigen Ausprägungen als Heterostereotypen und Autostereotypen von einer außerordentlich dynamischen Dialektik gekennzeichnet sein. Fremdbilder wandeln sich darin zu Selbstbildern und Selbstbilder zu Fremdbildern, wie sich auch der Prozess der ‚self-fulfilling prophecy‘ in beiden Richtungen vollziehen kann.

Die Komplexität der Interkulturalität, die sich aus ihrer Reflexion von Welt-, Fremd- und Selbstbildern ergibt, erhöht sich ferner in historischer Sicht. Dem Wandel, dem Stereotype ebenso in der Zeit unterliegen wie Rahmen und Skripte, wäre – wenn man sie denn schreiben wollte – auch in einer Geschichte der Literatur mehrsprachiger AutorInnen nachzugehen. *Über den Umgang mit Menschen* wird heute sowohl in der deutschen als auch der italienischen Kultur anders nachgedacht, als Adolf Knigge es 1788 noch tat. Die mit dem Wirtschaftswunder der 1960er Jahre auf beiden Seiten verbundenen Stereotype sind auch in der Interkultur deutsch-italienischer AutorInnen längst anderen gewichen.

29 Bernhard Berelson und Gary A. Steiner: *Human Behavior*. New York: Harcourt, Brace & World 1964, S. 503; vgl. Uta M. Quasthoff (Anm. 25), S. 789.

2.1.2. Kulturdimensionen

Fragt man als Tourist in Finnland nach dem Weg, also etwa „Wir suchen den Bahnhof. Können Sie uns helfen?“, kann es geschehen, dass man als Antwort ein einfaches „Ja“ erhält, dem im Weiteren ein Schweigen folgt.³⁰ Die finnische wie auch die estnische oder schwedische Kultur lässt sich darum auch als „Schweigekultur“ bezeichnen und als solche von „Redekulturen“ wie der deutschen, englischen oder italienischen unterscheiden.³¹ Seit ihren Anfängen bemüht sich die Interkulturelle Kommunikation um Kriterien und Kategorien zur Beschreibung von Kulturen, um sie miteinander vergleichen zu können. Gemäß Watzlawicks erstem Axiom, wonach man nicht nicht kommunizieren kann, also auch Schweigen beredt ist,³² wäre das Kriterium hier durch das quantitative Verhältnis verbaler und nonverbaler Anteile an der Kommunikation vorgegeben. Diese Art der Kategorienbildung wird nach einer von Pike in den 1960er Jahren eingeführten Unterscheidung „etisch“ genannt. Im Unterschied zum „emischen“ Verfahren, das darauf abzielt, Kulturen von innen, aus ihnen selbst heraus zu verstehen, besteht das etische darin, übergreifende Kategorien von außen auf verschiedene Kulturen anzulegen. Da es den Vergleich als Prinzip impliziert, ist das etische Verfahren das der Interkulturellen Kommunikation. Von den vier Versuchen der etischen Kategorisierung, die hier exemplarisch vorgestellt werden, entstammen zwei den Pionierjahren der Interkulturellen Kommunikation und zwei dem noch immer einflussreichen Kreis der „holländischen Schule“. Auf die fünf Kulturdimensionen, die Florence Kluckhohn und Fred Strodtbeck 1961 zum ersten Mal vorstellten,³³ wird mit verschiedenen Variationen bis heute zurückgegriffen. Die erste betrifft das Bild, das Mitglieder einer Kultur sich von der Natur des Menschen machen. Ist diese im Wesentlichen gut oder schlecht? Die zweite betrifft ihr Verhältnis zur Natur. Ist dieses durch den Versuch der Dominanz oder dem Wunsch nach Harmonie bestimmt? In der dritten Dimension erscheint das Verhältnis der Mitglieder einer Kultur zueinander. Steht darin das Kollektiv oder das Individuum im Vordergrund? In der vierten und fünften schließlich geraten die Einstellung zur Zeit und zum Leben in den Blick. Richten die Mitglieder einer Kultur ihr Leben

30 Claudia Maria Riehl: Sprachkontaktforschung. Eine Einführung. Tübingen: Narr 2004, S. 131.

31 Els Oksaar: Zweitspracherwerb. Wege zur Mehrsprachigkeit und zur interkulturellen Verständigung. Stuttgart: Kohlhammer 2003, S. 146 f.

32 Paul Watzlawick, Janet Beavin und Don D. Jackson (Anm. 20).

33 Florence Rockwood Kluckhohn und Fred L. Strodtbeck: Variations in value orientations. Evaston Ill. u. a.: Row, Peterson 1961, S. 11-20.

an der Vergangenheit oder der Zukunft und am Sein („being“) oder Handeln („doing“) aus? Vor allem der Dualismus von Kollektivismus und Individualismus wirkte in der Forschung nach und wurde in den 1980er und 1990er Jahren von Harry Triandis ausgebaut: In kollektivistischen Kulturen motiviert das Individuum sein Handeln durch die Normen und Pflichten des Kollektivs, stellt seine persönlichen Ziele hinter die des Kollektivs zurück und betont emotional seine Verbindung mit diesem. In individualistischen Kulturen motiviert es dieses mit eigenen Vorlieben, Bedürfnissen und Rechten, stellt darum die eigenen Ziele denen des Kollektivs voran und wägt die Vor- und Nachteile seiner Verbindung mit diesem rational ab.³⁴

Auch Edward Hall, dem neben der Erfindung des Terminus „intercultural communication“³⁵ auch die Popularität des ‚Eisbergmodells‘ zu verdanken ist – mit dem über dem Wasser liegenden kleinen Teil der Kultur und dem großen darunter, der unsichtbar ist – deckte im Lauf von zwei Jahrzehnten eine Reihe von Merkmalen auf, deren wichtigste sich wiederum zu drei Kulturdimensionen zusammenfassen lassen: In *The Hidden Dimension* stellt er 1966 eine Raumdimension vor, in der er zwischen „personal space“ und „territory“ unterscheidet: dem unsichtbaren Kreis, den Menschen um sich herum als Privatsphäre betrachten und andere nur mit Erlaubnis betreten dürfen, und den Orten, die sie im weiteren Sinn als die ihren betrachten, sei es, weil sie diese tatsächlich besitzen oder nur bewohnen und nutzen. Hall entwickelt aus diesen Zusammenhängen nicht nur die kulturellen Kategorien der „high territoriality“ und „low territoriality“, sondern begründet damit die Proxemik als solche. In *Beyond Culture* führt er 1976 eine Kontextdimension ein, in der er zwischen „high context culture“ und „low context culture“ unterscheidet. Mit dem ersten Begriff bezeichnet er – abermals stark gerafft – geschlossene, schwer zugängliche Kulturen, in denen im Sinn von Kluckhohn und Strodtbeck Kollektivismus und Vergangenheitsorientierung vorherrschen und eine persönliche, vorzugsweise face-to-face-Kommunikation dominiert, die ein implizites Wissen „below the waterline“ voraussetzt. Mit dem zweiten meint er offene, leicht zugängliche Kulturen, die sich am Individuum und an der Zukunft orientieren und vorwiegend einen formalen, vorzugsweise schriftlichen Kommunikationsstil pflegen, der auf explizitem Wissen „above the waterline“ beruht.³⁶ In *The Dance of Life. The*

34 Harry C. Triandis: *Individualism and Collectivism*. Boulder: Westview 1995, S. 2.

35 Edward T. Hall: *The Silent Language*. Garden City, NY: Doubleday 1959.

36 Vgl. vor allem Edward T. Hall: *Beyond Culture*, Garden City, NY: Doubleday 1976, S. 85-128.

Other Dimension of Time fügt er schließlich 1983 eine Zeitdimension hinzu, die es gestattet ‚monochrome‘ Kulturen mit rigider Zeiteinteilung und dem pünktlichen Nacheinander einzelner Tätigkeiten von ‚polychronen‘ Kulturen zu unterscheiden, in denen bei flexibler Einteilung mehrere Tätigkeiten gleichzeitig ausgeführt werden.³⁷

Der bisher ambitionierteste und zugleich populärste Entwurf eines Modells von Kulturdimensionen gelang in den 1980er Jahren dem holländischen Ingenieur, Sozialpsychologen und Unternehmensberater Geert Hofstede, der 1968 im Auftrag von IBM statistische Daten von 116.000 Mitarbeitern in 40 Ländern erhob. Ziel der Untersuchung war die Ermittlung kultureller Faktoren, die Haltungs- und Verhaltensunterschiede innerhalb des Unternehmens bedingen. Die dabei entwickelten vier Kulturdimensionen wurden in den Folgejahren mit der Ausdehnung auf weitere Länder und Berufsgruppen durch eine fünfte ergänzt:

1. Die Dimension der „Machtdistanz“ erfasst das „Ausmaß, bis zu welchem die weniger mächtigen Mitglieder von Institutionen bzw. Organisationen eines Landes erwarten und akzeptieren, dass Macht ungleich verteilt ist.“³⁸
2. Die Dualität von „Individualismus vs. Kollektivismus“ greift auf Kluckhohn und Strodtbeck zurück:³⁹

Individualismus beschreibt Gesellschaften, in denen die Bindungen zwischen den Individuen locker sind; man erwartet von jedem, dass er für sich selbst und für seine unmittelbare Familie sorgt. Sein Gegenstück, der Kollektivismus, beschreibt Gesellschaften, in denen der Mensch von Geburt an in starke, geschlossene Wir-Gruppen integriert ist, die ihn ein Leben lang schützen und dafür bedingungslose Loyalität verlangen (S. 102).

3. Die Dualität von „Maskulinität vs. Feminität“ dient der Feststellung der Geschlechterrollen in einer Gesellschaft:

Eine Gesellschaft bezeichnet man als *maskulin*, wenn die Rollen der Geschlechter emotional klar gegeneinander abgegrenzt sind: Männer haben bestimmt, hart und materiell orientiert zu sein, Frauen dagegen müssen bescheidener, sensibler sein und Wert auf Lebensqualität legen. Als *fe-*

37 Edward T. Hall: *The Dance of Life. The Other Dimension of Time*. Garden City, NY: Doubleday 1983.

38 Geert Hofstede: *Lokales Denken, globales Handeln. Interkulturelle Zusammenarbeit und globales Management*, 3. vollst. überarb. Aufl. München: Beck 2006, S. 59.

39 Vgl. Anm. 33.

minin bezeichnet man eine Gesellschaft, wenn sich die Rollen der Geschlechter emotional überschneiden [...] (S. 165).

4. Die Dimension der „Unsicherheitsvermeidung“ erfasst den Grad, „bis zu dem die Mitglieder einer Kultur sich durch uneindeutige oder unbekannte Situationen bedroht fühlen“ (S. 233) und darum ein „Bedürfnis nach geschriebenen oder ungeschriebenen Regeln“ empfinden (ebd.).
5. Die Dualität von „Langzeitorientierung vs. Kurzzeitorientierung“ ergibt sich schließlich aus dieser Bestimmung:

Langzeitorientierung steht für das Hegen von Tugenden, die auf künftigen Erfolg hin ausgerichtet sind, insbesondere Beharrlichkeit und Sparsamkeit. Das Gegenteil, die Kurzzeitorientierung, steht für das Hegen von Tugenden, die der Vergangenheit und Gegenwart in Verbindung stehen, insbesondere Respekt für Traditionen, Wahrung des ‚Gesichts‘ und die Erfüllung sozialer Pflichten (S. 292 f.).

Seinen Erfolg verdankt Hofstede's Fünf-Dimensionen-Modell vor allem der Quantifizierung mit Hilfe von Indizes, die er aus den erhobenen Daten errechnet. Wählt man die Werte für die Bundesrepublik vor der Wiedervereinigung, für Österreich, die Schweiz und Italien aus und lässt dabei die Langzeitorientierung außer Acht, da sie nicht für alle Länder vorliegt, ergibt der Vergleich zum Beispiel, dass die österreichische Gesellschaft eine ungleiche Machtverteilung weit weniger akzeptiert als die anderen und sich doch zugleich durch eine relativ starre Aufteilung der Geschlechterrollen kennzeichnet. Während für die italienische Kultur der hohe Individualismusindex durchaus dem gängigen Bild von ihr entspricht, wirft der relativ niedrige Unsicherheitsvermeidungsindex für die Schweizer Kultur die delikate Frage auf, ob ihr relativ schwaches Bedürfnis nach Regeln sich dadurch erklären lässt, dass sie diese bereits in einem als ausreichend empfundenen Maße besitzt.⁴⁰

	Westdeutschland	Österreich	Schweiz	Italien
Machtdistanzindex	35	11	34	50
Individualismusindex	67	55	68	76
Maskulinitätsindex	66	79	70	70
Unsicherheitsvermeidungsindex	65	70	58	75

40 Die Daten sind nach Hans-Jürgen Lüsebrink (Anm. 1), S. 20-24 zitiert.

Einen Nachfolger fand Hofstede in seinem Landsmann, dem Unternehmensberater Fons Trompenaars, der von ihm nicht nur den empirischen Ansatz übernahm und 46.000 Manager aus verschiedenen Unternehmen und Kulturen befragte, sondern mit anderen Akzenten auch sein Modell der Kulturdimensionen weiterentwickelte. Neben der Dimension von „Individualismus vs. Kollektivismus“, die er mit Hofstede teilt, geht Trompenaars von sechs weiteren Dimensionen aus: Mit „Universalismus vs. Partikularismus“ versucht er die kulturellen Unterschiede in der Bewertung und Gültigkeit allgemeiner Regeln zu fassen, mit „Neutralität vs. Emotionalität“ die unterschiedliche Akzeptanz öffentlich ausgedrückter Emotionen. Auf die Trennung und die Vermischung des privaten und öffentlich-beruflichen Bereichs im gesellschaftlichen Leben bezieht er die Unterscheidung von „Spezifisch vs. Diffus“, auf die gesellschaftliche Statuszuweisung die von „Leistung vs. Herkunft“:

Während einige Gesellschaften Status auf der Grundlage der von den betreffenden Menschen erbrachten Leistungen gewähren, orientieren sich andere an Merkmalen wie Alter, Klasse, Geschlecht, Erziehung usw. Die erste Art von Statuszuweisung nennt man *errungenen* Status, die zweite *zugeschriebenen* Status.⁴¹

In der sechsten der sieben Dimensionen greift er Kluckhohns und Strodtbecks Begriffspaar der „Dominanz“ und „Harmonie“ auf,⁴² um damit das Verhältnis des Menschen zur Natur zu kennzeichnen, und tauft es in „interne Kontrolle vs. externe Kontrolle“ um. In der siebten kehrt er zu Halls Unterscheidung von monochronem und polychronem Umgang mit der Zeit zurück⁴³ und unterscheidet seinerseits zwischen „Serialität“ und „Parallelität“.

Auch wenn die betriebswirtschaftliche Ausrichtung der holländischen Schule zunächst den Blick darauf verstellt, eignen sich die im Rahmen der Interkulturellen Kommunikation entwickelten Kulturdimensionen durchaus auch zur Beschreibung der Interkulturalität mehrsprachiger AutorInnen. Die kulturelle Bedingtheit der Einstellung des Menschen zu Natur und Gesellschaft, zu Zeit und Raum gilt für ihn ebenso wie die seiner Einstellung zur Macht oder den damit verbundenen Rollen, zum Risiko, das das Leben in sich birgt, oder dessen

41 Fons Trompenaars: Handbuch globales Managen. Wie man kulturelle Unterschiede im Geschäftsleben versteht. Übers. von Werner Grau. Düsseldorf u. a.: Econ 1993, S. 135.

42 Vgl. Anm. 33.

43 Vgl. Anm. 37.

Planbarkeit. Die Zwischenwelt seiner Interkultur ist von diesen Dimensionen durchzogen. Nach ihnen richtet auch er sich aus, bewusst oder unbewusst, thematisch vor allem, aber möglicherweise auch strukturell und stilistisch. Welche Folgen etwa ein monochrones oder polichrones Zeitverständnis für die Art zu erzählen hat, wäre noch ganz zu erforschen.

2.2. Sprachwissenschaft

Im Vergleich zur Interkulturellen Kommunikation, die erst in den 1950er Jahren mit Edward Hall als Wissenschaft entstand, ist die Sprachwissenschaft in ihren Beschreibungsmodellen gerade darum auch gefestigter, weil sie schon auf eine – vergleichsweise – lange Geschichte von Paradigmenwechseln zurückblicken kann. Sie beginnt mit der historischen Sprachwissenschaft im frühen 19. Jahrhundert, führt mit Saussures Genfer Vorlesungen über „Allgemeine Sprachwissenschaft“ in den Jahren 1906-1911 zum Strukturalismus und gelangt schließlich zur ‚pragmatischen Wende‘ der 1960er Jahre, in deren Folge sie sich interdisziplinär weiter differenzierte. Im Rahmen dieses Differenzierungsprozesses scheinen für die Beschreibung der Interkulturalität eines mehrsprachigen Autors vor allem die Kontaktlinguistik⁴⁴ und deren Variante der Migrationslinguistik⁴⁵ prädestiniert. Das ist in vielerlei Hinsicht richtig, sei es auf der praktischen Ebene wie etwa der des Code-switching und der Interferenzen, auf der sozialen Ebene der Diglossien und Domänen, der Pidgin- und Kreolbildung oder schließlich auf der psychologischen Ebene der sprachlichen Identität. Zur Beschreibung der Interkulturalität eines mehrsprachigen Autors gehören auch diese Aspekte. Im Folgenden wird dennoch ein anderer Bereich der Sprachwissenschaft gewählt, der zur Interpretation literarischer Texte eine besondere Affinität aufweist. Im Rahmen des hier behandelten Themas kann er Interkulturelle Semantik genannt werden.

44 Zur umfassenden thematischen und methodologischen Einführung in die Kontaktlinguistik sei neben Claudia Maria Riehl (Anm. 24) vor allem verwiesen auf: Johannes Bechert und Wolfgang Wildgen: Einführung in die Sprachkontaktforschung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1991; Hans Goebel, Peter H. Nelde, Zdeněk Starý und Wolfgang Wölck (Hg.): Kontaktlinguistik/Contact Linguistics/Linguistique de contact. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung/An International Handbook of Contemporary Research/Manuel international des recherches contemporaines. Berlin, New York: de Gruyter 1996.

45 Siehe Thomas Krefeld: Einführung in die Migrationslinguistik: Von der Germania italiana in die Romania multipla. Tübingen: Narr 2004.

2.2.1. Denken und Sprechen

Bekannterweise unterschied Saussure in seinem *Cours de linguistique générale* drei Ebenen der menschlichen Sprache: Die dem Menschen angeborene Fähigkeit zu sprechen („langage“) manifestiert sich in den Systemen der verschiedenen Einzelsprachen („langue“), die sich ihrerseits in konkreten Sprechakten („parole“) realisieren. Im Rahmen dieses Modells bestimmte er auch den Zeichencharakter von Sprache: Die in den Einzelsprachen vorhandenen Wörter sind „sprachliche Zeichen“ („signes linguistiques“). Bei einem jeden von diesen lassen sich zwei Seiten unterscheiden, die wie die Vorder- und Rückseite eines Blatt Papiers zusammenhängen: die inhaltliche und die materielle Seite des Wortes, das, was das Wort bedeutet, und das, was seine Bedeutung akustisch oder graphisch ausdrückt. Die erste Seite nannte Saussure das „Bezeichnete“ („signifié“), die zweite das „Bezeichnende“ („signifiant“). Hören oder lesen wir ‚Schaf‘, so verbinden wir mit dem Laut und dem graphischen Bild die allgemeine Vorstellung eines Schafs, das unserem Weltwissen entspringt, ohne dass sich das Wort notwendig auf ein einzelnes, bestimmtes Schaf in der Wirklichkeit bezieht. Erst im Akt des Sprechens, wenn „langue“ sich als „parole“ vollzieht, tritt die „Referenz“ auf einen konkreten „Referenten“ hinzu. Saussure selbst erkannte, dass analoge Verbindungen von Bezeichnendem und Bezeichneten sich in den Einzelsprachen durchaus unterscheiden. Während etwa die Zeichen ‚Schaf‘, ‚pecora‘ und ‚mouton‘ im Deutschen, Italienischen und Französischen jeweils dasselbe bezeichnen, ist das beim englischen ‚sheep‘ nicht immer der Fall, da dieses, in der Terminologie Saussures, einen anderen Wert besitzt. Am Beispiel des Französischen und Englischen erklärt er:

Das franz. *mouton* kann dieselbe Bedeutung haben wie das engl. *sheep*, aber nicht denselben Wert, und das aus mancherlei Gründen, besonders deshalb, weil, wenn von einem Stück Fleisch die Rede ist, das zubereitet und auf den Tisch gebracht wird, das Englische *mutton* und nicht *sheep* sagt. Der Unterschied des Wertes zwischen *sheep* und *mouton* kommt daher, weil das erstere neben sich ein zweites Glied hat, was bei dem franz. Wort nicht der Fall ist.⁴⁶

Fügt man dem Beispiel Saussures noch das ‚Lamm‘ hinzu und ergänzt dieses über ‚lamb‘, ‚agneau‘, ‚agnello‘ hinaus durch das türkische

46 Ferdinand de Saussure: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin: de Gruyter 1967, S. 138.

‚kuzu‘, gelangt man von der Ebene der Denotation auch auf die der Konnotation. Auch wenn die genannten Substantive in allen Sprachen dasselbe junge Schaf denotieren, konnotieren sie nur im Deutschen, Englischen, Französischen und Italienischen die Opfer-Symbolik der christlichen Kultur. ‚Lamm‘ und ‚kuzu‘ bedeuten in dieser Hinsicht keineswegs dasselbe. Wilhelm von Humboldt verallgemeinerte Beispiele dieser Art in dem Fragment *Latium und Hellas*, das wahrscheinlich um 1806 entstand, und stellte zuspitzend fest,

dass auch bei durchaus sinnlichen Gegenständen die Wörter verschiedener Sprachen nicht vollkommene Synonyma sind, und dass wer ἵππος, *equus* und Pferd ausspricht, nicht durchaus und vollkommen dasselbe sagt.

Wo von unsinnlichen Gegenständen die Rede ist, ist dies noch weit mehr der Fall, und das Wort erlangt eine weit größere Wichtigkeit, indem es sich noch bei weitem mehr als bei sinnlichen von dem gewöhnlichen Begriff eines Zeichens entfernt. Gedanken und Empfindungen haben gewissermaßen noch unbestimmtere Umrisse, können von noch mehr verschiedenen Seiten gefaßt und unter mehr verschiedenen sinnlichen Bildern, die jedes wieder eigne Empfindungen erregen, dargestellt werden. Wörter dieser Art sind daher, auch wenn sie Begriffe anzeigen, die sich vollkommen in Definitionen auflösen lassen, noch weniger gleichbedeutend zu nennen.⁴⁷

Auch Humboldt führen diese Beobachtungen dazu, den schwierigen Zusammenhang von Sprache und Geist zu erkunden. Auf die genannten Beispiele bezogen lässt sich die grundlegende Frage so formulieren: Denken Menschen, deren Muttersprache Französisch ist, anders als Menschen, deren Muttersprache Englisch ist, wenn sie in ‚mouton‘ nicht ‚sheep‘ und ‚mutton‘ unterscheiden? Fühlen Menschen, deren Muttersprache Türkisch ist, anders als Menschen, deren Muttersprache Deutsch ist, wenn sie ‚kuzu‘ jenseits von Ostern benutzen?

Der Freund Goethes und Schillers, der neben Italienisch und dem selbstverständlichen Griechisch und Lateinisch auch Französisch, Spanisch und Englisch sprach, zweifelte nicht daran, denn er war von der „Identität des Denkens und Sprechens“⁴⁸ überzeugt, von der „Untrennbarkeit des menschlichen Bewusstseins, und der mensch-

47 Wilhelm von Humboldt: *Schriften zur Sprache*. Hg. von Michael Böhler. Stuttgart: Reclam 1995, S. 11.

48 Ebd., S. 241; *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus* (1824-26).

lichen Sprache“.⁴⁹ Die Sprache war für ihn „das bildende Organ der Gedanken“⁵⁰, die „Arbeit des Geistes“⁵¹, dessen „unwillkürliche Emanation“.⁵² „Was der Mensch denken kann, das vermag er auch zu sagen,“⁵³ und was er sagt, vermag er auch zu denken. Spricht er eine besondere Sprache, denkt er auf eine besondere Weise. Spricht er eine andere Sprache, denkt er anders.

Die Überzeugung des gelehrten Preußen Humboldt teilten ein Jahrhundert nach seinem Tod zwei amerikanische Forscher und ließen sich von dem Gedanken leiten, dass man den Zusammenhang von Denken und Sprechen wohl dann am besten erschließen kann, wenn man weit voneinander entfernte Kulturen untersucht und deren Sprachen gegenüberstellt, solche zum Beispiel, die innerhalb und außerhalb der indoeuropäischen Sprachenfamilie stehen, die zum „Standard Average European (SAE)“ zählen und die nicht. Edward Sapir, Professor für Vergleichende Sprachwissenschaft an der New Yorker Yale-Universität, und Benjamin Lee Whorf, Sachverständiger der Hartford-Feuerversicherung in Connecticut widmeten ihre Untersuchungen darum u. a. den Sprachen der Eskimos, der Azteken, Mayas und anderer Indianervölker. Dabei bemerkten sie, dass zum Beispiel Eskimosprachen im Unterschied zum SAE über eine Vielfalt von Wörtern verfügen, mit denen sie Schnee bezeichnen, während die Azteken andererseits für Kälte, Eis und Schnee nur einen Wortstamm benutzten. Küstenvölker wiederum wie das der amerikanischen Nootka, besitzen ein differenziertes Vokabular, um Seetiere zu beschreiben, Wüstenvölker ein solches für Beeren und andere essbare Pflanzen,⁵⁴ woraus geschlossen werden kann, dass sich im Wortschatz einer Sprache Umwelt und Gesellschaft einer Sprachgemeinschaft widerspiegeln. Darüber hinaus erkannten Sapir und Whorf aber auch, dass etwa Navaho-Indianer keine Farbbezeichnungen besitzen, die dem ‚Blau‘ oder ‚Grün‘ des SAE entsprechen, und zugleich zwei Bezeichnungen für ‚Schwarz‘ verwenden, um mit der einen die Schwärze der Dunkelheit und mit der anderen die Schwärze von Dingen wie der Kohle zu bezeichnen. Daraus zogen sie den Schluss, dass die Wahr-

49 Ebd.; *Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung* (1820).

50 Ebd.; *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus* (1824-26).

51 Ebd., S. 37; *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* (1830-35).

52 Ebd.

53 Ebd., S. 242; *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus* (1824-26).

54 Vgl. Paul Henle (Hg.): *Sprache, Denken, Kultur*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1969, S. 15.

nehmung des Menschen keineswegs in der bloßen Registrierung dessen besteht, was ihm die Wirklichkeit in Umwelt und Gesellschaft darbietet, sondern dass sie Kategorien des Denkens unterliegt, nach denen sie Elemente aus der Wirklichkeit auswählt, ordnet und deutet. Sprechen Menschen unterschiedliche Sprachen, in denen sie über unterschiedliche Begriffe verfügen, so nehmen sie die Welt auf eine jeweils andere Weise wahr.

Selbst wenn man den sprachlichen „Relativismus“, den Sapir und Whorf aus ihren Arbeiten ableiten, nicht teilt,⁵⁵ kann eines festgehalten werden: Dass in der Sprache der Wintu-Indianer die Aussage ‚Der Salm ist gut‘ nicht möglich ist, sondern immer die Angabe enthalten muss, ob man das sieht oder schmeckt oder nur vom Hörensagen weiß,⁵⁶ prägt ebenso wesentlich die Kommunikation wie der Umstand, dass das italienische ‚cambiare‘ im Deutschen stets die Angabe enthalten muss, ob die Neuerung ein oder zwei Dinge betrifft, und das ‚cioè‘, ob man das eben Gesagte präzisieren oder nur paraphrasieren will. Denn für Deutschsprachige existieren nur ‚ändern‘ und ‚wechseln‘, ‚und zwar‘ und ‚das heißt‘ und nichts, was dazwischen läge.

Betrachtet man die Interkulturalität eines mehrsprachigen Autors im Licht einer sprachlichen Relativität, muss zunächst festgestellt werden, dass sich aus Humboldts Feststellung der „Untrennbarkeit des menschlichen Bewusstseins und der menschlichen Sprache“ nur mit einem gewissen Hochmut das Ziel ableiten ließe, von der Mehrsprachigkeit eines Autors zu einer Beschreibung seines Bewusstseins zu gelangen. Die Zwischenwelt, in der er schreibt, ist zu verwinkelt, als dass sich klare Linien aus dem manifesten Bereich der Texte zurück in den latenten Bereich der Psyche zeichnen ließen. Die Frage etwa, ob er seine Wahrnehmungen der Wirklichkeit in den verschiedenen Sprachen zu einem einzigen Weltbild „kombiniert“ oder darin zwei getrennte Weltbilder „koordiniert“, ist auf Grund seiner Texte wohl kaum seriös zu beantworten und bleibt letztlich akademisch.⁵⁷ Allein die Voraussetzungen der Mehrsprachigkeit für den Raum seiner Interkultur zu klären, ist ein komplexes Unterfangen. Erlernte er seine Sprachen simultan oder sukzessiv, gesteuert oder ungesteuert? Beherrscht er sie symmetrisch oder asymmetrisch, schriftlich wie münd-

55 Vgl. Steven Pinker: *The Language Instinct. How the Mind Creates Language*. New York: Harper 2008.

56 Vgl. Paul Henle (Anm. 47), S. 21.

57 „Die experimentelle Evidenz für diese Unterscheidung ist sehr umstritten.“ Georges Lüdi: Mehrsprachigkeit. In: Hans Goebel, Peter H. Nelde, Zdeněk Starý und Wolfgang Wölck (Hg.) (Anm. 44), S. 235.

lich gleichermaßen?⁵⁸ Dennoch ist die Perspektive der Relativität von Denken und Sprechen für die Untersuchung von Texten, die von mehrsprachigen AutorInnen verfasst wurden, heuristisch nützlich. Für die Interpretation von Texten wie den Gedichten des Bozener Gerhard Kofler, die dieser zuerst auf Italienisch und dann auf Deutsch verfasste, ist sie unerlässlich: „Gatto al sole / ho ritrovato / Roma / come un gatto / sdraiato al sole...“ „Katze in der Sonne / Rom / habe ich wiedergefunden / wie eine Katze / ausgestreckt in der Sonne...“⁵⁹ Ein besonderes Interesse erfordern dabei – die wenigen Verse Koflers zeigen es – die uneigentliche Dimension dichterischer Sprache, über die sie in allen Kulturen verfügt. Eine Stadt ist weder im Italienischen noch im Deutschen eine Katze. Sie wird im Titel des Gedichts mit dieser metaphorisch gleichgesetzt und im jeweils zweiten Vers in einen Vergleich zu ihr gesetzt. Das ist – im deutsch-italienischen Zusammenhang – interkulturell nicht weiter bedenkenswert. Die Partizipien ‚sdraiato‘ und ‚ausgestreckt‘ aber öffnen als Metaphern durchaus verschiedene Vorstellungswelten. Um diese zu erforschen, bedürfte es einer Interkulturellen Metaphorologie.⁶⁰ Im Übrigen lassen sich gewisse lexikalische Punkte erkennen, an denen sich das Verhältnis von Sprechen und Denken kristallisiert.

2.2.2. Prototypen, Schlüsselwörter und „Rich Points“

In den 1970er Jahren wies Eleanor Rosch am Beispiel eines Rotkehlchens nach, dass das, was Saussure „signifié“ genannt hatte, eine mentale Projektion ist, in deren Zentrum ein ‚Prototyp‘ des Bezeichneten steht. Der Prototyp eines ‚Vogels‘ ist das Rotkehlchen. Ihm stehen Spatz, Taube und Kanarienvogel nahe, während Strauß und Pinguin, obwohl auch sie zoologisch ganz und gar Vögel sind, nur am Rand erscheinen. Dass deutschsprachige LeserInnen die Anordnung intuitiv als richtig nachvollziehen können, erklärt sich aus ihrer sprachlichen und kulturellen Nähe zu Roschs Probanden, die Amerikaner waren. Präzise aber müsste es heißen: Das Rotkehlchen ist der Prototyp von ‚bird‘. Denn so wenig ‚ἵππος‘, ‚equus‘ und ‚Pferd‘ nach Humboldt ‚vollkommene Synonyma‘ sind, kann davon ausgegangen werden, dass ‚bird‘, ‚Vogel‘ oder ‚uccello‘ solche sind. Darum wären, folgt man Rosch und dem Prototypenmodell, deren genaue Bedeutungen nur durch eine interkulturelle Prototypologie zu erfassen.

58 Vgl. ebd., S. 234 f.

59 Gerhard Kofler: Poesie von Meer und Erde. Klagenfurt: Wieser 2000, S. 110 f.

60 Vgl. Hans Blumenberg: Paradigmen zu einer Metaphorologie. Bonn: Bouvier 1960 (Neuausgabe Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997).

Semantische Divergenzen anscheinend gleicher Begriffe in verschiedenen Sprachen sind in allen Bereichen des Wortschatzes feststellbar, vom hehren ‚Geist‘, der anders als der italienische ‚spirito‘ ist,⁶¹ bis zum ‚leitenden Angestellten‘, der im Französischen nur bedingt dem ‚cadre supérieur‘ entspricht.⁶² Darunter sind aber auch solche, die für eine Kultur besonders aufschlussreich sind: ‚words which are particularly important and revealing in a given culture‘.⁶³ Diese können als kulturelle ‚Schlüsselwörter‘ gelten. ‚Humor‘ und ‚Witz‘, ‚Intelligenz‘ und ‚Sinn‘ lassen sich als „Europäische Schlüsselwörter“⁶⁴ betrachten, ‚Geist‘, ‚Familie‘ oder ‚Nation‘ als ‚Schlüsselbegriffe für Deutsche und Franzosen‘⁶⁵. Die bislang ambitionierteste Studie auf dem Feld führte 1997 Anna Wierzbicka durch, indem sie ‚Freundschaft‘, ‚Freiheit‘, ‚Heimat‘ und ‚Vaterland‘ als ‚key words‘ benutzte, um mit ihnen die englische, russische, polnische, deutsche und japanische Kultur zu erschließen. Auch ihr Verfahren ist, um noch einmal Pikes Unterscheidung aufzugreifen, ‚etisch‘. Auch sie legt kulturübergreifende Begriffe auf ausgewählte Kulturen an, um durch deren Vergleich zu Erkenntnissen über sie zu gelangen. Der amerikanische Linguist Michael Agar zeigte, wie man auch den ‚emischen‘ Weg gehen kann, um mit Hilfe von Schlüsselwörtern Kulturen von innen heraus zu verstehen. Als er während eines Aufenthalts in Wien das Substantiv ‚Schmäh‘ kennenlernte und nicht verstand, was es bedeutete, arbeitete er sich systematisch über Wörterbücher und Reiseführer vor, befragte österreichische Freunde und Bekannte, führte Interviews, sammelte Anekdoten und gelangte schließlich zu der Einsicht: „*Schmäh* is a view of the world that rests on the basic ironic premise that things aren't what they seem, what they are is much worse, and all you can do is laugh it off.“⁶⁶ ‚Schmäh‘ ist für Agar der Prototyp eines „Rich Points“, „rich, with the connotations of tasty, thick, and wealthy all intended“ (S. 100). In der interkulturellen Kommunikation stellt er ein erhebliches Hindernis dar, gestattet aber, sofern man sich darauf einlässt, das Hindernis auszuräumen, tiefe Ein-

61 Ernst Kretschmer: Das ‚ungesprochen wort‘. Die Sprache der Religion im Deutschen und Italienischen. In: Dorothee Heller (Hg.): Formulierungsmuster in deutscher und italienischer Fachkommunikation. Intra- und interlinguale Perspektiven. Bern u. a.: Lang 2008, S. 287-311.

62 Hans-Jürgen Lüsebrink (Anm. 1), S. 48.

63 Anna Wierzbicka: Understanding Cultures through their Key Words. English, Russian, Polish, German, and Japanese, New York, Oxford: Oxford University Press 1997, S. 15 f.

64 Hugo Moser, Wolfgang Schmidt-Hidding, Mario Wandruszka, Leo Weisgerber und Margarete Woltnner (Hg.): Europäische Schlüsselwörter. Wortvergleichende und wortgeschichtliche Studien, 3 Bde. München: Hueber 1964-1967.

65 Jacques Leenhardt und Robert Picht (Hg.): Esprit – Geist. 100 Schlüsselbegriffe für Deutsche und Franzosen. München, Zürich: Piper 1989.

66 Michael Agar: Language Shock. Understanding the Culture of Communication. New York: Morrow 1994, S. 104.

blicke in die betreffende Kultur. Zu seinen Kennzeichen kann man mit Heringer den Umstand zählen, dass es Kulturfremden ebenso schwer fällt, ihn zu verstehen, wie den Mitgliedern der Kultur, ihn zu erklären.⁶⁷ Ob es sinnvoll ist, ihn auf „sozial und historisch strittige Sachverhalte“ einzugrenzen,⁶⁸ ist fraglich. Von den fünfzehn „Rich Points“, die Vannuccini und Predazzi in der deutschen Kultur entdeckten,⁶⁹ wären einige, auch wenn sie „tasty, thick, and wealthy“ sind, nicht mehr als solche zu betrachten: Weltanschauung, Nestbeschmutzer, Querdenker, Schadenfreude, Zweisamkeit, Vergangenheitsbewältigung, Männerfreundschaft, Zweckgemeinschaft, Mitläufer, Feierabend, Rechthaber, Quotenfrauen, Wanderweg, Unwort und Zeitgeist.

Dass mehrsprachige AutorInnen in der Zwischenwelt ihrer Interkulturen gerade auch die ‚reichen‘ Begriffe ihrer Sprachen reflektieren, liegt auf der Hand. Der aus dem Italienischen und Deutschen heraus schreibende Autor kann nicht anders als sich mit den semantischen Differenzen zwischen ‚famiglia‘ und ‚Familie‘, ‚amico‘ und ‚Freund‘ oder ‚nazione‘ und ‚Nation‘ auseinanderzusetzen, oder gar mit der ‚patria‘, für die es im Deutschen das ‚Vaterland‘ und die ‚Heimat‘ gibt, die sich ihrerseits sehr wohl voneinander unterscheiden. Welche deutschen und italienischen Nuancen die ‚Passion‘ als Leiden und Leidenschaft etwa in Dante Andrea Franzettis Roman *Passion. Journal für Liliane*, bliebe durchaus zu entdecken.

3. Interkulturalität. Interkulturelle Kommunikation, Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft

Mit den verschiedenen Modellen kulturgeprägter Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster – Schemata, Rahmen, Skripts oder Stereotypen – und den verschiedenen Ansätzen einer Dimensionierung von Kultur stellt die Interkulturelle Kommunikation ein Instrumentarium bereit, das sich bei der Erkennung und Beschreibung kultureller Muster in Texten mehrsprachiger AutorInnen verwenden lässt. Die Interkulturelle Semantik öffnet den Blick auf die Relativität der Begriffe in verschiedenen Sprachen und verspricht Einsichten in deren poetische Verwendung durch den mehrsprachigen Autor. Betrachtet man seine

67 Hans Jürgen Heringer: *Interkulturelle Kommunikation. Grundlagen und Konzepte*. Tübingen, Basel: Francke 2004, S. 175.

68 Ebd.

69 Vanna Vannuccini und Francesca Predazzi: *Piccolo viaggio nell'anima tedesca*. Mailand: Feltrinelli 2005.

Interkultur als den abstrakten Ort, wo er vom Blickpunkt des Dritten aus die Perspektiven auf die Kulturen, zwischen denen er lebt oder aus denen er stammt, dynamisch wechselt und synergetisch zur eigenen Welt- und Selbsterkenntnis nutzt, wird man zwar kaum seine interkulturelle Kreativität als solche erklären, aber doch im Einzelfall versuchen können, den Wechsel der Perspektiven zu beschreiben. Wird er bewusst oder unbewusst vollzogen? Auf welchen Ebenen der Reflexion wird er vollzogen? Wird er aus einem Interesse an interkultureller Welt- und Selbsterkenntnis vollzogen oder aus reiner Freude am Spiel? Das sind nur einige der Fragen, die zu beantworten wären. Die hier exemplarisch vorgestellten Perspektiven der Interkulturellen Kommunikation und der Sprachwissenschaft, in der das Phänomen der Interkulturalität erscheint, lassen eine Disziplin der Literaturwissenschaft prädestiniert erscheinen, mit beiden Fächern ein interdisziplinäres Verhältnis einzugehen, das der Interpretation von Texten mehrsprachiger AutorInnen dient. Es ist die Vergleichende Literaturwissenschaft. Wie die Sprachwissenschaft und die Interkulturelle Kommunikation differenzierte auch sie im Lauf ihrer mehr als 150jährigen Geschichte ihre Themen und Methoden und richtete auch sie sich interdisziplinär dabei aus. In Hinblick auf die Texte mehrsprachiger AutorInnen und die Möglichkeiten ihrer Beschreibung lassen sich vor allem die folgenden Arbeitsbereiche unterscheiden:

Der komparatistischen Thematologie kommt die Aufgabe zu, sich mit den Stoffen, Themen und Motiven zu beschäftigen, die mit der Mehrsprachigkeit eines Autors und der Interkulturalität seiner Erfahrungen verbunden sind.

Die komparatistische Genologie hat dabei die Entwicklung neuer Gattungsformen zu beschreiben, wie sie etwa im Rahmen der ‚Migrationsliteratur‘ oder, wie bei Kofler, als lyrische ‚Doppelungen‘ entstehen.

Die intermedial ausgerichtete Forschung, die Ulrich Weisstein 1968 in seiner *Einführung* noch in einem „Exkurs“ als „Wechselseitige Erhellung der Künste“ behandelte,⁷⁰ geht der Interkulturalität mehrsprachiger AutorInnen in den bildenden und musischen Künsten nach.

Der komparatistischen Rezeptionsforschung fällt es zu, die Einflüsse der National- oder Regionalliteraturen in den Sprachen des Autors auf sein Werk zu beschreiben.

Abgesehen von diesem vierten Bereich, der Kontaktstudien und die Methode des genetischen Vergleichs schon als solcher voraussetzt,

70 Ulrich Weisstein: *Einführung in die Vergleichende Literaturwissenschaft*. Stuttgart u. a.: Kohlhammer 1968, S. 184-197.

können sich die thematologischen und genologischen Aspekte in Texten mehrsprachiger AutorInnen auch in Analogiestudien, die auf einen typologischen Vergleich abzielen, als relevant erweisen: Welche Themen und welche Gattungsformen stehen in der deutsch-italienischen Migrationsliteratur, welche in der französisch-arabischen oder in der britisch-indischen im Mittelpunkt?

Als besonders affin gegenüber den Ansätzen der Interkulturellen Kommunikation und der Sprachwissenschaft als interkultureller Semantik erweist sich indes ein vierter komparatistischer Arbeitsbereich, der seine Anfänge in der so genannten ‚französischen Schule‘ hat. Als Marius-François Guyard 1951 seine Einführung in die *Littérature Comparée* veröffentlichte, widmete er das Schlusskapitel einem Thema, das er als „domaine d’avenir“⁷¹ vorstellte – „L’étranger tel qu’on le voit“ – und erschloss der Komparatistik damit einen Arbeitsbereich, der vor allem durch Hugo Dyserinck als „Imagologie“ propagiert wurde⁷² und heute auch unter der Bezeichnung ‚Interkulturelle Hermeneutik‘ erscheint. In diesem werden seitdem die durch Literatur vermittelten Bilder fremder Länder und Kulturen und die Zusammenhänge dieser Bilder mit den eigenen Selbstbildern untersucht. Hier befindet sich die interdisziplinäre Schnittstelle der drei Fächer, an der sie wechselseitig voneinander profitieren können. In Hinblick auf die Interkulturalität literarischer Texte und ihrer AutorInnen als Gegenstand der Vergleichenden Literaturwissenschaft lassen sich zusammenfassend diese Verbindungen erkennen: Mit der Interkulturellen Kommunikation ist sie als Imagologie oder Interkulturelle Hermeneutik über die verschiedenen Beschreibungsmodelle der Schemen, Rahmen, Skripte und Stereotype und die verschiedenen Kontrastfolien der Kulturdimensionen verbunden, mit der Sprachwissenschaft in ihrer Ausformung als interkultureller Semantik über die Erkenntnis der sprachlichen Bedingtheit kultureller Manifestationen wie die literarischer Texte.

71 Marius-François Guyard: *La Littérature Comparée*, 5., überarb. Aufl. [1. Aufl. 1951] Paris: Presses Universitaires de France 1969, S. 118 f.

72 Hugo Dyserinck: Von Ethnopsychologie zu Ethnoimagologie. Über Entwicklung und mögliche Endbestimmung eines Schwerpunkts des ehemaligen Aachener Komparatistikprogramms. In: *Neoheicon*, 29 (1), S. 57-74. Hugo Dyserinck: Komparatistische Imagologie und ethnische Identitätsproblematik. In: Gabriela Schubert, Wolfgang Dahmen (Hg.): *Bilder vom Eigenen und Fremden aus dem Donau-Balkan-Raum. Analysen literarischer und anderer Texte*. München: Südosteuropäische Gesellschaft, S. 15-36.

➤ 6. Angewandte Linguistik

„Ich drehte meine Zunge ins Deutsche, und plötzlich war ich glücklich.“ Sprachbewusstheit und Neuinszenierungen des Themas Sprache in den Texten Emine Sevgi Özdamars

1. Zur Einführung

Das große Interesse, das in der jüngsten Vergangenheit den literarischen Produktionen von Autorinnen und Autoren nicht deutschsprachiger Herkunft entgegengebracht wird, hat nicht nur im literaturwissenschaftlichen Bereich zu neuen Begriffsbildungen und Herangehensweisen an diese „neue transkulturelle Literatur“¹ geführt, sondern auch in sprachwissenschaftlicher Hinsicht neue Fragestel-

- 1 Der Begriff der „transkulturellen Literatur“ geht auf Karl Esselborn (Eine deutsche Literatur – AutorInnen nicht-deutscher Muttersprache. In: Materialien Deutsch als Fremdsprache 46 (1997), S. 326-340, hier S. 335) zurück, der ihn folgendermaßen beschreibt: „Vor allem durch die Migration aus ehemals kolonialisierten oder abhängigen Regionen hat sich in den westlichen Zentren eine neue postkoloniale hybride Mischkultur und -literatur entwickelt [...] Bei diesen in der Fremde lebenden Autoren entsteht [...] durch Überschreiben der europäischen Paradigmen und ihre hybride Vermischung mit außereuropäischen Zitaten und Erzähltraditionen eine neue ‚World Fiction‘, eine cross cultural imagination. [...] Sie plädieren für eine Ästhetik der Hybridität, der Bastardisierung, des Zweideutigen und Transitorischen zwischen den Sprachen und Kulturen und verweigern sich einer ‚reinen Lesart‘.“ Vgl. hierzu auch Esselborns Beitrag: Neue Zugänge zur inter/transkulturellen deutschsprachigen Literatur (In: Helmut Schmitz (Hg.), Von der nationalen zur internationalen Literatur. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration. (Amsterdamer Beiträge zur Neueren Germanistik 69) Amsterdam, New York: Editions Rodopi 2009, S. 43-58). Grundlage dieser Begriffsbestimmung ist das Transkulturalitätskonzept des Philosophen Wolfgang Welsch, der sich von dem durch Herder im 18. Jahrhundert geprägten Kugelmodell der Kulturen entschieden abwendet, indem er auf die Heterogenität und gegenseitige Mischung der zeitgenössischen Kulturen verweist: „Transkulturalität‘ will, dem Doppelsinn des lateinischen *trans-* entsprechend, darauf hinweisen, dass die heutige Verfassung der Kulturen jenseits der alten (der vermeintlich kugelhafte) Verfassung liegt und dass dies eben insofern der Fall ist, als die kulturellen Determinanten heute quer durch die Kulturen hindurchgehen, so dass diese nicht mehr durch klare Abgrenzung, sondern durch Verflechtungen und Gemeinsamkeiten gekennzeichnet sind. Es geht mir um ein Kulturkonzept, das auf die Verhältnisse des 21. Jh. zugeschnitten ist. Das neue Leitbild sollte nicht das von Kugeln, sondern das von Geflechten sein.“ Wolfgang Welsch: Was ist eigentlich Transkulturalität? In: Lucyna Darowska/Claudia Machold (Hg.): Hochschule als transkultureller Raum? Beiträge zu Kultur, Bildung und Differenz. Bielefeld: transcript Verlag (erscheint im Juni 2010), derzeit verfügbar über <http://www2.uni-jena.de/welsch/>. (Hervorhebung im Original). Vgl. zur Entwicklung des Transkulturalitätskonzepts u.a. auch die folgenden Beiträge Welschs: Transkulturalität – Lebensformen nach der Auflösung der Kulturen. In: Information Philosophie 2 (1992), S. 5-20 sowie Transkulturelle Gesellschaften. In: Peter-Ulrich Merz-Benz/Gerhard Wagner (Hg.): Kultur in Zeiten der Globalisierung. Neue Aspekte einer soziologischen Kategorie. Frankfurt/M.: Humanities Online 2005, S. 39-67. In diesem Zusammenhang sei auch auf den Beitrag von Eva-Maria Thüne und Simona Leonardi *Reti di scrittura transculturale in tedesco. Un'introduzione* (In: Eva-Maria Thüne/Simona Leonardi (Hg.): I colori sotto la mia lingua. Scritture transculturali in tedesco. Roma: Aracne 2009, S. 9-40) verwiesen.

lungen aufgeworfen und Perspektiven eröffnet, die auf der Grundlage eines integrierten Ansatzes sprach- und kulturwissenschaftlicher Forschungsinteressen erkundet werden können.

Anliegen des vorliegenden Beitrags ist es deshalb, der Frage nachzugehen, wie bei Autorinnen und Autoren nicht deutscher Muttersprache die enge Verwobenheit von Sprachlichkeit und Kulturalität zum Ausdruck kommt. Das Hauptaugenmerk ist dabei auf ihre sprachliche Ausdrucksweise gerichtet und auf den Umgang mit ihrer sowohl inneren als auch äußeren Mehrsprachigkeit, die in einer engen Verbindung mit der Konstitution einer kulturellen Selbstverortung zu sehen ist. Der bewusste Einsatz ihres plurilingualen Potentials führt zu einer Neuschöpfung bzw. -erfindung der deutschen Sprache, einer Sprache, die keineswegs nur als ein Kommunikationsmittel zu verstehen ist, sondern vor allem als „ein Werkzeug kultureller Konstruktion, mit dessen Hilfe unsere wahre Identität und unser wahrer Sinn konstituiert werden. Es gibt keine klare oder offensichtliche ‚Botschaft‘, keine Sprache, die nicht akzentuiert würde durch ihren Kontext, unsere Körper, unser Selbst – ebenso wenig wie es ein neutrales Medium der Repräsentation gibt.“² Die Herausbildung einer solchen Sprache, die in entscheidendem Maße durch den Aspekt der Bildlichkeit und Körperlichkeit geprägt ist, und ihre wesenseigenen Charakteristiken können daher nur durch eine anthropologisch-holistische Sichtweise von Sprache ergründet werden, wie sie von einem Bereich der Fremdsprachenlehr- und -lernforschung vertreten wird, der eine Integration der Komponenten der Leiblichkeit und Leibhaftigkeit in die vorwiegend kognitiv ausgerichteten konzeptuellen Überlegungen zum Fremdsprachenerwerb fordert und eine Interaktion von emotionalen, kognitiven und sprachlichen Prozessen im Sinne einer Konzeption einer anthropologisch-narrativen Grammatik voraussetzt.³

Auf welche Weise diese neue, identitätsstiftende Sprache nun verwirklicht wird, soll im Folgenden anhand von ausgewählten Texten Emine Sevgi Özdamars veranschaulicht werden, in denen das Thema der Sprache selbst im Mittelpunkt steht, dessen sprachliche Verar-

2 Iain Chambers: Migration, Kultur, Identität. (Stauffenburg Discussion 3) Tübingen: Stauffenburg 1996, S. 28.

3 Vgl. hierzu insbesondere Inge C. Schwerdtfeger: Anthropologisch-narrative Didaktik des fremdsprachlichen Lernens. In: Fremdsprachen Lehren und Lernen 29 (2000), S. 106-123, hier S. 118: „Das narrative Selbst gründet sich auf seiner stets als einverleibt zu verstehenden Imagination. Sehen, Imagination, Denken und Handeln sind im Konzept des Narrativen unaufhörlich miteinander verbunden. Imagination ist die Fähigkeit, in der Wahrnehmung, Erinnerungen, Gefühle, Kreativität und vor allen Dingen auch bildliche Vorstellungen zusammen wirksam sind. So ist die Imagination nicht von kognitiven Prozessen zu trennen. Im Gegenteil, sie ist die Wurzel kognitiver Vorgänge.“

beitung wiederum Aufschluss über das Verhältnis der Autorin zum Konstruktionsinstrument der eigenen kulturellen Verortung und damit Identität liefert. Dies soll zunächst vor dem Hintergrund der Konzepte der Hybridität und des Sprachbewusstseins und ihres jeweiligen Zusammenhangs mit dem Prinzip der personenbezogenen Identität erörtert werden, die die grundlegenden Parameter für die Einrahmung des Phänomens der Sprachperformanz nicht deutschsprachiger Autorinnen und Autoren darstellen.

2. Hybride Kulturen und plurielle Identitäten

Es besteht gemeinhin Übereinstimmung darüber, dass unsere heutigen Gesellschaften nicht als homogene, stabile, in sich abgeschlossene Gebilde zu begreifen sind. Globalisierung und Migrationsbewegungen haben unser gesellschaftliches Umfeld vielschichtig und mehrsprachig werden lassen. So wendet sich der britische Soziologe und Mitbegründer der *Cultural Studies* Stuart Hall entschieden gegen den seit der Aufklärung vorherrschenden essentialistischen Identitätsbegriff, der dem Individuum einen einheitlichen, kohärenten Kern zuschreibt. Ein derartig statisches Identitätskonzept spiegelt keineswegs die heutige, durch tiefgreifende Wandlungsprozesse geprägte Wirklichkeit wider, die eher durch Diskontinuität und Widersprüche gekennzeichnet ist. Hall verwehrt sich gegen die Ansicht, „die Identität könnte im Zeitalter der Globalisierung nur entweder zu ihren ‚Wurzeln‘ zurückkehren oder in der Assimilation oder Homogenisierung verschwinden.“ Vielmehr geht er von einer dritten Möglichkeit aus, nämlich der der „Übersetzung“:

Sie beschreibt die Identitätsbildungen, die natürliche Grenzen durchschneiden und durchdringen und die von Menschen entwickelt wurden, die für immer aus ihren Heimatländern zerstreut wurden. Solche Menschen erhalten starke Bindungen zu den Orten ihrer Herkunft und zu ihren Traditionen, jedoch ohne die Illusion, zur Vergangenheit zurückkehren zu können. Sie sind gezwungen, mit den Kulturen, in denen sie leben, zurechtzukommen, ohne sich einfach zu assimilieren und ihre eigene Identität vollständig zu verlieren. Sie tragen die Spuren besonderer Kulturen, Traditionen, Sprachen und Geschichten, durch die sie geprägt wurden, mit sich. Der Unterschied ist, daß sie nicht einheitlich sind und sich auch nie im alten Sinne vereinheitlichen lassen wollen, weil sie un-

widerruflich das Produkt mehrerer ineinandergreifender Geschichten und Kulturen sind und zu ein und derselben Zeit mehreren ‚Heimaten‘ und nicht nur einer besonderen Heimat angehören. Menschen, die zu solchen Kulturen der Hybridität gehören, mußten den Traum oder die Ambition aufgeben, irgendeine ‚verlorene‘ kulturelle Reinheit, einen ethnischen Absolutismus, wiederentdecken zu können. Sie sind unwiderruflich *Übersetzer*. [...] Sie mußten lernen, mindestens zwei Identitäten anzunehmen, zwei kulturelle Sprachen zu sprechen, um zwischen ihnen zu übersetzen und zu vermitteln. Die in der Ära der Spätmoderne geschaffenen hybriden Kulturen sind eindeutig neue Typen der Identität und es lassen sich mehr und mehr Beispiele für sie finden.⁴

Diese kulturellen Sprachen sind das Ergebnis einer Vermischung verschiedener sprachlicher **und** kultureller Referenzsysteme, wobei allerdings darauf hinzuweisen ist, dass sich die hybride Kultur des „übersetzten Menschen“ nicht aus der gleichmäßigen Vermengung von Elementen der Herkunfts- und Zielkultur zusammensetzt, sondern etwas vollkommen Neues darstellt, das aus der Aushandlung kultureller Identität im Raum der Differenzen hervorgeht. So stößt man bei der Darstellung des Phänomens der Hybridität der Kulturen immer wieder auf das metaphorische Gebilde des Raumes bzw. des Zwischenraumes, in dem die Konstitution des Ich und seiner Identität erfolgt. Für Homi K. Bhabha „liegt die Bedeutung der Hybridität jedoch nicht darin, daß man sie auf zwei Ursprungselemente zurückführen könnte, aus denen das dritte entsteht, vielmehr ist die Hybridität für mich der ‚dritte Raum‘, aus dem heraus andere Positionen entstehen können.“⁵ In diesem Raum werden auch Kategorien wie Generation, Geschlecht, soziale Schicht, Religion sowie ethnische bzw. nationale Zugehörigkeit wirksam, die einen erheblichen Beitrag zur Konstruktion von Partialidentitäten leisten und beim Übersetzen von einer kulturellen Sprache in die andere den Identitätsbildungsprozess mehrsprachiger und -kultureller Menschen mitbeeinflussen. Doch ist ihre sich auf diese Weise konstituierende hybride Identität keineswegs als abgeschlossen, definitiv und statisch zu begreifen, sondern als ein durch Diskontinuitäten und Brüche gekennzeich-

4 Stuart Hall: Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg: Argument 1994, S. 218 (Hervorhebung im Original).

5 Homi K. Bhabha: The Third Place. Interview with Homi Bhabha. In: Jonathan Rutherford (Hg.): Identity: Community, Culture, Difference. London: Lawrence & Wishart 1990, S. 211 (hier zitiert nach Iain Chambers (Anm. 2), S. 78). Vgl. hierzu auch Volker C. Dörr: ‚Third Place‘ vs Diaspora. Topologien transkultureller Literatur. In: Helmut Schmitz (Anm. 1), S. 59-76, hier S. 63.

neten Entwicklungs- und Erfahrungsprozess, der facettenreiche und zum Teil auch widerspruchsvolle Züge trägt und ständigen Wandlungen unterworfen ist. Ian Chambers verwendet diesbezüglich das Bild von einem Raum, der

offen [ist], voller Spalten: ein seine Begrenzungen überschreitender Bereich, der nicht auf ein einziges Zentrum, einen einzigen Ursprung oder einen einzigen Standpunkt zurückgeführt werden kann. In diesen Zwischenräumen und Brüchen unseres Lebens sind auch andere Geschichten, Sprachen, Identitäten hörbar, erfahrbar, erlebbar. Unser Dasein, unser Identitäts- und Sprachgefühl wird aus der Bewegung erfahren und hergeleitet.⁶

Ebenso zu betonen ist in diesem Zusammenhang der prozesshafte Charakter, der der Bildung einer hybriden kulturellen Identität zugrunde liegt:

Theoretisch innovativ und politisch entscheidend ist die Notwendigkeit, über Geschichten von Subjektivitäten mit einem Ursprung oder Anfang hinaus zu denken und sich auf jene Momente oder Prozesse zu konzentrieren, die bei der Artikulation von kulturellen Differenzen produziert werden. Diese ‚Zwischen‘-Räume stecken das Terrain ab, von dem aus Strategien – individueller oder gemeinschaftlicher – Selbstheit ausgearbeitet werden können, die beim aktiven Prozeß, die Idee der Gesellschaft selbst zu definieren, zu neuen Zeichen der Identität sowie zu innovativen Orten der Zusammenarbeit und des Widerstreits führen.⁷

Identitätsbildung findet demnach durch das Auskundschaften des Zwischenraumes statt mit dem Ziel, die vielfältigen Zwischenpositionen, Differenzen und Ambiguitäten zu beschreiben und auf diese Weise das kulturelle Selbst auszuhandeln. Dabei wird die Sprache zu einem entscheidenden Explorationsinstrument, das innerhalb des Identitätskonstruktionsprozesses auf eine Selbstverortung abzielt, die der sprachlichen und soziokulturellen Heterogenität des Individuums gerecht wird.

Dennoch scheint man der Tatsache, dass die heutige Wirklichkeit zunehmend durch Menschen mit einer auf Mehrsprachigkeit und Mehrkulturalität beruhenden Identität geprägt ist, die in einem kontinuierlichen

6 Ian Chambers (Anm. 2), S. 31.

7 Homi K. Bhabha: Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg 2000, S. 2.

Prozess das eigene Ich stets neu zu verorten versuchen, kaum Rechnung zu tragen, da sich unsere Gesellschaft vorwiegend immer noch an einem monolingualen Selbstverständnis orientiert, das nicht nur auf institutionell-schulischer Ebene auf dem Prinzip der Einsprachigkeit beharrt, sondern sich insgesamt schwer tut, von der Vorstellung einer in sich geschlossenen nationalen Identität Abschied zu nehmen.⁸

3. Sprachbewusstheit und personale Identität

Migrantinnen und Migranten sehen sich infolge ihrer plurilokalen Lebensführung und aufgrund ihres mehrsprachigen Lebenskontextes mit einer Situation konfrontiert, die nach Els Oksaar als „sprachliche Heimatlosigkeit“⁹ bezeichnet werden und zu einem Unsicherheitsgefühl führen kann, das sich bei der Verwendung von Muttersprache und Zweitsprache einstellt. Misserfolge in der neuen Gesellschaft werden nicht selten der eigenen Herkunftssprache zugeschrieben, wobei in Wirklichkeit mangelnde Zweitsprachenkenntnisse die eigentliche Ursache hierfür sind. Hingegen gilt die Bedeutung der Bewusstheit um die eigene Muttersprache als erwiesen, da bei einer Vernachlässigung oder gar Verdrängung der Erstsprache soziopsychologische, emotionale und kulturell bedingte Problematiken auftreten können. Vor diesem Hintergrund ist auch die Lebenssituation zahlreicher plurilingualer Autorinnen und Autoren einzuordnen, die sich ihrer inneren und äußeren Mehrsprachigkeit bewusst sind und diese als Potential zur Schaffung einer Kunstsprache kreativ zu nutzen wissen. Als Beispiel hierfür kann die Sprachbiographie der 1946 im anatolischen Malatya geborenen Emine Sevgi Özdamar herangezogen werden, deren sprachliche Ausgangssituation durch eine innere muttersprachliche Mehrsprachigkeit gekennzeichnet ist, durch ein „dynamisches Polysystem [...], in dem die Sprachen verschiedener Lebenskreise, denen wir angehören, ineinander greifen und sich vermischen.“¹⁰ Sie er-

8 Vgl. hierzu Ingrid Gogolin: Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule. Münster: Waxmann 2008² und Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius: Hybride Kulturen: Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. In: Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius/Therese Steffen/Anne Emmert/Josef Raab (Hg.): Hybride Kulturen: Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg 1997, S. 1-30, hier S. 14: „Hybrid ist alles, was sich einer Vermischung von Traditionslinien oder Signifikantenketten verdankt, was unterschiedliche Diskurse und Technologien verknüpft, was durch Techniken der *collage*, des *samplings*, des Bastelns zustandegekommen ist. In solcherart hybridisierten Kulturen kann nationale Identität bestenfalls noch eine unter vielen sein.“ (Hervorhebung im Original).

9 Els Oksaar: Zweitspracherwerb. Stuttgart: Kohlhammer 2003, S. 163-164.

10 Mario Wandruszka: Die Mehrsprachigkeit des Menschen. München: Piper 1979, S. 314.

lernt in ihrer Familie zunächst die türkische Nationalsprache, kommt aber durch die Großeltern schon früh mit dem anatolischen Dialekt in Kontakt, der jedoch für wenig prestigevoll gehalten wird und gegenüber dem Türkischen eine untergeordnete Rolle einnimmt:

Wenn du anatolisch sprichst, werden alle Bauer zu dir sagen, verstehst du? So sprich doch istanbulisch. [...] Ich machte meine Augen auf, sagte: ‚Mutter-Anacuğum.‘ Meine Mutter sagte: ‚Sag: Anneciğim! Nicht Anacuğum.‘ Ich sagte: ‚Anacuğum.‘ Mutter sagte: ‚Anneciğim‘, ich sagte: ‚Anacuğum.‘ Mutter sagte: ‚Anneciğim‘, zwischen uns diese Dialektmauer [...] So mußte ich bis abends von vier Lira 10 Kuruş drei Lira 50 Kuruş Strafe zahlen. Für meine Wörter, die ich aus der Stadt, wo meine Mutter und ich geboren wurden, mitgebracht hatte. So schnitten mir Istanbuler Messer mein Anacuğum rasch zu Anneciğim.¹¹

Ein weiterer Faktor der inneren Mehrsprachigkeit Özdamars ist durch den Einfluss der arabischen Sprache gegeben, die zwar infolge der türkischen Sprachreform völlig zurückgedrängt und ausschließlich als Sprache und Schrift des Islam verwendet wurde,¹² in den Texten Özdamars – auf besonders eindrückliche Weise in *Das Leben ist eine Karawanserei hat zwei Türen aus einer kam ich rein aus der anderen ging ich raus* – jedoch präsent ist durch die islamisch-mystische Erzählpraxis der Autorin und durch sprachliche Elemente wie Gebetsfloskeln, Beschwörungen und Märchenfragmente zum Ausdruck gebracht wird.

Als sie 1965 zum ersten Mal – ohne jegliche Deutschkenntnisse – nach Deutschland kommt und in den folgenden beiden Jahren in einer Westberliner Fabrik arbeitet, wird ihre komplexe Ausgangssprachbiographie durch eine äußere Mehrsprachigkeit erweitert: Die deutsche Sprache erwirbt sie zunächst ungesteuert und bruchstückhaft durch ihr Leben und Arbeiten in Berlin, durch den Deutschunterricht, den der türkische Heimleiter des „Frauenwonayms“ den Gastarbeiterinnen am Abend erteilt, und durch den Besuch des Berliner Ensemble, aller-

11 Sevgi Emine Özdamar: *Das Leben ist eine Karawanserei hat zwei Türen aus einer kam ich rein aus der anderen ging ich raus*. Roman. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2008⁷, S. 53-54.

12 Das stark vom Arabischen und Persischen beeinflusste osmanische Türkisch wurde nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches im Rahmen einer Sprachreform bzw. Sprachsäuberung (1923) als kosmopolitische Hof- und Hochsprache durch das Türkei-Türkisch abgelöst, wobei arabische und persische Wörter durch türkische ersetzt wurden. 1928 wurde die lateinische Schrift eingeführt, was das Ende der arabischen Schrift bedeutete. Grundlage der Sprachreform Atatürks war der Istanbul Dialekt, der fortan als Hochsprache galt.

dings zunächst mit geringem Erfolg.¹³ Erst nach ihrer Rückkehr in die Türkei, wo sie von 1967 bis 1970 in Istanbul eine Schauspielschule besucht, beschließt sie, wieder in Deutschland zu leben und die deutsche Sprache systematisch zu erlernen: „Ich wollte Deutsch lernen [...] Mein Vater gab mir 3000 Mark und schickte mich zum Goethe-Institut in eine Kleinstadt am Bodensee. Meine ersten Sätze waren ‚Entschuldigung, kann ich was sagen‘, ‚Entschuldigen Sie bitte, wie spät ist es‘ und ‚Entschuldigen Sie bitte, kann ich noch eine Kartoffel bekommen.‘“¹⁴ Vor der Kulisse dieser mehrsprachigen Ausgangssituation bedient sich Özdamar nicht ihrer Muttersprache Türkisch, sondern der Fremdsprache Deutsch als prominentes Ausdrucksmittel, durch das sie ihre Herkunftssprache und -kultur und damit sich selbst wahrzunehmen vermag und das folglich einen entscheidenden Faktor beim Ausspüren und bei der Konstituierung ihrer Identität darstellt: „Ich wurde unglücklich in der türkischen Sprache. Ich drehte meine Zunge ins Deutsche, und plötzlich war ich glücklich.“¹⁵

Das Bedürfnis Özdamars ebenso wie zahlreicher anderer plurilingualer Autorinnen und Autoren, ihr subjektives Erleben von Sprache und die Auseinandersetzung und Erfahrungen mit der neuen Fremdsprache vor dem Hintergrund ihrer Mutter- bzw. Herkunftssprache darzustellen, und zwar in der Sprache des neuen Lebensumfeldes, impliziert eine bewusste Entscheidung für die Verwendung eines neuen sprachlichen Referenzsystems und damit automatisch einen bewussten Umgang mit den neuen Zeichen. Für diesen bewussten Einsatz von Sprache werden gemeinhin die ursprünglich aus der Fremdsprachendidaktik¹⁶ stammenden Begriffe „Sprachbewusstheit“, „Sprachbewusstsein“ und „Language Awareness“ synonym verwendet, auch wenn vereinzelt eine Differenzierung zwischen dem eher kognitiv geprägten Charakter der Sprachbewusstheit und des an intuitive, spontane Prozesse gebun-

13 „Wir gingen ins andere Berlin zum Berliner Ensemble und sahen ein Stück, ‚Arturo Ui‘. Die Männer in Gangsteranzügen hoben ihre Hände hoch, es gab einen Chefgangster, der auf einem hohen Tisch stand. Ich verstand kein Wort und liebte es und liebte die vielen, vielen Lichter im Theater.“ Emine Sevgi Özdamar: *Die Brücke vom Goldenen Horn*. Roman. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2008³, S. 35.

14 Ebd., S. 108.

15 Emine Sevgi Özdamar: *Meine deutschen Wörter haben keine Kindheit. Eine Dankrede*. In: E. S. Ö.: *Der Hof im Spiegel. Erzählungen*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2005², S. 125-132, hier S. 129.

16 In der heutigen Fremdsprachendidaktik rückt die Erforschung des Zusammenhangs von Sprachbewusstheit und Mehrsprachigkeit verstärkt in den Mittelpunkt der Diskussion, wobei sowohl wissenschaftlich-theoretische Aspekte als auch die konkreten Auswirkungen auf die Unterrichtspraxis und die Lehrerbildung berücksichtigt werden. Erwähnenswert sind beispielsweise die Arbeiten von Steffi Morkötter zu *Language Awareness und Mehrsprachigkeit. Eine Studie zu Sprachbewusstheit und Mehrsprachigkeit aus der Sicht von Fremdsprachenlernern und Fremdsprachenlehrern* (Frankfurt/M.: Peter Lang 2005) sowie der von Michael Hug und Gesa Siebert-Ott herausgegebene Sammelband zu *Sprachbewusstheit und Mehrsprachigkeit* (Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren 2007).

denen Sprachbewusstseins gefordert wird, die beide allerdings durch eine spezifische Form von Sprachaufmerksamkeit bedingt sind.¹⁷ Ob die Language Awareness nun auf das sprachliche Wissen hinsichtlich der Sprachregeln oder auf das sprachliche Handeln ausgerichtet ist oder als Kontrollinstanz fungiert, die eine Beurteilung der Korrektheit des Sprechens sowie eine Unterscheidung von eigenem und fremdem Ausdruck ermöglicht – in jedem Fall findet ein Nachdenken über Sprache statt, das in engem Zusammenhang mit der Entstehung einer Sprachidentität steht. Dabei geht es in den Texten Özdamars sowohl um die Herausbildung einer Sprachidentität als auch um die Schaffung einer Identität durch Sprache:

„*Sprachidentität*“: Dieser Begriff kann die Eigenschaft einer einzelnen Sprache bezeichnen, als solche identifizierbar und von anderen Sprachen abgrenzbar zu sein, in diesem Sinne also eine ‚Identität‘ zu besitzen. [...] „*Sprachidentität*“ kann auch die Identität einer Person in Bezug auf ihre – oder auf eine – Sprache bezeichnen. Diese Bedeutung wiederum umfasst die Möglichkeit, dass eine Einzelsprache wie Deutsch, Englisch oder Spanisch, eine dialektale, soziolektale oder anderssprachliche Gruppensprache oder eine ideolektale Form der Sprachverwendung gemeint ist. [...] „*Identität durch Sprache*“: Hier beschränkt sich der Blick auf die Identität von Personen, soweit diese durch Sprache und Sprachverwendung konstituiert und mitkonstituiert wird. Die Präposition *durch* impliziert, dass die Sprache instrumentell an der Identitätsbildung einer Person – in ihrem Selbstverständnis und in der Außenwahrnehmung – beteiligt sein könnte [...]. Welche Dimensionen ‚der‘ Sprache für solch eine instrumentelle Aufgabe in Frage kommen und wie groß und zentral ihr Anteil neben anderen Faktoren sein mag, wäre zu untersuchen.¹⁸

17 Man siehe hierzu die Definitionen der Begriffe Sprachbewusstheit, Sprachbewusstsein, Language Awareness, die Claus Gutzmann synonym verwendet. Sie weisen eine ausgesprochen kognitive Orientierung auf, indem als wesentliches Charakteristikum das „explizite Wissen über Sprache“ hervorgehoben wird, d.h. die Fähigkeit, sich explizit zu Aspekten des Phänomens Sprache äußern zu können. Vgl. Claus Gutzmann: Language Awareness, Sprachbewusstheit, Sprachbewusstsein. In: Karl-Richard Bausch/Herbert Christ/Hans-Jürgen Krumm (Hg.): Handbuch Fremdsprachenunterricht. Fünfte, gegenüber der vierten unveränderte Auflage. Tübingen: Narr Francke Attempto 2007, S. 335-339, hier S. 335. Im Metzler-Lexikon Sprache (Zweite, überarbeitete Auflage. Herausgegeben von Helmut Glück. Stuttgart, Weimar: Metzler 2000, S. 651) bezeichnet der Begriff „Sprachbewusstsein“ den „gesamten Fundus dessen, was Sprachbenutzer an explizitem Wissen über ihre Sprache mobilisieren und einsetzen können.“ In Bezug auf die Abgrenzung von Sprachbewusstheit und Sprachbewusstsein sei auf den Beitrag von Gudrun Spitta (Sind Sprachbewusstheit und Sprachbewusstsein dasselbe? Oder Gedanken zu einer vernachlässigten Differenzierung. In: Deutschdidaktische Perspektiven (2000), S. 1-13, hier S. 3-7. Verfügbar über http://elib.suub.uni-bremen.de/.../ELibD891_Spitta-Sprachbewusstheit.PDF) verwiesen.

18 Christiane Thim-Mabrey: Sprachidentität – Identität durch Sprache. Ein Problemaufriss. In: Nina Janich/Christiane Thim-Mabrey (Hg.): Sprachidentität – Identität durch Sprache. Tübingen: Narr 2003, S. 1-18, hier S. 1-2 (Hervorhebung im Original).

Dies ist die Kernfrage, die in den folgenden Ausführungen im Mittelpunkt stehen soll: Es gilt also zu untersuchen, ob und inwieweit die bewusste sprachliche Erkundung des hybriden kulturellen Zwischenraumes zur Bildung einer personenbezogenen Identität im Kontext von Mehrsprachigkeit und Transkulturalität beitragen kann, wobei die Sprache nicht nur als sprachlich-kommunikatives System zu verstehen ist, sondern auch eine gesellschaftlich-politische Dimension erhält.

4. Sprache als Materie: sprachliche Neuinszenierungen bei Emine Sevgi Özdamar

4.1. Auf der Suche nach einer neuen Zunge

Migration bedeutet für zahlreiche Migrantinnen und Migranten eine schmerzvolle Erfahrung, die durch das Gefühl des Verlustes bestimmt ist. Der Verlust identitätskonstituierender Faktoren wie der Heimat und der Muttersprache führen zum Bedürfnis und zugleich zur Notwendigkeit, das eigene Ich auch sprachlich neu zu verorten, was nur unter gleichzeitigem Einbezug der Herkunftskultur und der Fremdkultur geschehen kann:

Niemand von uns kann sich einfach eine andere Sprache auswählen, so als ob wir unsere Vorgeschichte völlig zurücklassen und uns frei für eine andere entscheiden könnten. Unser bisheriges Wissen, unser Sprach- und Identitätsgefühl, unser individuelles Erbe kann nicht einfach aus der Geschichte gestrichen, gelöscht werden. Was wir ererbt haben – an Kultur, an Geschichte, an Sprache, an Tradition, an Identitätsgefühl –, wird nicht zerstört, sondern zerteilt, geöffnet für einen Prozess des Befragens, des Neuschreibens und Neuausrichtens.¹⁹

Diese Verlusterfahrung hat auch Emine Sevgi Özdamar machen müssen, doch steht ihre Befürchtung, dass ihr ihre Muttersprache abhanden kommen könnte, nicht primär im Zusammenhang mit dem Verlassen der Türkei und der Auswanderung nach Deutschland, sondern die Ursachen hierfür sind in ihrem Herkunftsland selbst anzufinden. Das Gefühl der Entfremdung erlebt sie in ihrem eigenen Land: Die durch die Sprache konstituierte individuelle und kollektive Identität der Türken hat infolge von Diskontinuitäten und Umbrüchen Rück-

19 Iain Chambers (Anm. 2), S. 30-31.

schläge erlebt, die zum einen durch die bereits zuvor angesprochene Sprachreform von 1923 und die damit einhergehende Vertürkisierung der Sprache der Vorfahren („Großvatersprache“) verursacht worden waren, zum anderen durch die politische Krisensituation der Türkischen Republik in den 1970er Jahren, die durch soziale Missstände, Studentenunruhen, linke und rechte Terroraktivitäten und Militärputsche gekennzeichnet waren: „Man sagt, man verliert in einem fremden Land die Muttersprache, aber in solchen Jahren kann man die Muttersprache auch im eigenen Land verlieren, die Wörter verstecken, vor manchen Wörtern Angst bekommen.“²⁰

Die Überwindung dieses Heimat-, Sprach- und Identitätsverlustes ist nach Özdamar nur durch das Reden in einer anderen Sprache möglich, der deutschen Sprache, die sie beim Schreiben zu ihrem persönlichen Ausdrucksmittel erwählt, durch das der Erinnerungsprozess an all das, was sie zurückgelassen und verloren geglaubt hat, wieder in Gang gesetzt werden kann: „Ich war müde geworden an der eigenen Muttersprache [...] In den dunklen Jahren in der Türkei konnte man die Wörter plötzlich nicht mehr inszenieren, bestimmte Dinge durften nicht mehr gesagt werden. [...] In den Siebzigerjahren war Wörterkrieg, auch in Deutschland. Aber ich wollte die Schönheit der Sprache wiederfinden durch die Schönheit einer anderen Sprache.“²¹

Auf diese Weise wird die deutsche Sprache zu einem „Ort der Erinnerung“²², ein Ort, an dem Özdamars Wörter zwar keine Kindheit haben,²³ doch der gerade aus diesem Grund eine Annäherung an die verlorene Muttersprache und damit an ihre sprachlichen und kulturellen Wurzeln ermöglicht. Die immer wieder in ihren Texten anzutreffende Metapher des Zungendrehens veranschaulicht auf beeindruckende Weise den Versuch Özdamars, durch eine neue Sprache dem Vergessen entgegenzuwirken:

In meiner Sprache heißt Zunge: Sprache. Zunge hat keine Knochen, wohin man sie dreht, dreht sie sich dorthin. Ich saß mit meiner gedrehten Zunge in dieser Stadt Berlin. [...] Wenn ich nur wüsste, wann ich meine Mutterzunge verloren habe. Ich und meine Mutter sprachen mal in unserer Mutterzunge. [...] Ich erinnere mich jetzt an ihre Muttersätze, die

20 Emine Sevgi Özdamar: Kleist-Preis-Rede. 2004. Verfügbar über: <http://www.literaturport.de/fileadmin/bilder/autoren/485/Kleistrede2.doc>.

21 Daniel Bax: Deutschland, ein Wörtermärchen. In: taz vom 20.11.2004, S. 17.

22 Angela Weber: Im Spiegel der Migrationen. Transkulturelles Erzählen und Sprachpolitik bei Emine Sevgi Özdamar. Bielefeld: transcript Verlag 2009, S. 215.

23 Emine Sevgi Özdamar: Meine deutschen Wörter haben keine Kindheit (Anm. 15).

sie in ihrer Muttersprache gesagt hat, nur dann, wenn ich mir ihre Stimme vorstelle, die Sätze selbst kamen mir in meine Ohren wie eine von mir gut gelernte Fremdsprache.²⁴

Mit diesem Auftakt ihres Erzählbandes *Mutterzunge* führt Özdamar ihre komplizierte sprachlich-kulturelle Position den deutschsprachigen LeserInnen vor Augen, den sie gleich im ersten Satz mit der Doppelsemantik des türkischen Lexems *dil* konfrontiert, das sowohl „Sprache“ als auch „Zunge“ bedeuten kann. Der Bezug auf das Sprechorgan verdeutlicht, dass Sprechen kein abstrakter Vorgang ist, sondern ein physisch-lebendiges Ereignis, das durch Körperlichkeit und Beweglichkeit geprägt ist. Dabei impliziert das Drehen der Zunge nicht nur den körperlichen Charakter des Organs, sondern versinnbildlicht gleichzeitig den Vorgang des Übersetzens: „Die ‚gedrehte Zunge‘ spielt auf das türkische Verb ‚çevirmek‘ an, welches ‚drehen‘, ‚wenden‘, ‚übertragen‘ und ‚übersetzen‘ bedeuten kann. Zurückgeführt ins Türkische heißt ‚gedrehte Zunge‘ demzufolge ‚übersetzte Sprache‘. Die ‚gedrehte Zunge‘ der Erzählerin ist nicht ihre Muttersprache.“²⁵ Doch in Wirklichkeit geht es hier nicht lediglich um die Übersetzung aus der türkischen Muttersprache in die deutsche Fremdsprache, vielmehr hat sich die Autorin die Sprache der Fremde zu eigen gemacht und durch die Verquerung verschiedener sprachlicher und kultureller Ebenen eine transkulturelle Kommunikationssituation geschaffen, die durch die Transformierung des Deutschen aufgrund der Kreation des in der deutschen Sprache nicht existierenden Lexems „Mutterzunge“ deutlich gemacht wird. Fremd hingegen ist das ursprünglich Eigene geworden, die „Muttersätze“, losgelöst von der physischen Präsenz der Mutter, erscheinen als Fremdsprache, die ihr zwar verständlich ist, aber nicht mehr als Muttersprache empfunden wird.

Als äußerst schwierig erweist sich der Versuch, zu den Wörtern der Mutter und zu den Wurzeln zurückzukehren. Die einzige Möglichkeit, ihr Ziel zu erreichen, sieht die Erzählerin darin, einen Umweg über die arabische Sprache ihrer Vorfahren einzuschlagen, zu der sie allerdings zunächst nur über die deutsche Sprache Zugang findet: „Es ist eine Gemeinheit, mit einer Orientalin in Deutsch zu reden, aber mo-

24 Emine Sevgi Özdamar: *Mutterzunge*. In: E. S. Ö.: *Mutterzunge. Erzählungen*. Hamburg: Rotbuch 2006, S. 7-12, hier S. 7.

25 Kader Konuk: *Identitäten im Prozeß: Literatur von Autorinnen aus und in der Türkei in deutscher, englischer und türkischer Sprache*. Essen: Blaue Eule 2001, S. 86. Vgl. in diesem Zusammenhang auch das von Stuart Hall verwendete Bild des „übersetzten Menschen“ (Anm. 4).

mentan haben wir ja nur diese Sprache.“²⁶ In der Westberliner Wohnung ihres Arabischlehrers taucht sie in eine sinnlich wahrnehmbare, orientalisches anmutende Atmosphäre ein, die einen geeigneten äußeren Rahmen bei der Suche nach ihrer Muttersprache und Kindheit zu bilden scheint:

In Wilmersdorf machte Ibni Abdullah die Tür auf, seine Hand roch nach Rosen. Ich lief hinter diesem Duft, ich trat in eine kleine Moschee, er hat ein 200-DM-Zimmer und seine Wände und Boden und Decke mit Teppichen und seidenen Stoffen angezogen, die Kissen auf der Erde artig, schläfrig, nur das Fenster zum Hof war unheimlich unbarmherzig wach.²⁷

Doch auch diese an die Orte der Vergangenheit erinnernde Umgebung, das Studium der arabischen Sprache, die immer enger werdende Beziehung zu ihrem Arabischlehrer bringen sie nicht an das erhoffte Ziel. Die Suche nach ihren sprachlichen und kulturellen Wurzeln mithilfe der „dreifach gespaltenen Zunge“²⁸ des Arabischen, Deutschen und Türkischen endet bestenfalls mit einer Annäherung an die Sprache des Großvaters und der Kindheit. Das, was sie konkret aus der Erfahrung mit der Verwebung türkischer, arabischer und deutscher Elemente hervorbringt, ist eine Wortliste, die scheinbar willkürlich aufgereichte Begriffe in türkischer und arabischer Sprache umfasst (Mund; Vergangenheit; Feuerwerkskörper; Krank vom Kummer; Geheimnisse; Irrige Vorstellungen; Internationale Höflichkeit; sorgfältig; dringend erforderlich; vollkommen vernichtet; Verbindung; Gegenüberstellung).²⁹ Doch es gibt einen gemeinsamen Nenner, auf den die sich aus so unterschiedlichen Wortfeldern stammenden Begriffe berufen können, und zwar auf das Vorhandensein einer gemeinsamen Kindheit, das sie im Gegensatz zu den deutschen Wörtern aufweisen können. Sie alle lassen sich in die Vergangenheit zurückverfolgen, in die Kindheit der Erzählerin, doch gelingt es ihr nicht gänzlich, ihre wesenseigene Identität durch die Rekonstruktion ihrer arabisch-türkischen Wurzeln aufzuspüren. Sie ist lediglich eine „Wörtersammlerin“,³⁰ die sich stets auf der Schwelle zwischen ihren Herkunftssprachen und der deutschen Sprache bewegt, ständig zwischen der Bedeutungsebene und

26 Emine Sevgi Özdamar: Großvaterzunge. In: E. S. Ö.: Mutterzunge. Erzählungen. Hamburg: Rotbuch 2006, S. 13-46, hier S. 13.

27 Ebd.

28 Angela Weber (Anm. 22), S. 194.

29 Emine Sevgi Özdamar: Großvaterzunge (Anm. 26), S. 44.

30 Ebd., S. 46.

der Ausdrucksebene hin und her springt, dadurch die Grenze zwischen der türkischen und deutschen Sprache aufhebt und eine neue hybride Sprache erfindet, wie der Schlusssatz der *Großvaterzunge* bezeugt: „*Ruh* – ‚*Ruh* heißt Seele‘, sagte ich zu dem Mädchen. ‚Seele heißt *Ruh*‘, sagte sie.“³¹

Auch wenn der Versuch, sich über die „Großvaterzunge“ wieder der „Mutterzunge“ zu bemächtigen und sich damit zu verorten, scheitert, wird deutlich, dass die kulturelle Identität der Erzählerin auf einem „kulturellen Amalgam“³² beruht, das sich aus der Vermischung und Vernetzung türkischer und deutscher Kulturkomponenten zusammensetzt, wobei weder eine Dominanz der türkischen noch der deutschen Kultur feststellbar ist. Aus der Verlusterfahrung und der Frage nach der „Mutterzunge“ einerseits und der Auseinandersetzung mit dem neuen Lebenskontext und der neuen Sprache andererseits entsteht ein Spannungsfeld, das die Erzählerin mit einem „janusköpfigen Blick“³³ abtastet, der sowohl in die Vergangenheit mit ihren Erinnerungen und Traditionen gerichtet ist als auch in die Modernität und das Ungewisse der Zukunft, in die es sich neu zu verorten gilt: „Diwan, auf dem ich auf meinen Beinen saß, gib mir meine Erinnerungen. Ich bin ein Vogel. Geflogen aus einem Land, ich war auf den Autobahnen am Rande der XY-ungelöst-Städte.“³⁴

4.2. Die Dimensionen sprachlicher Neuinszenierungen

Das Aufgreifen spezifischer, kulturell konnotierter Sprachelemente der Herkunftssprache sowie die Wiedergabe dieser Elemente durch die deutsche Sprache lässt auf sprachliche Operationen schließen, die von einer Language Awareness im Sinne eines Sprachstrukturbewusstseins sowie eines pragmatischen Sprachverwendungsbewusstseins geleitet sind.³⁵ Diese neue hybride Sprache, durch die fremdkulturelle Bilder und Lebenskontexte hindurchschimmern, beruht auf unterschiedlichen Dimensionen sprachlicher Neuinszenierungen,

31 Ebd. (Hervorhebung im Original). Das türkische *ruh* bedeutet „Seele“ und erzeugt eine spontane Assoziation zum deutschen Substantiv „Ruhe“, so dass beide Lexeme zu einem türkisch-deutschen Wortgeflecht verstrickt werden.

32 Annette Wierschke: Auf den Schnittstellen kultureller Grenzen tanzend: Aysel Özakin und Emine Sevgi Özdamar. In: Sabine Fischer/Moray McGowan (Hg.): *Denn du tanzst auf einem Seil. Positionen deutschsprachiger MigrantInnenliteratur*. Tübingen: Stauffenburg 1997, S. 179-194, hier S. 187.

33 Cornelia Zierau: *Wenn Wörter auf Wanderschaft gehen... Aspekte kultureller, nationaler und geschlechtsspezifischer Differenzen in deutschsprachiger Migrationsliteratur*. Tübingen: Stauffenburg 2009, S. 79.

34 Emine Sevgi Özdamar: *Großvaterzunge* (Anm. 26), S. 25.

35 Annelie Knapp-Potthoff: Sprach(lern)bewusstheit im Kontext. In: *FLuL* 26 (1997). Themenschwerpunkt: Language Awareness. Koordiniert von Willis J. Edmondson und Juliane House. S. 9-23, hier S. 13-14.

die als Indikatoren für den Prozess der sprachlichen und kulturellen Bewusstmachung und damit der Identitätsfindung gewertet werden können. Hierbei spielen insbesondere die Ebene der Bildlichkeit, Körperlichkeit und Räumlichkeit der Sprache eine relevante Rolle.

4.2.1. *Bilderwörter*³⁶

Das gesamte Werk Emine Sevgi Özdamars ist durch eine Fülle und Dichte von Bildern gekennzeichnet, die zumeist der türkischen Herkunftskultur entstammen. Auch das Thema „Sprache“ wird immer wieder in Bildwelten eingefasst, in denen die Sprache zum Sprechen wird, zum Erzählen sowohl einzelner Episoden als auch der türkischen National- und Kulturgeschichte, die durch die orientalische Erzählkunst des Großvaters zu einem Geschichten-Teppich gewoben wird: „Großvater sprach, und sein unrasierter Bart wuchs auf seinem Gesicht, und der Bart fing an, einen Teppich zu weben. Die Soldaten machten Feuer, um die Bilder des Teppichs zu sehen.“³⁷

Insbesondere beim Aufspüren ihrer Wurzeln, die Özdamar in der Generation der Großeltern verankert sieht, zeigt sich das Phänomen der Bildlichkeit der Sprache. Die Schriftbildlichkeit des Arabischen lässt in ihrer Vorstellungswelt eine regelrechte Flut von Bildern entstehen, deren Ursprung auf Erinnerungen an die eigene Kindheit und auf die islamisch-arabische Kultur zurückzuführen ist:

Der Diwan, auf dem ich saß, machte mich artig. Ich sah dort auf mich wartende Buchstaben [...] Es kamen aus meinem Mund die Buchstaben heraus. Manche sahen aus wie ein Vogel, manche wie ein Herz, auf dem ein Pfeil steckt, manche wie eine Karawane, manche wie schlafende Kamele, manche wie ein Fluß, manche wie im Wind auseinanderfliegende Bäume, manche wie laufende Schlangen, manche wie unter Regen und Wind frierende Granatapfelbäume, manche wie böse geschreckte Augenbrauen, manche wie auf dem Fluß fahrendes Holz, manche wie in einem türkischen Bad auf einem heißen Stein sitzender Frauenarsch, manche wie nicht schlafen könnende Augen.³⁸

36 Sevgi Emine Özdamar: *Das Leben ist eine Karawanserei* (Anm. 11), S. 29.

37 Ebd., S. 38.

38 Emine Sevgi Özdamar: *Großvaterzunge* (Anm. 26), S. 16. Vgl. hierzu auch die nahezu wortwörtliche Wiederaufnahme im *Karawanserei*-Roman (S. 18): „Als die Buchstaben aus dem Mund meiner Großmutter im Himmel des Friedhofs eine schöne Stimme und ein schönes Bild wurden, pustete meine Großmutter sie mit ihrem Atem nach links und nach rechts. [...] Ich sah die Buchstaben, manche sahen aus wie ein Vogel, manche wie ein Herz, an dem ein Pfeil steckt, manche wie eine Karawane, manche wie schlafende Tiere, manche wie ein Fluß, manche wie im Wind auseinanderfliegende Bäume, manche wie laufende Schlangen, manche wie unter Regen und Wind frierende Bäume.“

Die ersten arabischen Buchstaben, die sie in Berlin lernt, verkörpern Bilder, die durch den kalligraphischen Charakter der Buchstaben selbst ausgelöst werden, wobei vielfach keinerlei Übereinstimmung zwischen der Ebene des Signifikanten und der Zeichenbedeutung feststellbar ist, ganz im Sinne von de Saussures Arbitraritätsprinzip des sprachlichen Zeichens.³⁹ Es ist meines Erachtens zu bezweifeln, ob es Özdamar wirklich darum geht, beim Erlernen der arabischen Schrift den eigentlichen Wortinhalt zu erfassen. Vielmehr verschiebt sie den Schwerpunkt auf die bildliche Ausdrucksebene der arabischen Buchstaben, die durch die durch Assoziationen hervorgerufenen Erinnerungsbilder zum wesentlichen Kommunikationskanal mit ihrer kulturellen Identität in der Vergangenheit wird. Die Autorin ist der arabischen Sprache zum ersten Mal in ihrer mündlichen Erscheinungsform begegnet,⁴⁰ und gerade dieser Aspekt der Mündlichkeit wird auch der arabischen Schrift aufgrund ihrer kalligraphischen Qualitäten zugeschrieben. Die den rundlich geschlängelten Buchstaben innewohnende Oralität ermöglicht das Erzählen von Geschichten, die Özdamar in Kontakt mit ihren persönlichen Familienwurzeln treten lassen, ein Band, das durch die Schriftreform Kemal Atatürks durchtrennt worden war:

Meine Mutter schickte mich und meinen Bruder Ali zur Moschee zum Koranunterricht. Sie sagte, arabische Schrift muß man lernen, um Allahs Gedanken aus dem Koran zu lesen. Meine Mutter selbst konnte nicht die arabische Schrift lesen und schreiben. Als sie in die Schule ging, war die Türkei eine Republik, und die arabische Schrift war verboten. Früher sprach man türkisch und schrieb mit arabischen Schriften. Nach 1927 machten die Republikaner eine Schriftreform, und anstatt arabischer Schrift wurden lateinische Buchstaben das türkische Alphabet. Ich kannte auch nur lateinische Buchstaben, aber mein Großvater konnte nicht mit den lateinischen Buchstaben schreiben. Er konnte in arabischer Schrift schreiben. Wenn meine Großmutter schreiben und lesen gelernt hätte, könnte sie auch nur in arabischer Schrift schreiben.

39 Vgl. Eva-Maria Thüne: ‚Lo scavo delle parole‘: scrivere e riflettere sulla lingua nei testi di Emine Sevgi Özdamar. In: Giulia Cantarutti/Paola Maria Filippi (Hg.): *La lingua salvata. Scritture tedesche dell'esilio e della migrazione*. Rovereto: Osiride 2008, S. 107-125, hier S. 114.

40 Emine Sevgi Özdamar: *Großvaterzunge* (Anm. 26), S. 26-27: „Ibni Abdullah sagte: ‚Wann hast du zum erstenmal Arabisch gehört?‘ Ich sagte: ‚Mein Vater stand in der Nacht auf, suchte im Radio Arabisches Radio, das Zimmer war dunkel. Radio war damals eine große Schachtel, Vater brachte einen grünen Strich im Radio hin und her, suchte eine arabische Stimme, wenn er sie gefunden hatte, konnte er seine Augen vom Radio nicht wegtun, vielleicht wäre die Stimme abgehauen, wenn er seine Augen nicht da festhielt. In meinen Schlaf diese Stimmen sind reingekommen [...].“

Ich dachte, wenn also mein Großvater Ahmet und meine Großmutter Ayşe stumme und taube Menschen wären und uns nur mit Schrift etwas erzählen könnten, hätte ich sie nie gekannt. So hätte ich heute keine Großmutter, Großvater. Ich fing an zu weinen.⁴¹

Diese Stelle belegt, dass die Funktion der arabischen Schrift nicht allein auf den religiösen Bereich beschränkt werden kann, wie zuweilen behauptet wird,⁴² auch wenn Özdamar das Arabische weder in Wort noch Schrift beherrscht. Das Arabische ist nicht ausschließlich als Sprache des Korans zu verstehen, sondern bildet durch die Buchstabenzeichen, die sich in der deutschen Sprache zu lebendigen Bildern verwandeln, eine Brücke sowohl zu ihrer individuellen Familiengeschichte als auch zur vorrepublikanischen Zeitgeschichte der Türkei und begünstigt damit auch das Vorhaben, die personale als auch kollektive Identität aufzuspüren.

4.2.2. Wortkörper

Das Verhältnis Özdamars zu ihren Sprachen ist sicherlich eher physischer als intellektueller Natur: „[...] meine Erfahrung mit deutschen Wörtern ist ganz körperlich. Die deutschen Wörter haben Körper für mich.“⁴³ Das Prinzip der Körperlichkeit der Sprache zieht sich ebenfalls durch das gesamte Werk der türkischen Autorin und offenbart sich nicht nur in der deutschen Sprache, sondern auch im Arabischen und Türkischen. So verwandeln sich bereits in den ersten Arabischstunden die arabischen Schriftzeichen in Materie („Ich ging aus dem Schriftzimmer mit fünf ersten arabischen Buchstaben raus zum anderen Berlin“)⁴⁴ bzw. in belebte Materie mit menschlichen Zügen und Gemütszuständen („Ich trat ins Schriftzimmer ein. Über den Tüchern warten die Buchstaben auf mich. Heute haben manche würdevolle Gesichter, sie hören das Rauschen ihres Herzens, manche ihrer Augen sind ganz, manche halb geschlossen. Manche sind dünne Waisen mit bleichen Gesichtern.“)⁴⁵ oder verraten geheime Gedanken und Vorstellungen („Ich sah im Koran wieder die Bilderwörter, die meine Großmutter auf dem Friedhof zu den

41 Sevgi Emine Özdamar: Das Leben ist eine Karawanserei (Anm. 11), S. 69. Vgl. hierzu eine analoge Stelle in der Erzählung *Muttersprache* (S. 12): „[...] mein Großvater konnte nur arabische Schrift, ich konnte nur lateinisches Alphabet, das heißt, wenn mein Großvater und ich stumm wären und nur mit Schrift erzählen könnten, könnten wir uns keine Geschichten erzählen.“

42 Vgl. diesbezüglich die Position von Margaret Littler: Profane und religiöse Intensitäten. In: Helmut Schmitz (Hg.) (Anm. 1), S. 143-154, hier S. 145.

43 Emine Sevgi Özdamar: Meine deutschen Wörter haben keine Kindheit (Anm. 15), hier S. 131.

44 Emine Sevgi Özdamar: Großvaterzunge (Anm. 26), S. 15.

45 Ebd., S. 16-17.

Toten gesagt hatte. Ein Buchstabe stand auf dem Blatt, wie die sehr schönen Augen einer Frau. Mein Vater blätterte das Blatt schnell um, weil es ihm bedrohlich wurde, und er wollte am liebsten so klein sein wie die Punkte, die über den Buchstaben standen.“).⁴⁶

Das „Prinzip des Embodiment, Verbindung von Sprache und Körperlichkeit in Identitätsprozessen“,⁴⁷ zeigt sich auch in der türkischen Sprache, wie beispielsweise im Bart des Großvaters,⁴⁸ aus dem Geschichten erwachsen, die die türkische Zeit- und Kulturgeschichte erzählen. Ähnlich wie das Arabische versinnbildlichen auch die türkischen Wörter Körperteile, durch die das menschliche Befinden und der innere Seelenzustand zum Ausdruck gebracht wird, wie dies beispielsweise beim Briefeschreiben der jungen Gastarbeiterin an ihre Mutter in der Türkei geschieht:

Wenn ich mich an den langsamen Abenden hinsetzte und einen Brief an meine Mutter schrieb, stellten sich die Wörter langsam auf das Papier. Ich konnte sehen, ob sie hell waren, ob sie Münder hatten, singen konnten, weinen konnten, lachen konnten, ob sie miteinander sprachen, ob sie tiefen Atem hatten, kurzen Atem hatten, ob sie gut rochen – und ob sie, wenn sie bei meiner Mutter ankamen, rausgingen und über ihre Hand, über ihre Arme wie die kleinen Tiere laufen konnten.⁴⁹

Auch bei der Suche nach der „Mutterzunge“ werden die Wörter zu aus Materie bestehenden, belebten Wesen: „Noch ein Wort in meiner Mutterzunge kam mal im Traum vorbei.“⁵⁰ Die Ich-Erzählerin der *Mutterzunge* bringt den Verlust ihrer Muttersprache mit einer surreal anmutenden Episode in Verbindung, in der ihrem Körper durch den Kontakt mit der deutschen Kultur, symbolisiert durch den Kölner Dom, eine schmerzvolle Verstümmelung zugefügt wird:

Ich konnte am Anfang den Kölner Dom nicht angucken. Wenn der Zug in Köln ankam, ich machte immer Augen zu, einmal aber machte ich ein Auge auf, in dem Moment sah ich ihn, der Dom schaute auf mich, da kam eine Rasierklinge in meinen Körper rein und lief auch drinnen, dann war kein Schmerz mehr da, ich machte mein zweites Auge auch auf. Vielleicht hatte ich dort meine Muttersprache verloren.⁵¹

46 Sevgi Emine Özdamar: Das Leben ist eine Karawanserei (Anm. 11), S. 29-30.

47 Cornelia Zierau (Anm. 33), S. 81.

48 Vgl. Anm. 37.

49 Emine Sevgi Özdamar: Die Brücke vom Goldenen Horn (Anm. 13), S. 57.

50 Emine Sevgi Özdamar: Mutterzunge (Anm. 24), S. 10.

51 Ebd., S. 10-11.

Das Symbol des deutschen Kulturerbes *par excellence*, der Kölner Dom, verwandelt sich in eine Rasierklinge, die in den Körper der Erzählerin hineinfährt und dabei ihre mit der Zunge identifizierte Muttersprache zerstückelt, wobei sich im Anschluss an diese einschneidende Erfahrung ein schmerzfreier Zustand einstellt, so als ob der Schnitt nicht nur jedes konventionelle, durch das Sehorgan stimulierte Erleben und Erzählen ausgelöscht, sondern sich für die Erzählerin der Zugang zu einer neuen unbekannten Sprache eröffnet hätte.⁵²

In der deutschen Sprache bezieht sich die Körperlichkeit der Wörter zunächst auf ihre Lautgestalt, die Materialität der Laute, die die ersten deutschen Wörter der jungen Gastarbeiterin bilden, so dass in der Anfangszeit ihres ersten Deutschlandaufenthalts die Kommunikation durch onomatopoetische Ausdrücke mehr oder weniger erfolgreich auf einer para- und nonverbalen Ebene erfolgt:

Um Zucker zu beschreiben, machten wir vor einer Verkäuferin Kaffeetrinken nach, dann sagten wir Schak Schak. Um Salz zu beschreiben, spuckten wir auf Herties Boden, streckten unsere Zungen raus und sagten: ‚eeee‘. Um Eier zu beschreiben, drehten wir unsere Rücken zu der Verkäuferin, wackelten mit unseren Hintern und sagten: ‚Gak gak gak.‘ Wir bekamen Zucker, Salz und Eier, bei Zahnpasta klappte es aber nicht. Wir bekamen Kachelputzmittel. So waren meine ersten deutschen Wörter Schak Schak, eeee, gak, gak.⁵³

Auch die deutschen Wörter, denen sie anfangs vorwiegend in schriftlicher Form begegnet, werden ebenfalls in zusammenhängende Lautgebilde umgewandelt, ohne eine semantische Entsprechung zu besitzen: „Ich übte meinen deutschen Satz, den ich aus der Zeitungsschlagzeile heute gelernt hatte, bei ihm. ‚Erwarkeinengel‘ – ‚Morgenmorgen‘, sagte er.“⁵⁴ Mit derselben Methode, mit der sie in ihrer Muttersprache, ihre Großmutter nachahmend, Gebetsfloskeln nachzusprechen gelernt hatte, eignet sie sich auch in der deutschen Sprache die ersten Wörter und Sätze an, indem sie Zeitungsschlagzeilen, Werbeslogans und Theatertexte auswendig lernt, ohne ihren Sinngehalt zu erfassen. Die auf diese Weise entstehende Inkongruenz zwischen Wortkörper und Wortinhalt widerspricht den in der Gesellschaft üblichen sprachlichen

52 Vgl. hierzu den Beitrag von Bettina Brandt: Schnitt durchs Auge. Surrealistische Bilder bei Yoko Tawada, Emine Sevgi Özdamar und Herta Müller. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Text und Kritik. Sonderband IX/06: Literatur und Migration. München 2006, S. 74-83, insbesondere S. 81.

53 Emine Sevgi Özdamar: Die Brücke vom Goldenen Horn (Anm. 13), S. 19.

54 Ebd., S. 26.

und kommunikativen Funktionen, was zunächst zu einer gewissen Distanz zwischen der Autorin und der von ihr verwendeten Sprache führt, die dadurch einen gegenständlichen Charakter annimmt. Dies gibt ihr auf der anderen Seite die Freiheit, mit den Wörtern frei jonglieren zu können, um durch diese „inszenierte Form der Naivität“ die „Konventionen einer deutschen Gesellschaft zu entlarven, die es [das türkische Mädchen, d.h. Özdamar] vordergründig nicht versteht und nur von außen ohne ein adäquates Vorverständnis zu analysieren in der Lage ist.“⁵⁵

4.2.3. Raumdimensionen

Ein weiteres zentrales Merkmal der Texte Özdamars ist die Darstellung der Sprache als räumliches Phänomen.⁵⁶ Die Wörter werden nicht nur zu Gegenständen und Körpern, sondern nehmen in dieser Form auch den sie umgebenden Raum ein. Die türkischen Wörter und Sätze der Mitbewohnerinnen im Berliner Frauenwohnheim, mit denen die in der Türkei lebenden Familien im gegenwärtigen Raum präsent gemacht werden, verranken sich miteinander zu einem dichten Gewebe, das das Zimmer derart ausfüllt, dass die dadurch entstehende Enge als bedrohlich empfunden wird: „Sie sprachen soviel über ihre Brüder und unsere Väter, daß ich dachte, ihre Sätze über die Brüder und Väter weben ein Spinnennetz, das das ganze Zimmer und unsere Körper bedeckt. Ich fing an, vor ihren Brüdern und meinem Vater Angst zu kriegen.“⁵⁷ Auch im folgenden Beispiel besitzen die türkischen Wörter eine Raum beherrschende Funktion, sie schaffen Platz für das Sprechen in der Muttersprache, die als in sich geschlossener, von außen nicht zugänglicher Raum erscheint, der durch die Herkunftssprache und -kultur vollkommen ausgefüllt wird:

Die [türkischen] Männer liefen zusammen durch die Berliner Straßen und sprachen laut ihre Sprache, es sah so aus, als ob sie hinter ihren Wörtern hergingen, die sie laut sprachen, als ob ihre laute Sprache ihnen den Weg freimachte. Wenn sie eine Straße überquerten, überquerten sie sie nicht, um in eine andere Straße zu gehen, sondern, weil ihre lauten Wörter in der Luft vor ihnen hergingen. So gingen sie hinter ihren Wörtern her und sahen für die Menschen, die diese Wörter nicht verstanden,

55 Michael Hofmann: Interkulturelle Literaturwissenschaft. Eine Einführung. Paderborn: W. Fink (UTB) 2006, S. 219.

56 Vgl. Claire Horst: Der weibliche Raum in der Migrationsliteratur. Irena Brezna – Emine Sevgi Özdamar – Libuše Moníková. Berlin: Verlag Hans Schiler 2007, hier insbesondere S. 86ff.

57 Emine Sevgi Özdamar: Die Brücke vom Goldenen Horn (Anm. 13), S. 33.

so aus, als ob sie mit ihren Eseln und Truthähnen durch ein anderes Land gingen. Die Männer kamen hinter ihren Wörtern her bis zum türkischen Arbeiterverein, dort rauchten sie und tranken Tee.⁵⁸

Doch nicht alle Räume, in denen die Gegenständlichkeit der Wörter sichtbar und erfahrbar wird, sind in sich abgeschlossene Gebilde mit von der Außenwelt isolierten Inhalten. In der Erzählung *Der Hof im Spiegel*⁵⁹ wird der Küchenspiegel zum engsten Gesprächspartner der Ich-Erzählerin, dem sie ihre innersten Gedanken und Gefühle anvertraut und der mit ihr interagiert, indem er den Mikrokosmos ihrer „persönlichen Stadt“⁶⁰ reflektiert und gleichzeitig ihrer Mutter im fernen Istanbul eine Stimme verleiht und sie in ihrer neuen deutschen Heimat gegenwärtig werden lässt:

Ich liebte den Spiegel, der über dem Küchentisch hing. Man konnte den Raum zum Sprechen bringen. Ich hörte nur dort meine Stimme. Meine Mutter aus Istanbul am Telefon, die Espressomaschine kochte, rauchte, in dem beleuchteten Ofen briet das Hähnchen. Die Bienen kamen hierher und liefen über das Obst, und im Spiegel bewegten sich die Drucker oder die Familie aus Afrika, die die Nonnen im Parterre wohnen ließen. ‚Mutter, jetzt backt die schwarze Frau Brot.‘ Ich erzählte meiner Mutter in Istanbul am Telefon wie ein Fußballkommentator, was im Hof los war.⁶¹

Der Küchenspiegel wird auf beiden Seiten von zwei weiteren, in den benachbarten Zimmern befindlichen Spiegeln eingerahmt, deren reflektierte Bilder er in sich bündelt. Er fängt zunächst die Bilder der unmittelbaren deutschen Außenwelt auf, fungiert aber auch als Gedächtnismedium und „Überlieferungsmittel“,⁶² durch das kulturelles Erinnern möglich wird. In diesem *third place* werden die Grenzen zwischen Vergangenheit und Gegenwart aufgehoben, zeitliche und räumliche Abstände überwunden, Menschen aus unterschiedlichen sozialen Schichten, Kulturen und Sprachen zusammengeführt und auf diese Weise eine interkulturelle Selbstreflexion auslöst. Im Spiegel als „Symbol einer Überwindung des Spagats zwischen den Kulturen und

58 Ebd., S. 45-46.

59 Emine Sevgi Özdamar: *Der Hof im Spiegel*. In: E. S. Öz.: *Der Hof im Spiegel*. Erzählungen. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2005², S. 11-46.

60 Ebd., S. 17.

61 Ebd., S. 27-28.

62 Meral Oralis: *Der Spiegel als Wunschraum oder Das literarische Schreiben als „Provinz des Fremden“* bei E. Sevgi Özdamar. In: Manfred Durzak/Nilüfer Kuruyazıcı (Hg.): *Interkulturelle Begegnungen: Festschrift für Şara Sayın*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 49-60, hier S. 57.

Welten“⁶³ versucht die Ich-Erzählerin, sich neu zu verorten, indem sie sich mit ihrer aus vergangenen und gegenwärtigen sprachlichen und kulturellen Lebenswelten hervorgegangenen individuellen und kollektiven Identität auseinandersetzt. Der Spiegel wird dabei zu einer deterritorialiserten, imaginierten Heimat,⁶⁴ zu ihrem neuen Zuhause („Jetzt wohne ich im Spiegel.“),⁶⁵ in dem sie durch Worte, Bilder und Erinnerungen ihren gegenwärtigen kulturellen Standort aushandelt und ihre hybride Identität positiv erlebt und verwirklicht: „Ich war glücklich im Spiegel, weil ich so an mehreren Orten zur gleichen Zeit war.“⁶⁶

4.3. Sprachdadaismus als Performanzstrategie

Ich habe [...] absichtlich in einem Sprachdadaismus geschrieben, wo die Sprache nicht sofort zu verstehen ist, ob man jetzt türkische Bilder perfekt ins Deutsche überträgt oder gesprochen spricht, es ist sehr schwer zu verstehen, aber das war meine große Absicht, weil die Begegnung ja erst wahrgenommen wird, wenn die Fremdheit wahrgenommen wird.⁶⁷

So formuliert Emine Sevgi Özdamar ihr bewusst konzipiertes sprachliches Vorgehen beim Verfassen ihres *Karawanserei*-Romans, das aber auch in allen anderen Texten deutlich zum Ausdruck kommt, deren Sprache häufig seltsam fremd, zuweilen sogar grotesk anmutet. Dieses sprachliche Verfremdungsverfahren ist auf das von ihr nahezu konsequent angewandte Prinzip des wörtlichen Übersetzens zurückzuführen, durch das sie aus der türkischen Kultur stammende Bilder, Metaphern, Redewendungen und Sprichwörter, deren Bedeutung größtenteils unübersetzbar ist, translinear in die deutsche Sprache überträgt. Özdamars sprachliche Kreationen sind allerdings keine rein mental konstruierten Artefakte, sondern greifen die natürliche Sprechweise der ersten Migrantengenerationen auf, die sie selbst empirisch erforscht hat:

63 Dirk Götsche: Emine Sevgi Özdamars Erzählung *Der Hof im Spiegel*: Spielräume einer postkolonialen Lektüre deutsch-türkischer Literatur. In: German Life and Letters 59:4 (2006), S. 515-525, hier S. 522.

64 Vgl. Simon Melchert: Sprachliche (Neu-)Landvermessungen – Emine Sevgi Özdamars „Das Leben ist eine Karawanserei“. In: Klaus Müller-Richter/Ramona Uritescu-Lombard (Hg.): Imaginäre Topografien. Migration und Verortung. Bielefeld: transcript Verlag 2007, S. 87-98, hier S. 97.

65 Emine Sevgi Özdamar: *Der Hof im Spiegel* (Anm. 59), S. 42.

66 Ebd., S. 31.

67 Chudi Bürgi: Spazierengehen, das heißt Würmer ausschütteln. In: Wochen Zeitung Nr. 5 vom 05.02.1993. Zitiert in Sebastian Runkel: Die Sprache in Emine Sevgi Özdamars Roman „Das Leben ist eine Karawanserei“. Studienarbeit. Norderstedt: GRIN Verlag 2009, S. 2.

Ich meine die Situation im Zug, wo die Leute aus verschiedenen Nationen versucht haben, auf Deutsch ihre Bilder aus ihren eigenen Sprachen auf Deutsch zu übersetzen, denn dann sind immer Fehler darin. Und diese Fehler habe ich immer sehr gemocht, weil ich gemerkt habe, daß das eigentlich eine neue Sprache ist, die von ca. fünf Millionen Gastarbeitern gesprochen wird, und daß die Fehler, die wir in dieser Sprache machen, in der deutschen Sprache unsere Identität ist. Und ich habe deswegen die Fehler als Kunstform benutzt, damit gespielt.⁶⁸

Die translineare Übersetzungsstrategie hat zur Folge, dass die Sprache Özdamars ein „palimpsestartiges Gebilde“ darstellt, „in dem die türkische Sprache den Subtext für den deutschsprachigen Text bildet“,⁶⁹ wobei der deutsche Text zahlreiche Inkongruenzen und zum Teil regelrechte Verstöße gegen das deutsche Sprachsystem aufweist. Dies geschieht auf lexikalisch-semantischer Ebene durch ungewöhnliche Wortkombinationen wie „beleidigter Bahnhof“ oder „gebrochene Kirche“,⁷⁰ wie sie die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche nennt, Wortschöpfungen, die in diesen Beispielen aus dem Spiel mit der Polysemie türkischer Wörter hervorgehen, denn das türkische *kırk* mit der ursprünglichen Grundbedeutung „zerstört“ kann auch im Sinne von „gebrochen“ bzw. „angeschlagen“ verwendet werden.⁷¹ Die Tatsache, dass Özdamar in der deutschen Sprache ein zu den jeweiligen Substantiven als inkompatibel empfundenes Adjektiv wählt, bestätigt ihre Verfremdungsabsicht durch eine transkulturelle, hybride Schreibweise. Auffallend sind auch die Regelverstöße auf syntaktischer Ebene, beispielsweise gegen das Prinzip der Verbzweitstellung („Wenn der Zug in Köln ankam, ich machte immer Augen zu.“; „In meinen Schlaf diese Stimmen sind reingekommen.“) sowie aus fehlerhaften Verbvalenzen resultierende Objekthäufungen („Die Wörter, die ich die Liebe zu fassen gesucht habe, hatten alle ihre Kindheit.“),⁷² die den Satz schwer verständlich machen und auf den ersten Blick sinnentstellend wirken, in Wirklichkeit aber eine Bedeutungsverschiebung bzw. -erweiterung erzeugen.

68 Vgl. Annette Wierschke: Schreiben als Selbstbehauptung. Kulturkonflikt und Identität in den Werken von Aysel Özakin, Alev Tekinay und Emine Sevgi Özdamar, Frankfurt/M.: Verlag für Interkulturelle Kommunikation 1996, S. 267.

69 Kader Konuk (Anm. 25), S. 90.

70 Emine Sevgi Özdamar: Die Brücke vom Goldenen Horn (Anm. 13), S. 25 („Wir nannten ihn den zerbrochenen Bahnhof. Das türkische Wort für ‚zerbrochen‘ bedeutet gleichzeitig auch beleidigt. So hieß er auch der ‚beleidigte Bahnhof‘.“) und S. 66.

71 Vgl. hierzu auch Angela Weber (Anm. 22), S. 242-243.

72 Emine Sevgi Özdamar: Mutterzunge (Anm. 24), S. 10 und Großvaterzunge (Anm. 26), S. 27 und S. 44.

Das Beharren auf Fehlern, die normalerweise als Makel oder sprachliches Defizit gewertet werden, ist demzufolge keineswegs ein Symptom fehlender Sprachkompetenz, sondern ein bewusst gewähltes literarisches Verfahren, das eine auf Mehrsprachigkeit beruhende Schreibweise offenbart, in der auch die Fehler eine identitätsstiftende Funktion besitzen und den fremdsprachlichen Schreibakt an sich mit dem Phänomen der Migration und Identitätsfindung vergleichbar machen: „Ein japanisches Sprichwort sagt: Nur die Reise ist schön – nicht das Ankommen. Vielleicht liebt man an einer fremden Sprache genau diese Reise. Man macht auf der Reise viele Fehler, aber man kämpft mit der Sprache, man dreht die Wörter nach links und rechts, man arbeitet mit ihr, man entdeckt sie.“⁷³

Gerade die fehlende Korrektheit auf der formalen Ebene rückt die Texte Özdamars trotz ihrer medialen Realisierungsform der Schriftlichkeit in den Bereich der konzeptionellen Mündlichkeit: Dazu tragen auf syntaktischer Ebene neben den bereits erwähnten grammatischen Inkongruenzen auch die vorwiegend parataktischen, parallel konstruierten Satzstrukturen und die neu erfundenen, befremdlich klingenden Lexemkombinationen bei. Weitere Merkmale, die ihre Texte in die Nähe des Pols der konzeptuellen Mündlichkeit positionieren, ergeben sich aus der Verwendung der direkten Rede und umgangssprachlicher Elemente sowie von Redewendungen, Gebetsformeln, Märchen und Liedern. Wie aus dem folgenden Beispiel deutlich wird, sind in der durch schriftsprachliche Stilelemente geprägten Rahmenerzählung scheinbar selbst komponierte lyrische Lieder eingebettet, die den inneren Gefühlszustand und den gedanklichen Bewusstseinsstrom der Dialogpartner wiedergeben:

„Du feine Rose meiner Gedanken, / Du lustige Nachtigall meines Herzens. / Ich hab dich gesehen. / Dein feuriger Mund, / deine Grübchen in deinen Wangen. / Du hast mich gebrannt“, sagte Ibni Abdullah, „das ist ein Lied.“ „Das ist auch ein Lied“, sagte ich. „Ich laufe, die Liebe hat mich gefärbt ins Blut, mein Kopf ist weder bei mir, weder weg von mir, komm und sieh, was die Liebe aus mir gemacht hat, deine Liebe hat mich gesehen, hat mein Herz rausgenommen, es krank gemacht, hat Absicht, es zu töten, manchmal bin ich wie ein Wind, manchmal wie staubige Wege, manchmal schlage ich wie Wasser auf Wasser, komm und sieh mich, was die Liebe aus mir gemacht hat.“ Ibni Abdullah sagte: „Sing noch ein Lied.“ Ibni Abdullah zog sich eine Turnhose an, wir saßen

73 Emine Sevgi Özdamar: Meine deutschen Wörter haben keine Kindheit (Anm. 15), S. 127.

jeder in einer Ecke des Schriftzimmers, zwischen uns ein Tablett, Mezes, Raki, Wein.⁷⁴

Die von Özdamar realisierte „komplexe Reoralisierung der Schrift“, die ein „orales Erforschen der Welt“ zum Ziel hat, ist ein wesentliches Kennzeichen ihres transkulturellen hybriden Schreibstils, der durch die Verschränkung von Texttypen und semantischen Elementen, die aus der türkischen Erzähltradition stammen, mit der deutschen Sprache als „literarische Mündlichkeit des Türkischen im Deutschen“ definiert werden kann.⁷⁵

5. Abschließende Überlegungen

Emine Sevgi Özdamar stellt ihre Migrationserfahrung nicht als traumatische, krisenhafte Lebensphase dar, so wie dies von den Vertretern der ersten Migrantengeneration empfunden und literarisch umgesetzt wurde, sondern setzt sich mit dem Thema auf metasprachlicher Ebene auseinander, wobei nicht mehr die verlorene Heimat, sondern das Problem der kulturellen Selbstverortung an sich im Mittelpunkt steht. So spiegelt sich Özdamars Bewusstheit um ihre interkulturelle Schwellenposition in der Schaffung einer Kunstsprache wider, die sich der Erzählstrategien des Magischen Realismus bedient, indem die unterschiedlichsten Elemente aus dem Bereich der Realität, Phantasie, Religion, Geschichte und Geographie miteinander verwoben werden. Hieraus gehen neuartige hybride Sprachformen hervor, die die Autorin bewusst durch das auf dem gleichzeitigen Gebrauch zweier Sprachen beruhenden Verfahren des *Code-Mixing* schafft. Die Muttersprache und das Deutsche werden so miteinander verbunden, dass die Vorrangstellung der Erstsprache gegenüber der Fremdsprache aufgehoben wird und auf stilistischer Ebene die Spuren der Migrationserfahrung deutlich sichtbar sind.⁷⁶ Dieses sprachliche Hybridisierungsverfahren ist das Ergebnis eines kulturellen Neuverortungsprozesses, der den Ausgangspunkt für die Konstruktion einer noch zu definierenden, hybriden Identität bildet. Dabei versinnbildlicht der Schreibprozess selbst den Aufbruch zu einem neuen, noch nicht genau zu lokalisierenden

74 Emine Sevgi Özdamar: Großvaterzunge (Anm. 26), S. 25-26.

75 Eva-Maria Thüne: ‚Mundhure‘ und ‚Wortmakler‘. Überlegungen zu Texten von Emine Sevgi Özdamar. In: Fabrizio Cambi (Hg.): Gedächtnis und Identität. Die deutsche Literatur nach der Vereinigung. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 305-320, hier S. 307 und 313.

76 Vgl. Eva-Maria Thüne: ‚Lo scavo delle parole‘: scrivere e riflettere sulla lingua nei testi di Emine Sevgi Özdamar. In: Giulia Cantarutti/Paola Maria Filippi (Hg.): La lingua salvata. Scritture tedesche dell’esilio e della migrazione. Rovereto: Osiride 2008, S. 107-125, hier S. 122-123.

Ziel, wobei gerade im Unterwegssein das Potential zur Verwirklichung unbekannter Dimensionen des Ich zum Tragen kommt:

[Das Schreiben] öffnet [...] einen Raum, der zur Bewegung einlädt, zu Migration, zu einer Reise. Schreiben führt dazu, daß wir eine gewisse Distanz aufbauen zwischen uns selbst und den Kontexten, die unsere Identität definieren. [...] Dies ist auch das Paradoxon im Zentrum des Schreibens; wie das mehrdeutige Reisen beginnt es mit bekannten Materialien – einer Sprache, einem Lexikon, einem Diskurs, einer Reihe von Archiven – und versucht doch aus den Grenzen der Bewegung, aus der Erfahrung des Ortswechsels ein Mehr herauszuholen, einen Überschuß, der zu einer unvorhergesehenen und unbekannten Möglichkeit führt.⁷⁷

Die zu Beginn der Reise zur Verfügung stehenden bekannten Mittel nehmen beim Zurücklegen der Wegstrecke neue, durch eine erhöhte Sprachaufmerksamkeit und eine daraus resultierende Sprachbewusstheit geprägte Erscheinungsformen an („Bis diese Wörter in deinem Land aufgestanden und zu meinem Land gelaufen sind, haben sie sich unterwegs etwas verändert“⁷⁸), die Ausdruck für eine vielschichtige, komplexe Identität sind, eine Identität, die das sich selbst bewusste Individuum eigenverantwortlich gestaltet und die zu jedem Zeitpunkt wandelbar und erweiterbar ist.

77 Iain Chambers (Anm. 2), S. 11-12.

78 Emine Sevgi Özdamar: Mutterzunge (Anm. 24), S. 27.

Michaela Bürger-Koftis (Genua)

Die „Eingesprachten“ (Trojanow) ergreifen das Wort

Language Awareness, Sprachbewusstsein und Sprachkritik bei Schreibenden der transkulturellen deutschsprachigen Literatur

Poetik-Vorlesungen eines Autors, einer Autorin sind in jedem Fall der ideale Ort, um mehr über den Weg, den die Sprache vom reinen Kommunikationsmittel zum literarischen Ausdrucksmittel macht, zu erfahren. Um so mehr, wenn es sich bei den Dozenten um Schriftsteller handelt, deren Erstsprache nicht das Deutsche ist und deren Sprachbiographie aufgrund ihrer plurilokalen Identität durch Mehrsprachigkeit geprägt wurde.

Erste Adresse ist in diesem Zusammenhang die vom Mitteleuropazentrum der TU Dresden gemeinsam mit der Robert Bosch Stiftung seit einem Jahrzehnt ausgerichtete Chamisso-Poetikdozentur. Jährlich wird ein/e PreisträgerIn des Adelbert-von-Chamisso-Preises eingeladen, die Poetik-Vorlesung zu halten. Über die Jahre waren das ab 2000 Yüksel Pazarkaya, Gino Chiellino, Adel Karasholi, Ilma Rakusa, Vladimir Verlib, José F. A. Oliver, Zsuzsanna Gahse, Hussain Al-Mozany und 2010 Ota Filip. Einige dieser Dozenturen liegen mittlerweile in Buchform vor,¹ andere nur in Form von Vortragsmanuskripten, auf die der Zugriff nicht mehr zeitgerecht für eine Untersuchung im Rahmen des vorliegenden Bandes erfolgen konnte. Daher wird diese Publikation als eine der ersten auf der Publikationsplattform des Webportals unseres Forschungsprojekts veröffentlicht werden.² Manche AutorInnen, wiewohl ebenfalls Chamisso-Preisträger, wurden zu einer anderen Reihe von Poetik-Vorlesungen eingeladen, zur Tübinger Poetikdozentur. Die *Verwandlungen*³ Yoko Tawadas von

1 Gino Chiellino: In Sprachen leben. Meine Ankunft in der deutschen Sprache. Dresden: Thelem 2003; Ilma Rakusa: Zur Sprache gehen. Dresdner Chamisso-Poetikvorlesungen 2005. Mit einem Nachwort von Walter Schmitz sowie einer Bibliographie. Dresden: Thelem 2006; Vladimir Verlib: Spiegel im fremden Wort. Die Erfindung des Lebens als Literatur. Dresdner Chamisso-Poetikvorlesungen 2006. Mit einem Nachwort von Annette Teufel und Walter Schmitz sowie einer Bibliographie. Dresden: Thelem 2008.

2 Der noch im Detail festzulegende Name des Webauftritts wird auf jeden Fall den Begriff *Polyphonie* beinhalten, und ab Juni 2011 wird das Webportal operativ sein.

3 Yoko Tawada: *Verwandlungen*. Tübinger Poetik-Vorlesung. Tübingen: Konkursbuchverlag 1998.

1998 und Feridun Zaimoglus und Ilija Trojanows *Ferne Nähe* (2007)⁴ können also ebenfalls für die Studie herangezogen werden. Neben dem Corpus, das die Poetik-Vorlesungen darstellen, werden natürlich auch Glossen und einschlägige Interviews von diesen und anderen Autorinnen und Autoren der transkulturellen deutschsprachigen Literatur auf metasprachliche Äußerungen untersucht, die Aufschluss darüber geben, wie und in welchem Ausmaß diese Schreibenden über Sprache(n) im Allgemeinen und über das Deutsche im Besonderen reflektieren. Damit werden genauere Aussagen darüber gemacht werden können, ob sich die Vermutung bestätigt, dass der durch Mehrsprachigkeit bedingte *fremde*, der *entfernte* Blick Sprachbewusstsein, Language Awareness und sprachkritische Tendenzen verstärkt und dass die in den literarischen Texten immer wieder feststellbare Dekonstruktion der Schreibsprache durch ungewöhnliche Wortspiele, Etymologisieren und Wörtlich-Nehmen von Lexemen und Idiomatismen mit der besonderen Sprachbewusstheit in Zusammenhang zu bringen sind.

4 Feridun Zaimoglu, Ilija Trojanow: *Ferne Nähe*. Tübinger Poetik-Dozentur 2007. Künzelsau: Swiridoff 2008.

➤ 7. Hybriditätsforschung

De-Placement. Kreativität. Avantgarde Zum innovativen Potential von migratorischer Literatur

„Ich habe viele Seelen und viele Zungen“,¹ stellt Yoko Tawada im Band *Überseetzungen* fest und beschreibt damit eine Befindlichkeit, die gemeinhin mit Phänomenen wie der Globalisierung und der Migration in Verbindung gebracht wird. In Zeiten elektronischer Massenmedialisierung durch Fernsehen, Telefon oder Internet ebenso wie einer Massenmobilität (Billigflüge etc.) ist die Welt zum „Global Village“ geworden,² in dem Mehrsprachigkeit sowohl auf der Ebene des unmittelbaren Sprechens – der „Zunge“ im Sinne Tawadas – als auch auf der Ebene der kulturellen Codes in einem weiteren Sinne – um mit Tawada zu sprechen: der „Seele“ – zunehmend an Bedeutung gewinnt. Es geht hier nicht darum, zu hinterfragen, ob dieses Phänomen tatsächlich so neu sei – dass gerade die Habsburgermonarchie immer wieder als Beispiel für die Plurilingualität und -kulturalität angeführt wird, wurde bereits in zahlreichen Publikationen abgehandelt –, vielmehr sollen in diesem Beitrag die Auswirkungen dieser Globalisierung auf der kulturellen und der Identitätsebene ebenso wie auf der ästhetischen am Beispiel literarischer Texte der deutsch-japanischen Autorin Yoko Tawada, der österreichisch-koreanischen Autorin Anna Kim sowie der rumäniendeutschen Literatur-Nobelpreisträgerin Herta Müller erörtert werden.³ Theoretische Hilfestellung leisten Ansätze aus den Postcolonial Studies, wobei nicht nur auf das angloamerikanische Konzept der Hybridität, sondern auch auf die im frankophonen Kontext entwickelten Positionen des *Métissage* bzw. der *Creolité* rekurriert wird. Besonderes Interesse gilt dabei der These eines besonderen kreativ-produktiven Potentials von Überschneidungszonen. Gerade aus der Nicht-Zugehörigkeit, so wird argumentiert, resultierten Innovation und Entfaltung. Belegt wird die These gerne mit dem Verweis auf namhafte Repräsentanten der Literaturgeschichte wie James Joyce oder Samuel Beckett, die erst fern ihres Geburtslandes ein Denken

1 Yoko Tawada: *Überseetzungen*. Korr. Neuaufl. Tübingen: Konkursbuchverlag 2006, S. 70.

2 Vgl. Marshall McLuhan, Bruce R. Powers: *The Global Village: Transformations in World, Life and Media in the 21st Century*. New York: MIT-Press 1989.

3 Neben Tawadas *Überseetzungen* stehen folgende Texte im Zentrum der Ausführungen: Herta Müller: *Die blassen Herren mit den Mokkatassen*. München: Hanser 2005. – Anna Kim: *Die gefrorene Zeit*. Roman. Graz: Droschl 2008.

jenseits von Grenzen entwickelt hätten, das ihnen ermöglichte, eine Vielzahl von Zugehörigkeiten und Identitäten anzunehmen und damit ihre innovativen und exemplarischen Meisterwerke zu schaffen, die ihre außergewöhnliche Position in der Literaturgeschichte begründen.

Denkfiguren kultureller Vermischung – ein kurzer Überblick über rezente Positionen⁴

„Identität sprechend zu stiften, Identität zuzusprechen, nagt an der Substanz, da anstelle eines Menschen gesprochen wird, das Stapfen in unbekannten Fußspuren immer Nummern zu groß; die Fremdperspektive entfremdet zusätzlich“,⁵ umschreibt Anna Kim im Roman *Die gefrorene Zeit* die Problematik der Identitätskonstruktion. Die in Wien lebende Autorin opponiert hier gegen einen zwar theoretisch, in der Realpolitik und (Teilen der) Gesellschaft jedoch oft noch nicht überwundenen Kulturbegriff, der im Sinne Herders aufgefasst wird als Homogenisierung nach innen und Abgrenzung nach außen, als authentische Artikulation einer individuellen oder kollektiven Einheit, oder gar als Ausdrucksform einer ‚Volksseele‘, in der sich Geschichte und Gedächtnis, Denkstile und sprachliche Formen verdichten.

Im Gegensatz dazu weisen rezente kulturwissenschaftliche Konzepte die Reduktion von Kultur auf eine zeitliche, räumliche und soziale Entität vehement zurück. So sehr in den vergangenen Jahren Wolfgang Welschs Konzept der Transkulturalität auch kritisiert worden sein mag, hat er doch darauf hingewiesen, dass die „zeitgenössischen Kulturen [...] eine andere Verfassung angenommen [...] haben, als unsere Kulturbegriffe noch immer behaupten und suggerieren“, und zugleich hat er die „innere [...] Differenzierung und Komplexität“ sowie die „externe Vernetzung“ der modernen Kulturen betont.⁶

Insbesondere Ansätze aus den Postcolonial Studies fassen Kulturen nicht mehr als dauerhaft fixierbare oder gewachsene, einheitliche und abgrenzbare Entitäten auf, sondern als dynamische Prozesse, bei denen es ständig zu Überschneidungen und Vermischungen kommt. Kulturen seien „neither monolithic nor reductively compart-

4 Vgl. dazu ausführlicher Helga Mitterbauer: Verflochten und Vernetzt. Methoden und Möglichkeiten einer Transkulturellen Literaturwissenschaft. In: *Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch* 1 (2005), S. 15-30.

5 Anna Kim (Anm. 3), S. 15.

6 Vgl. Wolfgang Welsch: Transkulturalität. Zur veränderten Verfassung heutiger Kulturen. In: Irmela Schneider, Christian W. Thomsen (Hg.): *Hybridkultur. Medien, Netze, Künste*. Köln: Wienand 1997, S. 67-90, Zitate auf S. 67 und 71.

mentalized, separate, distinct“,⁷ postuliert etwa Edward Said. Homi K. Bhabha ordnet den Begriff der Kultur ebenso wie jenen der Nation einer „imaginären Gesellschaft“ zu und definiert ihn als „fiktionales Konstrukt“. Auch er lehnt in Anlehnung an Jacques Derridas Begriff der *différance* Geschlossenheit ab und betont im Gegensatz dazu die interne Gespaltenheit, Polyphonie und Prozessualität kultureller Formationen ebenso wie die globale „Zirkulation von Menschen, Dingen, Zeichen und Informationen“.⁸ Kulturen sind Bhabha zufolge „niemals in sich einheitlich“ und genauso wenig „einfach dualistisch in ihrer Beziehung des Selbst zum Anderen“.⁹ Mit dieser Argumentation gelingt es ihm, zweipolige Alteritätsvorstellungen zu überwinden und stattdessen das „Gewebe von Gleichheiten und Differenzen, das sich der Aufspaltung in starre binäre Gegensätze entzieht“,¹⁰ ins Blickfeld zu rücken. Die von ihm eingeführte Metapher des Hybriden bezieht sich damit vor allem auf eine Re-Konzeptualisierung kollektiver Identität, wobei die „Produktivität interner Differenzen“ positiv besetzt, der Ausschluss des „Nichtdazugehörigen“ abgelehnt wird.¹¹ Dies lenkt den Fokus auf soziale Gefüge mit hoher Dynamik, in denen sich je nach Kontext, Situation oder Referenzrahmen ständig Mehrfachkodierungen personaler wie kollektiver Identitäten ereignen. Die postkoloniale Vorstellung von Kultur als hybrid basiert auf der Einsicht, dass „keine Kultur von der globalen Zirkulation von Menschen, Dingen, Zeichen und Informationen unberührt geblieben ist“.¹² Indem Bhabha kulturelle Einheit ebenso in Zweifel zieht wie dualistische Beziehungen, stellt er die Autorität kultureller Synthese insgesamt in Frage.¹³ Die Metapher von der Hybridität umschreibt all das, was sich der Vermischung von Traditionslinien und Signifikantenketten verdankt, „was unterschiedliche Diskurse und Technologien verknüpft, was durch Techniken der Collage, des Samplings, des Bastelns zustande gekommen ist.“ Die Vorstellung einer nationalen Identität kann in solcherart stark hybridisierten Kulturen „bestenfalls noch eine unter vielen sein.“¹⁴

7 Edward W. Said: *Culture & Imperialism*. London: Vintage 1994, S. XXII.

8 Elisabeth Bronfen, Benjamin Marius, Therese Steffen (Hg.): *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusbefragung*. (Discussion 4) Tübingen: Stauffenburg 1997, S. 17f.

9 Homi K. Bhabha: *Die Verortung der Kultur*. Übersetzt von Michael Schiffmann und Jürgen Freudl. (Discussion 5) Tübingen: Stauffenburg 2000, S. 54.

10 Stuart Hall: *Ideologie, Identität, Repräsentation*. Ausgewählte Schriften 4. Hg. von Juha Koivisto und Andreas Merckens. Hamburg: Argument-Verlag 2004, S. 196.

11 Elisabeth Bronfen (Anm. 8), S. 2f.

12 Vgl. Elisabeth Bronfen (Anm. 8), S. 17f.

13 Vgl. Homi K. Bhabha (Anm. 9), S. 54.

14 Elisabeth Bronfen (Anm. 8), S. 14.

Indem er vorschlägt, „die Grenze der Kultur als ein Problem der Äußerung kultureller Differenz zu denken“, verlagert er die Markierung von Kulturen in jenen diskursiv-konstruktivistischen Bereich, in dem sich Kulturen überschneiden und überlagern.¹⁵ Dieser heuristische Denkraum – Bhabha bezeichnet ihn als „Third Space“ – umfasst das Verschieben und Transformieren von Bedeutungen, Zeichen und Symbolen in andere Kontexte. Bhabha wurde mehrfach kritisiert, dem Konfliktpotenzial dieses Prozesses zu wenig Beachtung geschenkt zu haben, zumal er vom Aushandeln spricht, und wenn er auf „Gleichgewichtsstörungen“, Irritationen hinweist, diesen kreativ-produktives Potenzial zuschreibt, mit der Begründung, dass durch sie „machtvolle[...], kulturelle[...] Veränderungen“ ausgelöst werden können.¹⁶ Die Auffassung des „Dritten Raums“ als Zone der Verhandlung und Übersetzung kultureller Differenz ist allerdings der strukturalistisch-diskurstheoretischen Grundlage seines Konzepts geschuldet. Dem entsprechend lässt sich diese Kontaktzone, die sich aus der Überlagerung der als hybrid verstandenen Kulturen ergibt, keineswegs geographisch festmachen; sie stellt vielmehr den theoretischen und diskursiven Rahmen bereit, der die permanente Konstruktion von Bedeutungen und Zuschreibungen denkmöglich macht.

Dieser „Dritte Raum“ konstituiert „die diskursiven Bedingungen“, unter denen die Bedeutungen und die Symbole von Kultur einer permanenten Veränderung und Re-Kodierung unterliegen. So kann selbst ein und dasselbe Zeichen „neu belegt, übersetzt, rehistorisiert und gelesen werden“.¹⁷ In diesem Sinn ‚repräsentiert‘ der „Dritte Raum“ einerseits die allgemeinen Bedingungen der Sprache, zugleich aber auch die spezifischen Implikationen und Strategien des performativen Akts und damit das offene Geflecht, die unabschließbare Kette einzelner, individueller Äußerungen. Die dabei vorgenommene Spaltung in ein Subjekt der Äußerung und in ein geäußertes Subjekt bildet die Ausgangsbasis für Bhabhas Kritik an allen „synchronizistischen und evolutionistischen Logiken“ und opponiert auf subversive Weise gegen Autoritäten, die auf kulturellem Wissen basieren.¹⁸ Bhabhas Differenzbegriff markiert nicht die Grenze zwischen einem Innen und

15 Elisabeth Bronfen (Anm. 8), S. 52f. – Vgl. auch: Nestor Canclini: *Culturas híbridas. Estrategias para entrar y salir de la modernidad*. Mexico: Grijalbo 1998. – Zur Kritik am Hybriditätskonzept siehe: Jan Nederveen Pieterse: *Hybridität, na und? Aus dem Englischen von Barbara Gabel-Cunningham*. In: Lars Alolio-Näcke, Britta Kalscheuer, Arne Manzeschke (Hg.): *Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz*. Frankfurt/Main: Campus-Verlag 2005, S. 396-430.

16 Homi K. Bhabha (Anm. 9), S. 58.

17 Homi K. Bhabha (Anm. 9), S. 57.

18 Vgl. Homi K. Bhabha (Anm. 9), S. 55.

Außen oder zwischen einem Zentrum und seinen Rändern, sondern ist eine ephemere Zone mitten im Zentrum, in der die historische Gegenwart zum ex-zentrischen Raum der Erfahrung wird.¹⁹

Kulturelle Interaktion lokalisiert Bhabha – und das ist eine entscheidende Prämisse seines Konzepts – in den signifikatorischen Überschneidungsbereichen von Kulturen. Bhabha entwickelt sein Modell der kulturellen Differenz in Abgrenzung gegen jenes der kulturellen Diversität, das auf Kultur als Objekt (mehr oder weniger) empirischen Wissens abziele, konkret auf die Vorstellung der kulturellen Vielfalt. Dagegen beschreibt sein Begriff der kulturellen Differenz den „*Äußerungsprozess* von Kultur als etwas ‚*Wissensfähigem*‘ (*knowledgeable*), Autoritativem, zur Konstruktion von Systemen kultureller Identifikation Geeignetem“.²⁰ Dieses Konzept polyphoner oder hybrider Kulturen geht über eine naive Utopie kultureller Vielfalt hinaus. Kulturelle Differenz meint die interne Differenz, die jeder kulturellen Äußerung inhärent ist, „die implizite Spaltung ihres Subjektes in ein Subjekt des Aussagens (*de l'énonciation*) und ein ausgesagtes Subjekt (*de l'énoncé*)“.²¹

Während im angloamerikanischen Konzept der Hybridität auf post-strukturalistisch-diskurstheoretischer Basis argumentiert wird, ist der in den frankophonen Kulturwissenschaften entwickelte Ansatz des *Métissage* stärker soziologisch orientiert. Laurier Turgeon definiert *Métissage* als Prozess der kulturellen Vermengung und betont insbesondere die Multiplizierung der Kontakte, des Austauschs und der Vermischung, wodurch der Terminus auch als Metapher für die postmoderne Welt mit ihren multi-ethnischen und multikulturellen Metropolen und ihren spezifischen Netzwerken von Information, Kommunikation und Interaktion aufgefasst wird.²² Das Interesse gilt einer Form von Vermischung, bei der, so Jean-Loup Amselle, die einzelnen Teile nicht mehr als „ursprüngliche“ identifizierbar sind – „*une mélange dont il est impossible de dissocier les parties*“.²³ Amselle zufolge ist *Métissage* ein Prozess, der sich auf der Ebene des Individuums ebenso ereignet wie in nationalen und transnationalen Bezügen, wobei freilich eine Verschiebung zu beobachten ist: Durch die zunehmende „De-Platzierung“ von Personen beziehungsweise ganzer Bevölkerungsan-

19 Vgl. Homi K. Bhabha (Anm. 9), S. XI.

20 Homi K. Bhabha (Anm. 9), S. 51f.

21 Elisabeth Bronfen (Anm. 8), S. 12.

22 Laurier Turgeon: Les mots pour dire les métissages: jeux et enjeux d'un lexique. In: *Revue germanique internationale* (Paris) 21 (2004), S. 53-69.

23 Jean-Loup Amselle: *Logiques métisse. Anthropologie de l'identité en Afrique et ailleurs*. Paris: Payot 1990, S. 248.

teile innerhalb von als auch zwischen verschiedenen Nationalstaaten – durch Migration, Mischehen oder Adoptionen – wachse nicht nur das quantitative Gewicht der Metropolen im Vergleich zu ihrem ‚Umland‘, durch den Anstieg multi-ethnischer wie multikultureller Räume und Praktiken ändere sich auch deren Charakter. Diese Entwicklung bringe neue Formen der Kommunikation und des Handelns mit sich, die in ihrer Praxis eine neue Form sozialer Ordnung konstituieren; diese gleiche einem Netz, das zum einen das Risiko neuer ethnischer und religiöser Konflikte birgt, zum anderen aber auch die Chance auf einen reflektierteren Umgang mit dem Problem der Differenz.²⁴

Aufgefasst wird das Konzept auf ideologischer Ebene als Instrument gegen alte wie neue Rassismen, für Toleranz, eine multi-ethnische Gesellschaft, auf ästhetischer als Deskription konkreter Mischformen in Musik oder Malerei;²⁵ zugleich wird es als logische Konsequenz innerhalb eines weiteren Rahmens des wissenschaftlichen Denkens im 20. und 21. Jahrhundert gesehen – von Einsteins Relativierung von Zeit und Raum, über die Chaostheorie, Modellen der Polyvalenz und des Pluralismus bis zu Lyotards „condition postmoderne“, der jüngsten Kybernetik und zum Cyberspace: „Le cyberspace a définitivement consacré le règne du réseau et du rhizome brouillant les frontières entre le vrai et l’artifice, le monde réel et les mondes virtuels.“²⁶ Jean-Loup Amselle zufolge ist Métissage ein konstitutiver Bestandteil der meisten Gesellschaften, Grundlage von Kultur im engeren wie weiteren Sinn, und zugleich der Prozess ihrer stetigen, gegenseitigen Annäherung, womit der Akzent auf einen ursprünglichen Synkretismus gelegt wird: „une approche continuiste, qui [...] mettrait l’accent sur l’indistinction et le syncrétisme originaire“.²⁷ Daraus resultiert, dass weder die Vermischung ausschließlich als moderne oder postmoderne Erscheinung betrachtet, noch die dem Métissage zugrunde liegenden Kulturen als rein aufgefasst werden.²⁸

24 Laurier Turgeon, Anne-Hélène Kerbirou: Métissages, de glissements en transferts de sens. In: Laurier Turgeon (Hg): Regards croisés sur le métissage. Saint-Nicolas (Québec): Presses de l’Université Laval 2002, S. 6.

25 Alexis Nouss: Deux pas de danse pour aider à penser le métissage. In: Laurier Turgeon (Anm. 24), S. 95-111, hier S. 96.

26 Alexis Nouss (Anm. 25), S. 98.

27 Jean-Loup Amselle (Anm. 23), S. 10. – Vgl. auch Jean-Loup Amselle: Métissage, branchement et triangulation des cultures. In: Revue germanique internationale (Paris) 21 (2004), S. 41-51.

28 Vor allem Serge Gruzinski betont die historische Perspektive und macht am Beispiel der iberischen Expansion im 16. Jahrhundert deutlich, dass Globalisierung und damit Métissage keineswegs Phänomene nur der jüngsten Geschichte sind. Nach Gruzinski sei es im Hinblick auf die sozioökonomische Vernetzung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ebenso sinnvoll, von einem weltweiten „siècle iberique“ zu sprechen wie heute von einem globalen „siècle américain“. Vgl. Serge Gruzinski: La pensée métisse. Paris: Fayard 1999, S. 12.

Während Bhabhas Konzept der Hybridität immer wieder dafür kritisiert wurde, das Friktionspotenzial hybrider Konstellationen zuwenig beachtet zu haben, warnen die Theoretiker des Métissage, das „Spiel“ wechselseitiger Aneignungen²⁹ dürfe keinesfalls als glückliche Auszeit oder als konfliktfreier beziehungsweise befriedender Zwischenraum – als „un entre-lieu heureux, une situation rassurante de milieu“³⁰ – missverstanden werden, es handle sich dabei vielmehr um einen keineswegs unproblematischen Prozess der Konfrontation und des Dialogs: „Le métissage n'est pas la fusion, la cohésion, l'osmose, mais la confrontation et le dialogue“.³¹

Ähnlich wie im Konzept der Hybridität schreiben die Vertreter des Métissage-Konzepts dem Raum der Konfrontation kreatives Potenzial zu, denn gerade die Nicht-Zugehörigkeit sei es, aus der – wenn auch nur im besten Fall – Kreativität und Entfaltung resultierten. Nouss verweist unter anderem auf Joyce und Beckett, die Dublin verlassen haben, um in Frankreich zu leben und zu schreiben, und literaturhistorisch weder Irland noch Frankreich eindeutig zuordenbar sind. Als quasi „Staatenlose“ bewegen sich diese Schriftsteller und Künstler in einem Zwischenraum, in dem sie – wiederum nur im besten Falle – ein Denken jenseits von Grenzen entwickeln können, das es ihnen (zumindest imaginär) ermöglicht, eine Vielzahl von Zugehörigkeiten und damit Identitäten anzunehmen. Dieses biographische „De-Placement“ läuft selten ohne Verletzungen und Resistenzen ab, führt jedoch zu einer Form kultureller Ambiguität, die sich im Bereich der Kunst ebenso früh wie besonders manifestiert.³² Auf das kreative Potenzial, das aus transnationaler Migration resultiert, haben bereits zahlreiche Forscher verwiesen: Raymond Williams zum Beispiel fand in seinen Analysen der Avantgarden um 1900 heraus, dass sich diese in Metropolen mit einer spezifisch plurikulturellen Struktur herausgebildet haben und zu einem hohen Anteil von Immigranten aus peripheren Regionen getragen wurden.³³

Oft verwoben mit dem Konzept des Métissage, allerdings erheblich prononcierter politisch präsentiert sich jenes der Kreolität, mit dem dessen Vertreter an das in den 1930er und 40er Jahren von Léopold

29 Vgl. Laurier Turgeon (Anm. 22), S. 53-69.

30 Laurier Turgeon (Anm. 24), S. 1.

31 François Laplantine, Alexis Nouss: *Le Métissage*. Paris: Flammarion 1997, S. 10.

32 Vgl. Alexis Nouss (Anm. 25), S. 108-109.

33 Vgl. Ulf Hannerz: *Transnational Connections. Culture, People, Places*. London, New York: Routledge 1996, S. 136.

Sédar Senghor, Ousmane Socé Diop und Abdoulaye Sadjì vertretene antikolonialistische Projekt der ‚négritude‘ anknüpfen. Neben Jean Bernabé, Patrick Chamoiseau und Raphaël Confiant, die 1989 das „Lob der Kreolität“ angestimmt haben,³⁴ zählt der antillische Schriftsteller Edouard Glissant zu den zentralen Repräsentanten des Programms der „créolité“,³⁵ das sich von den oben dargestellten Modellierungen des Vermischens insbesondere dadurch unterscheidet, dass es das Moment der „imprévisibilité“ (Unvorhersehbarkeit) ebenso betont wie methodisch reflektiert.³⁶ Dementsprechend definiert Glissant Kreolität als „Aufeinandertreffen mehrerer Kulturen oder zumindest mehrerer Elemente aus verschiedenen Kulturen, an einem bestimmten Ort der Welt mit der Resultante einer neuen Gegebenheit, die in Bezug auf die Summierung oder die einfache Synthese dieser Elemente völlig unvorhersehbar ist.“³⁷ Die „überraschenden“ Resultanten³⁸ ergeben sich nach Glissant aus einem – begrifflich an Derrida angelehnten – „Denken *der Spur*“ („pensée de *la trace*“), das alle Menschen miteinander in Beziehung setze, und das in Opposition zum „Systemdenken“ („pensée de système“) gestellt wird.³⁹ Darüber hinaus wird die durch Gilles Deleuze und Félix Guattari berühmt gewordene Metapher des Rhizoms aufgegriffen, wonach Identität nicht aus „der einen Wurzel“, sondern aus vielen Beziehungen, einem „Wurzelgeflecht“ bestehe. Dies bedeute – worauf der Begriff des Rhizoms direkt verweist – keinesfalls Entwurzelung, sondern lediglich die Delegitimation der Praxis, „Umgebungen“, eigene und fremde Kontexte, zu „usurpieren“: „Mais à la racine unique, qui tue alentour, n’oserons-nous pas proposer par élargissement la racine en rhizome, qui ouvre relation? Elle n’est pas déracinée: mais elle n’usurpe pas alentour.“⁴⁰

34 Vgl. Jean Bernabé, Patrick Chamoiseau, Raphaël Confiant: *L’éloge de la créolité*. Paris: Gallimard 1989.

35 Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass auch Ulf Hannerz den Begriff der Kreolität wählt, wenn er von kultureller Mischung spricht, allerdings ohne ihn eingehend zu definieren. Vgl. Ulf Hannerz (Anm. 33).

36 Vgl. Edouard Glissant: *Introduction à une poétique du divers*. Paris: Gallimard 1996, S. 19. – Edouard Glissant: *Kultur und Identität. Ansätze zu einer Poetik der Vielheit*. Aus dem Französischen übersetzt von Beate Thill. Heidelberg: Wunderhorn 2005, S. 15.

37 Edouard Glissant: *Traktat über die Welt*. Aus dem Französischen übersetzt von Beate Thill. Heidelberg: Wunderhorn 1999, S. 33. In der französischen Vorlage: „La créolisation est la mise en contact de plusieurs cultures ou au moins de plusieurs éléments de cultures distinctes, dans un endroit du monde, avec pur résultante une donnée nouvelle, totalement imprévisible par rapport à la somme ou à la simple synthèse de ces éléments.“ (Edouard Glissant: *Traité du Tout-Monde. Poétique IV*. Paris: Gallimard 1997, S. 37.)

38 Vgl. Edouard Glissant (Anm. 37), S. 14; in der französischen Vorlage: „des résultantes qui suprennent“, vgl. Edouard Glissant (Anm. 37), S. 19.

39 Vgl. Edouard Glissant (Anm. 37), S. 18. [Kursivsetzung in der Vorlage.]

40 Edouard Glissant (Anm. 37), S. 21. – Vgl. auch Edouard Glissant (Anm. 37), S. 18.

Zwar betont auch Glissant, Kreolisierung schaffe kein neutrales Feld, und verbindet den Begriff folglich mit Zusammenstößen ebenso wie mit Harmonien, mit Verformungen, Rückzügen und Zurückweisungen ebenso wie mit Attraktionen,⁴¹ dennoch gelangt ein sozialutopischer Gestus unter anderem dort zum Ausdruck, wo Strategien der Kreolisierung das Potenzial zugeschrieben wird, das Ende der „alten vom Unterschied ausgehenden Leiden“ einzuleiten.⁴² Seine „Poetik der Beziehung“ wertet Kulturen, die den (klar definierten) Kriterien der Kreolität entsprechen, auf und hofft, diese könnten „uns vielleicht vor den Beschränktheiten oder der Intoleranz verschonen“.⁴³ Diese extreme Affirmation der Mischung aus der Verve heraus, jeglichen Essenzialismus kompromisslos zurückzuweisen, kann allerdings den Verdacht nicht vermeiden, sich selbst in Essenzialismen zu verfangen – wenn auch unter anderen Vorzeichen.⁴⁴

Trotz der berechtigten Kritik an den machtpolitischen Implikationen des Konzepts enthalten die Arbeiten Glissants eine Reihe von Aspekten, die für eine transkulturelle Literaturforschung von Interesse sind. Dies gilt zum Beispiel für seine Reflexionen bezüglich der Wechselwirkungen zwischen den „Techniken und Denkweisen des Oralen“ mit jenen der Schriftlichkeit, wobei Redundanzen, Wiederholungen, die Wirkung des Rhythmus und neue Assonanzen aufgewertet werden,⁴⁵ und gilt ebenso für seine Gedanken über das „*langsame Schwinden* der absoluten Werte der *Geschichte*“.⁴⁶ Diese Überlegungen werden gerahmt von der These einer aktuell zu beobachtenden Enthierarchisierung des Welt-Ganzen, wofür Glissant das Bild der Chaos-Welt („chaos-monde“) einführt, die, indem sie als „cité impossible“ und damit als Welt ohne hegemoniale Zentren definiert wird, sich offen als Gegenentwurf zu Marshall McLuhans berühmter Metapher der Welt als Dorf deklariert.⁴⁷ Die Figur der Chaos-Welt, das ihr inhärente „Aufeinanderprallen, die Verflechtung, die Abstoßungen und Anziehungen, die Übereinstimmungen und Gegensätze, die Konflikte zwischen den

41 Vgl. Edouard Glissant (Anm. 36), S. 20. – Edouard Glissant (Anm. 36), S. 16.

42 Edouard Glissant (Anm. 37), S. 218, in der französischen Vorlage: „La multi-énergie des créolisations ne crée pas un champ neutre où s’assoupiraient les souffrances des humanités, elle réactive cette dilatation vertigineuse où se défont non pas les différences mais les anciennes souffrances nées de la différence.“ (Edouard Glissant (Anm. 37), S. 239.)

43 Edouard Glissant (Anm. 37), S. 11.

44 Zur Kritik am Konzept Glissants siehe: Laurier Turgeon (Anm. 22), S. 62-63.

45 Edouard Glissant (Anm. 37), S. 11; in der französischen Vorlage: „L’impact mutuel des techniques ou des mentalités de l’oral et de l’écrit“. (Edouard Glissant (Anm. 37), S. 16.)

46 Edouard Glissant (Anm. 37), in der Vorlage: „Le lent effacement des absolus de l’Histoire“ (S. 16.) [Kursivsetzung in der Vorlage.]

47 Vgl. Edouard Glissant (Anm. 36), S. 37-38. – Edouard Glissant (Anm. 36), S. 27-28.

Kulturen der Völker im heutigen Welt-Ganzen“,⁴⁸ ist eine Welt-Sicht, die Brüche und Widersprüche anerkennt, und in der die Zeit ebenso ‚flottiert‘ wie – so die Theorie – die Vielfalt regierender Wertsysteme. Ein zusammenfassender Vergleich der Figuren der Hybridität, des Métissage und der Kreolität macht deutlich, dass erstere im Sinne Homi Bhabhas Kultur primär als diskursives Phänomen fasst, die Theoretiker des Métissage stärker auf soziologischer Basis argumentieren, und Glissant beide Linien zu verknüpfen sucht, sich dabei aber zugleich durch die Betonung des „Unvorhersehbaren“ abgrenzt. Gemeinsam ist all diesen Positionen eine extreme Dynamisierung des Kulturbegriffs, die Betonung von Widersprüchlichkeiten, der Enthierarchisierung und der Durchlässigkeit von Kulturen.

Die transkulturellen Figuren der Hybridität, des Métissage beziehungsweise der Kreolität werden betrachtet als ein Prozess des Dialogs, des Ausverhandelns,⁴⁹ dem Konfrontation eingeschrieben ist. Diesem Raum der Konfrontation – bei Bhabha heißt er „Third Space“ – wird kreatives Potential zugeschrieben, mit der Begründung, gerade aus der Nicht-Zugehörigkeit resultierten Kreativität und Entfaltung.⁵⁰ Edouard Glissant spricht von „überraschenden Resultanten“ von „mehreren Kulturen oder zumindest mehrerer Elemente aus verschiedenen Kulturen“ und verbindet sein Konzept der Kreolisierung mit Zusammenstößen ebenso wie mit Harmonien, Verformungen, Rückzügen und Zurückweisungen.⁵¹ Auf der Ebene des literarischen Textes lässt sich Transkulturalität einerseits durch deren explizite und implizite Thematisierung nachweisen, andererseits durch ästhetische Verfahren wie jenem der Mimikry, die sich als Zeichen der „doppelten Artikulation“⁵² in veränderter Sprache und veränderten Normen ebenso niederschlägt wie in der Figur der Metonymie, welche sich besonders eignet, die ironische Ambivalenz der Mimikry („almost the same, *but not quite*“⁵³) auszudrücken. „What emerges between mime-sis and mimicry is a writing, a mode of representation, that margina-

48 Vgl. Edouard Glissant (Anm. 36), S. 56. – Vgl. Edouard Glissant (Anm. 36), S. 82: „J’appelle chaos-monde [...] le choc, l’intrication, les répulsions, les attirances, les connivences, les oppositions, les conflits entre les cultures des peuples dans la totalité-monde contemporaine.“

49 Bereits Bhabhas Begriff der Negotiation, der häufig als friedliches Aushandeln missverstanden wird, impliziert konfliktuöses Potential. Vgl. Homi K. Bhabha (Anm. 9).

50 Vgl. Alexis Nouss: Deux pas de danse pour aider à penser le métissage. In: Laurier Turgeon (Hg): Regards croisés sur le métissage. Saint-Nicolas (Québec): Presses de l’Université Laval 2002, S. 95-111, insbes. S. 108-109.

51 Edouard Glissant (Anm. 36), S. 19, 37, 239. – Edouard Glissant (Anm. 36), S. 14, 33, 218.

52 Vgl. Homi K. Bhabha: The Location of Culture. London, New York: Routledge 1994, S. 86.

53 Homi K. Bhabha (Anm. 52), S. 86. [Kursivsetzung in der Vorlage.]

lizes the monumentality of history“⁵⁴, betont Bhabha, während Glissant die Enthierarchisierung und das Schwinden allgemeiner Werte der Geschichte hervorhebt. Das Konfliktpotenzial des „Dritten Raums“ wird im literarischen Text in Form von Verflechtungen, dem Aufeinanderprallen des Nicht-Zusammengehörigen, durch Abstoßung und Anziehung, durch Übereinstimmung und Gegensätze, durch Brüche, Widersprüche und das Flottieren von Zeichen insbesondere in den Techniken der Collage und des Samplings zum Ausdruck gebracht. Es kommt zu Wechselwirkungen zwischen Verfahren und Denkweisen des Oralen mit denen der Schriftlichkeit; daraus resultieren Redundanzen und Wiederholungen, besonderer Wert wird auf die Wirkung von Rhythmus und Assonanzen gelegt. Die Thematisierung transkultureller Identität drückt sich im Wandern von Narrativen, Motiven, unterschiedlichen Ausdrucksweisen aus, die im Rezeptionskontext aufgrund von Nichtwissen, Nicht(er)kennen exotische Wirkung entfalten können. Neben der Nicht-Zugehörigkeit stehen Vielfach-Zugehörigkeiten und damit Identitäten, welche die konstruktivistische Basis der Gesellschaft apostrophieren. Insofern tut jede Textanalyse gut daran, das Augenmerk auf entsprechende Strategien der Performanz und der Polyphonie zu lenken.

Dynamische Überschneidungszonen bei Yoko Tawada, Anna Kim und Herta Müller

Die oben angeführten Momente lassen sich in unterschiedlicher Dichte in den ausgewählten Werken der drei Autorinnen nachweisen, von denen jede über persönliche Migrationserfahrungen verfügt. Je nach Textsorte – Yoko Tawadas *Überseesungen* fällt in den Bereich des poetischen Essays, während Anna Kims *Die gefrorene Zeit* explizit als Roman ausgewiesen ist und Herta Müllers Sammlung *Die blassen Herren mit den Mokkatassen* zur Lyrik zählt – tendieren die Beispiele zu mehr oder weniger direkter beziehungsweise indirekter Thematisierung transkultureller Fragestellungen.

Herta Müllers relativ hermetischen Gedichten ist die Bewegung eingeschrieben, sie lassen sich schwerlich auf eine konkrete inhaltliche Bedeutung festlegen, woraus großer Spielraum für immer neue Assoziationen resultiert. Dieses ambivalente Spiel mit Assonanzen und Dissonanzen findet eine Entsprechung auf der visuellen Ebene, denn

54 Homi K. Bhabha (Anm. 52), S. 87-88.

durch die Collage aus verschiedenen Zeitungsschnipseln entstehen optische Muster, die mit surrealistisch verfremdeten Bildern illustriert sind und die immer wieder neu gelesen und interpretiert werden können. An die Poetik des ebenfalls rumäniendeutschen Lyrikers Oskar Pastior erinnernd, scheint der Glaube an eine wie auch immer geartete Referenz an ein Signifikat grundsätzlich infrage gestellt. Unübersehbar sind die Spuren, die Müller in den „Gedichten“ legt, Spuren, die allerdings immer wieder in Sackgassen führen, die kunstvoll auf historische Ereignisse verweisen, diese aber zugleich ironisch verneinen. Eine dieser Spuren führt auf frühere Publikationen in ihrem Werk, wie die Figur des Königs zurück. So lautet eines der Gedichte:

der Löffelbieger sagt / in Weiß gekleidet liegt / der Schnee so / nackt die
Anwendung / der dünnen Strassen / das bisschen Krümmung in den
Mokkatassen / das Gramophonkistchen die Herzschaufel / kannst du
doch WISSEN ALLES Material wird später / mal dein RECHTECKIGES
KISSEN ich aber war / nur für eine kurze Reise kostümiert ein / junger
Wind ODER ein alter Hunger / *hatte* mir das Mützchen destabilisiert ES
/ kam DER KÖNIG mit dem Zuckerstreuer er / schrie und schwieg ES
KAM ein neuer / KÖNIG *mit dem* Zittersieg.⁵⁵

Schon die Transkription des Gedichts gestaltet sich als äußerst schwierig, da die einzelnen Wörter, Sequenzen oder Silben aus Zeitungen ausgeschnitten sind, folglich über unterschiedliche Schriftfonts verfügen und aus den variierenden Qualitäten und Farben des Papiers sich Muster ergeben, die im Zuge des Übertragens in eine analoge Textdatei verloren gehen. Dass offen bleibt, ob die Muster intendiert sind oder diese sich zufällig ergeben, scheint Teil des ironischen Verfahrens der Mimikry zu sein. Im angeführten Zitat springt das Wort „König“ aufgrund der Verwendung von Kapitälchen sowie des dunkelbraunen Hintergrunds besonders hervor. Nun ist gerade der König eine Figur, die im Werk Herta Müllers immer wieder auftaucht und im Band *Der König verneigt sich und tötet* folgendermaßen erläutert wird:

Der König war von Kind an in meinem Kopf. Er steckte in den Dingen. Auch wenn ich nie ein Wort geschrieben hätte, wäre er dagewesen, um die neu hinzugekommenen Komplikationen der Tage in den Griff zu bekommen, durch eine, wenn auch böswillig, so doch gut bekannte leitmotivische Gestalt. Es war, wo sich der König präsentierte, keine Schonung

55 Herta Müller (Anm.3), [ohne Seitenzählung, S. 36].

zu erwarten. Dennoch sortierte er das Leben, kam dem Durcheinander, wenn es dem Sagbaren davonlief, ohne Worte bei. Der König war immer schon ein gelebtes Wort, mit dem Reden war ihm nicht beizukommen. Ich habe mit dem König viel Zeit verbracht, und in der Zeit war nebenbei oder hauptsächlich Angst.⁵⁶

Offensichtlich repräsentiert der König rationale Ordnung ebenso wie (politische) Gewalt. Im angeführten Gedicht aus den *blassen Herren mit den Mokkatassen* wird das furchteinflößende Potenzial dieser Figur ironisch verstärkt, indem ihr der Zuckerstreuer zugewiesen wird, zugleich aber das Schreien und Schweigen, um schließlich zu einem „neuen“ König transformiert „mit dem Zittersieg“ zu kommen. Als leitmotivische Gestalt weist der ‚König‘ im Werk Müllers Qualitäten und Funktionen auf, die mit der Denkfigur des „Dritten Raums“ bei Homi Bhabhas vergleichbar sind, denn ebenso wie dieser imaginäre Raum signifiziert der König das Generieren von immer neuen Bedeutungen. In diesem Sinne ist der König mehr Repräsentant einer emotionalen Gefühlslage als direkte Symbolisierung einer wie auch immer gearbeteten historischen Realwelt – auch wenn implizit auf eine solche verwiesen werden mag. Er ist Resultante eines metonymischen Prozesses der doppelten Artikulation, wie sie Bhabhas Konzept der Mimikry eingeschrieben ist. Die spezifische Poetik und Ästhetik von Müllers Texten entsteht aus der kreativen Transformierung und Kompilation von Bildern, und neben der Metapher des Königs zieht sich durch ihr Werk auch jene des Herztiers, das „im Unterschied zum gelebten „König“ ein geschriebenes Wort“ sei, das „sich auf dem Papier ergeben [habe], beim Schreiben als Ersatz für den König, weil ich für die Lebensgier in der Todesangst ein Wort suchen musste“.⁵⁷ Im oben zitierten Gedicht wird es nicht direkt apostrophiert, sondern nur durch die „Herzschaukel“ angedeutet, doch auch diese wird dem „Wissen“, der Ratio des „Königs“ gegenüber gestellt, wobei durch das im Diminutiv auftretende „Gramophonkistchen“ die emotionale Dimension noch verstärkt wird. Nachdem die Metapher des Königs, von dem keine Schonung zu erwarten ist, und der Angst repräsentiert, während das Herztier die Lebensgier in dieser Todesangst symbolisiert, zugleich die gesprochene von der geschriebenen Sprache unterscheidet, entsteht die nächste Verbindungslinie zur transkulturellen Theorie, in der auf die Wechselwirkungen zwischen den Techniken und Denkweisen des

56 Herta Müller: *Der König verneigt sich und tötet*. München 2003, S. 57.

57 Herta Müller (Anm. 56), S. 57.

Oralen mit jenen der Schriftlichkeit besonders hingewiesen wird. Eine zentrale Rolle in Müllers Gedichten spielt die daraus resultierende Aufwertung von Rhythmus und Assonanzen, welche allerdings permanent metonymisch verschoben werden.

Wie sehr das Verfahren der Collage in einen transkulturellen Kontext eingeordnet werden darf, erhellt Müllers Apostrophierung hybrider Identität als ein Gewebe von Gleichheiten und Differenzen in „zurückgelassenen Spuren, indiskret nackt und changierend verpuppt in einem selbst“⁵⁸. Im Band *Der König verneigt sich und tötet* erwähnt sie das Zusammenspiel von Übereinstimmung und Widersprüchlichkeit, aus dem die Welt „sich Stück für Stück [...] gegen den Verstand“ zusammenbaue,⁵⁹ womit sie sich sogar den Verdacht eingehandelt habe, „daß [ihr] Kopf nicht richtig tickt.“⁶⁰ Dort umschreibt sie das kreative Potential des ‚Dritten Raums‘ auch mit der Metapher vom „fremden Blick“, der „hiesige Leute“ so sehr irritiere, sie so grundlos und maßlos beunruhige.⁶¹ „Das Wissen, wieviel Zerbrochenes so jemand mitbringt in eine ordentlich funktionierende Welt, macht Angst“ und begründet zugleich ein Missverständnis der „Literaturprofis“, die „den Fremden Blick für eine Eigenart der Kunst, eine Art Handwerk [halten], das Schreibende von Nichtschreibenden unterscheidet.“⁶² Der fremde Blick komme „aus den vertrauten Dingen, deren Selbstverständlichkeit einem genommen wird.“⁶³

Wesentlich direkter und unmittelbarer werden transkulturelle Gemengelagen in Anna Kims Roman *Die gefrorene Zeit* thematisiert. Auf ästhetischer Ebene fällt die in der deutschsprachigen Literatur äußerst seltene Verwendung der Du-Erzählung auf, die den Text zu einem Dialog macht zwischen der Erzählerin und der männlichen Hauptfigur, eines in Wien lebenden Kosovo-Albaners, der nach seiner im Jugoslawienkrieg ermordeten Frau beziehungsweise deren Leiche sucht. Eine besondere Kunstfertigkeit liegt darin, dass der Text über weite Strecken wie ein innerer Monolog erscheint,⁶⁴ der an das Du des suchenden Mannes gerichtet ist:

58 Herta Müller (Anm. 56), S. 136.

59 Herta Müller (Anm. 56), S. 133.

60 Herta Müller (Anm. 56), S. 104.

61 Vgl. Herta Müller (Anm. 56), S. 142.

62 Herta Müller (Anm. 56), S. 144.

63 Herta Müller (Anm. 56), S. 147.

64 In diesem Zusammenhang gewinnt auch der Verweis auf Virginia Woolfs *The Waves* im Motto am Anfang des Romans eine zusätzliche Bedeutung. Vgl. Anna Kim (Anm. 3), S. 5.

Du benutzt deine Hände beim Erzählen, versprichst dich oft, verhedderst dich ständig, deine Zunge holpert wie auf Kopfstein, das Klettern von einem Stein zum nächsten gelingt bedingt; du atmest tief, ein getarntes Seufzen, du fixierst den Teppich, ein hohler Blick, es fehlt das Leuchten. [...] du seufzt, atmest aus, schiffbrüchig, ein Verweilen über Wasser um jeden Preis, nichts interessiert dich mehr als das Detail.⁶⁵

In dieser Textpassage wird explizit die Brüchigkeit der Sprache im ‚Dritten Raum‘ betont, die an einer anderen Stelle mit der Metapher der „ausgespuckten Zähne“ besonders plastisch umschrieben wird.⁶⁶ Kulturelle Mischformen wie Hybridität *entglätten* Sprache, verunsichern, transformieren. Gerade dieses Moment wird immer wieder von den Autorinnen angeführt. Yoko Tawada gewinnt den Schwierigkeiten der Kommunikation in einer fremden Sprache eine positive Seite ab: „Wenn ich Englisch sprach, stellte ich manchmal Fragen, die ich schnell formulieren konnte, aber nicht immer solche, die ich unbedingt stellen wollte. Die Wahrscheinlichkeit, eine interessante Antwort zu bekommen, wurde dadurch aber nicht geringer.“⁶⁷ Linguale Transgression verschiebt die Werte und Normen, neben der inhaltlichen Referenz gewinnen andere Momente an Bedeutung, wie der Rhythmus der Sprache, worauf Anna Kim hinweist:

[...] es war nicht der Inhalt deiner Worte, der mich fesselte, sondern der Klang deiner Stimme, die Veränderung, die sie durchmacht, wenn sie sich heimisch fühlt: dein Albanisch, ein sicherer Boden, eine Beschwörung mit Anfang nur und Ende, kein dazwischen, manchmal das eine oder andere Wort, das für sich zu stehen kommt; eine Geheimsprache, die nur geflüstert, deren Laute nur angedeutet werden dürfen, oder doch eine Sprache mit Babyspeck?, ein kleines bisschen pummelig anzuhören.⁶⁸

Sobald der unmittelbare Referenzbezug verloren geht, werden andere Dimensionen sichtbar wie Bilder, Farben, geometrische Formen. Bei Anna Kim wird das von der Erzählerin nicht verstandene Albanisch „wellig, Hügel und Täler wechseln einander ab, dann gurrts es. Als Tier wäre es kein Tiger, eher ein Ameisenbär. Es wäre die Farbe Ockergelb [...] Es wäre ein rundes Gebilde, eine Kugel mit vielen Brüsten und

65 Anna Kim (Anm. 3), S. 69.

66 Anna Kim (Anm. 3), S. 83.

67 Yoko Tawada (Anm. 1), S. 101.

68 Anna Kim (Anm. 3), S. 59.

kurzen Beinen“.⁶⁹ Yoko Tawada wiederum bezeichnet eine „Sprache, die man nicht gelernt hat“ als „durchsichtige Wand“, durch die man hindurchschauen könne, „weil einem keine Bedeutung im Weg steht. Jedes Wort ist unendlich offen, es kann alles bedeuten.“⁷⁰ Sie interessiert sich vor allem für die geschriebene Sprache und betont die unterschiedliche Bedeutung von ein und demselben Zeichen in verschiedenen Ländern:

„Die Schriftzeichen interessiert es vielleicht gar nicht, was sie in einem Land bedeuten. In Deutschland bedeuten sie das, in Frankreich jenes. Sie sind Reisende, sie werden unterwegs immer wieder anders verstanden, je nachdem, in welcher Sprache sie übernachteten.“⁷¹ Und auch bei ihr führt der fehlende Referenzrahmen zu einer Verlagerung hin zu visueller Wahrnehmung:

Eine Sprache, die man nicht versteht, liest man äußerlich. Man nimmt ihr Aussehen ernst. Das Gesicht eines französischen Textes sieht runder aus als das eines deutschen. Es fehlen die eckigen Schultern der großen Buchstaben, die im Deutschen jeder Zeile einen architektonischen Charakter geben.⁷²

Im ‚Dritten Raum‘ werden andere als inhaltliche Qualitäten von Sprache aufgewertet, während der Wortsinn an Bedeutung verliert. Bei Anna Kim wird die Du-Figur, die „früher bedächtiger Buchstabierleser, Wortabtaster“ war, zum „Wortwürger, Wortschlucker, Abfalleimer von Uninformationen“,⁷³ wobei zugleich die mehrfache Wiederholung des Begriffs „Wort“ auffällt, die nicht nur als Alliteration auftritt, sondern die Redundanz hybrider Rede exemplifiziert. Die zentrale Rolle, die Klanglichkeit neben der Bildlichkeit spielt, hebt insbesondere Yoko Tawada hervor, wenn sie über das Verhältnis von Musik und magischer Unlesbarkeit von Gedichten reflektiert, die Musik eines Textes müsse „in einer Übersetzung noch einmal erreicht werden, mit einem großen Umweg, mit Hilfe der Wörterbücher, Gespräche und Träume. Durch so einen großen Umweg der Übersetzung werde ich der magischen Unlesbarkeit eines Gedichtes wieder begegnen wollen.“⁷⁴

69 Anna Kim (Anm. 3), S. 59.

70 Yoko Tawada (Anm. 1), S. 33.

71 Yoko Tawada (Anm. 1), S. 33.

72 Yoko Tawada (Anm. 1), S. 34.

73 Anna Kim (Anm. 3), S. 36.

74 Yoko Tawada (Anm. 1), S. 35.

Conclusio

Mit den angeführten Beispielen aus der „deutschsprachigen“ Literatur lassen sich unschwer zahlreiche Thesen aus den *Postcolonial Studies* belegen. Wie in den Konzepten der Hybridität, des Métissage und der Kreolität mehrfach betont wird, zeigt sich insbesondere, dass herrschende Werte und Normen subversiv unterlaufen werden, dass sich das Gewicht verlagert. Große Bedeutung ist dem Wechselspiel zwischen Oralität und Schriftlichkeit beizumessen: Häufig kommt es zu Redundanzen, Wiederholungen, der Rhythmus und Assonanzen werden aufgewertet. Sprache und die Problematik des Sprechens in einer Fremdsprache einschließlich des Verstummens werden immer wieder reflektiert. Eine wesentliche Stilfigur bildet die Metonymie, die Homi K. Bhabha zufolge die ironische Ambivalenz der Mimikry signifiziert. Immer wieder werden Spuren gelegt, Spuren, die Referenzsysteme andeuten, sehr oft aber nicht zu einem Signifikat führen.

Es wurde eingangs auf die in der Postcolonial Theory mehrfach aufgestellte These hingewiesen, wonach aus der Transkulturalität eine besondere innovative Kraft resultiere. Zweifellos weisen die ausgewählten Beispiele zahlreiche avantgardistische Qualitäten auf, die mit dem Moment des Migratorischen in Verbindung gebracht werden könnten. Jedoch erscheint diese Erklärung zu kurz, was sich auch durch die mediale Globalisiertheit der gegenwärtigen Welt begründen lässt. Im Zeitalter der Massenmedialisierung ist physische Migration keine Voraussetzung mehr für die Erfahrung von Transkulturalität, denn durch Internet, Telefon, Fernsehen und durch die modernen Massenverkehrsmittel ist die Welt näher zusammengerückt. Das Fremde ist allgegenwärtig, nicht mehr als Kategorie des Außen auszumachen, sondern als Qualität, die längst genuiner Bestandteil des Innen geworden und damit oftmals gar nicht mehr konkret erkennbar ist; wo immer es als eigene Kategorie dargestellt wird, handelt es sich meist um ein Konstrukt, hinter dem freilich allzu oft eine teleologische Absicht steht. ‚Gute‘ Literatur hingegen orientiert sich am globalen Rahmen ebenso wie am regionalen, und dies unabhängig, ob sie von einer Autorin mit oder ohne Migrationshintergrund verfasst wurde. Vor diesem Hintergrund wird sich schwerlich nachweisen lassen, dass „Migrationsliteratur“ eigenständige und nur in diesem Bereich auftretende ästhetische Verfahren entwickelt, die Unterscheidung liegt vielmehr in der Thematisierung von Migrationserfahrung auf verschiedenen Ebenen. Dadurch kann sie – und dafür stehen die angeführten

Beispiele von Anna Kim, Herta Müller und Yoko Tawada exemplarisch – elaborierte avantgardistische Schreibweisen hervorbringen, die allerdings auch aus anderen Richtungen erreicht werden könnten. Was Migrationsliteratur allerdings hervorhebt, ist die Thematisierung von Migration, womit sie einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Reflexion einer der zentralen Herausforderungen gegenwärtiger Gesellschaften leistet.

„a multiculti un internacionaliset deutsch“: Sprachliche Hybridität bei Zé do Rock am Beispiel der Kunstsprache *kauderdeutsch*

Zé do Rock, ein auf Deutsch, Englisch und Portugiesisch schreibender Autor brasilianischer Herkunft und portugiesischer Muttersprache, schlägt in seiner Auseinandersetzung mit dem Schreiben und Leben in der Fremdsprache einen für die deutschsprachige Literatur bisher einmaligen Weg ein. Er wagt als Ausländer und Nicht-Muttersprachler ein sprachpolitisch konnotiertes literarisches Spiel, indem er sich provokativ als Rechtschreibreformer positioniert und in der öffentlichen metasprachlichen Diskussion eine aktive Rolle einnimmt. Während der Diskussion um die deutsche Rechtschreibreform von 1995 kreierte Zé do Rock eine eigene deutsche Orthographie, in der er bis heute konsequent schreibt. Dieses Projekt parodiert die deutsche Orthographiereform dadurch, dass systematisch für die in der realen Reform abgehandelten Bereiche wie Groß- und Kleinschreibung, Worttrennung, Entwicklung von etymologischen zu phonetischen Tendenzen, Schreibung von Fremdwörtern, radikale und groteske Lösungen angeboten werden. Außerdem entstammen der Feder des Künstlers mehrere Kunstsprachen auf der Basis des Deutschen, die sprachpuristische Vorurteile satirisch dekonstruieren: *Ultradoitsh*, eine orthographisch und grammatisch extrem vereinfachte dialektalbasierte Variante des Deutschen, *kauderdeutsch*, „a multiculti un internacionaliset deutsch“¹, und *siegfriedisch*, der Gegensatz von *ultradoitsh*, eine Sprache, aus der alle Fremdwörter verbannt sind, *bahnhofdeutsch* (die „grammatiklose[] sprache der gastarbeitis“²), *winglish* – eine pidginisierte Variante des Englischen und schließlich *netdeutsch* – eine unter anderem von Umlauten befreite Varietät des *ultradoitshen* für das Schreiben im Internet. In seinen Lesungen lässt do Rock die Zuschauer basisdemokratisch über die Regeln des *wunschdeutschen* entscheiden, wodurch die Frage nach den Machtinstanzen im Bereich der Sprachnorm gestellt wird. Seine Kunstsprachen gehen spielerisch und oft provokant

1 Zé do Rock: jede sekunde stirbt ein nichtraucher. a lexikon üba vorurteile un andre teile. München: A1 Verlag 2009, S. 269.

2 Zé do Rock: deutsch gutt sonst geld zurück. a siegfriedische und kauderdeutsche ler- und textbuk. München: Antje Kunstmann 2002, S. 11

mit den populären metasprachlichen Diskursen um: Normsprache als Symbol der imaginierten nationalen Gemeinschaft, Vorstellung von der Unveränderlichkeit der Sprache, puristische Abwertung des Dialektalen und Umgangssprachlichen etc.

Sowohl auf der sprachlichen als auch auf der thematischen Ebene setzen sich die Texte do Rocks subversiv mit stereotypen Bildern des Anderen und monokulturellen Festschreibungen von Sprachen und Kulturen auseinander. In seinen Reiseberichten, die die nomadische Existenz des Erzählers schildern, werden sowohl räumliche und kulturelle Grenzen als auch Grenzen der sprachlichen Norm überschritten, wobei die eine Transgression jeweils als Metapher der anderen fungiert.

Im Untertitel zur zweiten Ausgabe seines Romans *vom winde ferfeelt* bezeichnet sich der Autor/Erzähler als „welt-strolch“.³ Zé do Rock stellt sich damit in die lange Tradition des Diskurses über das „Weltbürgertum“, das die Begrenzung des Individuums auf das Nationale zurückweist und „den ganzen Erdkreis als Heimat“ betrachtet. Dieser Diskurs ist in den vergangenen Jahren unter den Voraussetzungen der Globalisierung neu entfaltet worden.⁴ Bei do Rock können die Erfahrungen und Erzählungen des „welt-strolchs“ nicht von der Kunstsprache *kauderdeutsh*, einer Art ‚Weltdeutsch‘, getrennt werden. *Kauderdeutsh* nimmt lexikalische und orthografische Impulse aus verschiedenen Sprachräumen auf und verleiht somit dem Deutschen den emanzipatorischen Charakter einer plurizentrischen Sprache, wie ihn ‚Weltsprachen‘ ehemaliger kolonialer Mächte, etwa Englisch oder auch Portugiesisch haben.

Kauderdeutsh eignet sich besonders gut dafür, die grundlegende Bedeutung der Mehrsprachigkeit für do Rocks Poetik zu untersuchen sowie die Einflüsse seiner Muttersprache und der vielen Fremdsprachen, die er beherrscht, auf seine deutschsprachigen Texte zu erforschen. In diesem Beitrag wird eine mit den Werkzeugen der sprachwissenschaftlichen Bilingualismus-Forschung, der Theorie der Sprachpolitik und der Varietätenlinguistik⁵ durchgeführte Analyse sprachexperimenteller Verfahren eines Autors mit kultur- und literaturwissenschaftlichen Fragestellungen in Verbindung gebracht, wie

3 Zé do Rock: *fom winde ferfeelt: welt-strolch macht links-shreibreform*. Überarbeitete Taschenbuchausgabe. München: Piper 1997.

4 U.a. von Kwame Anthony Appiah, Arjun Appadurai, James Clifford und – auf deutscher Seite – von Ulrich Beck; vgl. exemplarisch hierzu: Norbert Bolz u.a. (Hg.): *Weltbürgertum und Globalisierung*. München: Fink 2000.

5 Vgl. z.B. Suzanne Romaine: *Bilingualism*. Malden: Blackwell 2008; Utz Maas: *Sprache und Sprachen in der Migrationsgesellschaft: die Schriftkulturelle Dimension*. Osnabrück: Uni-Verlag 2008.

sie vor allem in der aktuellen Forschung über die Migrationsliteratur⁶ diskutiert werden: Identitätsentwürfe in literarischen Texten, die im Kontext der Migration stehen, Aspekte der Kulturvermittlung in der Migrationsliteratur. Außerdem wird auf die Bezüge des *kauderdeutschen* zu Phänomenen realer (Lernvarietäten des Deutschen, Mischsprachen bei bilingualen Sprachgemeinschaften) und literarischer Mehrsprachigkeit (andere hybride Kunstsprachen wie *spanglish* sowie do Rocks radikal monolingualer Gegenentwurf zum *kauderdeutschen*, das *siegfriedische*) – eingegangen.

1. Zé do Rocks Sprachbiographie

Zé do Rock schreibt vor allem auf Deutsch, aber auch in seiner Muttersprache brasilianisches Portugiesisch und auf Englisch. Er beherrscht außer diesen noch weitere Fremdsprachen und macht die Mehrsprachigkeit zu einem wichtigen Element seiner Poetik: Inhaltlich wie formal setzt er sich in seinem Schreiben ständig mit der Problematik der Sprachnorm, des Sprachkontakts und des Schreibens in einer Fremdsprache auseinander. Durch den Sprachwechsel erst sei er zum literarischen Schaffen gekommen: „wär ich ein deutscher, hätt ich mich nicht so [über die Schwierigkeiten des Deutschen] geärgert und vermutlich nicht das erste buch geritzt“.⁷ Um die Frage nach der Rolle der Mehrsprachigkeit für do Rocks individuelle Poetik zu beantworten, ist es notwendig, seine Sprachbiographie zu verfolgen.

Zé do Rock (mit bürgerlichem Namen Claudio Matschulat) ist in Südbrasilien geboren und im Milieu deutschstämmiger Auswanderer aufgewachsen, in einer Familie mit russischen, litauischen und deutschen Vorfahren. Dem Schulabschluss in São Paulo folgen mehrere Reisen durch Brasilien und Südamerika, unterbrochen von Gelegenheitsarbeiten, und eine musikalische und schauspielerische Ausbildung. In den 70er und 80er Jahren unternimmt do Rock eine Weltreise, nach seinen eigenen Angaben vor allem per Autostop: „um di welt zu trampen war [...] mein zil“. (*vom winde ferfeelt*, S. 61) Schließlich

6 Vgl. z.B. Immacolata Amodeo: „Die Heimat heißt Babylon“. Zur Literatur ausländischer Autoren in der Bundesrepublik Deutschland. Opladen: Westdt. Verlag 1996; Michaela Haberkorn: Treibeis und Weltensammler: Konzepte nomadischer Identität in den Romanen von Libuse Moníková und Ilija Trojanow. In: Helmut Schmitz (Hg.): Von der Nationalen zur internationalen Literatur: Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration. Amsterdam: Rodopi 2009, S. 244-262.

7 Gespräch mit Sandra Kölbl. In: Sandra Kölbl: Sprachexperimente in deutscher Migrationsliteratur: Zé do Rock und Osman Engin. Saarbrücken: Dr. Müller 2008, o.S.

lässt er sich in München nieder, wo er wieder eine Reihe von Gelegenheitsarbeiten aufnimmt. Nach eigenen Angaben verfasst er seinen ersten Roman *fom winde ferfeelt* während seiner Zeit als Taxifahrer. Seit dem Erfolg dieser Erstpublikation 1995 ist Zé do Rock als freier Autor, Performer und Filmemacher tätig. Von ihm sind – neben Beiträgen in Sammelbänden, Feuilletons und Internetliteratur – bisher vier deutschsprachige Bücher und eine Selbstübersetzung ins Portugiesische publiziert.

Zé do Rocks Antwort auf eine Interviewfrage nach seiner spontanen Assoziation zum Wort „Muttersprache“ lautete:

Muttersprache: de sprake fo de mutta. in mai cas it was catarinisch, ein Gemenge aus sehr vereinfachtem Deutsch mit schlechtem Kabeljaufreserländisch (portugisisch), und dann auch portugisisch – au da kein ritli gudu. mai mama desended de ruskis [Russen], teilweise aber waren das Deutschriesenfrostländer [Deutschrussen], und die gegend in brasilien, in der maine mutta aufgewaxen is, war zimli doitsh (la siti was actuali populad bai polskis et italis, aber der Vorort, in dem sie lebte, war ea doitsh).⁸

Bemerkenswert ist, dass Zé do Rock hier der Frage nach seiner eigenen Muttersprache ausweicht, indem er diesen assoziativ so hoch beladenen Begriff wörtlich nimmt und von der Sprache seiner Mutter berichtet.

In *fom winde ferfeelt* gibt der Autor an, dass die Familie väterlicherseits ebenfalls deutschsprachig war: „Die Oma war zwar Brasilianerin, konnte aber bestenfalls *danke schön* auf brasilianisch sagen. Ihr Mädchenname war Schmidtke, ein sehr beliebter Indianername“ (S. 7)⁹.

In der portugiesischsprachigen Variante des Romans beschreibt do Rock das „Catarinische“ etwas detaillierter:

Se bem que eu tenha tido contato com a língua alemã desde o berço, o alemão que eu conheço é o catarinisch, o alemão de Santa Catarina, do sul do Brasil, que é um alemão de várzea, sem flexões e com quase todos os substantivos em português. Em português sulista, ainda por cima. Ê um alemão que poucos alemães da Alemanha conseguem entender bem. De forma que não foi muito fácil para mim quando eu tive contato com o Alemão da Alemanha pela primeira vez.¹⁰

8 Ebd., o.S.

9 Da andere Informationsquellen fehlen, ist man darauf angewiesen, für die Rekonstruktion der Sprachbiographie des Künstlers auf seine autobiographischen Bücher zurück zu greifen und ihren fiktionalen Charakter in Kauf zu nehmen.

10 Zé do Rock: o erói sem nem um agá. Porto Alegre: LPM 1997, S. 12.

Obwohl ich von der Wiege an mit der deutschen Sprache Kontakt hatte, ist das Deutsch, das ich kenne, Katarinisch, das Deutsche von [dem Bundesland] Santa Catarina, im Süden von Brasilien. Es ist ein simples Deutsch ohne Flexionen und mit fast allen Substantiven auf Portugiesisch. Auf südlichen portugiesischen Dialekten, überdies. Es ist ein Deutsch, das wenige Deutsche aus Deutschland gut verstehen können. Also hatte ich es nicht so einfach, als ich zum ersten Mal mit dem Deutschen von Deutschland in Kontakt kam. (Übersetzung der Verfasserin)

Obwohl Zé do Rock keine eindeutigen Angaben über seine eigene Muttersprache gibt, folgt aus den zitierten Aussagen, dass die oder zumindest eine der Familiensprachen in seiner Kindheit wohl Katarinesisch war. Diese Varietät, in der Forschungsliteratur meistens Riograndenser Hunsrückisch genannt, basiert auf mittelhheinischen deutschen Dialekten und wird von Deutschstämmigen in Südbrasilien gesprochen. Zé do Rocks Beobachtungen stimmen mit den Erkenntnissen der linguistischen Forschung überein: Hunsrückisch hat keine einheitliche Norm und weist starke, auch grammatikalische, Einflüsse des Portugiesischen und zum Teil des Italienischen auf. In der letzten Zeit findet diese Varietät immer weniger junge Sprecher in Brasilien. Wenn Hunsrückisch noch gesprochen wird, dann mit ständigem code-switching ins Portugiesische.¹¹ Es ist schwer zu bestimmen, inwieweit Zé do Rock Hunsrückisch aktiv beherrscht; seine (zweite?) Muttersprache ist auf jeden Fall das brasilianische Portugiesisch, das mit dem Umzug der Familie nach São Paulo auch zu der einzigen Umgebungssprache des Kindes wurde. Der Sprachkünstler selbst spricht vom „schlechten Kabeljaufresserländisch“ beziehungsweise von den südlichen brasilianischen Dialekten als der ersten Form des brasilianischen Portugiesisch, mit der er in Kontakt kam – also auch im Portugiesischen ist er eher mit regionalen, nicht normierten Varietäten aufgewachsen, als mit der Hochsprache.

Die sprachliche Umgebung des Kindes war also von Anfang an von Mehrsprachigkeit, von nicht kodifizierten regionalen Varietäten und Mischvarietäten bestimmt. Dies ist wohl einer der Hintergründe von Zé do Rocks anarchistischem Verhältnis zu Sprachnormen. Der frühe Kontakt mit dem Hunsrückischen kann seine Wahl des Deutschen als der zentralen Sprache für sein literarisches Schreiben mitbestimmt haben.

11 Vgl. zu Hunsrückisch: Arne Ziegler: Deutsche Sprache in Brasilien. Untersuchungen zum Sprachwandel und zum Sprachgebrauch der deutschstämmigen Brasilianer in Rio Grande do Sul. Essen 1996.

Als Jugendlicher hat Zé do Rock angefangen, autodidaktisch und meistens auf Reisen Fremdsprachen zu lernen: Spanisch, Englisch, Französisch, Deutsch, Russisch; er besitzt außerdem Kenntnisse in anderen Sprachen, zu deren Zahl es keine Angaben gibt. In seiner Jugend ist zudem sein Interesse für Kunstsprachen wie Esperanto erwacht, in *fom winde ferfeelt* gibt er an, dass er schon früh seine erste Kunstsprache kreiert habe. (S. 23)

Aktuell hat Zé do Rock München zu seinem Lebensmittelpunkt gewählt. Nach seiner Aussage von 2006 ist Deutsch die Sprache, die er am meisten benutzt:

natürlich is deutsch keine fremdsprache. wenn ich mir ganz spontan zwei leute beim miteinander reden ausdenke oder erträume, dann sprechen sie deutsch. meine sprachwelt is deutsch, ausser wenn ich in brasilien oder woanders bin, aber in brasilien oder woanders bin ich nich so oft wie in deutschland.¹²

Interessant ist hier der Gebrauch des Wortes ‚Fremdsprache‘. Umgangssprachlich kann man sehr wohl sagen, dass Standarddeutsch für Zé do Rock eine Fremdsprache ist. (Der Linguist wird vielleicht den Begriff Zweitsprache bevorzugen, der die zentrale Rolle dieser Sprache im Alltag des Sprechers hervorhebt.) Do Rock deutet aber diesen Begriff ähnlich wie den der ‚Muttersprache‘ um: Deutsch ist keine Fremdsprache für ihn, weil er es nicht als fremd empfindet, sondern vielmehr in der deutschen Sprache denkt und lebt („meine sprachwelt ist deutsch“). Damit weigert er sich, die typischen Zuschreibungen von einem intimen Verhältnis zur Muttersprache und einem eher distanzierten zur Fremdsprache auf sein eigenes sprachliches Repertoire zu übertragen. Er werde aber im Deutschen nie die muttersprachliche Kompetenz erreichen:

trotzdem is es nich die sprache, die ich am besten kann. ich vorgett vermutlich täglich ein dutzend portugiesische worte, aber Fehler mache ich da sehr selten. im deutschen macht man immer fehler, wenn man da nich aufgewaxen is. wie ein brasilianische freund von mir schon saget, das leben is tu mini um deutsch zu lerne.¹³

Die eigenwillige Orthographie und die künstlerische Freiheit im Umgang mit der deutschen Grammatik und Lexik in den Zitaten sollen

¹² Gespräch mit Sandra Kölbl (Anm. 7).

¹³ Ebd.

nicht täuschen: Zé do Rock spricht sehr souverän Deutsch, wenn auch mit einem leichten Akzent, und auch die Sprachspiele in seinen Werken zeugen von einer hohen Kompetenz in dieser Sprache. Do Rocks Bücher fangen meistens auf Hochdeutsch an, um die LeserInnen erst allmählich in die Kunstsprachen einzuführen. Damit widerlegt der Autor seine eigene ironische Erklärung: „Zé do Rock litt unter sprachparkinson und war nich imstande, in irgendeiner amtssprache richtig zu schreiben.“¹⁴ Vielmehr hat Zé do Rock eine besondere Spracheinstellung: Er nimmt die Abweichungen von dem muttersprachlichen Sprechen, die bekanntlich kaum ein erwachsener Fremdsprachenlerner loswird, nicht als Mängel, sondern macht sie gerade zum Kernpunkt seiner literarischen Kreativität. Als Antrieb für die Kreation der Kunstsprache *ultradoitsh* nennt er den „ärger“, den er als Lerner des Deutschen über die Schwierigkeiten dieser Sprache empfunden hat:

mein ärger mit den schwierigkeiten der sprache war so grosz, das ich daryber ein buch geschrieben hab. wär ich ein deutscher, hätt ich mich nicht so geärgert und vermutlich nicht das erste buch geritzt, und dann hätt ich wahrscheinlich keine kariere ar schriftsteller begonnen.¹⁵

An einer anderen Stelle erklärt Zé do Rock die Notwendigkeit seiner Rechtschreib- und Sprachreformen vor allem mit den Interessen der noch nicht mit Sprachvorurteilen indoktrinierten „schulis“ und der „auslandis“¹⁶, die Deutsch als Fremdsprache lernen. Mit sprachdidaktischen Argumenten begründet Zé do Rock die Erfindung seiner ersten deutschbasierten vereinfachten Kunstsprache *kokokukisch*¹⁷: „So dacht ich mir, sie sollen zuerst kokokukisch lernen, dann könnt ich sie dauernd loben und sie müssten sich nur mit dem lernen von vokabeln beschäftigen“.¹⁸ Diese Erklärung ist ironisch, aber die Absicht, dem deutschen Publikum den fremden Blick auf seine Muttersprache zu vermitteln, ist sicherlich eine der Motivationen, die hinter den Sprachexperimenten Zé do Rocks stehen.

14 Zé do Rock: deutsch gutt sonst geld zuruck. a siegfriedische und kauderdeutsche ler- und textbuk. München: Antje Kunstmann 2002, S. 11.

15 Ebd.

16 Ebd., S. 157.

17 *Kokokukisch* ist nur an einer Stelle in *jede sekunde stirbt ein nichtraucher. ein lexikon über vorurteile und andere teile* erwähnt, es kann sich sehr wohl um eine Mistifikation handeln

18 Zé do Rock: *jede sekunde stirbt ein nichtraucher. a lexikon üba vorurteile und andre teile*. München: A1 Verlag 2009, S. 260.

2. kauderdeutsh in *fom winde ferfeelt* und *deutsch gutt sonst geld zuruck*

Für die Analyse des *kauderdeutshen* können Beispiele aus dem gesamten Werk des Autors herangezogen werden, denn alle seine Texte funktionieren nach einem poetischen Prinzip – dem des Sprachexperiments auf der thematischen Folie des autobiographischen Reiseberichts. Zê do Rock selbst ironisiert in *fom winde ferfeelt*: „Da es sehr langweilig ist, ein Buch nur über Sprache zu schreiben und erst recht zu lesen, kriegst du meine Autobiographie im Doppelpack“. (S. 11) Die Kunstsprachen und die Orthographiereform sind der rote Faden seines Schreibens und wandern von einem Text in den anderen, wobei sie immer weiter entwickelt, abgewandelt und ironisch revidiert werden. Mehr noch, diese Sprachexperimente treten aus dem gedruckten Buch in eine mediale Sphäre ein, etwa in den Lesungen, wo das Publikum über die Regeln des *wunschdeutshen* entscheidet, oder in Zeitungsbeiträgen, in welchen der Autor für die Einführung seiner Sprachreformprojekte plädiert. Dass do Rocks Texte als Teile desselben künstlerischen Projekts zu betrachten sind, bestätigt auch das einheitliche Design der Umschläge. Darauf ist immer eine stilisierte schwarze Figur zu sehen, die sich auf dem Erdball oder im All bewegt. Als Grundlage für die Analyse dienen jedoch vor allem zwei Texte: Der ‚autofiktionale‘ Roman *fom winde ferfeelt. welt-strolch macht links-shreibreform*, in welchem *kauderdeutsh* entsteht, und das „*siegfriedische und kauderdeutsche ler- und textbuk*“ *deutsch gutt sonst geld zuruck*, wo eine neue Spielart des *kauderdeutshen* herausgearbeitet und theoretisch untermauert wird und die Sprachexperimente am radikalsten sind.

2.1. *fom winde ferfeelt. welt-strolch macht links-shreibreform*

Im Buch wird aus der Perspektive des „autors“ erzählt, der als Taxifahrer in München arbeitet und seine aktuellen Erlebnisse in den Text mit einfließen lässt. Er berichtet über die Kindheit des „helden“ im Milieu deutschstämmiger Einwanderer in Südbrasilien und in São Paulo und vor allem über seine Reise per Autostop durch „104 lender und 16 gefängnisse“ (*fom winde ferfeelt*, S. 2), wobei mit nationalen Stereotypen gespielt wird. In einem bestimmten Moment bricht der „autor“ aus München zu einer Reise nach Nord- und Südamerika auf, entgegen dem „helden“, der sich in den USA befindet und dem eine Reise nach Europa bevorsteht. Es kommt zu einer ‚Nicht-Begegnung‘

in Zeit und Raum: „der held is nu schon nördlicher als der autor, kann aber den autor nich schrein hören“. (S. 86). In São Paulo angekommen, fühlt sich der „autor“ fremd: „Heimat ist virdimensional“¹⁹ und in der zeitlichen Dimension hat sich zu viel verändert. Der „held“ lässt sich in München nieder, bricht aber nach der Trennung von seiner Frau erneut auf. Es folgt eine Phase, in der er die Sinnhaftigkeit seiner Reisen in einer satirisch geschilderten Meditation auf einem Berg in Nepal bezweifelt und sich nach einem geordneten Leben sehnt:

ich frag mi, was diese reise soll. 11 jahre unterwegs, aber ich versteh nich mehr vo reisen als eini, de ein jahr unterwegs is. allu ändert sich, zu oft sind die erfahrungen für de katz. klüger bin ich auch nich geworden, ich mach mehr fehler als vieli, de nie de eige stadt verlassen ham. ich hatte soviele verschiedene arbeiten und kenn mi in keinu aus. ich bin a pfuschi, da helfen 100 jahre reisen nix. da ging Zé do Rock vo de berg runter und predigte. de volk staunte und fragte: „souvenir, mister?“ „eh, sahib, please one rupie.“ „rikschah, sir?“ „change money?“ „hashish? marihua-na? magic mushroom?“ (S. 276-277)

Nach einem erneuten Aufenthalt in München endet der Roman dennoch mit einem neuen Aufbruch ins Abenteuer:

eine straße geht nach links, nordosten, München, die andre nach rechts, Bozen, und weiter in den Süden. Sahara, wo s nie regnet.
ich biege nach rechts ab. sie [die Begleiterin] macht kein mucks. (S. 286)

Auf der Ebene des Erzählten folgt dem die bereits geschilderte Abreise des „autors“ aus München. Diese komplexe Erzählstruktur und die Spaltung des Ich in „autor“ und „held“ bestärkt den Eindruck einer nomadischen Existenz, die eher von Identitätsverlust als von einer Entwicklung im Sinne einer traditionellen (Auto-)Biographie begleitet ist.²⁰ Veronika Fuechtner merkt treffend an, dass im Text nicht nur die kulturellen und politischen, sondern auch die körperlichen Grenzen instabil werden, wenn zum Beispiel der Körper des Erzählers als ein Land bezeichnet wird, in dem eine anarchistische Revolution aus-

19 Zé do Rock: ufo in der küche. ein autobiographischer seiens-fikschen. Leipzig: Kiepenheuer 1998, S. 62.

20 Vgl. Torsten Pflugmacher: Wenn Nähmaschinen die Arbeit verweigern. Interlinguales Reisen mit dem Autor Zé do Rock. In: Christian Dawidowski (Hg.): Interkultureller Literaturunterricht. Konzepte – Modelle – Perspektiven. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren 2006, S. 101-122, hier S. 116.

bricht. Die jedem autobiographischen Schreiben eigene Entzweiung des Subjekts in das erzählende und das erzählte Ich wird durch die physische Splitterung in „autor“ und „held“ ins Extreme geführt²¹. Im Lichte dieser Idenitätsproblematik muss das vom Autor angebotene einfache Modell Sprachbuch mit „Autobiographie im Doppelpack“ neu beleuchtet werden: Einerseits können Erzählungen des „welt-strolchs“ nicht als ein rein unterhaltender Zusatz zu den sprachlichen Ausführungen gesehen werden, andererseits kommt dem Sprachlichen eine sinngebende Rolle für das Lebensprojekt des Autors/Erzählers zu. Zé do Rocks Reise ist tatsächlich mehr als alles andere eine Sprachreise. Egal was für ein Land beschrieben ist, und selbst wenn die Beschreibung nur einige Sätze lang ist, wird immer auf die sprachliche Situation in diesem Land eingegangen. Es kann auch kein Zufall sein, dass, während alle Erfahrungen hinterfragt und alle vorstellbaren Grenzen übertreten werden, im Laufe der Erzählung durch schrittweise Änderungen ein wohl durchdachtes und normiertes System aufgebaut wird, das *ultradoitsh*. Ein anderes Verfahren wird ebenso konsequent wie *ultradoitsh* verfolgt: Die Sprache der Reiseberichte wird orthographisch und oft auch grammatikalisch der Sprache der beschriebenen Räume angenähert. Diese Technik wird Zé do Rock später *kauderdeutsch* nennen.

Obwohl das Buch von Anfang an von metasprachlichem Interesse gekennzeichnet ist, beginnen die *kauderdeutschen* Abschnitte erst in der Beschreibung der Reisen in der Alten Welt, und zwar nachdem der Erzähler im Kapitel „Deutschland gutt sonst geld zurück“ zum ersten Mal nach Deutschland kommt und mit der deutschen Sprache konfrontiert ist. – Der Name dieses Schlüsselkapitels wird leicht abgewandelt zum Titel des *siegfriedischen und kauderdeushen ler- und textbuchs*. Davor werden die Reisen in Süd- und Nordamerika beschrieben, also in Sprachräumen, die zwar auch nicht homogen sind, aber wo Zé do Rock mit seiner Muttersprache und mit dem von ihm gut beherrschten Spanischen und Englischen sich immer verständigen konnte. Vielleicht sind es die von ihm in Süddeutschland zum ersten Mal gemachte Erfahrung, sich über eine längere Zeit in einem Sprachraum aufzuhalten, dessen Sprache er noch nicht souverän beherrscht, und die darauf folgenden Reisen in sprachlich sehr vielfältige und ihm noch völlig unbekannte Räume, die sich in der Entstehung des *kauderdeutschen* geäußert haben.

21 Vgl. Veronika Fuechtner: From „Ultradoitsch“ to „Siegfriedisch“: the problem of a multicultural literature in Zé do Rock's orthographie. In: Mark W. Rectanus (Hg.): Über Gegenwartsliteratur: Interpretationen und Interventionen; Festschrift für Paul Michael Lützeler zum 65. Geburtstag von ehemaligen StudentInnen. Bielefeld: Aisthesis 2008, S. 193-208, hier S. 200-203.

Zum ersten Mal wird dieser stilistische Griff im Kapitel über Italien, noch moderat, benutzt, wobei inhaltlich auf die multiethnische und -sprachliche „Aufmischung“ des europäischen Kontinents eingegangen wird, so dass das Sprachliche die inhaltliche Aussage unterstützt:

Sicilia va bene. sole mio porco dio. vile vile gricisce tempele. in der gescicte von Sicilia vird ainem claro, vi dise continente aufghemischt vorden is. ciclopi, dann sican, siculi, grichi, cartaghi, romani, bizantini, arabi, normani, iberi, gali, burgundi ham di insula besidelt, bis es zu guta letzt ain tail von Italia vurde. (S. 117)

So fängt das Kapitel „die balkanisierung der helden“ an:

in Jugoslawien hören wir zum ersten mal sprachen, die wir noch nie gehört ham. ich versuch mich mit meim armseligen russisch durchzukämpfen, di slowenen werden bitterböös und ich lass es sein. zum ersten mal sind wir in eim komunistischen land. (S. 121)

In diesem Kapitel werden das Griechische, das Türkische, das Bulgarische und das Serbokroatische im *kauderdeutschen* durchdekliniert. Der Übergang zwischen den Sprachräumen und gelegentlich zwischen geopolitischen Räumen wird durch den Wechsel der *kauderdeutschen* Varianten markiert. So vollzieht sich zum Beispiel die Überquerung der metaphorisch so hoch aufgeladenen Bosphorus-Brücke nicht nur räumlich, sondern auch sprachlich:

natürlich sind wir über di brücke über den Bosphorus gegangen, sö das wir üns rümen können, vön Europa nach Asien zü füsz gegangen zü sein. ünd wir ham endgültüg festgestellt, das es kein ünterschied zwischen den beiden köntinenten gibt. (S. 123)

Die evozierte stereotypische Vorstellung vom Unterschied zwischen Europa und Asien wird gleich zurückgenommen. Sprachlich geschieht es so: Auf einen ‚europäischen‘ Teilsatz mit einer Anhäufung an Umlauten (natürlich, über, brücke, über), folgen ‚türkische‘ Sätze, wobei durch Umlaute die vielen diakritischen Zeichen imitiert werden, durch die das Schriftbild des Türkischen in der Vorstellung deutschsprachiger LeserInnen bestimmt ist. Insgesamt ändert sich aber das äußere orthographische Bild des Abschnittes nicht, und im Wort „endgültüg“ treffen ein genuin deutscher und ein ‚türkischer‘ Umlaut aufeinander.

Von Veronika Fuechtner wurde bereits die These aufgestellt: „Zé do Rock ironically calls the process of acquiring general linguistic knowledge ‚die balkanisierung der helden‘, thus indicating the involved identity problematic and enforcing the regionalism of his project“.²² In ihrem eher kulturwissenschaftlich angelegten Aufsatz zu Zé do Rock ist die Forscherin aber auf die sprachlichen Ursachen und Folgen dieser „balkanisierung“ nicht näher eingegangen.

Die Wirkungsweite des *kauderdeutschen* in *fom winde verfeelt* reicht von einer humoristischen Darstellung der französischen Orthographie bis hin zu einem politischen Plädoyer gegen die Apartheid in Südafrika.

Im Kapitel „Fronkraisch und konsorten“ wird die französische Rechtschreibung dadurch parodiert, dass für deutsche Phoneme in der französischen Orthographie mögliche, komplexe Buchstabenkombinationen eingesetzt werden. Aus ihrem gewohnten Kontext herausgerissen, erscheinen diese Graphien selbst LeserInnen, die sie im Französischen verinnerlicht haben, als grotesk. Zugleich handelt der Text in satirisch-hyperbolisierter Weise vom französischen Sprachbewusstsein:

ya, isch main nour, ma keunnt aous der franceusischen sprace aine laische, logische spr...‘ habt ir gehört, was er gesagt hat?’ moment, ma mouss es aouch nisch so ernst n...‘ isch connte den saz nisch beenden, da haoute misch das medschen aine rain, das maine nase hinten raous geschaout hat. (S. 134)

Die Geschichte nimmt einen zunehmend phantastischen Verlauf – der Erzähler wird von seinen empörten französischen Gastgebern auf eine abenteuerliche Weise verfolgt und stirbt schließlich an den Folgen eines Verkehrsumfalls, in den er auf der Flucht verwickelt wird – und zugleich radikalisiert sich die sprachliche Parodie:

isch bérarité misch vor, sainé fréssé zou zertrümmern ound ihn anschliessend raouszouschmaissen. (S. 135)

Anders als in „Fronkraisch und konsorten“, wird im Kapitel „whites only“, das von einer Reise nach Südafrika und die dort herrschende Apartheid handelt, nicht nur die Orthographie, sondern auch die Grammatik des Deutschen dem Afrikaans angenähert. In der Termi-

22 Ebd., S. 197.

nologie Zé do Rocks wird nicht *swerdoitsh*, sondern *ultradoitsh* mit Afrikaans vermischt, was ein Hinweis auf die Verwandtheit dieser Kunstsprache mit jener Kreolsprache ist. „hier wird sich ultradoitsh mit afrikaans vermischen, einer der sprachen suidafrikas, die sowieso eine art ultra-hollandisch is“. (S. 201). Da der Autor, anders als etwa bei dem Französischen, nicht damit rechnen kann, dass seine LeserInnen Grundkenntnisse in Afrikaans haben, ist die Erzählung mit einem Kommentar versehen. Darin wird Afrikaans „‘n art pidgin-hollandisch“ und „die leichteste europäische sprache“ genannt. (S. 201). Do Rock lobt die einfache, flexionslose Grammatik und den logischen Bau dieser Sprache.

Im Laufe der Erzählung nimmt die Sprache zunehmend pidginartige Züge an: Die Nominal- und Verbalflexion sowie der Artikelgebrauch werden reduziert, am Ende des Kapitels bleibt für alle Nomina und Fälle nur der Artikel „die“ übrig. In dieser Sprache zitiert do Rock rassistische Aussagen weißer Bewohner Südafrikas: „scheiskaffers, die lieg die ganze taag unter die baum und tuun nix. blöde stinkers sind sie. wen es nie diese blöde gezetze gebe, würd ik alle abknall“. (S. 203) Die hybride Sprache, die die Figur in do Rocks Wiedergabe spricht, macht den Inhalt ihrer Aussage absurd. Für den gesamten Reisebericht gilt: Die Wahl des mit „ultra-holländisch“ vermengten *ultradoitsh* als adäquatestes Medium für die Beschreibung Südafrikas ist eine unmissverständliche Aussage gegen die rassistische Segregation.

Das Kapitel „whites only“ nimmt eine wichtige Stelle in der Komposition des Buchs ein: Diesem Höhepunkt der sprachlichen Hybridisierung folgt direkt das einzige Kapitel, das nur dem *ultradoitshen* gewidmet ist und seine Regeln erklärt und rechtfertigt – „an germanisten und empörte“. Darin werden auch die Regeln des *ultradoitsh-U* eingeführt, einer „unseriosen“, im Gegensatz zum *ultradoitsh-S(erios)* (ebd., S. 219), Pidgin-Variante des Deutschen. Diese Kunstsprache ist in ihrer Struktur dem „ultra-holländisch“ sehr nah.

Kauderdeutsh in *fom winde ferfeelt* ist also eine uneinheitliche Technik, die bei Beschreibungen fremder Sprachen und Kulturen eingesetzt wird und von einer orthografischen Parodie über Aufnahme einiger weniger markanter grammatikalischer Züge einer Sprache (etwa der italienischen Pluralbildung) bis hin zu einer weitgehenden Pidginisierung der deutschen Grammatik reicht. *Kauderdeutsh* dient satirischen Zwecken, schafft aber zugleich ein hybrides ‚Weltdeutsch‘, das die Identität des kosmopolitischen Erzählers ausdrückt und stiftet.

2.2. *deutsch gutt sonst geld zuruck*

Im Vorwort zu *deutsch gutt sonst geld zuruck* beschreibt der im 28. Jahrhundert lebende Herausgeber die Evolution der deutschen Sprache seit dem 21. Jahrhundert. Das grammatikalische System vereinfachte sich mit der Zeit, die Sprache hat sich dem Englischen immer mehr angenähert, eine anerkannte Norm gab es nicht mehr, „da es keine kontrollierenden instanzen mer gab. Statsregirungen existierten nur noch nominell und die mults konnten sich auf kein gemeinsamen nenner einigen“. (S. 9). Da habe Zé do Rock ein einheitliches Deutsch kreiert, das er *kauderdeutsch* nannte. „Der name blib der nachwelt erhalten sowol für das kaotische deutsch, das im 22. jahrhundert im winglish [pidginisiertem Weltenglisch] aufgegangen is, wie auch für die einheitliche version von Zé do Rock“. (S. 9). Beide Varianten sind im Text des „ler- und textbuks“ vertreten: Das normierte *kauderdeutsch* als eine Fremdsprache, die konsequent durch Lehrtexte mit didaktischen Anmerkungen und Übungen unterrichtet wird, die „andren verfranzten Varianten, vor allem wenn er über andre länder erzählt“ (S. 11) in „Pausetexten“ (zu einem großen Teil sind es in der Presse bereits publizierte Feuilletons des Autors).

Nachdem Zé do Rock die deutsche Staatsbürgerschaft bekommen hatte, sei er „deutscher als die deutschis“ (S. 9) geworden und habe eine von allen Fremdwörtern gereinigte deutsche Sprache geschaffen, *siegfriedisch*. Diese sonst von allen vergessene Sprache sei von „einer kleinen gruppe seiner fans“ (S. 9) gepflegt worden, die sich auf einen Planeten umsiedelten, den sie Siegfriedien nannten, um dort bis zum 25. Jahrhundert in kompletter Isolation zu leben. „Das siegfriedische gibt inen ein identitätsgefü, wie man es selten in der Milchstraße findet“. (S. 10)

Die kosmische, futuristische Perspektive verstärkt den Verfremdungseffekt und karikiert den aktuell diskutierten ‚Niedergang‘ des Deutschen im Zuge der Globalisierung sowie die puristische Gegen-tendenz. Die *kauderdeutsch*en und *siegfriedischen* Abweichungen werden in *deutsch gutt – sonst geld zuruck* allmählich ins Deutsche der „versunkene[n] welt des 21. jahrhunderts“ (S. 11) eingeführt. Damit erreicht der Autor gleichzeitig, dass moderne deutschsprachige LeserInnen die Möglichkeit haben, sich an die kühnen Sprachexperimente zu gewöhnen – und sich in die Perspektive des fiktionalen Lesers aus dem 28. Jahrhundert versetzt, bei dem eben *kauderdeutsch* weniger Verfremdung hervorrufen dürfte als der moderate Anfang des Buchs.

Gerhard Härle beweist in seiner Untersuchung des puristischen Diskurses in Deutschland, dass in der Diskussion über den Sprachkontakt schon früh die eigene Sprache dem Staat gleichgesetzt wurde und Fremdwörter Ausländern, die je nach ihrem Nutzen geduldet oder verbannt werden sollten.²³ Dass sich dieser Sprachgebrauch bis heute erhalten hat, zeigt zum Beispiel das Projekt des Deutschen Sprachrats von 2006, „Ausgewanderte Wörter“, in welchem DaF-Lernenden angeboten wurde, über Entlehnungen aus dem Deutschen in ihre Muttersprache zu berichten.²⁴ Auf diesem diskursiven Zusammenhang zwischen Sprachkontakt und Migration baut Zé do Rock die sprachpolitische Erklärung des *siegfriedischen* auf:

Siegfriedisch is eine auslandifrey (fremdwortfrey) sprache, nur worte von germanish ursprung darf da vorkommen. Auch wenn ich die vollkommene reinheit angestrebt hab, is es durchaus maigly, das einige auslandis over de green grenze durchslupet. [...] Wenn jemand an der grenze mit eim deutsh autokennzeichen vorbey will, blond is, blaue augen hat und perfect deutsh spricht, wird man vileicht doch darauf verzichten, nach seim pass tu fragen. Leider stammt auch bey Mayers und Müllers nur eine kleine minderheit aussliessly von germanen, und die suche nach dem reinen deutshen, nach dem reinen germanen gestaltet sich swer...
(deutsch gutt sonst geld zuruck, S. 13)

In einer komplexen Metapher setzt hier do Rock Fremdwörter und Einwanderer gleich, wobei er sich auf Realien des heutigen Lebens in Deutschland bezieht und den Diskurs um die Einwanderungspolitik parodiert. Als Beispiel eines perfekt mimikrierten Ausländers gibt er das Wort *kaufen* an: „*kaufen* sit gans unshuldish aus, kommt aber von latino *caupa* bzw. dem verb *caupononari* (shachern), also muss es durch *veräussern* ersetzt werden“. (S. 13). Bei Wörtern wie *Apfel*, deren arische Abstammung unter Verdacht steht, die aber schon die alten Germanen ausgeliehen haben sollen, schlägt Zé do Rock eine mildere Vorgehensweise vor: „Solchen worten wollen wir, wenn nich eine aufenthaltserlaubnis, dann wenigstens von fall zu fall eine duldung erteilen“ (S. 13). Es werden später im Buch unter anderem folgende *kauderdeutsche* durch *siegfriedische* Vokabeln ersetzt: „zwibel“ durch „Heulgemüse“, „handy“ durch „Beutelfernsprecher“, „Pap“ durch

23 Gerhard Härle: Reinheit der Sprache, des Herzens und des Leibes. Zur Wirkungsgeschichte des rhetorischen Begriffs *puritas* in Deutschland von der Reformation bis zur Aufklärung. Tübingen: Niemeyer 1996, S. 213.

24 [<http://www.hueber.de/ausgewanderte-woerter/>] abgerufen am 7.4.2010.

„Gottesobermann“, „fisica“ durch „Lebloskunde“ (S. 248-256). Demonstrativ politisch inkorrekt sind die *siegfriedischen* geografischen Bezeichnungen: „Immerkrieggebiet“ für Balkan, „Schlitzaugerdtteil“ für Asien, „Vereinigte Gauen von Humboldtien“ für die USA, „Äusserstostpreussen“ für Lettland, „Arierland“ für Iran (S. 248-256). Die Umbenennung geografischer Objekte ist die prototypische Handlung des symbolischen Besitzergreifens durch den Eroberer, und die letztgenannten Ländernamen rufen auch eine Assoziation mit dem Nationalsozialismus hervor, auf dessen sprachpuristische Bestrebungen Zé do Rock an einer anderen Stelle explizit eingeht (vgl. S. 167). Auf diese Weise wird durch das *siegfriedische* die Nähe zwischen der Ideologie der sprachlichen und der rassischen Reinheit offengelegt, sowie die Unmöglichkeit, die Reinheit herzustellen. So dass es berechtigt erscheint, die deutschen Einheimischen „Urausländer“ zu nennen (S. 168).

Zé do Rock ruft bei deutschsprachigen LeserInnen mit den Mitteln des Sprachspiels befremdetes Staunen bis hin zu Unverständnis hervor, das, sobald das Rätsel eines Wortes wie „Klanghüpfhalle“ – „disco“ (S. 251) gelöst ist, Komik auslöst. Zugleich lässt die Entautomatisierung des Sprachgebrauchs die LeserInnen ihre metasprachlichen und kulturellen Einstellungen hinterfragen. Bei diesem Verfemungsspiel bilden *kauderdeutsh* und *siegfriedisch* eine Einheit, da die zwei Pole der Sprachsatire im Kontrast besonders wirksam sind. Während das *siegfriedische* das essentialistische Denken entlarvt, ist *kauderdeutsh* eine satirische Bestandsaufnahme über die gegenwärtigen Sprachtendenzen: „Siegfriedisch macht auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die man one ausländer ham würde, kauderdeutsh zeigt ain bisschen in welche richtung di doitshe sprache get“.²⁵

Die „Richtmaße“ des *kauderdeushen* werden auf *siegfriedisch* ausführlich erklärt. Es werden hier nur einige dieser Regeln exemplarisch zitiert: Als einziger Artikel dient „de vor Mitlaut und el vor Selbstlaut“ (S. 25), grammatisches Genus entspricht dem natürlichen Geschlecht und wird durch Endungen ausgedrückt („-a für weiblich oder frau (fliga = Fliegerin), -y für geschlechtslos, Mensch (fligy = Flieger/in), -o für männlich oder Mann (fligo = [männlicher] Flieger), -u für sächlich, Sache, Zeug, Gerät (fligu = Flieger im Sinne von Flugzeug) (S. 25)), die Verbalflexion nach Person wird eliminiert und die Tempusmarkierungen werden vereinheitlicht... Es gilt ein komplexes scheinlogisches Verfahren für die „Einfuhr“ (S. 44) von Fremdwörtern: „Üblicherweise nehmen

25 Gespräch mit Sandra Kölbl (Anm. 7).

wir das unlängere Wort (geritzt + gesprochen), wobei Mitlaute, die nicht von Selbstlauten gefolgt werden, noch eine ‚Längeinheit‘ bekommen“. (S. 45). Diese Regeln können aber beliebig missachtet werden:

peitshe: Angelisch *wip* würde selbstverständlich gegen *peitshe* gewinnen, aber *peitshe* klingt mehr nach Qualriemen als *wip*. *Wip* ist ganz klein und dünn, nur für Weiber, wie der Name schon sagt. Männer brauchen eine echte *peitshe*. (S. 92)

Den größten Einfluss auf das „einheitliche“ *kauderdeutsch* übt das Englische aus. Im Vorwort des Herausgebers wird der Zustand des ‚Weltenglisch‘ im 21. Jahrhundert beschrieben: Einerseits habe es immer mehr Anglizismen in allen Sprachen der Welt gegeben, zum anderen

auch englisch war zu diser zeit schon keine monolitische sprache mer, die von eim land kontrolliert wurde, sondern eine sprache, zu der vile andre mit neuen wörtern beitrugen. Es war mer als eine sprache, es war ein wortprozessor: Es nam vile wörter von einzelnen sprachen auf und verteilte sie über die ganze welt. (S. 8-9)

Dieses plurizentrische, sich transformierende Englisch beeinflusst im Buch das Deutsche immer mehr, bis *kauderdeutsch* und Englisch im pidginisierten Endprodukt *winglish* verschmelzen. Der Übergang zwischen der letzten Stufe von *kauderdeutsch* und *winglish* ist fließend. Hierfür zwei Textbeispiele:

1- *kauderdeutsch*) De leste mal tu England, da i ha se a placa mid in a lak mid in a park. [...] i lezet: „Es is ferbidet tu verfe steines tu dise placat.“ Wat shon vida provee, dat au in curto tripes exist ima wat tu lern: Egal vi senslos yur werk mei apir pro yu, da is in de waide weld ima nok werkes, de is plus senslose denn yuru. (S. 193)

2- *winglish*) De salud is not a tema yu spik about mor. If yu become sik, dei can repar it al, aba de liest complicat is, wen yu bai a niu bodi. Der is also superhirnes in iech shopping sentre, aba dei bi nur pro de hai-clas. (S. 224)

Die Entwicklung von Deutsch zu *kauderdeutsch* und der Schritt zu *winglish* vollziehen sich allmählich, und jede Etappe dieser Entwicklung sorgt für Verfremdung bei LeserInnen – „das schilen nach einer

überdosis“ sei bei manchen LeserInnen „irreversibel“ (S. 13). Als erstes wird dem Lesepublikum aus der fernen Zukunft das „Neuhochdeutsch um die Ja-Tausend-Wände“ (S. 18) vorgestellt. Der Text soll keine Einwände bei einem „rächt Schreibprogramm der ja tausend Wände“ (S. 18) hervorgerufen haben. Aber auch dem Lesepublikum des 21. Jahrhunderts ist diese Schreibung nicht vertraut: Wortteile werden durch homophone Entsprechungen ersetzt, und es entstehen dadurch geradezu surreale zufällige semantische Kombinationen. Die LeserInnen, die in das Grillen von brasilianischen Piranhas eingeführt werden sollten, erwartet ein Perspektivenwechsel: „Wieso du aber jetzt ins Wasser Fallen muss Test, fair stehe ich nicht“ (S. 19).

Ein anderes Verfremdungsverfahren ist die Übersetzung eines kanonischen deutschen Textes ins *kauderdeutsche*. So wie Kreolsprachen (der Terminologie von Kloss zufolge²⁶) aufgebaut werden, unter anderem indem in sie Klassiker der Weltliteratur übersetzt werden, unternimmt Zé do Rock satirisch-provokant den Aufbau des *kauderdeutschen* durch eine Übersetzung von Goethes „Zauberlehrling“:

A, la word mit die dis ding
 Can be wider shui bai ling
 Wie can i la ding offswitchen
 Dat es back go tu la kitchen? (S. 51)

Anschließend gibt es eine „computercompactisierte version“ (S. 51) der Ballade, die die Verarmung der sprachlichen Ausdrucksmittel plakativ darstellt:

chef gen spaziren
 jung nich pariren
 jung shaisse baun
 chef komm un haun (S. 52)

Während die „verfranzten varianten“ des *kauderdeutschen* das Deutsche unter das Zeichen der „balkanisierung“ stellen und die Erfahrungen des „welt-strolchs“ feiern, geht die „einheitliche variante“ mit sprachlicher Uniformierung und einem Verlust an Ausdrucksmöglichkeiten einher und thematisiert somit die negative Seite der Globali-

26 Vgl. Heinz Kloss: Abstandsprache und Ausbausprache. In: Ulrich Ammon u.a. (Hg.): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Walter de Gruyter: Berlin und New York 1987, Bd. 2., S. 302-308.

sierung. Es ist die Sprache einer dystopischen Welt, wo Gedichte zu einer Inhaltsangabe reduziert sind und „superhirnes“ für die „hai clas“ – im Sinne von Brecht – käuflich zu erwerben sind. Durch das Zusammenspiel des *kauderdeutshen* und des *siegfriedischen* in *deutsch gutt sonst geld zuruck* wird zugleich der puristische Diskurs travestiert und die Idee der sprachlichen wie rassischen Reinheit als eine falsche Alternative zur Globalisierung dargestellt.

3. *kauderdeutsh* als Kunstsprache

In der zeitgenössischen Literatur werden viele Formen der sprachlichen Hybridität praktiziert: Es entstehen auf der Basis realer Mischvarietäten Kunstsprachen wie *spanglish* oder *kanak sprach*²⁷, code switching wird als stilistisches Mittel eingesetzt, etwa in der Lyrik eines Gino Chiellino, oder aber Bildverfahren einer Sprache werden in einen anderssprachigen Text transferiert – als Beispiel dafür kann das Werk Emine Sevgi Özdamars dienen. *Kauderdeutsh* folgt keiner dieser Tendenzen.

Es ist keine Kunstsprache, die auf einer konkreten, real existierenden Mischvarietät und ihren identitären Konnotationen basieren würde. Bekanntlich sind Soziolekte ein wichtiges Mittel für den Ausdruck der sozialen Identität, und durch code-switching gekennzeichnete kommunikative Stile können sehr wohl als Symbol für das hybride Selbstverständnis einer Sprechergemeinschaft dienen.²⁸ Eben auf derartigen symbolischen Werten der sprachlichen Hybridität baut Zaimoglus *kanak sprach* auf – das ja auch auf realen Interviews mit türkischstämmigen Migranten basieren soll und einen dokumentarischen Anspruch hat²⁹ – oder etwa *spanglish*, das für die spanischsprachige Gemeinschaft in den USA zu einem Identitätsausdruck wurde.³⁰ (Was natürlich nicht bedeutet, dass diese Kunstsprachen ih-

27 Vgl. dazu Dirk Skiba: Ethnolektale und literarisierte Hybridität in Feridun Zaimoglus *Kanak Sprach*. In: Klaus Schenk (Hg.): *Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne*. Tübingen/Basel: Francke 2004. S. 183-204.

28 Inken Keims Fallstudie hat zum Beispiel bewiesen, dass der kommunikative Stil der türkischstämmiger Migrantinnengruppe „Powergirls“, der durch ständiges, nach komplexen, narrative Funktionen tragenden Regeln erfolgreiches code-switching bestimmt ist, zugleich Ausdruck für ihr Bedürfnis ist, sich nicht in eine monokulturelle Schublade stecken zu lassen. Vgl. Inken Keim: *Die „türkischen Powergirls“. Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim*. Tübingen: Gunter Narr 2007.

29 Vgl. Dirk Skiba (Anm. 24), hier S. 195-197.

30 Vgl. Ed Morales: *Living in Spanglish: the search for a new Latino identity in Amerika*. New York: St. Martin's Press 2002.

ren Vorbildern oder gar den syntaktischen Regeln des code-switching treu blieben). Im Gegensatz dazu nimmt sich Zé do Rock im *kauderdeutshen*, wie es in *fom winde ferfeelt* erscheint, keine reale Varietät als Vorbild und sieht sich nicht als Sprecher einer konkreten sprachlichen Minderheit in Deutschland – obwohl, wie bereits erwähnt, Hunsrückisch, Esperanto, Afrikaans, ‚Weltenglisch‘, ‚Gastarbeiterdeutsch‘ als Anregungen für *kauderdeutsh* dienen. Das in seinen mannigfaltigen Spielarten zwischen verschiedenen Bezugspunkten changierende *kauderdeutsh* entspricht auch der kosmopolitischen Identität des „welt-strolchs“, der sich auf keinen kulturellen Kontext endgültig festlegen lässt.

Das „einheitliche“ *kauderdeutsh* zielt parodistisch vor allem auf den zunehmenden Einfluss des Englischen auf die Sprachen der Welt ab, aber auch hier ist do Rock um kein realistisches Bild bemüht. Keine der literarischen Kunstsprachen hat wohl die Eigenschaften natürlicher bilingualer Rede, aber *kauderdeutsh* zeigt sich betont spielerisch. Das in *deutsch gutt sonst geld zuruck* beschriebene System, nach dem Wörter nach „Verlusteinheiten“ ausgeliehen werden, entspricht keinem natürlichen oder sprachplanerischen Verfahren; Kontaktsprachen des Deutschen wechseln nach Belieben des Autors.

Der sprachwissenschaftliche Blick auf beide Arten des *kauderdeutshen* stellt fest, dass sich hier bilinguale Phänomene ausschließlich auf der lexikalischen und der grammatikalischen Ebene sowie in der Schreibung festhalten lassen. Es werden im „einheitlichen“ *kauderdeutsh* zahlreiche Lexeme und einige Funktionswörter (zum Beispiel der Artikel *de* oder einige englische Modalverben und romanische Präpositionen) ins Deutsche transportiert, die Flexion wird reduziert. In anderen Spielarten des *kauderdeutshen* bleibt es oft bei der Parodie einer anderssprachigen Orthographie. Do Rock überträgt nie stehende Redewendungen aus einer Sprache in die andere. Er setzt auch niemals code-switching ein, es sei denn er wechselt zwischen den Arten des *kauderdeutshen*, um den räumlichen Übergang aus dem Geltungsbereich einer Sprache in den der anderen zu kennzeichnen.

Zé do Rocks Schreiben ist sehr zielgruppenorientiert, der Autor ist bemüht, verständlich zu bleiben³¹: „schlitzaugernteilsche Sprachen müssen draussen bleiben, weil der Leser auch was verstehen möchte, und der sitzt höchstwahrscheinlich im deutschsprachigen Raum“

31 Wobei auch Eingriffe des Lektors nicht auszuschließen sind: In einem Interview gab do Rock zu, dass sein Roman *fom winde ferfeelt* im Manuskript den doppelten Umfang gegenüber der gedruckten Version hat: vgl. Wozu mit vil müe falsh shreiben? In: Tiroler Tageszeitung vom 21.11.1996.

(*deutsch gutt sonst geld zurück*, S. 28). Seine deutschen Texte adressieren deutschsprachiger LeserInnen, die zumindest über Schulkenntnisse in den gängigen Fremdsprachen – Französisch, Englisch – sowie über eine Reihe verbreiteter Vorstellungen über die Eigenschaften anderer Sprachen verfügen. Während aus dem Englischen und den romanischen Sprachen massiv Lexik importiert wird, begrenzt sich do Rock bei Sprachen wie Türkisch oder Japanisch auf die Parodie des Schrift- beziehungsweise Lautbildes dieser Sprachen. Selbstverständlich passt sich der Autor in der portugiesischsprachigen Version des *kauderdeutschen* dem Sprachrepertoire seines brasilianischen Lesers an und nutzt die Möglichkeiten des anderen Kodes auch dafür aus, Deutsch zu parodieren.

Kauderdeutsh ist also eine hoch artifizielle, uneinheitliche hybride Kunstsprache, die das Deutsche dem Einfluss verschiedener Sprachen aussetzt und nicht auf einer einzigen konkreten Mischvarietät basiert. Zé do Rock operiert mit lexikalischer und grammatikalischer Interferenz, setzt aber nie code-switching ein und legt viel Wert auf die Verständlichkeit des *kauderdeutschen* für das deutschsprachige Lesepublikum.

4. Zé do Rocks Sprachexperimente im Kontext der postkolonialen Literatur und der Migrationsliteratur

In einer Gesellschaft, die sich selbst als monolingual versteht, wird die „legitime“³² Varietät unvermeidlich als ein Machtinstrument eingesetzt, um diejenigen auszugrenzen, die nicht oder nicht genügend über das ideologische Kapital der nationalen Hochsprache verfügen: Dialektsprecher, nicht-muttersprachliche Migranten.³³ SprachlernerInnen und AutorInnen, die in einer Fremdsprache schreiben, wird oft von den ‚Sprachmächtigen‘ die Sprachkompetenz abgesprochen. Gerade der kreative Umgang mit der Sprache kann leicht als Fehler eines inkompetenten Sprechers abgewertet werden. Franco Biondi beschreibt so die prekäre Situation eines nicht-muttersprachlichen Schriftstellers in Deutschland:

32 Vgl. Georges Lüdi: Migration – Sprache – Sprachhoheit. In: Jutta Limbach/Katharina von Ruckteschell (Hg.): Die Macht der Sprache. Berlin/München: Langenscheidt 2008, S. 119-130, hier S. 124.

33 Vgl. ebd., S. 124-127.

... wird der deutsche Leser als der in seine deutsche Muttersprache Hineingeborene definiert und als Mensch betrachtet, der mit mehr Macht über die Sprache ausgestattet ist. Der ausländische Schriftsteller wird dagegen als ein in die deutsche Sprache Hineingepflanzter betrachtet, also sozusagen als Gast definiert. Dementsprechend wird er als jemand betrachtet, der weniger Macht – und Befugnisse – über die Sprache hat.³⁴

Diese Zuschreibung von Sprachmacht und -ohnmacht ist im nationalen Diskurs über Sprache begründet: Die nationale Sprache ist einer der ideologischen Grundsteine der Nation und bei der Grenzziehung zwischen Inland und Ausland spielt die Sprache eine wichtige Rolle. Es wurde schon auf den diskursiven Zusammenhang zwischen Sprachkontakt und Migration eingegangen, der als Hintergrund für Zé do Rocks Sprachexperimente in *deutsch gutt sonst geld zuruck* dient. „[T]he process of reclaiming language from one's oponents“³⁵ nach Rushdie, sei es die Sprache des Kolonialherrn oder die Sprache der ‚Mehrheitsgesellschaft‘, ist von großer Bedeutung sowohl für postkoloniale als auch für mehrsprachige AutorInnen und verleiht ihrem Schreiben einen politischen Aspekt. Aus der realen oder zugeschriebenen „Sprachlosigkeit“ wird ein existenzielles Spiel mit der Sprache:

Es ist natürlich meistens nicht als Experiment gedacht, wenn jemand in/mit einer Fremdsprache lebt. Für diejenigen, die im Ausland leben, ist das vielmehr eine Notwendigkeit. Mittlerweile frage ich mich aber, ob ein Experiment oder ein Spiel, das nicht aus Langeweile, sondern aus Not entstanden ist, nicht viel interessanter ist. Man muß den überflüssigen Unsinn genau an der Stelle treiben, an der etwas Existentielles auf dem Spiel steht.³⁶

Zé do Rocks Sprachspiele sind auch durchaus im Kontext dieser Auseinandersetzung mit der Sprachmacht und -ohnmacht zu sehen. In seinen Kunstsprachen und Sprachreformprojekten legt er immer den Finger auf die sprachpolitischen Wunden der jeweiligen Sprache. Im

34 Franco Biondi Die Fremde wohnt in der Sprache. In: Irgard Ackermann/Harald Weinrich (Hg.): Eine nicht nur deutsche Literatur. Zur Standortbestimmung der „Ausländerliteratur“. München/ Zürich, S. 25-32, hier S. 29). Zit. nach: Simone Hein-Khatib: Sprachmigration und literarische Kreativität: Erfahrungen mehrsprachiger Schriftstellerinnen und Schriftsteller bei ihren sprachlichen Grenzüberschreitungen. Frankfurt am Main: Lang 1998, S. 67.

35 Salman Rushdie: Imaginary Homelands. Essays and Criticism. 1981-1991. London 1992, S. 402. Zit. nach: Simone Hein-Khatib, ebd.

36 Yoko Tawada: Verwandlungen: Tübinger Poetik-Vorlesung. Tübingen: Konkursbuch-Verlag 1998, S. 10-11.

brasilianischen Portugiesisch ist es die Emanzipierung vom sprachlichen Diktat des ehemaligen Kolonialherrn Portugal. Hier folgt der Autor der Tradition der brasilianischen modernistischen Literatur, die schon in den 1920er Jahren für eine neue, brasilianische Literatursprache plädierte, die sich dem Umgangssprachlichen und dem Regionalen annähern sollte.³⁷ Viele der modernistischen Texte wurden in Brasilien schon bald kanonisiert, gingen in Schulbücher ein und übten einen gewissen Einfluss auf das Sprachbewusstsein im Land aus, so dass einige umgangssprachliche Elemente in die brasilianische Schriftsprache Eingang fanden.³⁸ Zé do Rock bestätigt selbst seine Verbundenheit mit der sprachpolitischen Ambition der brasilianischen Moderne. In einem englischsprachigen Internetforum erklärt er den Namen seiner Selbstübersetzung von *fom winde ferfeelt* ins Portugiesische – *o erói sem nem um aha*:

this néds mábe an explanátion: thair was a classical of the brazilian litra-
ture (in the 20s of the 20th century) calld “macunaima - o herói sem
nenhum caráter”³⁹ (macunaima - the héro without eny caracter), written
in a very realistic „brazilian“ - not in the speling, but in the syntax and
vocábulary. since in brazil the h in „herái“ is silent, i took the h off.⁴⁰

Mário de Andrades *Macunaíma* ist außer für seine Nähe zur Volkssprache Brasiliens für seine sprachliche Hybridität bekannt, die do Rocks *kaunderdeutsch* beeinflusst haben kann: „Dieses Brasilianisch ist ein interkontinentales afroeuro-amerindisches Gemisch aus Portugiesisch, Tupi und Yoruba sowie anderen europäischen, amerindischen und afrikanischen Idiomen, die zudem von ornithopoetischen Klängen durchwirkt sind“.⁴¹

Die erste Maßnahme der in *o herói sem nem um aha* vorgeschlagenen Sprachreform des brasilianischen Portugiesisch, *brasileês*, ist die Einführung der umgangssprachlichen Lexik in die Hochsprache:

37 Vgl. K. Alfons Knauth: Weltliteratur: von der Mehrsprachigkeit zur Mischsprachigkeit. In: Monika Schmitz-Emans (Hg.): Literatur und Vielsprachigkeit. Heidelberg: Synchron 2004, S. 81-111.

38 Vgl. Luiz C. Lessa: O modernismo brasileiro e a língua portuguesa. Rio de Janeiro: Fundação Vetúlio Vargas 1966.

39 In deutscher Übersetzung: Mário de Andrade. Macunaíma. Der Held ohne jeden Charakter. Üb. v. Curt Meyer-Clason. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001.

40 [<http://www.spellingsociety.org/news/media2/october05.php>], abgerufen am 14.4.2010.

41 Vgl. K. Alfons Knauth: Weltliteratur: von der Mehrsprachigkeit zur Mischsprachigkeit. In: Monika Schmitz-Emans (Hg.): Literatur und Vielsprachigkeit. Heidelberg: Synchron 2004, S. 81-111, hier S. 90.

Palavras e expressões usadas pelo povo brasileiro se tornam oficiais. Isso não quer dizer que a nobre linguagem escrita, que sempre habitou os palácios, tenha que sair correndo. A gente não vai repetir a revolução francesa. Mas ela vai ter que se acostumar a ter o povão no palácio dela, com os mesmos direito e dever.⁴²

Wörter und Redewendungen, die das brasilianische Volk gebraucht, werden offiziell. Das bedeutet nicht, dass die vornehme Schriftsprache, die immer Paläste bewohnt hat, gleich fort muss. Wir werden die französische Revolution nicht wiederholen. Aber sie wird sich daran gewöhnen müssen, das gemeine Volk in ihrem Palast zu haben, mit den selben Rechten und Pflichten.⁴³ (Übersetzung der Verfasserin)

Die Domäne der Hochsprache wird hier metaphorisch als ein aristokratischer Palast dargestellt und die Aufwertung des Umgangssprachlichen als die Gleichberechtigung aller Bürger im demokratischen Staat.

In do Rocks Auseinandersetzung mit dem Deutschen sind die sprachpolitischen Brennpunkte die Debatte um die Orthographiereform und, was im Kontext dieses Artikels besonders wichtig ist, die bereits erwähnte Fremdenfeindlichkeit, die sich in Sprachpurismus äußert. Nach dem Beispiel seiner portugiesischsprachigen Version des Romans *fom winde ferfeelt*, personifiziert do Rock Wörter auch in *deutsch gutt sonst geld zuruck*, um diesmal die sprachpolitischen Konnotationen der Entlehnungen ins Licht zu rücken.

Der Sprachkünstler nimmt im Deutschen gerne die Rolle des „unmündigen Ausländers“ auf, um die mit ihr verbundenen sprachlichen Vorurteile zu dekonstruieren:

Chef von ‚Süddeutsche Zeitung‘, mann mit groß stark blau augen und quadratisch kinn (nich gesehn, aber telefon hören), heute augerufen: „wir brauch 60-zeilige silvester-geschichte. Soll maximal spät 1.1.96 um 0:12 ur fertig geliefert.“ 2 wochen zeit. Schwirig! Das bedeutet problem: Mein hirn klein für deutsch großsprach, Brasilianer ernährung ungenug. (*deutsch gutt sonst geld zuruck*, S. 138)

In diesem auf *banhofsdeush* geschriebenen Abschnitt werden viele Stereotype, die mit dem ‚Gastarbeiterdeutsch‘ verbunden sind, zitiert und

42 Zé do Rock: o erói sem nem um agá. Porto Alegre: LPM 1997, S. 16.

43 Wörtlich übersetzt: „mit den selben Recht und Pflicht“. Die fehlende Konkordanz im Plural zwischen Adjektiv und Substantiv ist ein nicht kodifiziertes grammatikalisches Merkmal des gesprochenen brasilianischen Portugiesisch.

satirisch unterlaufen: Der eine niedrige soziale Position einnehmende („ernährung ungenug“) Ausländer, der der „deutsch großsprach“ nicht mächtig ist und sich deshalb in einer artikel- und flexionlosen, lexikalisch stark reduzierten Lernvarietät äußert; der muttersprachliche Chefredakteur, der zum „Brasilianer“ im *foreigner talk* herabsteigt, und schließlich das stereotype Bild dieses muttersprachlichen Deutschen – „mann mit groß stark blau augen und quadratisch kinn“ – , das allerdings dadurch als eine reine Konstruktion entlarvt wird, dass Zé do Rock zugibt, seinen Gesprächspartner nie gesehen zu haben. Diese offengelegte Ungültigkeit der hyperbolisiert-stereotypen Darstellung des Deutschen bewegt die deutschen LeserInnen dazu, ihre klischeehaften Vorstellungen von anderen Kulturen zu hinterfragen. Wenn Zé do Rock in den Episoden, die in Deutschland spielen, die Identitätsentwürfe von „brasilianer ernährung ungenug“ bis hin zum brasilianischen Urheber einer erfolgreichen Reform der deutschen Sprache (in *UFO in der Küche*) durchspielt, treibt er auf anderen Schauplätzen genau das umgekehrte Spiel, ebenfalls mit sprachlichen Mitteln. Als der Erzähler in *fom winde ferfeelt* in der Türkei einem deutschsprachigen Einheimischen sagt, dass er ebenfalls Deutsch spricht und aus Brasilien kommt, muss er die Frage beantworten: „Brasil? Wö is das? Näe Frankfurt öder Berlin?“ (*fom winde ferfeelt*, S. 123). Und als es ihm in der Sowjetunion schon unmöglich erscheint, den Schaffner eines Zuges von der Gültigkeit seiner Fahrkarte zu überzeugen, hilft ihm nur noch eine Schimpftirade auf Bayerisch. „bayrisch is gut zu schimpfen und russisch kann ich sowiso nich. und wenn ich s könnt, würd ich s auch nich tun“. (ebd., S. 250).

So wie Zé do Rock spielerisch leicht zugeschriebene beziehungsweise vom Ich-Erzähler strategisch eingesetzte nationale Identitäten vertauscht und damit die monokulturelle Sichtweise sowie jegliche Suche nach einer kulturellen Essenz verweigert, lässt er auch in seiner Sprache verschiedenste hybride Kombinationen entstehen. Damit verleiht er der deutschen Sprache – allerdings satirisch – die emanzipatorische ‚Welthaltigkeit‘ einer plurizentrischen, postkolonialen Sprache, ohne sie dabei mit einer kolonialen Vergangenheit zu beschweren. Die ideale Vorstellung von so einer „herrenlosen“ Sprache, die Kulturen besonders gut „übersetzen“ kann, gibt der moçambiquische Schriftsteller Mia Couto in seinem Lob an das Portugiesische: Diese Sprache sei im Zuge der Kolonialisierung durch den Kontakt mit den Sprachen und Kulturen Brasiliens und afrikanischer Länder zu einer besonders variablen und ausdrucksreichen Sprache geworden, und zwar

[n]icht nur vom Sprachlichen her, sondern auch was ihre Kapazität angeht, Kulturen zu übersetzen. [...] Und zu einem bestimmten Zeitpunkt verlor das Portugiesische den Herrn, es blieb sozusagen herrenlos. Glücklicherweise. Es liebte auf dem Boden, und im Straßenstaub Brasiliens, und es liebte auch im Straßenstaub von Moçambique. Es beschmutzte sich, im Sinne des [brasilianischen Dichters] Manoel Barros: Es war fähig, sich mit dem Boden zu verheiraten. (Übersetzung der Verfasserin)⁴⁴

Zé do Rocks Sprachexperimente befassen sich also mit der sowohl für die postkoloniale, als auch für die Migrationsliteratur wichtigen Frage nach der Sprachmacht und der Thematik der Kulturvermittlung. Dem Zweck, durch eine fruchtbare ‚Verunreinigung‘ des Deutschen „Kulturen zu übersetzen“, dient das „verfranzte“ *kauderdeutsh*. Seine „einheitliche“ Spielart hingegen warnt vor der Uniformierung der Sprache in der globalisierten Welt.

Schlussbemerkung

In diesem Beitrag wurde der Versuch unternommen, die Rolle der Mehrsprachigkeit für Zé do Rocks Poetik am Beispiel der Kunstsprache *kauderdeutsh* in seinen Büchern *fom winde ferfeelt* und *deutsch gutt sonst geld zuruck* zu beleuchten. Es wurde ein interdisziplinärer Ansatz gewählt, der literatur- und kulturwissenschaftliche Fragestellungen mit einer sprachwissenschaftlichen Analyse verbindet.

Zé do Rock kam schon früh in Kontakt mit dem Riograndeser Hunsrückisch, der Mischsprache deutschstämmiger Auswanderer im Süden Brasiliens; das Portugiesische seiner kindlichen Umgebung hatte dialektale Züge. Diese Elemente seiner Sprachbiographie trugen wohl zu do Rocks kritischem Verhältnis gegenüber der Sprachnorm bei, und sein aktives Interesse für Fremdsprachen sowie ausgedehnte Reisen bildeten die Basis für seine multilingualen Sprachexperimente. Seiner Ansicht nach hat ihn der Sprachwechsel ins Deutsche zum literarischen Schaffen bewegt, und gerade aus dem Status des Nicht-Muttersprachlers machte er eine fruchtbare Position für sein Schreiben auf Deutsch. Er positioniert sich polemisch als Sprachreformer,

44 Não só do ponto de vista linguístico, mas o quanto ela pode traduzir culturas. [...] E a certa altura do português perdeu o dono, quer dizer, ficou sem dono. Felizmente. Namorou no chão, e na poeira do Brasil, namorou também na poeira de Moçambique. Sujou-se, no sentido que o Manoel Barros dá, em que é capaz de casar com o chão.” Mia Couto, in: Victor Lopes: *Língua – Vidas em Português*, 105 min., Costa do Castelo Filmes 2002.

als Erfinder neuer Orthographien und Kunstsprachen, und begleitet dieses sprachpolitische Spiel mit autofiktionalen Reiseberichten, in denen das Selbstverständnis des kosmopolitischen „welt-strolchs“ mit Hilfe *kauderdeutscher* ‚Übersetzungen‘ fremder Kulturen ins Deutsche konstruiert wird. Während die „verfranzen varianten“ dieser Kunstsprache ein plurizentrisches, ‚postkoloniales‘ Deutsch schaffen, das man analog zu anderen ‚Weltsprachen‘ ‚Weltdeutsch‘ nennen kann, stellt das „einheitliche“ *kauderdeutsh* eine dystopische Vision der Verschmelzung aller Sprachen der Welt in einem simplifizierten Englisch dar, das mit der Kommerzialisierung aller Sphären des Lebens und einem Verlust an sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten einhergeht. Sprachtechnisch gesehen, operieren beide Varianten des *kauderdeutschen* vor allem auf der lexikalischen, morphologischen und syntaktischen Ebene sowie mit verfremdenden Graphien, ohne dass andere Möglichkeiten der literarischen Hybridität, etwa code-switching, eingesetzt würden. Das *kauderdeutsche* funktioniert nach dem Prinzip des Sprachspiels, das die deutschsprachigen LeserInnen in Staunen über seine Sprache versetzt und ihn zum Lachen und oft gleichzeitig zur Revidierung stereotyper Festschreibungen von Sprachen und Kulturen führt. Analoge Techniken verwendet Zé do Rock in seinen portugiesisch- und englischsprachigen Texten, wobei der Einfluss des brasilianischen Modernismus auf das Projekt des *kauderdeutschen* nachweisbar ist.

Ethnolekte und McLanguage Zum Kreativpotential von Sprachhybridität

1. Vorbemerkungen

Sowohl Ethnolekte als auch McLanguage sind zwei von der breiten Öffentlichkeit durchaus wahrgenommene sprachliche Phänomene. Die Gründe dafür finden sich, was die Ethnolekte betrifft, zum einen in der durch Einwanderung und Migration veränderten Gesellschaftsstruktur, wobei besonders in den städtischen Ballungszentren Jugendkultur auch sprachlich oft ethnolektal ausgelebt wird, zum anderen im Auftritt dieser Phänomene in den Medien.¹ Auch das, was zum Teil unter McLanguage subsumiert werden kann, nämlich der große Einfluss des Englischen auf die deutsche Sprache, ist ein Phänomen, das, wiederum durch die Medien verstärkt, auf eine sensibilisierte Öffentlichkeit trifft.

Dem Informationssuchenden hilft in beiden Fällen ein Blick in bekannte Nachschlagewerke, wie es beispielsweise das Metzler Lexikon Sprache ist, nicht weiter. Zu diesen Phänomenen gibt es (noch) keine Einträge.² Wie manchmal bei neueren sprachlichen Erscheinungsformen und deren Benennung ist man auch in diesem Fall auf das Internet angewiesen. Gibt man beispielsweise bei der Suchmaschine Google (Google.de) *Ethnolekt* ein, so kommt an erster Stelle ein Eintrag dazu bei Wikipedia.³ Dieser, wiewohl auf den ersten Blick erkennbar als ein offensichtlich noch in Bearbeitung befindlicher Eintrag – es fehlen bibliographische Angaben und Links –, enthält nützliche und zum größten Teil korrekte Basisinformation zum Thema. Mit *McLanguage* hingegen stößt man sogar bei Wikipedia an seine Grenzen: Wiederum in Google.de eingegeben, erscheint als erster Link ein Internet-Forum namens WordReference.com. Bei der Frage, was ‚McLanguage‘ bedeu-

1 Jannis Androutsopoulos: Ethnolekte in der Mediengesellschaft. Stilisierung und Sprachideologie in Performance, Fiktion und Metasprachdiskurs. In: Christian Fandrych/ Reinier Salverda (Hg.): Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen / Standard, Variation and Language Change in Germanic Languages. (Studien zur deutschen Sprache 41) Tübingen: Narr 2007, S. 113-155, hier S. 113.

2 Zwischen Ethnographie der Kommunikation und Ethnolinguistik vermisst man einen Eintrag zu Ethnolekt bzw. Ethnolekte.

3 <http://de.wikipedia.org/wiki/Ethnolekt> [Eingesehen am 12.4.2010].

te, vermuten die Forumbesucher zunächst einen Zusammenhang mit der Firmenterminologie im McDonald's-Konzern, zur Bezeichnung etwa von McDonald's-Produkten inklusive der Wortkreation „McJob“, die ja eine mittlerweile weit verbreitete Umschreibung für schlecht bezahlte, prekäre und wenig Know-how erfordernde berufliche Tätigkeiten wurde.⁴ Nach dem genaueren Kontext befragt, gibt der Fragensteller an, es handle sich um die Rezension eines Artikels mit dem Titel „Globalisation and translation“.⁵ Ein gutes Gefühl, hier aufgrund der bereits im Vorfeld geleisteten Bibliotheksarbeit ziemlich genau sagen zu können, um welchen Artikel es sich dabei handelt, denn die weitere Recherche im Internet durch die Eingabe von „Globalisation and translation“ führte über Seiten hinweg zu nicht relevanten Publikationen und die Eingabe von „globalisation translation mclanguage“ führt erst einmal wieder zurück zum Forum WordReference und erst in der Folge zu Christina Schäffers „Editorial: Globalisation, Communication, Translation“⁶.

2. Ethnolekte und McLanguage

2.1. Ethnolekte: Vom Gastarbeiterdeutsch zum Kult-Idiom

Als Ethnolekte bezeichnet man diejenigen Varietäten einer Sprache, die Merkmale anderer L1-Sprachen tragen. Im Grunde wäre demnach fast jedes Sprechen in einer Fremdsprache ethnolektales Sprechen, da sich Normabweichungen allein schon auf phonetisch-prosodischer Ebene, wenn die Sprache im Erwachsenenalter erlernt wurde, nur in den allerseltensten Fällen vermeiden lassen. Die Ausbildung von Ethnolekten als einer Kontaktvarietät ist aber über das Individuelle, Idiolektale hinaus vor allem auch eine Frage der gesellschaftlichen Umstände.⁷ Aus dieser Perspektive kann auch das Gastarbeiterdeutsch

4 McJob, n. *colloq.* and *depreciative* (orig. U.S.). An unstimulating, low-paid job with few prospects, esp. one created by the expansion of the service sector. Quelle: <http://www.oed.com/view/Entry/245114?redirectedFrom=mc%20job> [eingesehen am 12.5.2010]

5 „This expression is used in an article about 'Globalisation and translation' [...] ,she comments rather critically on the quality of a global *McLanguage*‘.“ [Kursivsetzung M.B.-K.] <http://forum.wordreference.com/showthread.php?t=816622> [Eingesehen am 12.4.2010].

6 Christina Schäffner: Editorial: Globalisation, Communication, Translation. In: *Current Issues in Language and Society* 6 (1999), S. 93-102.

7 Dass idiolektale Formen aber keineswegs in ihrer Bedeutung unterschätzt werden dürfen, vermerkt in Bezug auf das Deutsch von ausländischen Arbeitern Jürgen M. Meisel: „Letztlich beginnt jeder Sprachwandel – und damit auch jede Sprachmischung, Pidginisierung etc. – beim einzelnen Sprecher.“ Jürgen M. Meisel: Ausländerdeutsch und Deutsch ausländischer Arbeiter. Zur möglichen Entstehung eines Pidgin in der BRD. In: Lili. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 5 (1975) 18, S. 9-53, hier S. 27.) Dies kann auch für die Veränderung von Standardvarietäten, wie uns das der Eintritt von Okkasionalismen in den Standardwortschatz immer wieder zeigt, geltend gemacht werden.

(GAD),⁸ ein von den Gastarbeitern der ersten Generation, die zwischen den 1950er und den 1970er Jahren als Erwachsene in die deutschsprachigen Länder kamen, durch ungesteuerten Zweitspracherwerb ausgebildeter Bilingualismus, als Ethnolekt bezeichnet werden. In der heutigen germanistischen Linguistik werden die Merkmale des Gastarbeiterdeutsch, immer noch den Erstbefunden der Forschung der 1970er Jahre folgend, beschrieben: Sprachliche Vereinfachungen, wie die Reduktion von Flexionsformen bei Substantiven, Adjektiven und Verben, Gebrauch des Verbs nur in der Infinitivform und auf syntaktischer Ebene seine Endstellung im Hauptsatz anstatt der standardsprachlichen V2-Stellung, Entfall von syntaktischen Kategorien wie Artikel, Präpositionen, Personalpronomen und Verben (bes. Kopula) sowie eingeschränkter Wortschatz.⁹ Auf pragmatischer Ebene wird auf die alleinige Verwendung des Du als Anredeform der Gastarbeiter untereinander verwiesen, was zur Folge hatte, dass die Gastarbeiter ihrerseits von der deutschsprachigen Bevölkerung geduldet wurden.¹⁰ Der Defacto-Analphabetismus eines Großteils der türkischen Frauen, die mit geringer Schulbildung ihren Männern nach Deutschland folgten, war wiederum der Grund, warum der Zweitspracherwerb dieser weiblichen Zuwanderergeneration eine durchschnittliche Sprachkompetenz nie erreichte.¹¹ Insgesamt gilt das GAD als eine unterschiedlich ausgeformte, fossilisierte Form eines Lernerstadiums im ungesteuerten Zweitspracherwerb, die über die Generationen tradiert wurde.

- 8 Schon relativ früh begann sich die Linguistik (aber auch die Soziologie und in der Folge die Literaturwissenschaft) mit dem Phänomen zu beschäftigen. Eine erste Untersuchung ist die von Michael Clyne: *Zum Pidgin-Deutsch der Gastarbeiter*. In: *Zeitschrift für Mundartforschung* 35 (1968), S. 130-139. Repräsentativ für die linguistische Forschung zum Thema in jenen Jahren mag das Heft 18 von LiLi, *Sprache ausländischer Arbeiter*, (Sprache ausländischer Arbeiter. LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 5 (1975) 18.) sein. Wiewohl auch dieser Ausgabe zahlreiche Einzelpublikationen zur Sprache der ausländischen Arbeiter vorausgingen, werden dort erste empirische Untersuchungen vorgestellt (Wilfried Stölting: *Wie Ausländer sprechen: Eine jugoslawische Familie*. S. 54-67 u. Heidelberger Forschungsprojekt „Pidgin-Deutsch“. *Zur Sprache ausländischer Arbeiter: Syntaktische Analysen und Aspekte des kommunikativen Verhaltens*. S. 78-121.), sowie zum ersten Mal das Wort ‚Gastarbeiterdeutsch‘, wenngleich es auch hinterfragend, erwähnt. Meisel (Anm. 7), S. 20. In der Folge gab es eine derartige Fülle von Studien und Publikationen zum Thema, dass diese nur mehr noch von Spezialisten überblickt werden können.
- 9 Vgl. Meisel (Anm. 7), S. 21 u. Werner Kallmeyer/Inken Keim: *Deutsch-türkische Kontaktvarietäten. Am Beispiel der Sprache von deutsch-türkischen Jugendlichen*. In: Sandro M. Moraldo/ Marcello Soffritti (Hg.): *Deutsch aktuell. Einführung in die Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache*. Roma: Carocci 2004, S. 49-59, hier S. 50.
- 10 Vgl. Sevgi Dereli: *Germanismen und Sprachmischung in der Institution – Authentische Fallbeispiele in der Beratung für Türken*. In: Konrad Ehlich/Antonie Hornung (Hg.): *Praxen der Mehrsprachigkeit*. Münster u.a.: Waxmann 2006, S. 103-127, hier S. 104.
- 11 Vgl. dazu auch ebd.

Die durch diese typischen GAD-Merkmale geprägte „Kontaktsprache der ersten Generation“ ist im Familienverbund auch der zweiten und mittlerweile dritten Generation,¹² die aber bereits in einem deutschsprachigen Bildungskontext sozialisiert wurde, als Umgangssprache geläufig und hat die Voraussetzung für die Ausbildung von dem, was heute als Ethnolekt(e) subsummiert wird, geschaffen.

Über alle Sprachgrenzen der Zuwanderer hinweg (Albanisch, Arabisch, Bosnisch, Italienisch, Kroatisch, Kurdisch, Persisch, Russisch, Serbisch, Türkisch u.a.) gelten, was die grundlegenden Merkmale der Ethnolekte betrifft, noch immer die Prinzipien der Simplifizierung und Reduktion grammatischer, im Besonderen morphologischer und syntaktischer Kategorien, aber auch die Sprachmischung einerseits durch Interferenzphänomene, andererseits durch bewusstes Übernehmen von emotional besetzten Lexemen oder Sachspezifika aus der L1-Sprache und dort, wo es sich um Entlehnungsprozesse handelt, wie beispielsweise bei Lehnübersetzungen aus der Erstsprache, durch selbst induzierte Inferenz.¹³ Den demographischen Gegebenheiten in Deutschland folgend, konzentrierte sich die Forschung auf den Ethnolekt mit den meisten Sprechern, auf die türkisch-deutsche Kontaktvarietät, das ‚Türkendeutsch‘. Hierbei werden verschiedene Ethnolektformen unterschieden: Als primären Ethnolekt bezeichnet man den Sprechstil, der in den vornehmlich von Migrant*innen bewohnten (von den jugendlichen Bewohnern selbst als Ghettos bezeichneten) Vierteln der deutschen Großstädte, und hier wiederum vorrangig von männlichen Jugendlichen und jungen Erwachsenen gepflogen wird. Der sekundäre Ethnolekt, ist der durch die Medien, wie Filme, Fernsehen, Comedies, Comics und Zeitungsartikel transformierte und so in seiner unauthentischen Ausschnitthaftigkeit verbreitete Ethnolekt. Die durch diese mediale Präsenz divulgierten Ethnolektmerkmale wirken wiederum auf die Bevölkerungsgruppe der jugendlichen mehrsprachigen Sprecher nicht deutscher Ethnien, aber auch auf monolingual deutschsprachige Jugendliche und bilden so eine Form von Jugendsprache aus, die man den tertiären Ethnolekt nennt.

Die längst von der Forschung beschriebenen Leitmerkmale des primären Ethnolekts wie die Koronalisierung des ich-Lauts (ich > isch), die Artikeltilgung (Isch habe Jacke), der Wegfall von Präpositionen,

12 Kallmeyer/Keim (Anm. 9), S. 50.

13 Vgl. dazu Adelheid Hu: Lingala, Französisch, Deutsch, Englisch: Positionen der Mehrsprachigkeitsforschung und Mehrsprachigkeitsdidaktik. In: Gudula List/Günther List (Hg.): Quersprachigkeit. Zum transkulturellen Registergebrauch in Laut- und Gebärdensprachen. (Tertiärsprachen. Drei- u. Mehrsprachigkeit 5) Darmstadt: Stauffenburg 2001, S. 41.

insbesondere bei Lokal- und Richtungsangaben (Isch gehe gleich Bibliothek.), falsches Genus bei Nomina (ein Ohrfeige geben), häufige Verwendung von Präsensformen, Generalisierung einiger Verben, Minimalsyntax, Modal- und Verstärkungspartikel (voll, konkret, krass, derb/z.B. sehr gut> derb gut, böse/z.B. sehr gut> böse gut) und besondere prosodische und phonetische Merkmale, wie der spezifische Stakato-Sprechrhythmus gepaart mit einem stilisierten Nuscheln gelten natürlich nur für die deutsch-türkische Kontaktvarietät und keinesfalls für andere Ethnolekte (deutsch-russisch, deutsch-italienisch, deutsch-arabisch, deutsch serbisch etc.). Dort, wo die eben aufgelisteten Ethnolektmerkmale bei nicht nur jugendlichen Sprechern auftreten, kann man den primären Ethnolekt eigentlich nicht vom Gastarbeiterdeutsch unterscheiden, dort wo allerdings diese Merkmale mit einer bestimmten Sprachhaltung zusammen treffen, die sich in ihrer Verwendung und Weiterentwicklung durch jugendliche Sprecher in dezidiertem Rhythmus und der Sprengkraft des Wortschatzes äußert, wird der Ethnolekt zum Kult-Idiom und damit zum Wegbereiter der gemischtsprachlichen, sprachhybriden Stadtteilsprachen bzw. der Kiez-Sprache.

2.2. McLanguage, McDeutsch, Kiez-Deutsch: Koordinaten einer globishen Sprachentwicklung?

„McLanguage“ ist ein Begriff, der aus den Übersetzungswissenschaften kommend vor einem Jahrzehnt in den internationalen Sprachdiskurs eingegangen ist. Mary Snell-Hornby und Christina Schäffner haben sich mit ihm in ihren Publikationen auseinandergesetzt und in der Folge eine Debatte über seine Anwendbarkeit auch innerhalb der deutschen Sprache bzw. für die deutsche Sprache in Gang gesetzt. Bezug nehmend auf Benjamin Barber, der in seinem Text *Jihad vs. Mc World* (1992)¹⁴ zwei einander diametral gegenüberstehende Zukunftsvisionen zeichnet, auf der einen Seite die „McWorld“ der Globalisierung¹⁵ auf der anderen die „Re-Tribalisierung“¹⁶, überträgt Mary Snell-Hornby die „McWorld“-Metapher auf die englische Sprache:

14 Benjamin Barber: *Jihad vs. Mc World*. In: *The Atlantic Monthly* 3 (1992), S. 53-63. Zitiert nach: Mary Snell-Hornby: *Communicating in the Global Village: On Language, Translation and Cultural Identity*. In: Christina Schäffner (Hg.): *Translation in the Global Village*. Clevedon u.a.: Multilingual Matters LTD 2000, S. 12.

15 „... by the onrush of economic and ecological forces that demand integration and uniformity and that mesmerize the world with fast music, fast computers, and fast food – with MTV, Macintosh, and McDonald’s, pressing nations into one commercially homogeneous global network: one Mc World tied together by technology, ecology, communications and commerce.“ Barber nach Snell-Hornby, ebd.

16 „... a retribalization of large swaths of humankind by war and bloodshed: a threatened Lebanization of national states in which culture is pitted against culture, people against people, tribe against tribe – a Jihad in the name of a hundred narrowly conceived faiths against every kind of interdependence, every kind of artificial social cooperation and civic mutuality.“ Barber nach Snell-Hornby, ebd.

... our linguistic Mc World presents its own intellectual ‚fast food‘ via the Internet, for example, and is dominated by its own ‚McLanguage‘, which is typically American English. It is however a particular brand of American English, reduced in stylistic range and subject matter, and – with the aid of abbreviations, icons, acronyms and graphic design – tailor-made for fast consumption. It is itself a lingua franca, often colloquial in register even when in written form, and it has no great concern for native-speaker prescriptivism. It functions as a basic common denominator for supra-cultural communication as a kind of free-floating sign system open to all kinds of interferences from other languages according to the background and the linguistic competence of the writers all over the world: an empirical study of e-mail correspondence might show how conspicuously English has left the ownership of the native speakers in England and has become, as Henry Widdowson has described it, ‚world property‘. [...] the computer screen and the endless possibilities of telecommunication have now produced a ‚homo communicator‘ used to e-mailing, faxing, speaking, listening, reading, and viewing (typically with several of these activities going on at the same time) but often without absorbing or ordering the endless snippets of information or the flood of images into a current message.¹⁷

Snell-Hornby sieht das ‚McLanguage‘-Phänomen in zweierlei Hinsicht in Zusammenhang mit der Hybridität von Texten stehend. Hierbei ist es für uns zweckmäßig, ‚McLanguage‘ in seiner Übersetzung als ‚McSprache‘ zu denken und es nicht, wie Snell-Hornby in ihrem Aufsatz über das Englische dies tut, als Synonym für „McEnglish“ zu verwenden. Sprachhybridität und hybride Texte sind (hier folgt Snell-Hornby Schäffner) ein Resultat von Übersetzungsprozessen,¹⁸ und sind „characterised by features (vocabulary, syntax, style etc.) which clash with target language conventions and are ‚somehow contrary to the norms of the target language and culture““. Dies hier auf Übersetzungen innerhalb der EU bezogen („Eurotexts reflect a Eurojargon, i.e. a reduced vocabulary, meanings that tend to be universal, reduced inventory of grammatical forms.“¹⁹), kann natürlich ebenso gut als Begründung für die Hybridität von gesprochenen Texten gelten, die aus Kontaktsituationen und selbigen zugrunde liegenden bewussten und unbewussten Übersetzungsprozessen, wie das ethnolektale Texte sein

17 Mary Snell-Hornby (Anm. 14), S. 12f.

18 Ebd., S. 15.

19 Ebd., S. 16.

können, hervorgehen. Was Snell-Hornby für ‚McLanguage‘ feststellt, mag, übertragen in den deutschsprachigen Kontext und seine ethnolektalen Phänomene, durchaus auch für die Varietät des Deutschen gelten, in der Ethnolekt und Jugendsprache zu einem neuen Soziolekt zusammenwachsen: „[...] there is the free-floating lingua franca (‚International English‘) that has largely lost track of its original cultural identity, its idioms, its hidden connotations, its grammatical subtleties, and has become a reduced standardised form of language for supra-cultural communication – the ‚McLanguage‘ of our globalised ‚McWorld‘ or the ‚Eurospeak‘ of our multicultural continent.“²⁰

Die Forschungen im deutschsprachigen Gebiet zum Thema ‚McLanguage‘ beschränken sich auf Arbeiten, in denen der Einfluss der Anglizismen auf die deutsche Sprache beschrieben und analysiert, seitens der Linguistik aber nur in wenigen Fällen kritisiert wird. Auch der umfangreiche Beitrag von Dieter E. Zimmer in seinem Buch *Sprache in Zeiten ihrer Unverbesserlichkeit*, den er *McDeutsch* übertitelt, ist eine wiewohl spannend zu lesende Abrechnung mit den Beschwichtigungsformeln von Sprachwissenschaftlern. Es werden jeweils beruhigende Argumente von Linguisten, die eine Überflutung des Deutschen aus unterschiedlichen Perspektiven in Abrede stellen, von Zimmer widerlegt. Zwar werden auch Importe von grammatischen Anglizismen angezeigt, aber Zimmers *McDeutsch* ist keine Arbeit, in der Sprachphänomene, wie sie für ‚McLanguage‘ oder ‚McEnglish‘ beschrieben werden, auf ihre Existenz im Deutschen untersucht werden. Nicht einmal der in der bundesdeutschen Varietät sehr verbreitete Hang zur Kurzwortbildung, der wirklich ein Indiz für die Tendenz zur schnellen Konsumierbarkeit im Deutschen wäre, wird erwähnt. Zimmers griffige Titelwahl *McDeutsch* ist also lediglich eine Lehnbildung zu ‚McLanguage‘ und dient dem Zweck, die Präsenz englischer Wörter im Deutschen als qualitativ minderwertig darzustellen, ähnlich wie das bei ‚Mc Job‘ der Fall ist.

Da die oben genannten Veränderungen in der englischen Sprache natürlich auch mit ihrer großen Verbreitung als Lingua franca rund um den Globus – mittlerweile spricht man im Zusammenhang mit dem weltweit gesprochenen Bad simple English von ‚Globish‘ – zu tun haben, ist eine analoge Entwicklung für das Deutsche kaum abzusehen. Wiewohl die deutsche Sprache mit fast 100 Millionen Sprechern die meist gesprochene Sprache in der EU und Deutschland die größte Wirtschaftsmacht in der EU sind, wird Deutsch das Schicksal von Englisch nicht einmal auf dem europäischen Kontinent ereilen.

20 Ebd., S. 17.

Allerdings schickt sich eine Varietät der deutschen Sprache aufgrund ihres gemischtsprachlichen Charakters an, sich in die Reihe mit anderen hybriden Jugendsprachen Europas (in den Niederlanden, Dänemark und Schweden)²¹ zu stellen: das Kiez-Deutsch.²² Dieses wird von jungen Menschen mit pluriellen Identitäten der multi-ethnischen Wohnviertel Berlins durch kollektive Zwei- oder Mehrsprachigkeit ausgebildet und vorrangig in in-group Situationen angewendet. Die Registerkompetenz dieser Jugendlichen und jungen Erwachsenen weist sie als mehrsprachige²³ und quersprachige²⁴ Subjekte aus, da sie neben den Erst- und Familiensprachen auch die Standardvarietät des Deutschen beherrschen und zwischen diesen und dem Kiez-Deutsch problemlos durch Code-switching wechseln. Sprachlich gesehen baut Kiez-Deutsch auf Phänomenen des primären Ethnolekts auf, bleibt aber nicht wie dieser in simplifizierenden Maßnahmen und türkisch-deutscher Kontaktlexik stecken, sondern entwickelt vielmehr, wie Heike Wiese in ihrer Studie nachweist, ein multilinguales Vokabular und Ansätze zu einer eigenen Grammatik.²⁵ Im Gegensatz zu ‚McLanguage‘ und ‚Globish‘ birgt aber Kiez-Deutsch in seinen Vereinheitlichungs- und Hybridisierungstendenzen großes Kreativpotential. Ein Beispiel könnte die Kurzformel für „kommt auf keinen Fall in Frage“ sein: „kak fik“, das vom nicht Kiez-Deutsch-Kundigen aufgrund seiner lautlichen Komponente leicht als aus zwei bekannten Schimpfwörtern zusammengesetzte Interjektion aufgefasst werden kann.

3. ‚Türkenslang‘ und ‚Kiezdeutsch‘. Deutschsprachige Forschungsergebnisse zu ethnolektalen und globishen Phänomenen

Das Buch des Soziologen Hermann Tertilt, *Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande* (1996),²⁶ das die von ihm zwischen 1990

21 Vgl. Heike Wiese, die in ihrem Aufsatz „Ich mach dich Messer“: Grammatische Produktivität in Kiez-Sprache („KanakSprak“) von „Kiez-Sprache als europäische[m] Phänomen: Die Entstehung eines neuen Typs sprachlicher Varietäten in Europa“ spricht. Heike Wiese: „Ich mach dich Messer“: Grammatische Produktivität in Kiez-Sprache („KanakSprak“). In: Linguistische Berichte 207 (2006), S. 245-273, hier S. 248.

22 Das gleichermaßen ansprechende wie wissenschaftliche Webportal des Forschungsprojekts ist unter <http://www.kiezdeutsch.de/> abrufbar. [Eingesehen am 12.5.2010].

23 Vgl. dazu Mario Wandruska: Die Mehrsprachigkeit des Menschen. München: Piper 1979.

24 Vgl. dazu Günther List/Gundula List: Register der Quersprachigkeit. In: Gudula List/Günther List (Hg.): Quersprachigkeit. Zum transkulturellen Registergebrauch in Laut- und Gebärdensprachen. (Tertiärsprachen. Drei- u. Mehrsprachigkeit 5) Darmstadt: Stauffenburg 2001, S. 9-19.

25 Heike Wiese (Anm. 21).

26 Hermann Tertilt: *Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1996.

und 1992 geführten Gespräche mit der kriminellen und gewalttätigen türkischen Jugendbande *Turkish Power Boys* aufzeichnet, kann als indirekter Auslöser für die intensive Beschäftigung mit ethnolektalen Phänomenen gesehen werden. Seit der Jahrtausendwende wurde von einem knappen Dutzend Linguisten das Terrain der Ethnolekte des Deutschen bearbeitet. Einige von ihnen, wie Norbert Dittmar und Inken Keim, waren zuvor schon in der Erforschung des Gastarbeiterdeutsch federführend. Die Ethnolektforschung steht ja methodologisch grundlegenden Problemen gegenüber: Zum einen sind Ethnolekte selber schwer einzugrenzen, besonders in Bezug auf ihre breit gestreute ethnologische und damit sprachliche Vielfalt, zum anderen sind sie, mehr vielleicht noch als das Standarddeutsch, aufgrund ihrer jugendlichen Sprechergruppe ständigen Veränderungen unterworfen. Hinzu kommt noch, dass sie kaum Verschriftlichung kennen,²⁷ und ihre Sprecher sie nicht konsequent verwenden. Die Datenerhebung muss daher in breit angelegten empirischen Studien erfolgen, und das ist eine langwierige Aufgabe. Wegweisende Einzelstudien, die das Phänomen in Grundzügen umreißen, sind im Jahr 2000 *Deutsch-Türkisches – Sprache und kommunikativer Stil von Migranten*²⁸ und 2002 Inken Keims *Sprachvariation und sozialer Stil am Beispiel jugendlicher Migrantinnen türkischer Herkunft in Mannheim*²⁹, das eine Pilotstudie für das umfassende empirische Projekt zu den türkischen Powergirls in Mannheim (2007) darstellt.

2003 analysiert und vergleicht Peter Auer unter Bezugnahme auf konkrete Untersuchungsprojekte, wie z. B. die *Turkish Power Boys*, den primären, sekundären (von ihm auch „medialen“ genannten)³⁰ und tertiären Ethnolekt, dessen Aufgreifen und Umfunktionieren durch Neo-Nazi-Gruppen auf einschlägigen Websites er anprangert. Am Ende seines Beitrags stellt er die „De-Ethnisierung“ des Ethnolekts in stark gemischtethnischen und multilingualen Kontexten fest, als

- 27 Jannis Androutsopoulos stellt in seiner Untersuchung von Webangeboten für Migranten fest, „dass die Sprachmischung des Alltags, wie sie z.B. für Gespräche deutsch-türkischer Jugendlicher untersucht worden ist [...], in den virtuellen Diskussionen kaum vorkommt. Dies deutet darauf hin, dass die Migrantenforen nicht als Ersatz der Clique verstanden werden, sondern als ein öffentlicher Raum, dessen heterogene Nutzerschaft den Freiraum sprachlicher Experimente einschränkt“. J. A.: Virtuelle Öffentlichkeiten von Migranten. In: Jahrbuch für Kulturpolitik 5 (2005). www.kupoge.kunden2.honds.de/kupoge/publikationen/publikationen.htm [Eingesehen am 20.11.2009].
- 28 Werner Kallmeyer/Inken Keim/Deniz Tandogan-Weidenhammer: Deutsch-Türkisches – Sprache und kommunikativer Stil von Migranten. In: Sprachreport 3 (2000), S. 2-8.
- 29 Inken Keim: Sprachvariation und sozialer Stil am Beispiel jugendlicher Migrantinnen türkischer Herkunft in Mannheim. In: Deutsche Sprache 2 (2002), S. 97-123.
- 30 Peter Auer: „Türkenslang“: Ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In: Annelies Häcki Buhofer (Hg.): Spracherwerb und Lebensalter. (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 83) Tübingen/Basel: Francke 2003, S. 255-264, hier S. 260.

einem „deutsch-türkischen Mischstil mit Merkmalen des primären Ethnolekts“.³¹ Dieser habe, auch darin erkennt Auer eine neue Tendenz, dadurch dass er auch von SprecherInnen verwendet wird, seinen Charakter als *genderlect* verloren. Für Auer liegt gerade in dieser Sprechergruppe (und nicht bei den Verwendern des tertiären Ethnolekts) „ein Potential für die Ausbreitung der Innovation: denn für sie wird der Ethnolekt zur *eigenen Stimme*. Die Grenzen zwischen Alterität (fremder Ethnolekt) und Identität (eigener Stil) weichen auf und verschwinden teils ganz. Der Ethnolekt wird zu einem Soziolekt des Deutschen.“³² Ebenfalls 2003 erscheint der Sammelband „*Multisprech*“: *Hybridität, Variation, Identität*, herausgegeben von Jürgen Erfurt.³³ Erfurt selbst widmet sich in seinem Beitrag der Herausbildung der Formen von Sprachpraxis und von neuen Sprachvarietäten und erörtert dabei das Phänomen der Hybridität in seiner Vielgestaltigkeit an sprachlichen Mischungsprozessen wie *crossing*, *mestizaje*, *mixité* und *mixed languages*, die nicht nur das sprachliche Verhalten der MigrantInnen markieren, sondern auch das der Aufnahmegesellschaften.³⁴ Beiträge von Kallmeyer/Keim zur Konzeption von sozialen Stilen der Kommunikation am Beispiel von deutsch-türkischen Migrantenjugendlichen³⁵ und von Dirim/Auer zum ungesteuerten Türkischerwerb von nicht türkischsprachigen Jugendlichen im gemischtsprachlichen Kontext³⁶ erweitern das Spektrum der Forschung zu Sprachhybridität in Zusammenhang mit ethnolektalen Phänomenen. Androutsopoulos untersucht in seinem Beitrag das Phänomen des *language crossing* in Alltagssituationen gemischtsprachlicher Kontexte und leistet somit einen grundlegenden Beitrag nicht nur zur deutschsprachigen Ethnolektforschung, sondern auch zur Erforschung von McLanguage-Phänomenen im deutschsprachigen Kontext.

31 Ebd., S. 263.

32 Ebd., S. 264.

33 Die hybride Wortschöpfung „Multisprech“ ist aber auch der Name einer Website, die – verankert am Webportal der Universität Oldenburg – ein Projekt beherbergt, das sich zum Ziel macht, die sprachlich-kulturellen Kompetenzen von Menschen mit Migrationshintergrund genauer zu beschreiben und zu pflegen sowie sie zu lehren und auszubauen, um diese Kompetenzen letztlich als wirtschaftliche Ressource nutzbar zu machen. <http://www.multisprech.uni-oldenburg.de/> [Eingesehen am 24.4.2009].

34 Jürgen Erfurt: „Multisprech“: Migration und Hybridisierung und ihre Folgen für die Sprachwissenschaft. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 65 (2003), S. 5-33.

35 Werner Kallmeyer/Inken Keim: Eigenschaften von sozialen Stilen der Kommunikation: Am Beispiel einer türkischen Migrantinnengruppe. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 65 (2003), S. 35-56.

36 Inci Dirim/Peter Auer: „Mit der Zeit versteht man alles“. Zum ungesteuerten Erwerb des Türkischen durch Jugendliche nicht-türkischer Herkunft. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 65 (2003), S. 57-78.

2004 veröffentlichen Inci Dirim und Peter Auer mit *Türkisch sprechen nicht nur die Türken*³⁷ eine umfassende Studie zur Rolle des Türkischen in der Kontaktbeziehung zwischen dem Deutschen und dem Türkischen. Die Minderheitensprache kann gegenüber der Majoritätssprache bisweilen eine dominante Rolle einnehmen und durchaus positiv zu bewertende Effekte auf die Mehrsprachigkeit oder Quersprachigkeit der monolingual deutschsprechenden Jugendlichen sowie auf die Sprache bereits bilingualer Jugendlichen anderer Ethnien haben. Das 5. Kapitel ist aus unserer Sicht besonders interessant, es widmet sich unter „Kompetenz in der Performanz“ dem Wechsel zwischen Deutsch und Türkisch als besonderer Ressource bei der Herausbildung bilingualer Sprachstile mit den Mitteln des Code-Switching und des Code-Mixing.³⁸ Bemerkenswert ist auch, dass bei der Beschreibung der strukturellen Merkmale des neuen Ethnolekts des Deutschen³⁹ die von Auer noch 2003 als eigene Ethnolektkategorien bezeichneten Kategorien, primärer, sekundärer, tertiärer Ethnolekt,⁴⁰ hier als kontrastierende Stile bezeichnet werden und der primäre Ethnolekt überhaupt mit dem Gastarbeiterdeutsch gleichgesetzt wird.⁴¹ Wie schon in 2.1. festgestellt wurde, sind die kodifizierbaren Unterschiede auf rein sprachlicher Ebene zwischen dem GAD und dem primären Ethnolekt kaum auszumachen. Der eigentliche Unterschied zwischen diesen beiden Phänomenen liegt allem Anschein nach in der Sprachhaltung, die die Sprecher jeweils zum Idiom einnehmen, sowie in der Defacto-Mehrsprachigkeit der Sprecher, die zumeist durch ihre Sprachsozialisierung in Deutschland über standardnahe Kompetenzen im Deutschen verfügen.

Im Jahr 2005 geben Volker Hinnenkamp und Katharina Meng den Sammelband *Sprachgrenzen überspringen. Sprachliche Hybridität und polykulturelles Selbstverständnis*⁴² heraus. Schon der Titel verweist auf ein grundlegendes Charakteristikum des im Buch beschriebenen Phänomens: seine Dynamik. Heute werden besonders in gemischtsprachlichen Kontexten einer Migrationsgesellschaft Sprachgrenzen nicht, vielleicht gar mit Bedacht, überschritten, sie werden übersprungen.

37 Inci Dirim/Peter Auer: *Türkisch sprechen nicht nur die Türken. Über die Unschärfebeziehungen zwischen Sprache und Ethnie in Deutschland.* (Linguistik – Impulse & Tendenzen 4) Berlin: de Gruyter 2004.

38 Ebd., S. 152-203.

39 Ebd., S. 204-224.

40 Peter Auer (Anm. 30), S. 257ff.

41 Inci Dirim/Peter Auer (Anm. 37), S. 214.

42 Volker Hinnenkamp/Katharina Meng: *Sprachgrenzen überspringen. Sprachliche Hybridität und polykulturelles Selbstverständnis.* (Studien zur deutschen Sprache 32) Tübingen: Narr 2005.

Code-Switching, Code-Mixing und „Code-Oszillation“, werden hier als die produktiven Kommunikationsmittel beschrieben und, methodologisch soziolinguistisch und diskursanalytisch orientiert und von Autorinnen und Autoren verschiedener Herkunftsländer und -sprachen verfasst, als „diskursive Formen des Neben- und Miteinanders von Sprachen“, aber auch als „hybrides Ineinander“ dargestellt.⁴³ Zum Teil als Fallstudien konzipiert – hierbei werden deutsch-türkische⁴⁴, deutsch-sizilianische, deutsch-russische, deutsch-amerikanische und englisch-französische Sprachkontakte vorgeführt –, werden polykulturelle und mehrsprachige Selbstverständnisse von gemischtsprachigen Teilen der urbanen Bevölkerung von heute gezeichnet.

Die inhaltliche Wende in der Erforschung von ethnolektalen in Verbindung mit jugendsprachlichen Erscheinungsformen erfolgt 2006 durch Heike Wiese. In ihrem Aufsatz *„Ich mach dich Messer“: Grammatische Produktivität in Kiez-Sprache („KanakSprak“)*⁴⁵ plädiert sie dafür, in Bezug auf Kiez-Sprache nicht, wie von Eva Neuland vorgeschlagen, den pragmatischen Begriff der „subkulturellen Stile“ zu verwenden, sondern die Bezeichnung „Varietäten“ beizubehalten⁴⁶, da sowohl auf lexikalischer als auch auf grammatischer Ebene kodifizierbare Formen ausgebildet werden. Das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte Forschungsprojekt hat übrigens einen durchaus imposanten Webauftritt⁴⁷, in dem sowohl jüngste linguistische Forschungsergebnisse, als auch gesellschaftspolitisch Relevantes und Möglichkeiten der Einbindung von Kiez-Deutsch in die Sprachdidaktik präsentiert werden.

Jannis Androutsopoulos leistet in seiner 2007 erschienenen Studie *Ethnolekte in der Mediengesellschaft. Stilisierung und Sprachideologie in Performance, Fiktion und Metasprachdiskurs* einen wichtigen Beitrag zur Ausweitung des disziplinären Betrachtungsrahmens. Er stellt fest, dass Ethnolektmerkmale durch die Medien einerseits stereotypisiert werden, und – da Mediendiskurse eine Triebkraft bei der Konstituierung sprachlicher Ideologien über neue Varietäten des Deutschen sind – die Ikonisierung von Ethnolekten als Kerneigenschaften einer Population, die als problematisch, ghettoisiert oder kriminell repräsentiert wird, ihrerseits problematisch ist. Zudem konstruierten me-

43 Ebd., S. 12.

44 Vgl. Volker Hinnenkamp: „Zwei zu birmiydi?“ – Mischsprachliche Varietäten von Migrantenjugendlichen im Hybriditätsdiskurs. In: Hinnenkamp/Meng (Anm. 17), S. 51-103.

45 Vgl. Heike Wiese (Anm. 22).

46 Ebd., S. 247.

47 Vgl. Anm. 22.

diale Metasprachdiskurse auch ethnolektale Leitmerkmale, die aus linguistischer Sicht nicht nachvollziehbar (bzw. irreführend) sind.⁴⁸ Ebenfalls 2007 erscheint die schon durch einige wissenschaftliche Aufsätze im Vorfeld angekündigte Studie von Inken Keim zur Lebenswelt und zum kommunikativen Stil von jugendlichen Migrantinnen in Mannheim mit dem auf die erste (soziologische) Untersuchung von Tertilt anspielenden Titel *Die „türkischen Powergirls“*.⁴⁹ In gewisser Weise schließt sich damit ein Kreis in der Forschung, der die Entwicklung von hybriden Sprachstilen und Varietäten eines subkulturellen GAD-Jargon männlicher Jugendlicher bis zu in der Gegenwart mehrsprachig und quersprachig geprägten, mittlerweile auch weiblichen, SprecherInnen von Stadtteilsprachen und Kiezsprache.

4. Sprachhybride Literatur

Eingangs muss hier festgestellt werden, dass jede Art der Überführung von Versatzstücken vermeintlicher Sprachrealität, die Übertragung also von sprachlichen Wirklichkeitszitaten in einen literarischen Kontext, die Verkehrung von Authentizität in Artifizialität nach sich zieht.

4.1. Dragica Rajčić: Der Fehler als sprachhybrides Kreativpotential

Schon mit dem Titel ihres ersten Gedichtbands *Halbgedichte einer Gastfrau* (1986) deutet die Chamisso-Preisträgerin Rajčić an, dass ihr poetologisches Konzept in ihrem Umgang mit der deutschen Sprache zu suchen ist.⁵⁰ Beide hier verwendeten Komposita sind orthographisch und morphologisch korrekt produziert („Halbgedichte“/Liebesgedichte, „Gastfrau“/Hausfrau), doch semantisch nicht kodifiziert. Nun wäre es verwegen, bei jeder ungewöhnlichen Kompositabildung, besonders wenn sie in lyrischen Kontexten steht, sofort Sprachhybridität anzuzeigen, dennoch haftet den Wortschöpfungen „Halbgedichte“ und „Gastfrau“ eine Qualität an, die auf Außersprachliches verweist: Im Falle der „Halbgedichte“ wird angespielt auf die Anders-

48 Vgl. Jannis Androutsopoulos (Anm. 1), S. 113-155.

49 Inken Keim: *Die „türkischen Powergirls“*. Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnen-gruppe in Mannheim. (Studien zur Deutschen Sprache 39) Tübingen: Narr 2007.

50 Dragica Rajčić: *Halbgedichte einer Gastfrau*. St. Gallen: Narziss & Ego 1986. (NA Zürich: Eco 1994.)

artigkeit von Rajčićs Texten, die sich, so zeigt sich bei der Lektüre sowohl der lyrischen als auch der erzählenden Texte, durch die bewusste Fehlerhaftigkeit auf phonetisch-graphematischer, morphologischer, syntaktischer und semantischer Ebene auszeichnen. „Halbgedichte“ impliziert aber auch das Gegenbild zu etwas Ganzem, Vollkommenem, was diese Gedichte nicht sind bzw., wie Rajčić selbst an anderer Stelle sagt, nicht sein sollen.⁵¹ Diese Halbheit, der Minoritätsstatus bleibt aber nicht nur auf die Literatur Rajčićs beschränkt, sondern lässt durchaus Rückschlüsse auf ihren Status als Migrantin in der Schweiz, in der sie sich in den 1980er Jahren ihren Lebensunterhalt als Putzfrau verdienen musste, zu. Auch Putzfrau könnte in einem semantischen Wortfeld mit „Gastfrau“ stehen, damit wird über die Assoziationskette Putzfrau – „Gastfrau“ – Gastarbeiter der Nexus zum gesellschaftlichen Status der Schriftstellerin hergestellt. Dem Titel dieses Gedichtbandes sind also dank der hybriden Kompositabildung sowohl die Programmatik des Rajčićschen Werks als auch die Biographie der Autorin eingeschrieben. Darüber hinaus lässt sich, da die deutsche Sprache keine weibliche Form von Gast kennt, in der Neuschöpfung „Gastfrau“ ein dezidiert sprachkritischer Ansatz ausmachen, der im Sinne von Chomskys *rule-changing creativity* die Sprache selbst zu verändern im Stande ist.⁵²

Um diese Art der Veränderung durch Verfremdung geht es Rajčić auch in einem Gedicht aus dem Band *Buch vom Glück* (2004),⁵³ in welchem sie über textproduktive und -rezeptive Mechanismen reflektiert:

Nach der Lesung

Wieso schreiben sie?
nicht in muttersprache
aus der hintere Reihe
Ein Mann mit vergrauten Kopf.
(damit mutter verschont bleibt, sag nicht)

Das Publikum weiss
das vor ihnen eine sitzt

51 Vgl. Dragica Rajčić im Gespräch mit Isabelle Vonlanthen, S. 4. Zitiert nach Christa Baumberger: An den Kreuzungen der Sprachen. Texte von Yeşilöz und Dragica Rajčić. In: Jürgen Barkhoff/Valerie Hefferman (Hg.): Schweiz schreiben. Zu Konstruktion und Dekonstruktion des Mythos Schweiz in der Gegenwartsliteratur. Berlin: De Gruyter 2010, S. 255-268, hier S. 265.

52 Vgl. Noam Chomsky: Current issues in linguistic theory. The Hague: Mouton 1964.

53 Dragica Rajčić: Buch vom Glück. Zürich: edition 8 2004.

wo sich auf Umwegen daran macht
aus ihre Sprache
stifmutter zu machen

Das schreibende ich
Sagt das sprechende ich
Ist exorzist der wörter
Um ihnen
Weh zu tun – homöopathisch allemal.
Genisst es
Fremdes zu probieren?

Jede Verszeile weist mindestens einen Regelverstoß auf: Zeile 1: „sie“ statt der Großschreibung des Anredepronomens und falsche Interpunktion, da das Fragezeichen nicht am Ende der Frage in Zeile 3 steht. Dort fällt die falsche Kasusflexion „aus der hintere Reihe“ auf, ein hybridisierendes Mittel, das sich durch das ganze Gedicht zieht. An zwei Stellen des Gedichts, die beide einen sprachkritischen Tenor haben, wird durch Wörtlich-Nehmen des Begriffs Muttersprache und seine Aufspaltung Ironisches, ja geradezu Humorvolles bewirkt. Zudem wird durch die nicht regelkonforme Bildung des Präpositionalobjekts „aus ihre Sprache“ in Verbindung mit „stifmutter zu machen“ Verwirrung gestiftet, sodass man am Ende nicht mehr mit Sicherheit sagen kann, ob es die Muttersprache der Autorin ist, die zur Stiefmutter wird, oder ob die Sprache des Publikums stiefmütterlich behandelt wird. In diesem und anderen Fällen erzeugt die sprachliche Fehlleistung also dadurch, dass sie Unschärfe bewirkt, einen Zugewinn an Polysemie. Groß- und Kleinschreibung werden scheinbar beliebig, bei genauerem Besehen gar nicht beliebig eingesetzt. Man achte auf die Tatsache, dass das Ich, ob schreibend oder sprechend, klein geschrieben, während das Prädikat „Ist“ groß geschrieben wird. Der hier hergestellte Zusammenhang zwischen dem Sprechen und dem Schreiben, dass nämlich durch die Verschriftlichung den Wörtern der Teufel ausgetrieben werden könne, ist natürlich literatursoziologisch höchst interessant, weil er dem Schreiben ein gewisses therapeutisches Potential zuschreibt. Dieses wurde seitens der Literaturkritik und -wissenschaft der deutschsprachigen transkulturellen Literatur immer wieder unter dem zweifelhaften Etikett ‚Betroffenheitsliteratur‘ attestiert. Bettina Spoerri sieht in Rajčičs hybridem Schreibansatz zudem die Möglichkeit, „[d]er Fremdbestimmung, gerade auch durch die

deutsche Sprache, [...] einen subversiven Versuch zur Selbstbestimmung entgegen [zu setzen]“.⁵⁴ Dem scheint die Autorin zuzustimmen, wenn sie sagt:

Ja, ich missachte bewusst die Orthographie, ich will, dass man sofort merkt, dass ich fremd bin, will die Leute irritieren, ärgern, provozieren. Aber die poetologischen Mittel interessieren mich mehr als die Korrektheit oder Fehler der Sprache – am Schreiben in der fremden Sprache interessiert mich, ob das, was ich zu sagen habe, die poetologischen Mittel, die ich anwende, in beiden Sprachen funktionieren. Ob man mich auf deutsch versteht, das für mich eine reduzierte Sprache ist, die ich mir von der Strasse, aus dem Fernsehen, im Gespräch angeeignet habe.⁵⁵

Der darin mitschwingende gesellschaftskritische Impetus wird durch Methoden hybriden Gestaltens, „durch die Verwendung einer alternativen, ver-fremdeten Form und Sprache, eines peripheren und oppositionellen Deutschs“ verstärkt.⁵⁶ Damit „schafft Rajčić ein Bewusstsein von Ambiguitäten und Widersprüchlichkeiten in vorgeblich geschlossenen Majoritätsdiskursen, erhebt Dissonanz zum Stilprinzip und leistet so auch Widerstand gegen vereinheitlichende Nationalkulturen.“⁵⁷

Normen, Werte und Sitten
 Im Bus redet keiner.
 Im Fabrik sagt man Sallü.
 In der Pause sagt man „es Gute“
 Im Gespräch sagt man
 „mini ma kseit, mini frau kseit“
 beim Verlassen der Fabrik sagt man
 „schöne abig, homm gut hei“

in der Wohnung sagt man
 dobro vecer
 zu Kindern sagt man

54 Bettina Spoerri: Mobile Grenzen, neue Sprachräume. Das Phänomen der Osterweiterung in der deutschsprachigen Literatur der Schweiz. In: Michaela Bürger-Koftis (Hg.): Eine Sprache – viele Horizonte. Die Osterweiterung der deutschsprachigen Literatur. Porträts einer neuen europäischen Generation. Wien: Praesens 2008, S. 199-211, hier S. 207.

55 Rajčić im Gespräch mit Isabelle Vonlanthen, S. 4. Zitiert nach Christa Baumberger (Anm. 51), S. 263.

56 Jens Niklas: Die Literatur der Nomadin. In: terra cognita 8 (2006). <http://www.terra-cognita.ch/8/rajcic.pdf> [Eingesehen am 1.3.2010].

57 Ebd.

sto je novo
zur Mann sagt man
jesi umoran
idem spavati

Zu sich selber kann man auf
Schweigend sagen
Egal.⁵⁸

In diesem, ebenfalls dem *Buch vom Glück* entnommenen Gedicht erweitert Rajčić ihr Gestaltungsrepertoire um die Dimension der Mehrsprachigkeit und baut in diesen Text insgesamt drei Sprachen ein: ein, bis auf die Formulierung „zur Mann“, fehlerfreies Standarddeutsch, in dem der erzählerische Faden des Gedichts ausgelegt wird, und Elemente des schweizerischen Nationaldialekts – die gebürtige Kroatin Rajčić lebt mit einer Unterbrechung seit den 1980er Jahren in der vier-sprachigen Schweiz, deren großer deutschsprachiger Teil seinerseits sprachlich durch die Diglossie von schweizerischem Standarddeutsch und Schwyzterdütsch geprägt ist – konnotieren das Arbeitsumfeld. Die verschiedenen Sprachen repräsentieren die unterschiedlichen Grade an Öffentlichkeit und so bildet das Kroatische die Sprache der Familie. Das Selbstgespräch, die Selbstadressierung erfolgt in der nicht gesprochenen, laut artikulierten Sprache, dem Schweigen, dem Denken im Schweigen. Und obwohl das Gedicht mit dem eher nihilistisch anmutenden „Egal“, eingebettet noch dazu in einem Moment des Wittgensteinschen Verstummens, endet, klingt in diesem Schluss doch auch die Selbstbehauptung des eigenen, *ganz* privaten, zwischen allen Sprachen verorteten Raums an. Dieser, im Sinne Bhabbas „dritte Raum“ konstituiert durch die Nicht-Zugehörigkeit den Ort an dem die hybride Identität verhandelt wird.⁵⁹

4.2. Feridun Zaimoglu *Kanak* und *Kanaka Sprak* oder „die Sprengkraft der Zote“⁶⁰

Obwohl Feridun Zaimoglu in seinen einleitenden Überlegungen zu *Kanak Sprak* mit fast akribischen linguistischen Hinweisen argumentiert, darf im Lichte dessen, was über die Funktion von sprachlichen Fehlleistungen im Werk Dragica Rajčićs festgestellt werden konnte,

58 Ebd.

59 Homi K. Bhabha: Die Verortung der Kultur. Übersetzt von Michael Schiffmann und Jürgen Freudl. (Discussion 5) Tübingen: Stauffenburg 2000, S. 57.

60 Heiner Müller: Aufforderung zum Erschrecken. In: Theater heute 7 (1986), S. 10.

Zaimoglus auf die positive Aufnahme der Gastarbeiterliteratur bezogene Aussage „... und feiern jeden sprachlichen Schnitzer als poetische Bereicherung ihrer ‚Mutterzunge‘“⁶¹ als überspitzt bezeichnet werden. Aber nicht nur mit den Schriftstellern der ersten Generation und deren Rezipienten geht Zaimoglu gnadenlos ins Gericht, sondern auch mit der deutschen Gutmenschen-Gesellschaft. Er vermiest dem aufgeklärten Leser in seiner Einleitung unbedingt das „Märchen von der Multikulturalität“ (ks, S. 11) und spricht den Bruch in der Gesellschaft, der sich auch sprachlich manifestiert, deutlich an: „Längst haben sie einen Untergrund-Kodex entwickelt und sprechen einen eigenen Jargon: die ‚Kanak-Sprak‘“, eine Art Creol oder Rotwelsch mit geheimen Codes und Zeichen. Ihr Reden ist dem Free-Style-Sermon im Rap verwandt, dort wie hier spricht man aus einer Pose heraus. Diese Sprache entscheidet über die Existenz: Man gibt eine ganz und gar private Vorstellung in Worten.“ (ks, S. 13) Zaimoglu operiert hier mit den sprachwissenschaftlichen Bezeichnungen Jargon, Creol, Rotwelsch und liegt mit seiner diesbezüglichen Einordnung der Kanak-Sprak nicht ganz falsch. Zwar ist Rotwelsch eine Sondersprache und für den in Kanak Sprak präsentierten Text, der ja aus einem Montageverfahren seitens des Autors hervorging, als Bezeichnung durchaus zutreffend, aber genau aus dem Grund kann das Rotwelsch an dieser Stelle nicht mit dem Jargon gleichgesetzt werden. Jargon als Bezeichnung dafür, was in der Realität an Kanak-Sprachlichem zu finden ist, ist allerdings angemessen. Die mittlerweile eingeführten Benennungen Lekte (also Ethnolekte), Sprechstile, Varietäten lösen dieses terminologische Problem, das Zaimoglu möglicherweise gar nicht als solches ansieht, zumal er auch andernorts die präzise Festlegung auf eine Terminologie nicht anstrebt. So spricht er beispielsweise in zwei unmittelbar aufeinander folgenden Sätzen hinsichtlich der Arbeitsmethode bei der Erstellung des Textes einmal von der „deutschen Übersetzung der Kanak Sprak“ (ks, S. 17), dann von „Nachdichtung“: „Bei dieser ‚Nachdichtung‘ war es mir darum zu tun, ein in sich geschlossenes, sichtbares, mithin ‚authentisches‘ Sprachbild zu schaffen. Im Gegensatz zu der ‚Immigrantenliteratur‘ kommen hier Kanaken in ihrer eigenen Zunge zu Wort.“ (ks, S. 18). Auf den ersten Blick vermeint man zwischen Übersetzung und Nachdichtung einen gewissen Gegensatz zu sehen, laienhaft gesprochen, scheint die Übersetzung wörtlicher, die Nachdichtung freier zu sein. Allerdings sind beide, also auch die Über-

61 Feridun Zaimoglu: Kanak Sprak. 24 Mißtöne vom Rande der Gesellschaft. 5. Aufl. Bremen: Rotbuch 2000, S. 12. [In der Folge wird mit der Sigle ks und der Seitenzahl zitiert.]

setzung, wie schon an Schöffner anknüpfend gesagt wurde, hybride Endprodukte eines Bearbeitungsprozesses. Auch das ‚authentische‘ Sprachbild scheint nicht zum Konzept der ‚Nachdichtung‘ zu passen. Aber eben nur scheinbar, denn das kleine Wort „mithin“ rückt alles ins rechte Lot: Es gibt an, dass sich trotz der Verdichtung von Zitaten Momente der Authentizität auftun können. In diesem Sinne rekonstruiert und dekonstruiert das Wirklichkeitszitat die Realität.

Die Hybridität des Konstrukts,⁶² denn um ein solches handelt es sich bei den *Misstönen vom Rande der Gesellschaft*, und seiner Vorlage in der Realität unterstreicht Zaimoglu so: „Die Wortgewalt des Kanaken drückt sich aus in einem herausgepreßten, kurzatmigen und hybriden Gestammel ohne Punkt und Komma, mit willkürlich gesetzten Pausen und improvisierten Wendungen. Der Kanake spricht seine Muttersprache nur fehlerhaft, auch das ‚Alemanisch‘ ist ihm nur bedingt geläufig. Sein Sprachschatz setzt sich aus ‚verkauderwelschten‘ Vokabeln und Redewendungen zusammen, die so in keiner der beiden Sprachen vorkommen.“ (ks, S. 13). Dieses hybride Parlieren hört sich dann etwa so an:

Die alemannen hasssen sich und jeden, der ihnen über'n weg läuft, und irgendwann kriegen welche so ne störung reingewürgt, weil sie ihre gottverdammte seele in so nem batzen schiß baden, und da kommt die rache, du kannst die uhr danach stellen. Honey, ich liefer dir den rechten zusammenhang, du willst es wissen, ich geb dir das verschissense wissen: wir sind allesamt nigger, wir haben unser ghetto, wir schleppen's überall hin, wir dampfen fremdländisch, unser schweiß ist nigger, unser leben ist nigger, die goldketten sind nigger, unsere zinken und unsere fressen und unser eigner stil ist so verdammt nigger, dass wir wie blöde an unserer haut kratzen, und dabei kapieren wir, dass zum nigger nicht diese olle pechhaut gehört, aber zum nigger gehört ne menge anderssein und andres leben. Die haben schon unsere heimat prächtig erfunden: kanake, da kanake dort, wo du auch hingerätst, kanake blinkt dir in oberfetten lettern sogar im traum, wenn du pennst und denkst: joker, jetzt bist du in deiner eigenen sendung. [...] //Das ist die niggernummer, kumpel, es gibt die saubere kanakentour und die schmutzige, was auch immer du anstellen magst, den fremdländer kannst du nimmer aus der fresse wischen. (ks, 25f.)

62 „Diese Vorwürfe [Ikonisierung des kleinkriminellen Vorstadtleviners] handle ich mir ein, weil ich mich weigere, die Realität aus doktritärer Distanz heraus zu beschreiben statt sie vom Schreibtisch aus zu konstruieren.“ (ks, S. 17)

Weitere Konstruktionen von Identitäten marginalisierter Zuwanderer, in diesem Fall nur von Frauen, liefert Zaimoglu in *Koppstoff. Kanaka sprach vom Rande der Gesellschaft*.⁶³ Immer an der Grenze oder jenseits der Grenze der politischen Korrektheit erstellt Zaimoglu hier sechszwanzig Frauen-Porträts.

Weil eben Zaimoglu hier wenig frei erfindet, sondern Vorgefundenes verdichtet, begibt er sich manchmal in denunziatorische Gefahr. Gleichzeitig hilft ihm gerade die extreme Verdichtung des Materials, diese Gefahr zu überwinden.

Was ist ne Faust inner Fotze, was ist so was? Issessex? Issesmösen-beißerporno? Issesmannschiebtwasreinundprotzt? Ne weiße Westsau hat null Check, ne Üniversite-Aysche hat null Check, n Mann hat null Hirn, also was is so was, was ich rede: ne Faust inner Fotze? Lotterief Frage? Schriftkundigen-Frage, Kick-Frage, Totschlag-Frage, Langes-Warten-mit-gutem-Ausgang-Frage oder Was-sucht-ne-fremde-Hand-in-deiner-Schleimhaut-Frage?

Dass man ihm im Grunde aber Denunzierung unterstellen kann, zeigt schon die Widmung die der Textkollage *Koppstoff* vorangestellt ist:

gewidmet ist dieses buch den
widerständlern,
freien partikeln,
den taffgören,
den werkwilligen im üntergründ,
den agenten im mainstream,
den drillichzerfetzern,
der getarnten bösen brut,
den kriegern aller stämme,
dem nachtgeschmeiß,
der asylantenflut,
den rassenschändern,
den redskins,
dem metropolenmenschenmüll,
mit respekt und großer liebe
allen KANAKAS in germany united. (kp, S. 5)

63 Feridun Zaimoglu: *Koppstoff. Kanaka sprach vom Rande der Gesellschaft*. 3. Aufl. Hamburg: Rotbuch 2000. [In der Folge wird mit der Sigle kp und der Seitenzahl zitiert.]

5. Conclusio

Am Beginn des Beitrags wurde gezeigt, dass das, was heute mit der Bezeichnung Ethnolekt, also die Sprachvarietät der jugendlichen Sprecher mit und ohne Migrationshintergrund, in aller Munde (Medien und Unterhaltungsindustrie eingeschlossen) ist, in Wahrheit die Kombination aus tatsächlichem Ethnolekt (der türkisch-deutschen Kontaktvarietät) und positiv gepolten, sprachhybriden McLanguage-Phänomenen der deutschen Jugendsprache ist. Die Zukunft wird zeigen, ob diese Phänomene weiter zusammenwachsen – das groß angelegte Projekt rund um die Kiez-Sprache verspricht hier in nächster Zeit neue Erkenntnisse – und ob diese Sprachvarietät des Deutschen auf die heutigen Benutzer beschränkt bleibt oder ob es zu einem Übergreifen mancher Formen auf den Standard kommen wird.

Aus Platzgründen und Gründen der Überschneidung mit anderen Beiträgen dieses Buches wurde, entgegen früheren Absichten, darauf verzichtet, auf Werke Hadzibeganovics, Özdamars und Şenocaks einzugehen. Insgesamt lässt sich sagen, dass die *Bereicherung* der deutschen Sprache durch Autorinnen und Autoren der transkulturellen deutschsprachigen Literatur nicht in erster Linie im Beitrag sprachhybrider ethnolektaler Formen zu finden ist. Von Einzelercheinungen wie dem frühen Zaimoglu und Ze do Rock (siehe Beitrag Kurelina) abgesehen, bleibt die Einbindung von Ethnolektalem und vorrangig mit Jugendsprache im Zusammenhang stehenden Elementen von McLanguage bzw. von Kiez-Sprache bislang episodisch. Subtextuelle Beeinflussungen der Literatur-Sprache durch die verschiedenen Erstsprachen der Schreibenden, ein anders-sprachiges Substrat der deutschen Texte sozusagen, können aber sehr wohl ausgemacht werden – das zeigen die für diesen Band erarbeiteten komparatistischen Studien.



8. Literaturwissenschaft

Formen literarischer Mehrsprachigkeit in der Migrationsliteratur

Untersuchungen zur deutschsprachigen Migrationsliteratur gehen bereits verschiedentlich auf das Phänomen der Mehrsprachigkeit ein. So nennen Foster¹, Kremnitz², Kliems/Trepte³ und Gymnich⁴ eine Vielzahl von Motiven, sich als Autor für oder gegen eine Sprache zu entscheiden bzw. Sprachen zu mischen. Die jeweiligen Entscheidungen können von der eigenen Sprachkompetenz, von materiellen Erwägungen oder von subjektiven Einschätzungen, inwiefern sich einzelne Sprachen für bestimmte Textsorten bzw. literarische Gattungen eignen⁵, beeinflusst sein. Wie Kremnitz⁶ zutreffend festhält, kann die Sprachwahl auch vom Zielpublikum beeinflusst werden. Wie ich zeigen möchte, reflektieren insbesondere Texte mit Sprachmischungen unterschiedliche Voraussetzungen von AutorIn und LeserIn. Antizipierte Rezeptionsschwierigkeiten eines deutschsprachigen Lesepublikums führen zu bestimmten Strategien, fremdsprachige Elemente in Texte einzuführen, deren dominierende Sprache das Deutsche ist. Einige dieser Verfahren möchte ich näher darstellen, wobei ich mich u.a. auf allgemeine Übersichten bei Goetsch⁷, Kremnitz⁸ und Gymnich⁹ beziehe.

- 1 Leonard Forster: Dichten in fremden Sprachen. Vielsprachigkeit in der Literatur. München: Francke 1974.
- 2 Georg Kremnitz: Mehrsprachigkeit in der Literatur. Wie Autoren ihre Sprachen wählen. Wien: Edition Praesens 2004.
- 3 Alfrun Kliems/Hans-Christian Trepte: Der Sprachwechsel. Existentielle Grunderfahrungen des Scheiterns und des Gelingens. In: Eva Behring/Alfrun Kliems/Hans Christian Trepte (Hg.): Grundbegriffe und Autoren ostmitteleuropäischer Exilliteraturen 1945-1989. Ein Beitrag zur Systematisierung und Typologisierung. Stuttgart: Franz Steiner 2004, S. 349-392.
- 4 Marion Gymnich: Metasprachliche Reflexionen und sprachliche Gestaltungsmittel im englischsprachigen postkolonialen und interkulturellen Roman. Trier: WVT 2007.
- 5 Galsan Tschinag: Botschafter zwischen Zeiten und Kulturen. In: Georg Kremnitz/Robert Tanzmeister (Hg.): Literarische Mehrsprachigkeit. Multilinguisme littéraire. Zur Sprachwahl bei mehrsprachigen Autoren. Soziale, psychische und sprachliche Aspekte. Wien: IFK-Materialien 1996, S. 93.
- 6 Vgl. Kremnitz (Anm. 2), S. 177. Auch Goetsch geht von spezifischen Schwierigkeiten der textvermittelten Kommunikation aus, wenn Leser einen anderen sprachlichen Hintergrund haben als der Autor: „Entscheidend ist, daß für jeden Schriftsteller die Verwendung von Fremdsprachen ein Formproblem darstellt, daß er um der Kommunikation mit dem Leser willen lösen muß.“ Siehe Paul Goetsch: Fremdsprachen in der Literatur. Ein typologischer Überblick. In: P.G. (Hg.): Dialekte und Fremdsprachen in der Literatur. Tübingen: Narr 1987, S. 43-46, hier: S. 43.
- 7 Vgl. Goetsch (Anm. 6).
- 8 Vgl. Kremnitz (Anm. 2), S. 14ff.
- 9 Vgl. Gymnich (Anm. 4), S. 63-96.

1. Textübergreifende und textinterne Mehrsprachigkeit

Erste wichtige Differenzierungen nehmen Kliems/Trepte¹⁰ vor, die untersuchen, für welche Sprachen sich AutorInnen entscheiden, nachdem sie ihr Herkunftsland verlassen haben. Sehr viele ExilschriftstellerInnen schreiben im Aufnahmeland weiterhin in ihrer Erstsprache (*verweigerter Sprachwechsel*), einige SchriftstellerInnen wie die gebürtige Tschechin Libuše Moníková oder der aus Russland stammende Wladimir Kaminer entscheiden sich bewusst für die Fremdsprache als Medium der Literatur (*vollkommener Sprachwechsel*). Wieder andere AutorInnen, etwa die Japanerin Yoko Tawada, veröffentlichen in verschiedenen Sprachen, oft in Abhängigkeit von literarischen Gattungen (*partieller Sprachwechsel*). In diesem Fall liegt nach Kremnitz¹¹ eine *intertextuelle* oder *textübergreifende Mehrsprachigkeit* vor, die er abgrenzt von der *intratextuellen* oder *textinternen Mehrsprachigkeit* in einem literarischen Text. Auf letztere konzentriere ich mich in diesem Beitrag. Es geht um Sprachmischungen innerhalb literarischer Texte, um die Integration fremdsprachiger Elemente sowie um verschiedene Strategien, deren Verständnis zu sichern. Bei den untersuchten fremdsprachlichen Einheiten handelt es sich um Wörter, Phrasen oder ganze Abschnitte, die ein/e LeserIn nicht ohne Weiteres verstehen kann, also nicht um Fremdwörter, die bereits Eingang in die deutsche Sprache gefunden haben.

2. Grundsprache und Fremdsprachen

Eine weitere Differenzierung betrifft das Dominanzverhältnis gleichzeitig auftretender Sprachen. Selbst in Kunstsprachen wie dem *Dinglischen*¹², deren charakteristisches Merkmal die Mischung mehrerer Sprachen ist, ist das Übergewicht einer Sprache meist eindeutig feststellbar.¹³ Die in einem Text vorherrschende Sprache nennt Kremnitz „Grundsprache“¹⁴, Goetsch bezeichnet sie als „dominante Sprache“¹⁵. In der deutschsprachigen Migrationsliteratur ist die Grundsprache der Texte die Sprache der LeserInnen, an die sich ein multilingualer Autor wendet. Wenn er fremdsprachige Zitate in seinen Text integriert, dann stellt sich ein Pro-

10 Vgl. Kliems/Trepte (Anm. 3).

11 Kremnitz (Anm. 2), S. 14ff.

12 Vgl. Abschnitt 4 vorliegenden Beitrags.

13 Dies rechtfertigt die Zuordnung der in diesem Beitrag untersuchten multilingualen Texte zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

14 Kremnitz (Anm. 2), S. 14.

15 Goetsch (Anm. 6), S. 46.

blem auf der Ebene der Rezeption: Wie kann das Verständnis des Textes gesichert werden?¹⁶ Nur äußerst selten werden daher in Texte der Migrationsliteratur fremd- oder gemischtsprachige Zitate eingefügt, die für LeserInnen ohne Kenntnisse der jeweiligen Fremdsprache unverständlich bleiben.¹⁷ Solch ein seltener Fall findet sich in Özdamars *Mutterzunge*:

Die Türken sprachen in ihrer Sprache, die mit deutschen Wörtern gemischt war, wofür sie in Türkisch keine Wörter hatten, wie: Arbeitsamt, Finanzamt, Lohnsteuerkarte, Berufsschule. Ein gestandener Gastarbeiter sprach: „Sonra *Dolmetscher* geldi. *Meisterle* konustu. Bu *Lohnsteuer* kaybetmis dedi. *Finanzamt* cok fena dedi. *Lohnsteuer* yok. Bombok. *Kindergeld* falan alamazsin. Yok. *Aufenthalt* da yok. *Fremdpolizei* vermiyor. *Wohnungsamt* da yok diyor. *Arbeitsamt* da *Erlaubnis* vermedi. Ben oglani *Berufsschule* ye gönneriyorum. Cok *Scheiße* bu. Sen krankami ciktin.“¹⁸

Ein genaues Verständnis der einzelnen zitierten Sätze ist nicht erforderlich.¹⁹ Es genügt zu erkennen, dass türkische MigrantInnen ein mit lebensweltlich bedeutsamen Begriffen wie „Lohnsteuer“ oder „Kindergeld“ durchsetztes Türkisch sprechen. Auf diese illustrative Funktion der zitierten Sätze wird im Text einleitend explizit hingewiesen.

3. Formen der textinternen Mehrsprachigkeit

Ich behaupte nicht, dass alle AutorInnen mögliche Kommunikationsprobleme mit einem Zielpublikum immer reflektieren. Meine These lautet jedoch, dass in Werken der Migrationsliteratur verschiedene Verfahren erkennbar sind, die das Verständnis der Texte durch ein Lesepublikum mit beschränkten sprachlichen Voraussetzungen sichern.²⁰ Diese Strategien möchte ich im Folgenden genauer betrachten: Fremdsprachige Textsegmente können annotiert (3.1.) oder in übersetzter Form wiederholt werden (3.2). Sie können durch metasprachliche Einschübe erklärt (3.3.), durch Lehnübersetzungen in die Grundsprache des Textes übertragen (3.4.) oder kontextualisiert werden (3.5).

16 Kremnitz (Anm. 2), S. 14.

17 Vgl. auch Abschnitt 4.1. vorliegenden Beitrags.

18 Emine Sevgi Özdamar: *Mutterzunge*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1998, S. 77. (Hervorhebungen D. S.)

19 Vgl. Kremnitz (Anm. 2), S. 15.

20 Vgl. auch die Einschätzung von Goetsch (Anm. 6), S. 61: „Wenn sich [...] ein Schriftsteller dazu entschließt, die Fremdsprache tatsächlich in sein Werk hineinzunehmen, dann muß er damit rechnen, daß der Leser ihn nicht versteht.“

3.1. Annotationen

Eine naheliegende, wenngleich selten genutzte Möglichkeit der Einführung fremdsprachiger Begriffe ist es, diese in Fuß- oder Endnoten bzw. einem zweisprachigen Glossar zu erklären. Genau dies geschieht im Roman *Der blaue Himmel* des tuwinischen Schriftstellers Galsan Tschinag, in dem sich viele Textpassagen wie die folgende finden:

Vor uns lag der *Ail* wie ein geordnetes Spiel aus Steinen. Die *Hürde* war noch nicht schwarz vom Mist, auch noch nicht weißbunt von der Abfallwolle, die zeichnete sich erst bräunlich ab, vom Grün des Grases. Das kam daher, dass der *Ail* erst vor zwei Tagen hierhergezogen war. Die vier *Jurten* glichen hingeworfenen *Gashyk*, eine stand abseits, wirkte rund und aufrecht wie ein gelungenes und obendrein kurzgebundenes Pferd, die übrigen waren zusammengedrängt, sie glichen Ziegen, an jeder von ihnen schien etwas zu fehlen.²¹

Die kursiv hervorgehobenen Wörter sind Stolpersteine, die den Lesefluss hemmen. Durch den Kontext lassen sich die kulturspezifischen Lexeme kaum erklären. Ein deutschsprachiger Leser wird vielleicht wissen, was eine „Jurte“ ist. Was jedoch „Jurten, die hingeworfenen *Gashyk* gleichen“, sein könnten, das erschließt sich ihm nicht. Der Leser wird folglich nur bemerken, dass hier bewusst fremdsprachige Begriffe eingesetzt werden, um landestypische Behausungen zu beschreiben. Der Roman ermöglicht jedoch ein tieferes Textverständnis: in einem dem Haupttext angefügten Glossar werden viele fremdsprachige Begriffe erklärt. Beispielsweise finden sich zu den oben markierten Begriffen folgende Einträge:

<i>Ail</i>	Jurtengehöft
<i>Hürde</i>	geflochtene, meist tragbare Einzäunung für Schafe
<i>Jurte</i> (mong.)	transportable, zeltähnliche Behausung Zentralasiens; mit Filz gedecktes hölzernes Gerüst
<i>Gashyk</i> (tuw.)	Knöchel von Schafen und Ziegen, die dem Spiel, aber auch kultischen Zwecken dienen (BH, S. 175-178)

Das Verfahren Tschinags besteht demnach darin, einzelne fremdsprachige Wörter ohne formale Kennzeichnung in den Text einzufügen. Diese Wörter werden am Ende des Buchs erklärt, wobei die Anmerkungen

21 Galsan Tschinag: *Der blaue Himmel*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997, S. 53 (Hervorhebungen D. S., im Folgenden BH).

als *paratextuelle Elemente*²² auf den Bezugstext verweisen, ohne dessen narrativen Charakter zu stören. Die Adressaten des Glossars sind Leser ohne Kenntnisse der tuwinischen oder mongolischen Sprache, die Einträge werden ihnen zur fakultativen Lektüre bereitgestellt.²³ Viele Leser wird es vermutlich stören, nicht bekannte Begriffe ständig nachschlagen zu müssen.²⁴ Dennoch sprechen gewichtige Argumente für das Verfahren Tschinags: Er lässt den Wörtern ihre Fremdheit, indem er sie im Haupttext nicht übersetzt. Hierdurch mutet er dem Leser zu, sich diese Wörter einzuprägen, denn das anfänglich häufige Nachschlagen im Glossar führt dazu, dass man sich die Begriffe allmählich aneignet, auch um sie beim erneuten Auftreten nicht mehr nachschlagen zu müssen.²⁵

3.2. Verdopplungen

Das Verfahren, fremdsprachige Begriffe in einem Glossar zu annotieren, wird aus den genannten Gründen nur selten angewendet. Auch Tschinag verzichtet in späteren Romanen auf diese Strategie. Weit häufiger werden fremdsprachigen Segmenten im Haupttext Übersetzungen angefügt. Diese „Selbstübersetzungen“²⁶ führen in *Das Leben ist eine Karawanserei* zu zweisprachigen Fassungen kurzer Inter-texte²⁷:

Wenn wir vier Mädchen uns wegen dieses unbarmherzigen Regens nicht besuchen konnten, standen wir in unseren Fenstern und sangen laut im Chor:

Yağmur yağıyor	Es regnet
Seller akıyor	Wasser fließt
Arap kızları	Die schwarzen Mädchen
camdan bakıyor	Schauen aus dem Fenster. ²⁸

22 Gérard Genette: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001, S. 305.

23 Ebd. S. 308.

24 Vgl. Kremnitz (Anm. 2), S. 14.

25 Wie ein Kommentar zum dargestellten Verfahren im Roman *Der blaue Himmel* liest sich folgende Einschätzung von Goetsch (Anm. 6), S. 64: „In einer Reihe von Werken wird erwartet, daß sich der Leser wenigstens einige der schon einmal übersetzten Ausdrücke merkt.“

26 Forster (Anm. 1), S. 56.

27 Ich fasse das Phänomen „Intertextualität“ mit Genette als „effektive Präsenz eines Textes in einem anderen“. Siehe Gérard Genette: Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993, S. 10.

28 Emine Sevgi Özdamar: Das Leben ist eine Karawanserei hat zwei Türen aus einer kam ich rein aus der anderen ging ich raus, 6. Auflage. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2005, S. 75 (im Folgenden LK)

Es ist gewiss nicht zufällig, dass hier ein Kinderlied in der Herkunftssprache zitiert und durch eine Übersetzung verdoppelt wird. Es sind insbesondere tief in der kollektiven Erinnerung verankerte und als feste Einheiten gespeicherte Texte, die zunächst in ihrer ursprünglichen Form zitiert werden. Ähnliches lässt sich in *Der blaue Himmel* beobachten. Hier sind es autobiographisch bedeutsame, sakrosankte Sätze, die in der Fremdsprache erscheinen:

Es wurde still. Es war eine andere Stille als die vorher, die in kleinen Bruchteilen immer dagewesen war und die Zwischenräume in den Versen Großmutters ausgefüllt hatte. Und von ebendieser Stille, die nun einer Leere glich, empfand ich kalte und heiße Wellen auf mich strömen, ich empfand die Hitze und die Kälte so deutlich, als wenn ich zwischen brennendem Herd und offener Tür säße. Nur dauerte es mit der Stille nicht lange. Vater brach sie: „Höörkuj awam dsoj bardy oj!“ – Arme Schwester ist davongegangen! (BH, S. 119)

Der ungeheuerliche Satz des Vaters gewinnt durch die Verdopplung zusätzliches Gewicht. Er hat sich fest in das Gedächtnis des Ich-Erzählers eingegraben, und zwar in dessen Muttersprache. Wie in vielen Werken der Migrationsliteratur etabliert Tschinag in seinem Roman eine *mehrsprachige Erzählinstanz*. Das erzählende Ich teilt sich auf Deutsch mit, in die Mitteilung mischen sich aber andere Sprachen, die dann durch eine Übersetzung verdoppelt werden. Für LeserInnen ohne Kenntnisse des Tuwinischen wird sprachliche Bedeutung erst jetzt hergestellt.²⁹ Auch im Frühwerk von Feridun Zaimoglu finden sich einige dieser Verdopplungen:

Gegen sein Merci und sein Weißweignissagenquark und sein Krautwattennadelgetue schmeiß ich ein Fick-dich in die Runde und oute so nen Liberal als Kannibal, als erster *Yamyam* und Fresser von Kanak. *Kenarına bak bezini al derler ya, tanırım ben bu lüks paçalı köpekleri, her şeye kafa salları, her şeye amenna der, her deliğe ilişir, ortalarını beyi, köylerin muhtarıdır, boka bile bi güzelim şirin göz alıcı kurdele tatar bu kahrolası liberal*. Was sagt man bei uns? Wirf einen Blick auf die Stoffalte und nimm den ganzen Lappen, ist doch Zeitverlust, große Augen zu machen, kenn ich ganz genau, diese Hunde in Luxustracht, nicken ja zu allem, geben zu allem Wort und Siegel, schnüren tänzerisch zu allen Löchern, Herr aller Offenplätze, Vorsteher aller Dörfer,

29 Vgl. Gymnich (Anm. 4), S. 79.

das sind sie, und um Scheiß und Nippes ziehn sie ne feinkordelige Schleife drum.³⁰

Dieser Text nimmt billigend in Kauf, dass sich sprachliche Bedeutung für LeserInnen ohne Türkischkenntnisse zunächst nicht erschließt. Das Verständnis wird wieder erst durch eine nachfolgende, adressatengerechte Übertragung³¹ hergestellt, die bezeichnenderweise mit der Phrase „Was sagt man bei uns?“, einem Hinweis auf den türkischsprachigen Sprachraum, eingeleitet wird. Wie bei Özdamar und Tschinag springt auch bei Zaimoglu der Text nicht unmotiviert aus der einen Sprache in die andere. Das türkischsprachige Segment beginnt mit einem verkürzten Sprichwort, also einer in der Erstsprache gespeicherten Einheit, das im herkunftskulturellen Kontext erläutert wird. Danach werden sowohl Sprichwort als auch Erläuterung in die Grundsprache des Textes übertragen. Bei Özdamar, Tschinag und Zaimoglu zeigen sich folglich vergleichbare Motive, fremdsprachige Zitate in die Texte zu integrieren, sowie ähnliche Strategien, das Textverständnis durch angefügte Übersetzungen zu sichern.

3.3. Metasprachliche Einschübe

Eine andere Strategie besteht darin, die Narration durch metasprachliche Einschübe zu unterbrechen:

Der Regen ging plötzlich, so wie er gekommen war, wie mit einem Messer abgeschnitten, wieder weg, und es kam der Regenbogen. Regenbogen hieß Gökkuşağı. Gök ist der Himmel, kuşak ist der Gürtel = Himmels-gürtel. Die Jungen schrien: Wir gehen unter dem Himmelsgürtel durch. (LK, S. 143)

Der Einschub „Regenbogen hieß Gökkuşağı. Gök ist der Himmel, kuşak ist der Gürtel = Himmelsgürtel“ richtet sich an LeserInnen ohne Kenntnisse der türkischen Sprache. Bemerkenswert ist, dass das türkische Kompositum „Gökkuşağı“ in seine Bestandteile zerlegt wird, um im Text dann eine wörtliche Übersetzung folgen lassen zu können: „Die Jungen schrien: Wir gehen unter dem Himmelsgürtel durch.“ Die mehrsprachige Erzähl-Instanz übersetzt hier nicht nur

30 Feridun Zaimoglu: Koppstoff. Kanaka Sprak vom Rande der Gesellschaft, 2. Auflage. Hamburg: Rotbuch 1999, S. 12 (Hervorhebungen D. S.)

31 Vgl. Dirk Skiba: Ethnolektale und literarisierte Hybridität in Feridun Zaimoglus Kanak Sprak. In: Klaus Schenk/Almut Todorow/Milan Tvrđik (Hg.): Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne. Tübingen und Basel: Francke 2004, S. 183-204, hier S. 200f.

einen fremdsprachigen Begriff, sie nimmt die Rolle eines *Sprach- und Kulturmittlers* ein³², der fremde Begriffe akribisch in der Sprache der LeserInnen erklärt.

Während mit dem Himmelsgürtel ein türkischer Begriff in Özdamars Text gelangt, ist es bei Tschinag ein deutscher Begriff, mit dem der mehrsprachige Erzähler seine Kindheit darstellt:

Großmutter blieb bis zum Frühsommer bei uns. Sie war eine große Hilfe im Haushalt. Vor allem, weil sie mich beaufsichtigte. Aber es war mehr als nur das: Sie erzog mich. Nur muß sie das selbst nicht gewußt haben; keiner in der Jurte konnte damals wissen, daß er ein Kind erzog, und keinem Kinde wurde bewußt, daß es erzogen wurde. Und dieses Wort fehlte auch in unserer Sprache. (BH, S. 24)

Auch hier zeigt sich der Erzähler als Sprach- und Kulturmittler. In Einschüben reflektiert er kulturell geprägte Begriffe und deren Eignung, Erfahrungen in anderen Sprachräumen mitzuteilen. Gleichzeitig wird erkennbar, dass der Erzähler Sprachen gelernt hat. Aus großer Distanz erzählt er rückblickend in einer fremden Sprache und deren Konzeptualisierungen von der Welt seiner Kindheit. Tschinag etabliert demnach eine *mehrsprachige Erzählinstanz* mit einer individuellen *Spracherwerbsbiographie*.

3.4. Lehnübersetzungen

Oftmals sind metasprachliche Einschübe nicht notwendig, weil wörtliche Übersetzungen aus der Herkunftssprache für sich sprechen. War es noch notwendig, das Lexem „Himmelsgürtel“ explizit zu erläutern, so erübrigt sich dies im Fall des Lexems „Zwillingsmützen“:

„Du hast noch Busen wie Wallnüsse“, sagte sie, „du brauchst noch keine Zwillingsmützen.“ Die Verkäufer auf den Märkten schrieten: „Zwillingsmützen, Zwillingsmützen“ (Ikizlere Takke, Ikizlere Takke). (LK, S. 243)

Durch die Kontextualisierung „Du hast noch Busen wie Wallnüsse“ wird deutlich, dass mit „Zwillingsmützen“ nur Büstenhalter gemeint sein können. Durch häufig nicht markierte Übertragungen aus dem Türkischen³³ entsteht ein charakteristischer Verfremdungseffekt:

32 Vgl. Gymnich (Anm. 4), S. 83.

33 Vgl. die ausführliche Analyse von Bay, der zu den wörtlichen Übersetzungen im Karawanserei-Roman schreibt: „Auf rein sprachlicher Ebene verfremdet Özdamar den auf Deutsch geschriebenen Text durch verschiedene Verfahren, von denen die wörtliche Übersetzung türkischer Redewendungen

„Özdamar kreiert durch wörtliche Übertragungen ins Deutsche eine Sondersprache, die nicht eigentlich dem deutschen Sprachgelände angehört, sondern an dieses angrenzt.“³⁴ In dieser *literarischen Sondersprache* fehlen fremdsprachige Elemente auf der Textoberfläche, sie sind aufgehoben in Lehnübersetzungen, denen noch deutlich anzumerken ist, dass sie ihren Ursprung in einer anderen Sprache haben.

3.5. Kontextualisierungen

Wie oben bereits erwähnt, können gemischtsprachige Zitate unübersetzt bleiben, wenn sie nur illustrative Funktion erfüllen.³⁵ Ein ungleich spannenderer Fall liegt dann vor, wenn Erzähler oder literarische Figuren selbst die Erfahrung des Nicht-Verstehens machen:

Großmutter sprach diese arabischen Wörter, die wie eine Kamelkarawane hintereinander liefen, in meine Augen guckend, in ihrem Kapadokia-Dorfdialekt. Die Kamelkarawane sammelte sich in ihrem Mund, ich sprach die Gebete mit Großmutter, so hatten wir zwei Kamelkarawanen, ihre Kamele, die größer waren als meine, nahmen meine vor ihre Beine und brachten meinen Kamelen das Laufen bei. Beim Sitzen wackelten wir auch wie Kamele, und ich sprach:

„*Bismillāhirrahmanirrahim*
Elhamdū lillāhirabbil ālemin.
Errahmanirrahim, Mālūki yevmiddin. Iyyakenà'būdū ve iyyake nestè'in.
Ihdinessratel müstekıym; Siratellezine en'amte alehim gayril mağdubi
aleyhim veleddāllin, Amin.
Bismillahirrahmanirrahim
Kül hūvallahū ehad. Allahüssamed. Lem yelid velem yüled. Velem yekûn
lehu küfüven ehad. Amin.“

Ich wusste nicht, was diese Wörter sagten, vielleicht Großmutter Ayse auch nicht. (LK, S. 55, Hervorhebungen im Original)

und konventionalisierter Metaphern das auffälligste und in seinen Konsequenzen weitreichendste ist. Die überraschenden sprachlichen Resultate dieser Übersetzungstechnik wirken in ihrer Bildhaftigkeit teilweise grotesk und surreal, teilweise auch unmittelbar einleuchtend, in jedem Fall aber irritierend fremd.“ Siehe Hansjörg Bay: Der verrückte Blick. Schreibweisen der Migration in Özdamars Karawanserei-Roman. In: Sprache und Literatur 83 (1999, 1. Halbjahr), S. 29-46, hier S. 41.

34 Monika Schmitz-Emans: Die Wortgewalt des Kanaken. Formen und Funktionen literarischer Mehrsprachigkeit. In: Ulrich Schödlbauer/Geert Edel/Renate Solbach (Hg.): Migration. Die Erzeugung von Zwischenwelten, Heidelberg: Manutius 2002, S. 94-114. Zit. nach: www.iabli.com (ohne Seitenzählung).

35 Vgl. Abschnitt 2 vorliegenden Beitrags.

Im Nachvollzug der Erfahrung des Kindes („Ich wusste nicht, was diese Wörter sagten“) konfrontiert der Text die LeserInnen mit der Erfahrung des Nicht-Verstehens.³⁶ Das auf Arabisch rezitierte Gebet wird nicht übersetzt, seine Fremdheit bleibt gewahrt. Die Erzählerin verzichtet auf Erklärungen, weil ihr als Kind Erklärungen fehlten. Im weiteren Verlauf des Textes lässt sie die LeserInnen dann jedoch teilhaben am eigenen Sprachlernprozess:

Das Wort Bismillāhirahmanirrahim kam aus den Mündern von vielen Menschen. Man musste, wenn man ins Haus trat, mit dem rechten Fuß auftreten und dabei Bismillāhirahmanirrahim sagen. Wenn man sich wusch, mußte man mit der ersten Tasse Wasser, die man über die Haare gießt, Bismillāhirahmanirrahim sagen, wenn man das erste Stück Brot am Morgen in den Mund nahm, musste man auch Bismillāhirahmanirrahim sagen, Kleider zog man an und aus mit Bismillāhirahmanirrahim. Ein Brief kam an, man öffnete ihn mit Bismillāhirahmanirrahim. Auf einem Schlachtfest wartet ein Schafhals unter einem ruhigen Messer, man sagt Bismillāhirahmanirrahim. Der Kopf des Schafs lag auf der Erde neben seinem Körper, und das Blut floß in die Gasse, jemand nahm mit der Fingerspitze einen Tropfen Blut, brachte es auf seine Stirn, Schafsblood saß auf Menschenstirn. Auch er sagte Bismillāhirahmanirrahim. Man konnte überall und immer Bismillāhirahmanirrahim sagen, aber nicht auf der Toilette. Weil da kein Allah, sondern der Teufel wohnte. (LK, S. 55f.)

Die LeserInnen waren zunächst ebenso ahnungslos wie die Erzählerin. Nun aber erfahren sie, in welchen *Kontexten* das Wort „Bismillāhirahmanirrahim“ gesagt werden durfte und in welchen nicht. Die zu erwartenden Verständnisschwierigkeiten der LeserInnen führen im Text also dazu, dass sie den Spracherwerb der Ich-Erzählerin nachverfolgen und nachvollziehen.³⁷

4. Verzicht auf Erklärungen

Bisweilen sind Annotationen, Übersetzungen oder Kontextualisierungen nicht erforderlich, dann nämlich, wenn AutorInnen Fremd-

³⁶ Vgl. Gymnich (Anm. 4), S. 96.

³⁷ Zum Spracherwerb literarischer Figuren zur Lösung von Kommunikationsproblemen mit dem Leser vgl. auch Goetsch (Anm. 6), S. 63.

sprachenkenntnisse ihrer LeserInnen voraussetzen können.³⁸ Hier stellt sich AutorInnen typologisch entfernter Sprachen wie Mongolisch oder Türkisch eine ganz andere Situation als beispielsweise AutorInnen anglo-amerikanischer Herkunft. Diese können die Fremdsprachenkenntnisse ihrer LeserInnen bewusst einkalkulieren bzw. darauf setzen, dass sie mit ihren gemischtsprachigen Texten ein ausreichend großes Zielpublikum erreichen. Dies trifft auf die gebürtige Amerikanerin Gayle Tufts zu, die eine eigene literarische Sprache entwickelt hat:

I'm an erwachsene woman / Ich bin nicht unkompliziert / I've got a Kopf voller Fragen / Flüstering immer in my ear / Why did I move away? / Should I go, should I stay? / Tell me why in the world am I here? // There are two worlds – deine and mine / There are two worlds – together, allein / There are two worlds – sometimes they tear me apart / There are zwei Welten here in my heart³⁹

Die *Kunstsprache* dieses Songs nennt Tufts „Dinglish“⁴⁰, nicht zu verwechseln mit dem modischen „Denglisch“ der Werbeindustrie oder der Interimssprache eines amerikanischen Deutschlerner, denn eine genauere Betrachtung zeigt, dass das Dinglishche strikten grammatischen Regeln folgt, nicht nur in einsprachigen Sätzen wie „Ich bin nicht unkompliziert“ oder „Why did I move away?“. Auch die gemischtsprachigen Sätze weisen keine Interferenzfehler auf. Beispielsweise richtet sich der Artikel „an“ im ersten Satz des obigen Zitats nach dem vokalischen Anlaut des Adjektivs „erwachsene“ und folgt damit phonetischen Regeln der englischen Sprache. Die Deklination des Adjektivs „erwachsene“ richtet sich wiederum nach dem deutschen Nomen „Frau“, welches dem englischen Nomen „woman“ zugrundeliegt. Oder man betrachte das völlig normgerechte Genitiv-Attribut in der Phrase „a Kopf voller Fragen“. Diese Kunstsprache ist also kein Abbild mündlicher Sprachproduktion. Auch inhaltlich ist die Verwendung der Sprachen aufschlussreich: Man betrachte die Sätze „There are two worlds – deine and mine / There are two worlds – together, allein“. Die deutschsprachige Welt des Partners („deine“) steht der englischsprachigen Welt („mine“) gegenüber. Die englische Sprache verbindet („together“), die deutsche Sprache trennt („allein“). Diesen Anspielungen

38 Vgl. Forster (Anm. 1), S. 40.

39 Gayle Tufts/Rainer Biefeldt: Two Worlds, CD-Booklet. Berlin: biefeldt records 2002, Track 1.

40 Gayle Tufts: Absolutely Unterwegs. Eine Amerikanerin in Berlin. Berlin: Ullstein 1998, S. 58.

nachzugehen, nicht zuletzt darin besteht der Reiz der Texte Gayle Tufts für ein mehrsprachiges Publikum.

5. Fazit und Ausblick

Die Darstellung verschiedener Verfahren der Integration fremdsprachiger Elemente in deutschsprachige Texte konnte in diesem Beitrag nur cursorisch erfolgen. Dennoch hoffe ich, anhand der Beispiele einige Perspektiven der weiteren Beschäftigung mit mehrsprachigen Texten aufgezeigt zu haben:

- Es scheinen ganz bestimmte sprachliche Einheiten zu sein, die in der Fremdsprache in Texte gelangen. Neben kulturspezifischen Lexemen werden häufig kollektiv tief verankerte bzw. biographisch prägende Phrasen, Sätze und kurze Intertexte in der Fremdsprache zitiert.
- Zur Integration dieser Einheiten werden verschiedene Strategien eingesetzt, wobei sich vor allem Formen der Übersetzung, der metasprachlichen Kommentierung und der Kontextualisierung etabliert zu haben scheinen.
- Bemerkenswert ist eine migrationsspezifische Erzählperspektive in einigen Texten. Durch metasprachliche Einschübe etabliert sich dort ein Ich-Erzähler als mehrsprachige Erzählinstanz mit individueller Spracherwerbsbiographie.
- In vielen mehrsprachigen Texten entstehen durch die Wiederaufnahme eingeführter Begriffe aus der Fremdsprache und Lehnübersetzungen höchst individuelle literarische Sondersprachen.
- Schließlich ist mit dem Dinglichen eine Kunstsprache entstanden, die Fremdsprachenkenntnisse der LeserInnen bewusst berücksichtigt.



9. Komparatistik

Literarische Mehrsprachigkeit im Vergleich – Formen und Möglichkeiten komparatistischer Blicke auf mehrsprachige AutorInnen und Texte

Komparatistik oder Vergleichende Literaturwissenschaft hat den Vergleich [...] literarischer Werke aus verschiedenen Sprachräumen zum Gegenstand.¹ Im 19. Jahrhundert, als die Vergleichende Literaturwissenschaft in Anlehnung an vergleichende naturwissenschaftliche Fächer, wie der Vergleichenden Anatomie oder der Vergleichenden Embryogenese, gegründet wurde, wurde der „Vergleich“ hauptsächlich als jener zwischen ‚Nationalliteraturen‘ verstanden. Nach verstärkter Kritik an solch nationalen Konzepten, die mit homogenen, unveränderlichen Vorstellungen von Identität und Kultur einhergehen, ist die Komparatistik unter Einbeziehung der Erkenntnisse kulturwissenschaftlicher, feministischer und post-kolonialer Forschung nunmehr an interkulturellen Beziehungen, Prozessen und Wechselwirkungen interessiert. Der Topos der Grenze erhält hierbei besondere Bedeutung: So widmet sich die Vergleichende Literaturwissenschaft besonders Prozessen der Überschreitung von Grenzen, sowohl nationalen, historisch-epochalen und medialen sowie Text-Grenzen.² Schon diese kurze Definition des Faches macht seine besondere Eignung für die Beschäftigung mit dem Thema des vorliegenden Bandes, Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität, deutlich. Literarische Mehrsprachigkeit, das Schreiben in einer anderen Sprache als der Erstsprache bedeutet eine Grenzüberschreitung, die besonders aus einem komparatistischen Blickwinkel möglichst umfassend betrachtet werden kann. Anders als einzelphilologischen Zugängen geht es der vergleichenden Literaturwissenschaft darum, Literatur als ein globales Phänomen zu betrachten, Verbindungen zwischen Sprachräumen zu verfolgen und Texte als Teil einer ‚Weltliteratur‘ zu verstehen. ‚Weltliteratur‘ steht dabei nicht für einen Kanon der ‚besten literarischen Werke‘,

1 Vgl. Peter V. Zima: Komparatistik. In: Ansgar Nünning (Hg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Stuttgart: Verlag J.B. Metzler 2008, S. 372-374, hier S. 372. Ich danke Norbert Bachleitner für seine hilfreichen Anmerkungen zum vorliegenden Beitrag.

2 Vgl. Monika Schmitz-Emans: Vergleichende Literaturwissenschaft. In: Dieter Burdorf/Christoph Fasbender/Burkhard Moennighoff (Hg.): Metzler Lexikon Literatur. Stuttgart: Verlag J.B. Metzler 2007, S. 802-803, hier S. 803.

sondern für internationale Kommunikation der bzw. durch Literatur: „Weltbezug statt Kanonselektion.“³

Eine genauere Betrachtung einiger Teilbereiche des Faches zeigt, im Rahmen welcher Teildisziplinen eine vergleichende Untersuchung literarischer Texte mit einem mehrsprachigen Hintergrund (sei es, weil die Texte mehrsprachig sind oder der/die AutorIn) fruchtbar sein kann:

So kann eine **vergleichende literaturgeschichtliche Betrachtung** Ähnlichkeiten sowie Unterschiede in der Entstehung und Verbreitung von Literatur im Kontext von Migration deutlich machen. Unter, wie für die komparatistische Forschung typisch, Einbezug sozialgeschichtlicher Faktoren wie z.B. Wanderungsbewegungen, Sprach- und Migrationspolitik oder anderer sozio-kultureller Faktoren können unterschiedliche oder ähnliche Entwicklungen in verschiedenen Sprachräumen nachgezeichnet werden. Ursachen für auffällige Unterschiede sowie Ähnlichkeiten können im Vergleich möglicherweise schneller gefunden werden.

Relativ nahe stehen diesem Ansatz **rezeptionsgeschichtliche Fragestellungen**. Die Aufnahme von Werken immigrierter AutorInnen bzw. von AutorInnen, die eine andere als ihre Muttersprache zu ihrer Literatursprache gewählt haben, in einem konkreten literarischen Feld ist abhängig von vielen feldinternen und -externen Faktoren. So hat sich z.B. die Migrationsliteratur in Deutschland und Österreich trotz ähnlicher Migrationsströme seit den 1950er Jahren – Anwerbung von ‚Gastarbeitern‘, Aufnahme von Kriegsflüchtlingen aus Ex-Jugoslawien etc. – auf sehr unterschiedliche Weise entwickelt. Ein Vergleich der Strukturen der aufnehmenden Felder sowie der verschiedenen Positionierungen der einzelnen AutorInnen kann hier Aufschluss über die Gründe der unterschiedlichen Rezeptionsverläufe geben.

Die **Intertextualitätsforschung** kann ebenso helfen, Fragen der Positionierung von mehrsprachigen AutorInnen zu klären. Intertextuelle Verweise in Werken stellen diese in bestimmte Traditionen, lassen Nähe zu gewissen AutorInnen erkennen und können die Aufnahme in literarische Felder begünstigen. Ein Vergleich intertextueller Verweise bei verschiedenen AutorInnen ermöglicht Aussagen über deren literarische Orientierung und ihre eigenen Lektüren und lässt wiederum Rückschlüsse auf ihre Positionierung zu.

Schließlich bietet eine **motivgeschichtliche bzw. thematologische Herangehensweise** eine weitere Möglichkeit, mehrsprachige Literatur

3 Vgl. Doris Bachmann-Medick: Weltliteratur. In: Ansgar Nünning (Hg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Stuttgart: Verlag J.B. Metzler 2008, S. 758.

auf ästhetischer Ebene zu betrachten. Dieser Vergleich kann vor allem bei allgemeinen Fragestellungen an mehrsprachige Literatur fruchtbar sein, wie z.B. jener des Zusammenhangs zwischen Mehrsprachigkeit und literarischer Kreativität, der anhand der Analyse ähnlicher, wiederkehrender Motive (wie jenem des Spracherwerbs, Situationen der Übersetzung, dem Thematisieren der Mehrsprachigkeit etc.) genauer untersucht werden kann. Die Betrachtung von Werken über Sprachgrenzen hinaus kann Ähnlichkeiten deutlich machen, die möglicherweise auf die Erfahrung des Sprachwechsels bzw. der Migration zurückzuführen sind. Ich habe an anderer Stelle bereits versucht, dies für die Konstruktion von globalen, alternativen Räumen der Identitätsfindung darzustellen.⁴

Schließlich zählt die Komparatistik die **literarische Übersetzungsforschung** zu ihren Teilgebieten, die im Falle des Sprachwechsels besonders relevant wird. Texte mehrsprachiger AutorInnen sind (oft) mehrsprachige Texte – inhärent mehrsprachig aufgrund der Spracherfahrung der SchriftstellerIn und/oder tatsächlich mehrsprachig, wenn die AutorInnen in mehreren Sprachen schreiben. Bei der Analyse ergeben sich Fragen der (Nicht-)Übersetzung, die möglicherweise mit übersetzungstheoretischen Erkenntnissen beantwortet werden können. Auch hier ist ein zusätzlicher komparatistischer Ansatz hilfreich: Verschiedene Formen von Mehrsprachigkeit in den Texten können so einander gegenübergestellt werden.

Auch das oben bereits erwähnte Konzept der ‚Weltliteratur‘, mit dem sich die komparatistische Forschung besonders identifiziert, ist ein fruchtbarer Ansatz für eine Beschäftigung mit der Literatur von immigrierten AutorInnen. Vor allem im anglo-amerikanischen Raum werden mittlerweile anerkannte und zu fixen Größen aufgestiegene postkoloniale SchriftstellerInnen gern als Teil einer (englischsprachigen) Weltliteratur bezeichnet. Diese internationale (und transkulturelle) Sicht der Literatur wird mittlerweile auch im deutschsprachigen Raum übernommen, eingewanderte AutorInnen werden ebenso einer neuen ‚Weltliteratur‘ zugerechnet.⁵

Wenngleich die Vorteile der vergleichenden Betrachtung bei dem Themenbereich der mehrsprachigen bzw. Migrationsliteratur zahlreich

4 Vgl. Sandra Vlasta: The Creation of ‚Global Ethnoscapes‘ in Literature of Migration. In: Acta litteraria comparativa. Transformations of the European Landscape: Encounters between the Self and the Other. Vilnius: Vilnius Pedagogical University Press, in Druck.

5 Vgl. Aglaia Blioumi: Migrationsliteratur, der schwarze Peter für die Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft? Plädoyer für eine Komparatistik mit ‚doppelter Staatsbürgerschaft‘. In: Arcadia. Zeitschrift für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, Band 34 (1999), Heft 2, S. 355-365, hier S. 355.

sind, findet die Auseinandersetzung mit den AutorInnen und Texten bislang zum überwiegenden Teil innerhalb der Einzelphilologien statt. Mit dieser Lücke in der vergleichenden Literaturwissenschaft setzt sich Aglaia Blioumi in einem Aufsatz auseinander. Als mögliche Ursache dafür sieht sie nach wie vor (im Jahr 1999) die Tatsache, dass die Komparatistik „an einem nationalen Literaturbegriff festhält, der wiederum die Übereinkunft von Nation, Sprache und Kultur impliziert“ und es sich zum Ziel setzt, „verschiedene Nationalliteraturen miteinander zu vergleichen.“⁶ Für das Fach stellt sich die bislang erst ungenügend beantwortete Frage, „ob im Rahmen der Komparatistik der grenzübergreifende Vergleich nach sprachlichen und/oder Maßstäben des Staatsgebietes stattfinden sollte“.⁷ Da sich Literatur im Kontext von Migration aber deutlich sowohl der Zuordnung zu einer Nationalliteratur entzieht, als auch durch ihre inhärente Mehrsprachigkeit einer Zuordnung zu einer Literatur in einer Sprache („Einzelliteratur“), werden beide Ansätze, die von einer Grenzziehung zwischen Literaturen ausgehen, denen also eine essentialistische Sichtweise innewohnt, dem Gegenstand nicht gerecht. Trotzdem argumentiert Blioumi, dass gerade die Komparatistik prädestiniert für eine Beschäftigung mit Migrationsliteratur sei und schlägt als alternative Vorgangsweise bzw. zur Umgehung der Frage nach nationalen Kriterien vor, sich auf die Texte zu konzentrieren und textimmanent vergleichend zu arbeiten. Sie bezieht sich dabei auf Immacolata Amodeo, die in ihrer Untersuchung zur „Literatur ausländischer Autoren“ in Deutschland das von Gilles Deleuze und Félix Guattari entwickelte Rhizommodell als theoretische Basis heranzieht.⁸ Danach weisen Texte von AutorInnen mit mehrsprachigem Hintergrund eine rhizomatische Ästhetik auf, d.h. ihnen wohnen verschiedene Ebenen der Sprachen, kulturellen Verweise etc. inne, die auf vielfältige Weise miteinander verbunden sind, sich aber nicht eindeutig feststellen oder voneinander trennen lassen und, vor allem, keine erkennbare Hierarchie ausbilden. Hierin sieht Blioumi den Ansatz für eine komparatistische Analyse: „Die rhizomatischen Prinzipien der Redevielfalt, Mehrsprachigkeit und kulturellen Interferenzen müssten vom Komparatisten herausgearbeitet und im

6 Ebd., S. 360, S. 361. Neben diesem inhaltlichen Aspekt des Fachverständnisses mag auch die, im Vergleich zu den Nationalphilologien relativ schwache, institutionelle Situation der Komparatistik Ursache für die mangelnde Beschäftigung mit mehrsprachiger Literatur sein sowie die Tatsache, dass innerhalb der Nationalphilologien durchaus eine Beschäftigung mit typisch komparatistischen Themen stattfindet.

7 Ebd., S. 361.

8 Vgl. Immacolata Amodeo: *Die Heimat heißt Babylon. Zur Literatur ausländischer Autoren in der Bundesrepublik Deutschland*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1996.

ästhetischen Ganzen eines Textes bewertet werden.⁹ In einer solchen komparatistischen Betrachtung wäre es möglich, die dem Text innewohnende Zwei(bzw. Mehr-)sprachigkeit zu erfassen, die den „vergleichbaren Kern“ dieser Literatur darstelle.¹⁰ Wenngleich sie die inhärente Mehrsprachigkeit der Texte betont, konzentriert sich Blioumi in ihrem Artikel auf die Beschäftigung mit deutschsprachiger Migrationsliteratur und geht nicht auf weitere Möglichkeiten des Vergleichs ein, z.B. jene der sprachübergreifenden Betrachtung von mehrsprachiger Literatur. Solche Studien liegen erst in geringer Zahl vor, wobei sie sich durch unterschiedliche Ansätze auszeichnen. Einerseits finden sich einige wenige Arbeiten, in denen Texte einander direkt gegenübergestellt werden, andererseits gibt es, in größerer Zahl, Sammelbände, die einen über Einzelsprachen hinausgehenden Ansatz haben und in ihrer Summe einen komparatistischen Blick ermöglichen. Letzterer Ansatz ermöglicht die Kooperation von VertreterInnen aus unterschiedlichen Philologien für ein gemeinsames komparatistisches Projekt, allerdings bleibt die vergleichende Arbeit zwischen den einzelnen AutorInnen, Werken und Sprachräumen in vielen Fällen den LeserInnen überlassen. Im Folgenden seien einige Beispiele für beide Arten von Arbeiten kurz vorgestellt.¹¹

Azade Seyhan legt ihrer komparatistischen Studie *Writing Outside the Nation* ebenfalls Konzepte wie jenes des Rhizoms oder, mit Bachtin, eines dialogischen Literaturverständnisses zu Grunde.¹² Die Autorin geht von aktuellen Theorien zur Chicano/a-Literatur aus und verbindet mit dieser theoretischen Klammer die Betrachtung von literarischen Werken eben jener in Amerika lebenden mexikanischstämmigen Bevölkerung, von karibischen und amerikanisch-chinesischen AutorInnen sowie deutsch-türkischen AutorInnen im deutschsprachigen Raum. Neben einer detaillierten theoretischen Diskussion, die viele Anregungen und Anknüpfungspunkte bietet, bearbeitet Seyhan Texte unter anderem von Emine Sevgi Özdamar, Libuse Moníková, Aysel Özakin, Sandra Cisneros, Ana Castillo, Edwidge Danticat oder Maxine Hong Kingston, zum Teil in Einzelanalysen, teils in direkter Gegenüberstellung. Sie geht dabei, ganz dem oben erwähnten motivgeschichtlichen bzw. thematologischen Ansatz entsprechend, nach

9 Ebd., S. 363.

10 Ebd.

11 Entsprechend dem Ansatz des vorliegenden Bandes konzentriere ich mich im Folgenden auf Arbeiten zur zeitgenössischen mehrsprachigen Literatur, die Forschung zu ‚klassischen‘ Beispielen der mehrsprachigen Literatur, wie Joseph Conrad, Vladimir Nabokov oder Samuel Beckett bleiben unberücksichtigt.

12 Azade Seyhan: *Writing Outside the Nation*. Princeton: Princeton University Press 2001.

Motiven und Topoi vor, die in den Werken auf ähnliche Weise verhandelt werden, wie beispielsweise die Autobiographie der Elterngeneration, Familienbiographien, Inseln der Erinnerungen/Erinnerungen an Inseln, Grenzen/borderlands etc. Diese Analysen lassen für sie den Schluss zu, dass es allgemeine Kennzeichen einer von ihr als ‚transnational‘ bezeichneten Literatur gibt, die auch in den verschiedenen Sprachen und vor unterschiedlichen kulturellen Hintergründen erkennbar sind. – Hier wird Migrationsliteratur also als Teil einer größeren Weltliteratur interpretiert.

In ihrer in Essayform gehaltenen Arbeit *Die Welt als Ausland* gelingt Sabine Scholl ebenfalls eine Gegenüberstellung von AutorInnen, die in verschiedenen Ländern und Sprachen eine neue (literarische) Heimat gefunden haben.¹³ Wie bei Seyhan, liegt der Schwerpunkt bei deutschsprachigen und Chicano/-a AutorInnen. Wenngleich Scholl sich in den einzelnen Abschnitten mit konkreten Autoren und Phänomenen (z.B. der mexikanischen Einwanderung in den USA) auseinandersetzt, so stellt auch sie verbindende Motive und Strategien in den Texten in den Vordergrund ihrer Analyse. In Werken von z.B. Sandra Cisneros, Yoko Tawada, Libuse Moníková, Ana Castillo oder Gloria Anzaldúa, aber auch von dem Performance-Künstler Guillermo Gomez-Peña, stößt sie auf Methoden des Übersetzens, Kreolisierens und Synkretisierens sowie das Motiv der Grenze oder des Generationenkonflikts in der Migration.

Ein alternatives Auswahlkriterium für ihr Korpus wählt Kader Konuk; in ihrer Arbeit ist das Herkunftsland das entscheidende Kriterium, sie untersucht Texte von drei aus der Türkei stammenden Autorinnen, die in deutscher, englischer und türkischer Sprache schreiben: Emine Sevgi Özdamar, Güneli Gün und Latife Tekin.¹⁴ Konuk geht von einem kulturwissenschaftlich geprägten Konzept von Identität aus, dementsprechend setzt sie nicht voraus, dass durch den gemeinsamen geographischen Ausgangspunkt der Autorinnen ein kollektiver, homogener kultureller Hintergrund gegeben ist. Außerdem spricht sie sich gegen eine ethnische Markierung von SchriftstellerInnen aus, das Kriterium für die Kategorisierung von Literatur sollte die Wahl der Sprache darstellen.¹⁵ Konuks Arbeit ist weniger ein klassischer Vergleich, weil

13 Sabine Scholl: *Die Welt als Ausland. Zur Literatur zwischen den Kulturen*. Wien: Sonderzahl 1999.

14 Konuk Kader: *Identitäten im Prozess. Literatur von Autorinnen aus und in der Türkei in deutscher, englischer und türkischer Sprache*. Essen: Verlag die blaue Eule 2001.

15 Vgl. dazu auch Hannes Schweiger: *Entgrenzungen. Der bulgarisch-österreichische Autor Dimitré Dinev im Kontext der MigrantInnenliteratur*. In: *Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Nr. 15/Mai 2004, http://www.inst.at/trans/15Nr/03_1/schweiger15.htm (zuletzt besucht am 2.4.2010).

die einzelnen Kapitel jeweils relativ für sich stehen, bewusst möchte sie die Werke „nicht eindimensional unter dem Aspekt der gemeinsamen Migrationserfahrung, Geschlechtsidentität oder Marginalisierung“ betrachten.¹⁶ Und doch verbindet sie ihre Betrachtungen, wenn sie Transformationen auf verschiedenen Ebenen untersucht und bei ihrer Lesart besonders „die Wandlung von Oppositionen, festgeschriebenen Kategorien und Sprachen in den Texten und durch die Texte“ betrachtet.

Ein weiteres aktuelles Beispiel für eine direkte Gegenüberstellung von Texten stellt Liesbeth Minnaards Werk *New Germans, New Dutch* dar, in dem sie Inszenierungen von ‚Germanness‘ und ‚Dutchness‘ bzw. Aussagen und (Gegen-)Konzepte dazu in Texten von zugewanderten AutorInnen in Deutschland und den Niederlanden untersucht.¹⁷ Sie legt ihrer Analyse dabei ähnliche Geschichten der Arbeitsmigration in beiden Ländern zugrunde, wenngleich vor allem ab dem Ende des erhöhten Arbeitskräftebedarfs ab den 1970er Jahren unterschiedliche Strategien in den beiden Staaten angewandt wurden. Alle vier von ihr analysierten AutorInnen sind im Kontext der Arbeitsmigration nach Deutschland bzw. Holland gekommen. Der Vergleich findet in dieser Studie auf mehreren Ebenen statt: ‚International‘ zwischen „literature of [...] labour migration“ in Deutschland und den Niederlanden, auf der Ebene des Wechselspiels zwischen Literatur und gesellschaftlichem Diskurs über nationale Identität und Multikulturalismus und schließlich werden konkrete literarische Texte analysiert und die Ergebnisse der Analysen einander gegenübergestellt.¹⁸ Minnaard nennt, unter Bezugnahme auf die Migrationsgeschichte der beiden Staaten, Argumente für einen Vergleichsansatz zwischen den beiden Ländern, hält aber gleichzeitig fest, dass „[a]lthough this book positions all of them [the literary works] in the same frame of interpretation, this does not mean that they also all respond to similar key issues by means of similar literary strategies.“¹⁹ Im Gegenteil geht es darum, unterschiedliche Strategien der deutsch und niederländisch schreibenden AutorInnen offen zu legen und zu zeigen, dass ein ähnlicher Migrationshintergrund keine Aussage über Ähnlichkeiten in ihrem literarischen Schreiben möglich macht. Entsprechend fällt auch das Ergebnis der Studie aus: Wo Feridun Zaimoglu und Emine Sevgi Özdamar das Kon-

16 Konuk Kader (Anm. 14), S. 17.

17 Liesbeth Minnaard: *New Germans, New Dutch. Literary Interventions*. Amsterdam: Amsterdam University Press 2008.

18 Ebd., S. 55.

19 Ebd., S. 56.

zept einer ‚deutschen Identität‘ als ein unattraktives, da exklusives verwerfen bzw. alternative Formen von Gemeinschaften, die sich nicht mehr an nationalen Zugehörigkeiten orientieren, entwerfen, versuchen die in die Niederlande immigrierten Autoren Hafid Bouazza und Abdelkader Benali an der Diskussion um neue Formen nationaler Identität zu partizipieren indem sie diese auch für Einwanderer zu öffnen versuchen. Sie verstehen sich als Teil der niederländischen Gemeinschaft und werden mittlerweile auch so rezipiert. Dabei verwenden alle vier AutorInnen unterschiedliche ästhetische Mittel. Eine vergleichende Arbeit kann auf diese Weise (literarische, gesellschaftliche, politische) Ähnlichkeiten und Unterschiede sichtbar machen, die in einer einzelphilologischen Betrachtungsweise nicht möglich wären.²⁰

Eine weitere, bereits genannte Möglichkeit des Vergleichs ist jene des komparatistisch angelegten Sammelbandes. Ausdrücklich vergleichend ist z.B. der von Johann Strutz und Peter V. Zima herausgegebene Band *Literarische Polyphonie*, der sich mit dem Zusammenhang von Mehrsprachigkeit und Übersetzung auseinandersetzt.²¹ Im Vorwort wird der zeitgenössischen Komparatistik die Aufgabe zugewiesen, historische Einheiten von Sprach- und Kulturräumen, auf die aktuell der Blick verstellt sein mag, „auf individueller und kollektiver Ebene zu rekonstruieren“ und auf diese Weise „die polyphone Identität Europas beredt zu machen“. ²² Die einzelnen Beiträge kommen dieser Aufforderung in Einzeluntersuchungen nach, die sich sowohl mit AutorInnen (und Übersetzern), deren individuelle Mehrsprachigkeit durch Migration bedingt ist, beschäftigen, als auch mit solchen, deren Literatur in mehrsprachigen Regionen entstanden ist – ein Umstand, der, wie am Beispiel der Stadt Triest gezeigt wird, zum Teil großen Einfluss auf die Texte hat. Dem Thema des Bandes entsprechend, sind viele der Artikel dem Bereich der Übersetzungsforschung zuzurechnen. Außerdem wird in diesem Band ein Zusammenhang zwischen Minderheiten- und Migrationsliteratur deutlich.

20 Eine weitere vergleichende Analyse, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, hat Mediha Göbenli vorgelegt. Sie beschäftigt sich explizit mit englisch- und deutschsprachiger ‚Migrantenliteratur‘ (ein Begriff, den sie mit Anführungszeichen verwendet), ihr Artikel bietet allerdings nur eine oberflächliche Übersicht über die Entwicklungen im deutsch- und englischsprachigen Raum und nennt lediglich einige wenige AutorInnen als Beispiele, der Vergleich wird dabei kaum entwickelt. Mediha Göbenli: ‚Migrantenliteratur‘ im Vergleich. Die deutsch-türkische und die indo-englische Literatur. In: Arcadia. Zeitschrift für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, Band 40 (2005), Heft 2, S. 300-317.

21 Johann Strutz/Peter V. Zima (Hg.): *Literarische Polyphonie. Übersetzung und Mehrsprachigkeit in der Literatur*. Tübingen: Gunter Narr Verlag 1996.

22 Ebd., S. 9f.

Die Schweiz bietet sich als mehrsprachiger Staat besonders für eine vergleichende Untersuchung von regionalen Aspekten von literarischer Mehrsprachigkeit an. Erste Ergebnisse eines Projekts zur Untersuchung von kulturellen Austausch- und Transferprozessen vor allem in der deutsch- und französischsprachigen, aber auch in der italienischsprachigen Schweiz werden in dem Band *Literarische Polyphonie in der Schweiz/Polyphonies littéraires en Suisse* vorgelegt.²³ Wenngleich das Buch wiederum aus Einzeluntersuchungen besteht, die durch keinen zusammenfassenden Beitrag, sondern lediglich thematisch verbunden sind, werden hier Möglichkeiten komparatistischen Arbeitens deutlich. Dabei werden in diesem Band besonders die Transfer- und Rezeptionsuntersuchung, sowie die interkulturelle Hermeneutik, d.h. die Untersuchung von Eigen- und Fremdbildern in (literarischen) Texten, alles typische Arbeitsfelder der Komparatistik, in den Beiträgen angesprochen und behandelt.

Vincenzo Orioles definiert in seinem Vorwort zu einem italienischsprachigen Sammelband, dessen Beiträge sich mit literarischer Mehrsprachigkeit im italienischen, slawischen und deutschsprachigen Raum beschäftigt, verschiedene Formen bzw. Ebenen von Mehrsprachigkeit, die in diesem Zusammenhang zu untersuchen sind, bzw. die einander gegenübergestellt werden können: 1. Die bereits angesprochene individuelle literarische Mehrsprachigkeit (die in keinem größeren multilingualen Kontext steht) sowie 2. die ebenfalls schon genannte literarische Produktion aus mehrsprachigen Regionen, wobei hier auch Dialekte zu berücksichtigen sind, 3. Mehrsprachigkeit als literarisches Motiv (Orioles nennt hier Elias Canetti als Beispiel), 4. literarische Übersetzung, 5. literarische Äußerungen in Regionalsprachen und 6. Code-switching in mehrsprachigen Texten.²⁴ Entsprechend breit sind dann auch die Themen der einzelnen Beiträge, die thematisch die genannten Bereiche abdecken und zeitlich vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart reichen.

Breit hat auch Manfred Schmeling den von ihm herausgegebenen Band zur „multilingualen Literatur“ angelegt.²⁵ Der Schwerpunkt wird hier auf das 20. Jahrhundert gelegt, die möglichen, bereits genannten Formen von Mehrsprachigkeit wiederum erweitert um jene eines mehrsprachigen ästhetischen Konzepts. Die Situation der Mehrspra-

23 Christa Baumberger/Sonja Kolberg/Arno Renken (Hg.): *Literarische Polyphonie in der Schweiz/Polyphonies littéraires en Suisse*. Bern u.a.: Peter Lang 2004.

24 Vgl. dazu Vincenzo Orioles: *Documenti letterari del plurilinguismo*. Roma: Il Calamo 2000, S. 5.

25 Manfred Schmeling (Hg.): *Multilinguale Literatur im 20. Jahrhundert*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002.

chigkeit wird auf diese Weise nicht mehr so sehr als Ausnahme der Norm betrachtet, die durch (möglicherweise negative, bis traumatische) Erfahrungen wie Migration, Exil oder dem Angehören einer sprachlichen Minderheit, geprägt sind, sondern es wird das spielerische Element hervorgehoben, z.B. wenn der polyphone Aspekt von konkreter Dichtung betrachtet wird. Schmelings einleitender Aufsatz fasst prägnant verschiedene Möglichkeiten mehrsprachiger Literatur zusammen, vom Makkaronismus bis zur bereits genannten post-modernen Lyrik und bietet auf diese Weise einen komparatistischen literaturgeschichtlichen Ansatz, der auch die folgenden Beiträge, jeweils zu verschiedenen AutorInnen und Texten, prägt.

Monika Schmitz-Emans geht im von ihr herausgegebenen Band ebenfalls von der Annahme aus, dass Mehrsprachigkeit in der Literatur am besten in einem vergleichenden Kontext zu betrachten ist, in ihrem Geleitwort meint Marianne Kersting gar, man möge, angesichts der sprachlichen Vielfalt allein in Europa, meinen, es gäbe „nichts Wichtigeres als die Vergleichende Literaturwissenschaft“. ²⁶ Mehrsprachigkeit wird in diesem Band von vielen Seiten beleuchtet: Überblicke geben punktuell Auskunft über historische Situationen der Vielsprachigkeit, das Konzept der ‚Weltliteratur‘ wird aufgegriffen, und deren polyphoner Aspekt betont, genauso wie jener der konkreten Poesie (wobei Ernst Jandls Gedichte in einigen der genannten Bände als Beispiel für mehrsprachige Lyrik herangezogen werden). Schließlich beschäftigt sich ein Aufsatz auch mit deutsch-türkischen SchriftstellerInnen und damit mit Mehrsprachigkeit als Folge von Migration. Dass der vergleichende Aspekt in mehreren der Beiträge berücksichtigt wird, ist wohl der Herausgeberin zu verdanken, es lässt das Thema jedenfalls in einem gelungenen Kontext erscheinen, verständnisfördernde Querverbindungen werden deutlich.

In dem von Russell King u.a. herausgegebenen Band *Writing Across Worlds* ²⁷ steht der Konnex zwischen Literatur und Migration (die meist einen Sprachwechsel mit sich bringt) im Mittelpunkt, die Beiträge beschäftigen sich mit dieser Verbindung in verschiedenen Kontexten: Das Nebeneinanderstehen von Arbeiten zu deutsch-türkischer Literatur, zu Werken von SchriftstellerInnen mit südasiatischem Migrationshintergrund in Großbritannien, japanisch-kanadischen AutorInnen oder (französischsprachiger) Beur-Literatur zeigt die Vielfalt,

26 Monika Schmitz-Evans (Hg.): *Literatur und Vielsprachigkeit*. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag 2004. / Marianne Kersting: Zum Geleit. Ebenda, S. 9-10, hier S. 9.

27 Russell King/ John Connell/Paul White (Hg.): *Writing Across Worlds. Literature and Migration*. London: Routledge 1995.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den verschiedenen Sprach- und Kulturräumen.

Wie dieser Literaturüberblick gezeigt hat, bieten sich für einen komparatistischen Zugang, abgesehen von der Positionierung in einer der genannten Teildisziplinen des Fachs, mehrere Ebenen des Vergleichs an: Der Vergleich zwischen einzelnen AutorInnen, zwischen einzelnen Werken, zwischen den verwendeten Sprachen, Vergleiche verschiedener historischer Situationen, etc. Entsprechend wird der Vergleich jeweils durch unterschiedliche thematische Klammern verbunden: Die Erfahrung der Migration, des Exils, eine gemeinsame neue Literatursprache, thematische Ähnlichkeiten in den Werken etc. Wie bereits angesprochen, sind nationale Zugehörigkeiten und Identitäten sowie ein Kulturbegriff, der als homogen und unveränderlich betrachtet wird, als Kriterien einer vergleichenden Betrachtung nicht mehr haltbar. Deshalb die Methode bzw. das ganze Fach zu verwerfen, würde allerdings den Verlust des bereits skizzierten Potentials der Komparatistik bedeuten. Wenn ein Vergleich weder darauf abzielt, Binaritäten im Sinne von Ähnlichkeiten oder Differenzen aufzudecken, noch Homogenisierung, Synthetisierung oder Hierarchisierung zum Ziel hat, sondern sein Ausgang offen bleibt, kann er Einsichten geben, die ohne die Gegenüberstellung nicht zutage getreten wären. – Besonderheiten von Werken, AutorInnen, historischen Momenten werden zum Teil erst im vergleichenden Blick sichtbar.

Im Fokus des vorliegenden Kapitels steht die Frage, ob bzw. inwiefern die Erstsprache(n) der AutorInnen deren Schreiben in der gewählten Literatursprache Deutsch beeinflussen bzw. welche Spuren die Erstsprache(n) in den Texten hinterlassen, welche Einflüsse der anderen Sprachen festgestellt werden können. Damit ist bereits der vergleichende Ansatz der folgenden Fallstudien zu Irena Brežna, Jiri Gruša, Semier Insayif, Emine Sevgi Özdamar, Ilma Rakusa und Vladimir Vertlib angesprochen. Der Vergleich findet in den Beiträgen auf mehreren Ebenen statt: Einerseits werden Erstsprache(n) und die Literatursprache Deutsch einander auf der konkreten Ebene des Textes gegenübergestellt, wobei auch die inhärente Mehrsprachigkeit und „kulturelle Interferenzen und Inkongruenzen“ der Texte im Sinne eines dialogischen Literaturbegriffs berücksichtigt wurden.²⁸ Die Analysen werden ergänzt durch biographische Informationen bzw., teilweise, Aussagen der AutorInnen zu ihrem mehrsprachigen Schreiben. In einigen der Fallstudien werden außerdem verschiedene Schriftstelle-

28 Aglaia Blioumi (Anm. 5), S. 364.

rInnen, die Deutsch als Literatursprache gewählt haben (Emine Sevgi Özdamar, Yoko Tawada, Irena Brežna, Ilma Rakusa), im direkten Vergleich betrachtet. Die oben eingeforderte ‚Klammer‘ findet sich als Abschluss des vorliegenden Kapitels, wo die Einzelstudien einander gegenübergestellt werden. Zusammenfassend soll thematisiert werden, ob sich aus den vorliegenden Analysen allgemeine Aussagen über den Einfluss anderer Sprachen bzw. der Erstsprache auf das Schreiben in der Literatursprache machen lassen.

Mit der Auswahl der BeiträgerInnen wurde ein weiteres Problem, das sich häufig bei der Bearbeitung des Themas Mehrsprachigkeit in der Literatur ergibt, gelöst: Die fehlende Sprachkompetenz einzelner ForscherInnen, an der ein solches Projekt scheitern kann, konnte durch die gemeinsame Arbeit mehrerer WissenschaftlerInnen, die die jeweiligen Erstsprachen der AutorInnen kennen, kompensiert werden.

Dialogizität und kreativer Umgang mit der (Fremd)Sprache im lyrischen Schaffen von Jiří Gruša

Wie in der Einleitung von Sandra Vlasta dargelegt wurde, kann davon ausgegangen werden, dass die Erstsprache (sprich Muttersprache) bei den deutsch schreibenden Autor/innen aus anderen Herkunftsländern oder Kulturkreisen nicht vollkommen verdrängt wird und sich auf die literarische Kreativität dieser Autor/innen positiv auswirkt. Amodeo zufolge ist eine ‚latente Zweisprachigkeit‘ in ihren Texten sichtbar, die als „eine Bereicherung des Ausdrucksrepertoires der Autoren“ betrachtet werden kann.¹ Viele Autoren sprechen selbst von einer eigenen, besonderen Ästhetik in Bezug auf das Schreiben in der Fremde. Gino Chiellino betont: „In diesem Schreibentwurf verbirgt sich ein ästhetischer Reiz, der meine Motivation zu schreiben von soziologischen und dokumentarischen Zwängen reinigt.“² Ähnlich äußert sich Suleman Taufiq, der in der Beschreibung der ästhetischen Besonderheit der ausländischen Literatur eine Aufgabe der Literaturkritik sieht: „Es ist ihre [der Kritik] Aufgabe, die ästhetische Besonderheit des Textes zu zeigen und sich nicht nur mit dem Inhalt, dessen Auslösung von Betroffenheit und dessen Authentizität nicht allein ausschlaggebend sind, zu beschäftigen.“³ Zu diesen Besonderheiten zählt Doron Rabinovici die vorhandene Distanz zur Sprache, die den Blick schärfen und die Kontraste im Vokabular deutlicher hervortreten lassen könne. Die Sprache solcher Autoren sei „frei von manchem Inzesttabu und offen für ungewöhnliche Wortspiele und Assoziationen.“ In ihrer Prosa erscheine das Altvertraute plötzlich exotisch. Sie entlarven „das Phrasenhafte, das Eingemachte und Abgemachte“ in der Sprache, sie bringen „das noch Unerhörte“ zur Sprache. Erst die zweite Sprache mache die Struktur der ersten begreifbar, und gleichzeitig hilft die Grammatik des Geburtslandes, diejenige der neuen

- 1 Immacolata Amodeo: ‚Die Heimat heißt Babylon‘. Zur Literatur ausländischer Autoren in der Bundesrepublik Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag 1996, S. 37.
- 2 Gino Chiellino: Die Fremde als Ort der Geschichte. In: Irmgard Ackermann/Harald Weinrich (Hg.): Eine nicht nur deutsche Literatur. Zur Standortbestimmung der „Ausländerliteratur“. München/Zürich: Piper 1986, S. 13-17, hier S. 15.
- 3 Suleman Taufiq: Unsere Erwartungen an die deutschen Kulturträger. In: FORUM. Zeitschrift für Ausländerfragen und -kultur, Nr. 2 (1986), S. 98-101, hier S. 99.

Heimat zu erlernen – eine „Differenzialgleichung des Multilingualen“ nennt es Rabinovici in seiner Rede zum Hohenemser Literaturpreis.⁴

Zweifelsohne bekommt die deutsche Sprache, zunächst als das unerlässliche und zugleich schwer lenkbare Transportmittel für die Gedanken und Erfahrungen der ausländischen Autor/innen, in zunehmendem Maße einen Eigenwert als neues ästhetisches Medium, wie auch diese Publikation belegt. Dabei sind unterschiedliche Modelle der ‚sprachlichen Neusituierung‘ zu beobachten. Trotz der verschiedenen Zugänge zur deutschen Sprache ist den Autoren und Autorinnen anderer Muttersprachen, gegenüber deutschsprachig aufgewachsenen, eines gemeinsam. Laut Ackermann sei vor allem eine größere Sensibilisierung für sprachliche Besonderheiten festzustellen, die sich im „Abtasten der Wörter und ihrer Bedeutungen“ zeige, in der intensiveren „Auseinandersetzung mit sprachlichen Phänomenen“ sowie „im Hinterfragen sprachlicher Konventionen“ und insgesamt in einem „intensiveren Sprachbewußtsein“.⁵ Der Prozess der sprachlichen Neuorientierung wird manchmal selbst als literarisches Mittel eingesetzt, indem sprachliche Normen „bewußt und gezielt“ durchbrochen werden, etwa durch Versatzstücke im sogenannten ‚Gastarbeiterdeutsch‘ oder durch den gezielten „Gebrauch von inkorrektem Deutsch“, um den Blick auf die heimlichen Tücken der deutschen Sprache für einen Fremdsprachenlerner aufmerksam zu machen, wie z.B. trennbare und untrennbare Vorsilben oder die Klammerstellung im deutschen Satzbau.⁶ Doch für unsere Untersuchung ist eine weitere Form des Umgangs mit der neuen Sprache von Bedeutung, und zwar die gezielte Verfremdung durch Verknüpfung mit muttersprachlichen Elementen. Einige Autoren pflegen in ihren Text direkt muttersprachliche Elemente in die deutsche Sprache hineinzubringen. So finden sich bei Gino Chiellino Texte mit italienischen und dialektalen Versatzstücken, bei László Csiba mit ungarischen, bei José Oliver mit spanischen, bei Libuše Moníková mit tschechischen. Die sprachliche Umgestaltung betrifft auch Metaphern, Bildersprache, Übersetzung muttersprachlicher Redewendungen oder Übernahme von Sprichwörtern und literarischen Traditionen. Von enormer Wichtigkeit ist der

4 Doron Rabinovici: Differenzialgleichung des Multilingualen. In: Standard, 04./05.07.2009, Album S. 11.

5 Irmgard Ackermann: Der Stellenwert des Sprachwechsels in der „Ausländerliteratur“. In: Sprachwechsel. Eine Dokumentation der Tagung „Sprachwechsel – Sprache und Identität“, 22. bis 24. November 1996 im Deutschen Literaturinstitut der Universität Leipzig. Esslingen am Neckar: Die Künstlergilde 1997, S. 16-41, hier S. 21f.

6 Ebd., S. 23.

sich daraus ergebende kreative Umgang mit der (Fremd)Sprache bzw. das Weiterschreiben der deutschen Sprache durch Autoren und Autorinnen anderer Muttersprachen. Statt die Regeln der sprachlichen Korrektheit zur Bewertung heranzuziehen, gelte es, „die Phantasie, die Brisanz und Dynamik solcher sprachlichen Experimente zu entdecken und sich darauf einzulassen.“⁷ So gesehen, handelt es sich bei diesen Autor/innen nicht um eine bloße sprachliche Anpassung oder Integration, sondern um eine bewusste (Sprach)Reflexion eines vorgegebenen Sprachsystems, die in die Konzeption einer ‚offenen‘ Sprache mündet, wie sie José Oliver formulierte: „Aus den elenden Identitätsbeziehungen aufgebrochen, schaffen wir uns eine offene Sprache, das Fremde im Innern zu benennen und finden dadurch unseren Wohnort im Sinnbild der Fremde selbst, zwischen den Stühlen als Möglichkeit in BeWEGung zu bleiben.“⁸ Laut Amodeo sei die tragende Struktur der Literatur von ausländischen Autor/innen nicht von der Heimat oder Fremde gegeben, sondern „von der Fremde *und* Heimat“.⁹ Somit liege keine einfache Binäropposition vor, sondern ein Dazwischen oder ein Sowohl-als-auch, sie sei nicht nur einer einzigen Sprache verpflichtet. Diese Mehrsprachigkeit sei explizit erkennbar, wenn mehrere Sprachen im Text auftauchen, aber auch implizit, z.B. durch das Vorhandensein des ausländischen Namens eines Autors, sodass neben der im Text vorherrschenden Sprache „eine andere Sprache im Hintergrund präsent ist und mit dem Deutschen dialogisiert.“¹⁰ Amodeo verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff der ‚latenten Dialogizität‘ (latente Präsenz einer anderen Sprache im deutschsprachigen Text) und der ‚evidenten Dialogizität‘ (wenn die Strukturen der Erstsprache im sprachlichen Erscheinungsbild des deutschsprachigen Textes bemerkbar sind).

Obwohl zweifelsohne gewisse Gemeinsamkeiten im Umgang mit der Sprache der in diesem Band untersuchten Schriftsteller/innen festzustellen sind, darf nicht außer Acht gelassen werden, dass bei jedem Autor oder bei jeder Autorin verschiedene Schwerpunkte und Akzente gesetzt werden und keine pauschalisierenden voreiligen Schlüsse in Bezug auf eine ‚gemeinsame Ästhetik‘ gezogen werden können. Dass das Spektrum breit ist und differenzierte Zugänge bietet, belegt ausreichend der vorliegende Band. In unserem Falle wird als ein konkretes Beispiel für einen erfolgreichen Sprachwechsler, der mit Deutsch als

7 Ebd., S. 26.

8 José F.A. Oliver: Weil ich dieses Land liebe. Lyrik. Berlin: Das Arab. Buch 1991, S. 5.

9 Immacolata Amodeo (Anm. 1), S. 123.

10 Ebd., S. 121.

Fremdsprache kreativ umzugehen und Elemente der Muttersprache mit der Fremdsprache auf originäre Weise zu verknüpfen weiß, der tschechische, deutsch schreibende Autor Jiří Gruša einer näheren Betrachtung unterzogen. Im Folgenden wird auf die Besonderheiten seiner deutschsprachigen Lyrik eingegangen.

Der Dichter, Schriftsteller und Politiker Jiří Gruša, 1938 in Pardubice geboren, betrat bereits 1962 mit seinem Gedichtband *Torna* die literarische Szene, 1964 gefolgt vom Gedichtband *Světla lhůta* (*Helle Frist*). Seinen literarischen Standpunkt, von dem er nie abwich, legte er Anfang der 60er-Jahre in der Zeitschrift *Tvář* (*Das Gesicht*) dar, an deren Gründung er sich gemeinsam mit seinem Freund Jiří Pištora beteiligt hatte.¹¹ Die Gründung der Zeitschrift, kritische Äußerungen sowie ein Artikel über die Lyrik der 50er-Jahre lösten die ersten Auseinandersetzungen Grušas mit der Kommunistischen Partei aus, die schließlich nach der Niederschlagung des Prager Frühlings zu einem öffentlichen Redeverbot des Autors führten. 1980, als er ein Stipendienangebot in den USA wahrgenommen hatte, wurde ihm anschließend die Rückreise verweigert und die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft aberkannt. Als er 1980 in die Bundesrepublik Deutschland kam, war es sein Vorteil, dass er bereits sowohl als Lyriker als auch als Autor der Romane *Mimner aneb Hra o smrdůcha* (1974, dt. 1986 *Mimner oder das Tier der Trauer*) und *Dotazník aneb modlitba za jedno město a přitele* (1978, Edition *Petlice*), der bereits 1979 unter dem Titel *Der 16. Fragebogen* in deutscher Übersetzung erschienen war, dem deutschsprachigen Publikum bekannt war.¹² Außerdem sorgten auch seine politischen Aktivitäten in der damaligen Tschechoslowakei für die westdeutsche öffentliche Aufmerksamkeit, denn als Mitinitiator und einer der ersten Unterzeichner des Dokuments *Charta 77*, das die Regierung u.a. zur Einhaltung der Menschenrechte aufforderte, wurde Gruša inhaftiert, jedoch auf Grund westlicher Proteste und der persönlichen Intervention von Heinrich Böll aus dem Gefängnis bald wieder entlassen (jedoch weiter von den Behörden überwacht). Doch

11 *Tvář* war eine kritische Literaturzeitschrift der jüngeren Generation, die in den Jahren 1964-1965 und 1967-1969 herausgegeben wurde. Im Unterschied zu anderen Literaturzeitschriften für junge Autoren wie *Květen* (Mai) oder *Plamen* (Flamme) bekannte sie sich nicht explizit zur marxistischen Ideologie und bildete ein wichtiges Forum nicht nur für junge Autoren, sondern auch für Literaturkritiker und Geisteswissenschaftler. Der Titel wurde in Anlehnung an das Gedicht *Tvář* von František Halas gewählt. Zu den ersten Autoren zählten Jiří Gruša, Petr Kabeš, Jan Lopatka, Jiří Pištora, Jiří Němec, später Václav Havel, Zbyněk Hejda oder Věra Linhartová. Außer ideologiefreien Gedichten und Prosawerken wurden auch Übersetzungen und Rezensionen abgedruckt.

12 Jiří Gruša: *Mimner oder Das Tier der Trauer*. Köln: Bund-Verlag 1986.

unabhängig davon gestaltete sich der Weg und Sprachwechsel des Autors nicht einfach.

Gruša, der sich seit der frühesten Jugend literarisch bildete, fremdsprachige Literatur las und nach seinem Berufsverbot als Übersetzer arbeitete, tendierte bereits in seinen tschechischen Werken zum Bi- bzw. Multilingualen. So endet z.B. Grušas Erzählung „Damengambit“ (1972 „Dámský gambit“) mit einem deutsch-tschechischen makkaronischen Text, in seinem Prosatext „Der 16. Fragebogen“ („Dotazník“) verwendet er ungarische, italienische, lateinische und altgriechische Sprachelemente. Die ‚fremden‘ Wörter und Sätze ‚verfremden‘ und ‚dechiffrieren‘ auf diese Art und Weise den tschechischen Text und lösen dessen konventionelle grammatische Struktur auf.¹³ In seinem Roman *Mimner* kreiert er eine eigene Fantasiesprache – das „Alchadokische“: „Zih ta tjossi / kwarrhann nemm / menkass dengass / atma – hemm / djalmass kumm tan adsila / sej ok mjart ok athilar“.¹⁴ Dem Romanhelden unverständlich, wie später die neue Sprache für Gruša:

Schlecht verstand ich ihre Sprache. [...] denn das ist die größte Schwierigkeit hier, daß man so viele Mundarten hat, so viele Vokale (davon allein sieben verschiedene „e“), die nicht nur Wörter von einander unterscheiden, sondern noch während des Gespräches die schon vorhandenen Bedeutungen verschieben [...].¹⁵

Mit seinem unverständlichen Alchadokischen nimmt Gruša seinen späteren Sprachverlust vorweg, die eingetretene Sprachlosigkeit eines Dichters, der schon in seiner Heimat als verbotener Autor aus der Sprache verbannt wurde. Für Gruša, der im Exil bis 1984 seine literarischen Texte auf Tschechisch schrieb, gehört der geglückte Sprachwechsel im Alter von 46 Jahren zu der fünften der sieben „axiomatischen Absurditäten“ seines Lebens, mit denen er merkwürdige, miteinander im Zusammenhang stehende Begebenheiten in seinem Leben bezeichnet und zugleich zu einer der schmerzvollsten Erfahrungen, die ihn fast das Leben kostete.¹⁶ Als ein profilierter, wenn auch in der damaligen Tschechoslowakei verbotener Literat, dachte er nie an einen Sprachwechsel

13 Vgl. Ludger Udolph: Über Jiří Grušas Poetik (Anhang). In: Jiří Gruša: Das Gesicht – der Schriftsteller – der Fall. Vorlesungen über die Präntention der Dichter, die Kompetenz und das Präsens als Zeitform der Lyrik. Dresdner Poetikvorlesungen 1999. Dresden: Thelem 2000, S. 59-76, hier S. 70.

14 Jiří Gruša 1986 (Anm. 12), S. 99.

15 Ebd., S. 7.

16 Jiří Gruša: Das Gesicht – der Schriftsteller – der Fall. Vorlesungen über die Präntention der Dichter, die Kompetenz und das Präsens als Zeitform der Lyrik. Dresdner Poetikvorlesungen 1999. Dresden: Thelem 2000, S. 43.

und sah sich nun mit einem fremden Land und dessen fremder Sprache konfrontiert. Die Grundkenntnisse im Deutschen erwarb er sich während seines Studiums an der Karlsuniversität in einem begleitenden Fremdsprachenkurs. Die Auseinandersetzung mit Hegels Schriften während des Philosophiestudiums weckte in dem jungen Mann ein intensives philologisches Interesse an der deutschen Sprache und an deren Syntax. Viel bedeutender war diesbezüglich jedoch seine Beziehung zur Tochter von Eduard Goldstücker, durch den er Zugang zur deutschsprachigen Literatur erhielt und auch die ‚Prager deutsche Literatur‘ entdecken konnte – darunter die Werke von Franz Kafka und Rainer Maria Rilke, die ihn derart fesselten, dass er einige Texte von ihnen ins Tschechische übersetzte bzw. übertrug. Insbesondere die rhythmischen Strukturen in Rilkes Elegien haben den angehenden jungen Dichter für sein eigenes Schaffen inspiriert und angeregt. Gruša lernte bei Rilke u.a. die Alliterationen zu schätzen und die Kunst, Abstraktes konkret in den Text einzubauen.¹⁷ So war Gruša nach der Ankunft in der BRD im Stande, deutsche Texte und Autoren zu lesen, Deutsch war jedoch für ihn eine fremde Sprache, die er aktiv nur dürftig beherrschte. Einen positiven Einfluss auf die Entwicklung seiner Sprachkenntnisse hatte auch die Beziehung zu seiner späteren Frau, Sabine Gruša, der das Gedicht *Der Babylon – der Wald in Ensko* sowie dessen bereits 1985 entstandene tschechische Fassung *Les Babylon*, gewidmet ist.¹⁸ Anfangs getraute sich Gruša vorerst auf Deutsch nur kurze Texte wie Rezensionen oder Essays zu schreiben, jedoch keine ‚schöne Literatur‘. Als er an der Übersetzung seines letzten, auf Tschechisch verfassten Romans *Doktor Kokeš – Mistr Panny* (1983) ins Deutsche mitarbeitete (dt. 1984 als *Janinka* erschien), intensivierte sich seine persönliche Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache. Er überanstrengte sich physisch und psychisch, als er versuchte, tschechische Sequenzen künstlerisch adäquat ins Deutsche zu übertragen, dermaßen, dass er einen stressbedingten Hirnschlag erlitt. Zum Glück wurde nicht sein Sprachzentrum, sondern vorübergehend nur das Sehzentrum betroffen. Der fast blinde Schriftsteller brachte sich Ideogramme bei. Er vereinfachte Abbildungen von Worten, die sich als große Zeichen über die Hälfte der Seite erstreckten, verkleinerte sie immer mehr, bis sie wieder zu Buch-

17 Vgl. Jiří Gruša: Interview Cornejo & Gruša am 12. 03.2009, Diplomatische Akademie in Wien. In: Cornejo, Renata: *Heimat im Wort*. Wien: Praesens 2010, S. 460-473.

18 Sabine Gruša, seit 1991 seine dritte Frau, lernte Jiří Gruša in der BRD nach seiner Ausbürgerung kennen. Sie war jahrelang Direktorin der Stadtbibliothek in Bonn. Als Deutsche kann sie nur wenig Tschechisch, sodass beide miteinander in deutscher Sprache kommunizieren. (Vgl. persönliche Auskunft von Mojmír Jeřábek an die Vf. per E-Mail am 05.01.2010).

staben wurden, die deutsche Worte bildeten: „Ich notierte das Deutsche plötzlich wie einst das Tschechische.“¹⁹ So ist es für den Schriftsteller paradoxerweise erst durch die Krankheit möglich geworden, aus der einen in die andere Sprachwelt zu wechseln: „Ich komprimierte meine Gedichte, machte sie außersprachlich. [...] Und lauschte der Sprache der Deutschen. Weil die Augen lädiert waren, wurde das Gehör schärfer.“²⁰ Auf diese Art und Weise entstand Grušas erstes ‚deutsches‘ Gedicht in Form von eigenen Hieroglyphen – ein Text, den er auf Deutsch verinnerlicht hat und der nicht anders hätte aussehen können, denn „ich habe mir ein Bildnis gemacht“ (im Tschechischen hängen die Wörter „sehen“ und „wissen“ eng zusammen – „vidět“ und „vědět“). In diesem Moment begann die andere Sprache ihr „Anders-Sein“ aufzugeben.²¹ Diese Phase der Zeichendarstellung seiner Gedichte in der Form von Ideogrammen versteht Gruša als eine Zwischenstufe im Prozess seines Sprachwechsels bzw. seiner ‚Sprachwende‘, die zwischen einer Vor- und Nachsprache liegt. Als Ergebnis der inneren Zerrissenheit und dichterischer Ohnmacht tritt an die Stelle der Dia-Noia die Para-Noia:

Es kamen Worte zu mir, die ich nicht mehr verlernen sollte. Ich fing an, sie als Tatsachen zu spüren – so wie einst auf Tschechisch. War einst meine tschechische Poetik als Dia-Noia erworben, so wäre jetzt ihre deutsche Schwester als Para-Noia zu verstehen.²²

Mit dieser Äußerung bezieht sich Gruša keineswegs auf einen paranoia-ähnlichen Zustand eines krankhaft zerrissenen Individuums, sondern benutzt, selbst beim Ursprung seiner sprachlichen Kraft als Dichter angelangt, beide Wörter in ihrem ursprünglichen Sinne: Dia-Noia als das, was wir „entziffert“ und ergründet haben, die Para-Noia als das, was wir „parallel gegen- und nebeneinander“ wissen, im Sinne von „para-noetisch“.²³ Kein Hinein-, sondern ein Entlang-Wissen. „Innerhalb dieser neuen Sprache beherrsche ich nur Gruša!“²⁴, brachte es der Autor selbst auf den Punkt, denn im Tschechischen kann er als ‚Pygmalion‘ auftreten. Im Deutschen kann er dagegen nur das

19 Jiří Gruša 2000 (Anm. 16), S. 51.

20 Ebd., S. 49.

21 Ebd.

22 Ebd., S. 51.

23 Jiří Gruša 2010 (Anm. 17).

24 Ingrid Hudabiniog: Biographische Aspekte des Schreibens in zwei Sprachen: Jiří Gruša – Dichter und Diplomat. In: Literarische Mehrsprachigkeit/Multilinguisme littéraire. Zur Sprachwahl bei mehrsprachigen Autoren. Soziale, psychische und sprachliche Aspekte. Ergebnisse eines internationalen Workshops des IFK, 10.-11. November 1995. Hg. v. Robert Tanzmeister. Wien: IFK 1995, S. 68-84, hier S. 80.

zum Ausdruck bringen, was er selbst erschafft: „In dem Sinne lebe ich dann nur von meinen eigenen Kreationen.“²⁵ Und das ist es aber auch, was den Reiz einer solchen „Sprachwende“ ausmache, denn die deutsche Sprache sei die Sprache seiner Freiheit – „ich bin jetzt ein freier Gruša“. Die Freiheit bedeute immer eine gewisse Immunität der Gedankenwelt und in diesem Sinne sei der so schmerzvoll vollzogene, an den psychischen und physischen Kräften zerrende Sprachwechsel doch „eine klare Bereicherung“ – so zieht der Autor selbst das Fazit.²⁶

1991 erschien Grušas erste deutschsprachige Gedichtsammlung *Der Babylonwald*, 1994 die zweite und bisher letzte Gedichtsammlung seiner auf Deutsch verfassten Gedichte, *Wandersteine*.²⁷ Charakteristisch für beide ist seine Sprache, die sich durch ungewöhnliche Wortzusammensetzungen, Wortverbindungen, Wortspiele und neue Wortschöpfungen auszeichnet. Dies signalisieren bereits die Titel der beiden Gedichtsammlungen: Im Kompositum „Babylonwald“ verbindet Gruša zwei Wörter, die semantisch zunächst Verirrung, Verwirrung oder Herumirren evozieren. Der Wald suggeriert Angst, das Sich-Verlaufen, Dunkelheit, Undurchdringlichkeit und Undurchschaubarkeit. Das Wort „Babylon“ ist dagegen vielschichtiger angelegt und impliziert mehrere Bedeutungsebenen – primär die Erfahrung des Exils und des Verlustes der Heimat am Beispiel der jüdischen Gefangenschaft in Babylonien, sekundär den Turm von Babel, dessen hochmütiger Bau mit der sprachlichen Verwirrung der Völker bestraft wurde. Erstens stehen das mesopotamische Babylon und der Turm von Babel für die göttliche Sprachverwirrung, die bekanntlich auf die Zerstörung des Turms von Babel folgte. In der alttestamentarischen Überlieferung wurde aus anfänglich volksübergreifender Verständigung (die Erbauer konnten sich in einer einzigen Sprache verständigen) sprachliche Vielfalt, nachdem Gott den babylonischen Turm zum Einsturz brachte und so die darauf folgende Sprachverwirrung verursachte. Zweitens assoziiert der Babylonwald auch die ursprüngliche Einheit, einheitliche sprachliche Wurzeln und die Möglichkeit der Verständigung in und durch eine Sprache: „Baboland ist das älteste Symbol der Einigkeit der Sprachen und der tiefsten Wurzeln der Gemeinsamkeit. Und ich kann tatsächlich durch diesen Wald spazieren gehen [...]. Das war die inspirative Basis.“²⁸ Die dritte

25 Jiří Gruša 2010 (Anm. 17).

26 Ebd.

27 Jiří Gruša: *Der Babylonwald*. Gedichte. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1991; Ders.: *Wandersteine*. Gedichte. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1994.

28 Jiří Gruša 2010 (Anm. 17).

Bedeutungsebene bezieht sich auf die Nennung des Ortes Babylon als Ort des (jüdischen) Exils. Der biblischen Überlieferung nach wurde nach dem Sieg Nebukadnezars über Jerusalem die jüdische Oberschicht nach Babylon verbannt, um den Widerstand des Volkes zu brechen und die Massen leichter gefügig zu machen. Insofern beinhaltet die Babylon-Metaphorik viertens auch Zerstörung, Zerschlagung und Vernichtung. Auch die apokalyptische Vision Jesajas prophezeit die letzten Tage der ‚Tor zu Gott‘ genannten Stadt Babylon. In derselben Vision Jesajas wird ein Ende der Verbannung durch den Auszug aus der babylonischen Gefangenschaft verheißen – ein Urbild des Exils schlechthin.

Fünftens wird der Babylonwald, der in einer abgewandelten Form in dem Gedichttitel „Babylon – der Wald in Ensko“ auftaucht, durch den Zusatz „Wald in Ensko“ nach Rovensko in Nordböhmen (ein Naturschutzgebiet in der Böhmisches Schweiz in der Nähe der Grenzstadt Děčín/Tetschen, bezeichnenderweise wenige Kilometer von der deutsch-tschechischen Staatsgrenze) geographisch verortet, und somit die autobiographische Verankerung des Gedichtes unterstrichen.²⁹ „Babylon“ heißt der Wald in Nordböhmen, in dem sich Gruša sein Wochenendhäuschen baute und wo er seine Manuskripte in einer Sandgrube vor der behördlichen Beschlagnahme versteckt.³⁰ Der Sprachwechsel soll bei Gruša, seinen eigenen Worten nach, das sprachspielerische Element wesentlich verstärkt haben. Das Interesse für die Etymologie und sein Bestreben, den Wortbedeutungen immer auf den Grund zu gehen, wurden quasi zu einer Obsession, die er nicht mehr stoppen konnte, zu einer „Marotte“:

Ich habe mich seitdem für die Etymologie immer mehr interessiert, immer Vergleiche angestellt, immer erforscht, womit was zusammenhängt. In diesem Sinne, ich weiß nicht, ob das eine Bereicherung ist, habe ich die Tendenz, immer alles zu vergleichen, zu erklären, zu relativieren und zu fragen, was es bedeutet – das heißt alles in eine Relation zu bringen. Das ist die Konsequenz dieser Bilingualität.³¹

Diese ‚Konsequenz‘ seiner Bilingualität lebt Gruša in allen ihren Facetten in seinem Essayband *Gebrauchsanweisung für Tschechien* (1999) aus. Sein Land „Tschechy“ (Čechy – phonetisch ins Deutsche umgeschrieben) wird in insgesamt 21 Essays dem deutschen Leser vorgestellt,

29 Jiří Gruša 1991 (Anm. 27), S. 23.

30 Jiří Gruša 2000 (Anm. 16), S. 40.

31 Jiří Gruša 2010 (Anm. 17), S. 465.

wobei insbesondere auf die tschechische Geschichte, Kultur und Sprache eingegangen wird.³² Die permanente Beschäftigung mit der Erklärung der Etymologie der einzelnen Wörter, der Zusammenhänge zwischen den sprachlichen Wurzeln und die Übersetzung der tschechischen Wörter ins Deutsche und umgekehrt sowie die verdeutschte Schreibweise der tschechischen Wörter („haatschek“, „tschaarka“ für „háček“ und „čárka“) und die tschechische Schreibweise der deutschen Wörter (das „Ur-čechiše“ Schnalzen und Schmatzen – „urtschechische“; „majn Čechnforšr“ – „mein Tschechenforscher“; „vašechter Čeche“ – „waschechter Tscheche“) erwecken einerseits in der Tat den Eindruck einer fast obsessiven Auseinandersetzung des Autors mit der Sprache, andererseits sind sie ein besonders gutes Beispiel für dessen Bemühung, beide Sprachen aufeinander zu beziehen, und auf diese Weise zwischen ihnen zu vermitteln.³³ Auch der Titel der zweiten Gedichtsammlung, *Wandersteine*, bietet viele Möglichkeiten für die Interpretation wie *Der Babylonwald*. „Wandernde Steine“ spiegeln die ewige Spannung zwischen unaufhörlicher Bewegung und Stillstand, Gehen und Ankommen, Flucht und Bleiben, zwischen Suchen und Finden, Aufbruch und Tradition wider. Der Stein repräsentiert das Erstarrte, Unbewegliche, das Harte und ewig Bestehende, in dem Gegenwärtiges auf Vergangenes trifft, „weil letzteres in ihm kristallisiert wurde“.³⁴ Das Wandern dagegen versinnbildlicht symbolhaft, als ein Antipode zur steinernen Unbeweglichkeit, die Bewegung, die ewige Suche, das Nicht-Ankommen sowie das nomadenhafte Dasein eines wandernden Dichters.

Dieses ambivalente Spannungsverhältnis entspricht Brechts Dialektik, denn gerade die Widersprüche machen das Lebendige aus. So heißt es in seinem *Lob der Dialektik*: „Das Sichere ist nicht sicher. / So wie es ist, bleibt es nicht.“³⁵ Dass „am Grunde der Moldau“ die Steine „wandern“ und „das Große“ nicht groß bleiben lassen, ließ Brecht in seinem Song „Das Lied von der Moldau“ die Prager Wirtsfrau Kopecka in seinem 1943 entstandenen Drama *Schweyk im Zweiten Weltkrieg* singen und bezog sich dabei auf die Vergänglichkeit des gerade herrschenden nazistischen Regimes in Böhmen und Mähren. So gesehen, kann eine Parallele zwischen der Besetzung von Prag durch eine totalitäre Macht 1939, wie im Brechtschen Song dargestellt, und der Besetzung der Tschechoslowakei durch die sowjetischen Truppen 1968 gezogen wer-

32 Jiří Gruša: Gebrauchsanweisung für Tschechien. München/Zürich: Piper 1999.

33 Ebd., S. 26f.

34 Alfrun Kliems: Im Stummland. Zum Exilwerk von Libuše Moníková, Jiří Gruša und Ota Filip. Frankfurt am Main/Berlin/Bern u.a.: Peter Lang 2002, S. 148.

35 http://deu.anarchopedia.org/Bertolt_Brecht/Lob_der_Dialektik, [Stand 03.01.2010].

den. „Das Große bleibt nicht groß und klein nicht das Kleine“ evoziert das baldige Ende, das nicht mehr aufzuhalten sei, auch nicht durch Repressionen und offene Gewalt. Eine Änderung ist ‚vorprogrammiert‘, denn dies entspricht dem ‚natürlichen‘ Lauf der Menschheitsgeschichte – nach der Nacht (nach geistiger ‚Umnachtung‘) kommt der Tag (Freiheit des Geistes), was durch die symbolische Zahl Drei als Ausdruck der ‚Vollendung‘ und ‚Unausweichlichkeit‘ eines Wechsels unterstrichen wird. In diesem Kontext können Grušas ‚wandernde Steine‘ im Fluss der Zeit auch als eine unterschwellige, jedoch immer präsente Bewegung gegen die fremde Besatzungsmacht gedeutet werden, d.h. als eine ‚Unterwanderung‘ des totalitären Systems. Somit impliziert das Bild der ‚Wandersteine‘ auch die Hoffnung auf Veränderung und Überzeugung von einem unausweichlichen politischen Machtwechsel, wie er 1994, zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Gedichtbandes, in der Tschechoslowakei bereits erfolgt ist.

Des Weiteren werden als Wandersteine im Volksmund auch so genannte ‚Findlinge‘ bzw. gerundete Granitblöcke genannt, die hangabwärts ‚gewandert‘ sind und nun in Verwitterungsgrus eingebettet am Waldrand liegen.³⁶ Die vergangene Eiszeit hat den Boden tiefgründig gefrieren und anschließend wieder auftauen lassen. Die Granitblöcke wurden dabei zunächst angehoben und dann wieder, der Schwerkraft folgend, hangabwärts verfrachtet. Mögen das auch nur einige Millimeter gewesen sein, im Laufe von Jahrtausenden wurden doch einige hundert Meter daraus. So können Wandersteine als ein Symbol der Isolation, Vereinamung und Heimatlosigkeit gedeutet werden. Wandersteine sind aber ebenso Steine, die beim Wandern in der Natur die Orientierung erleichtern, und die so eine Stütze bzw. einen Halt in der ortlosen Landschaft eines zwischen den Sprachen wandernden Dichters bieten können.³⁷ Es handelt sich im Deutschen also um eine vielschichtige Chiffre vom Gleichnis des (Dichter)Lebens, die in der tschechischen Übersetzung „bludné kameny“ (das mächtige Gestein, das von dem Festlandgletscher bei seinem Rückzug in der Eiszeit hinterlassen bzw. ‚vergessen‘ worden ist) nur auf eine Bedeutung reduziert bleiben muss.³⁸

36 Vgl. Grimmsches Wörterbuch: „Wanderstein, dasselbe wie Wanderblock: größere Steinmassen, die durch Wasserfluten oder andere Elementarkräfte von ihren ursprünglichen Lagerstätten entfernt worden sind; erratische Blöcke, Irrblöcke, Findlinge, Wanderblöcke.“ (In: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. 16 Bde. In 32 Teilbänden. Leipzig: S. Hirzel 1854-1960. Quellenverzeichnis 1971. Bd.: 27, Spalte 1648).

37 Die Idee mit den Wandersteinen stammt aus dem Elbsandsteingebirge. Dort sollen solche Steine schon um 1900 aufgestellt worden sein und bis heute liegen.

38 1998 wurden beide Gedichtsammlungen in der Übersetzung von Tomáš Kafka unter dem gemeinsamen Titel *les babylon • bludné kameny* beim Prager Verlag Torst herausgegeben.

Eine weitere Metapher für die grundsätzliche Erfahrung jedes Emigranten im anderen Sprachkontext, für das Ausgliedertsein durch eine andere Sprache, artikuliert Gruša in seinen Gedichten „Wohnworte“ und „Wortschaft“ – eine Zusammenfügung von „Wohnen“ und „Worte“, im zweiten Fall von „Wort“ und „Ortschaft“. Ein Ort, wo Worte zu Hause sind; ein Ort, wo der Dichter wortlos und somit heimatlos geworden ist; ein Ort, an dem durch Worte erst die Heimat erschaffen wird:

Erst im stummland bin
ich stumm geworden
erst im stummland
verstand ich
das tier
das schweigsam
bedeutet
und wacht
unsagbar
im raum
des redens.³⁹

Hier wird das Stigma der Sprachlosigkeit zur universellen Erfahrung des Verlorenenseins verdichtet. Das lyrische Ich hat seine (Dichter)Sprache erst im „Stummland“ (wortwörtliche Übersetzung des tschechischen Wortes „Deutschland“ = „Německo“) verloren und erst im Verstummen die Bedeutung des Unaussprechlichen verstanden. Trotzdem ist und bleibt die Sprache für das lyrische Ich die einzige Möglichkeit, im „Stummland“ zu überleben, indem das „Unsagbare“ im „Raum des Redens“ in Worte verwandelt wird. Das Wort „Stummland“ ist ein Wortspiel, das nur mit Kenntnis der tschechischen Sprache funktioniert – an solchen Stellen bemüht sich Gruša, ähnlich wie Moníková, tschechisch in deutscher Sprache zu schreiben, die Bildhaftigkeit der Muttersprache durch die wortwörtliche Übersetzung ins Deutsche zu übertragen und dadurch die Fremdsprache zu bereichern. So ist das Gebirge Šumava in Grušas poetischen Sprache nicht bloß der Böhmerwald, sondern ein „Rauschwald“ – eine onomatopoeische Wortbildung, die auf die wörtliche Übersetzung aus dem Tschechischen zurückgeht (šumět = rauschen).⁴⁰ Die diakritischen Zeichen der tschechischen Sprache, „háčky“ und „čárky“, die einem Ausländer

39 Jiří Gruša 1994 (Anm. 27), S. 40.

40 Jiří Gruša 1999 (Anm. 32), S. 35.

‚böhmisch‘ vorkommen müssen, nennt er in seiner *Gebrauchsanweisung für Tschechien* poetisch „Schwalben“ und „Stäbchen“.⁴¹ Das Gedicht „Hafenstadt Prag“ endet mit Versen, die sich wieder nur demjenigen voll erschließen, der des Tschechischen mächtig ist:

[...]
ein segelschiff parat
am bahnhof
in Lachfeld⁴²

Die Großschreibung des Wortes „Lachfeld“ bei sonst durchgehend beibehaltener Kleinschreibung signalisiert, dass es sich hier um einen Namen handelt. Die Dechiffrierung des Prager Viertels Smíchov wird für die Ortskundigen durch die Situierung am Bahnhof erleichtert. Das Wortkompositum wird im ersten Teil durch die tschechische Wortbedeutung (smích = Lachen) inspiriert und im Deutschen durch das Wort „Feld“ schöpferisch erweitert – ohne jegliche Erläuterung oder Übersetzung. Anders verhält es sich im Gedicht mit dem Titel „Ein Ort wie Dunkles“, der eine Übertragung der tschechischen Bedeutung des Ortsnamens „Tmář“ (tma = dunkel) ins Deutsche ist.⁴³ Hier wird der Leser sowohl mit der deutschen Übertragungsvariante als auch mit dem tschechischen Original im Untertitel des Gedichts („in Tmář“) konfrontiert. Ein weiteres Beispiel einer solchen Dialogizität des Textes ist die deutsche Schreibweise der tschechischen Namen Kabeš und Pištora (nicht nur die phonetische Umschreibung des tschechischen Phonems mit dem diakritischen Zeichen „š“, sondern auch die Verdeutschung des tschechischen Vornamens Petr in „Peter“), wie es der Fall im Gedicht „Dies ater“ mit dem Untertitel („Hinter der Grenze“) ist:

Und ob ich sie suchte
den Pischtora
Peter zu Kabesch
Ivan von Wernisch
tollkühne künstler
auf dünnem gerüst
einer zu tschechischen
mondfähre⁴⁴

41 Jiří Gruša 1999 (Anm. 32), S. 25.

42 Jiří Gruša 1991 (Anm. 27), S. 14.

43 Ebd., S. 32.

44 Ebd., S. 63.

Jiří Pištora, Petr Kabeš und Ivan Wernisch sind Dichterfreunde aus der hoffnungsvollen Zeit des ‚Prager Frühlings‘ und aus der Jugend des Autors.⁴⁵ Das Wortspiel mit der tschechischen Sprache im Deutschen betreibt der Autor auch mittels diverser Kürzel, wie „Itz“ und „Ensko“. „Itz“ aus dem Gedicht „Schwimmen in Itz“⁴⁶ oder im Gedicht „Maskenverleih“, mit dem Untertitel „Der Sturm“ inszeniert in Itz⁴⁷ ist nichts anderes als eine Anspielung an die Geburtsstadt des Autors – Pardubitz (deutsche Schreibweise, tsch. Pardubice). Das Kürzel „Ensko“ taucht in der Gedichtsammlung *Der Babylonwald* insgesamt dreimal auf, in den Gedichttiteln „Babylon – Der Wald in Ensko“⁴⁸, „Fahnen von Ensko“⁴⁹ und im Gedicht „Deus loci“⁵⁰. Die Endung „Ensko“ (die Großschreibung lässt auf einen geographischen Begriff schließen) verweist einerseits auf die geographische Region Rovensko in Nordböhmen, andererseits ist sie auch auf andere Wörter als Kürzel übertragbar und ermöglicht insofern weitere Deutungen. Eine der Varianten wäre das Wort „Československo“ (Tschechoslowakei), wobei die Verwendung des Wortendes als ein Symbol für das vorzeitige Beenden des ‚Prager Frühlings‘ und somit der selbstständigen Tschechoslowakei bzw. der Tschechoslowakei mit ‚demokratischem Antlitz‘ gelesen werden kann, d.h. das Kürzel fungiert in diesem Moment ebenfalls als graphisches Abbild einer Verstümmelung. Als weitere Wortschöpfungen im Bereich der Komposita können „Wegrecht“⁵¹, „Knödelleier“⁵², „mondvoll“⁵³ oder „augenäpfel“⁵⁴ genannt werden. In den beiden letzteren geht es nicht um den Ausdruck einer ‚mangelhaften‘ Sprachbeherrschung, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte (im Hochdeutschen „Vollmond“ und „Augapfel“), sondern um bewusste metaphorische Wortverbindungen: „mondvoll“ in Anlehnung an „handvoll“ gebildet und

45 Mit Jiří Pištora gründete Gruša 1964 die erste nichtmarxistische Literaturzeitschrift *Tvář* (Gesicht). Petr Kabeš, Angestellter des Verlags Československý spisovatel, redigierte von 1966 bis zum Verbot 1969 die literarische Zeitschrift *Sešity pro mladou literaturu* (Hefte für junge Literatur). Seine literarischen Werke publizierte er danach gemeinsam mit Gruša und Ivan Wernisch im Samisdat-Verlag Edice Petlice. Der Dichterfreund Ivan Wernisch (die deutsche Schreibweise entspricht in diesem Fall dem tschechischen Original), dessen Gedichte sich durch zahlreiche Neologismen auszeichnen, engagierte sich in der Reformbewegung 1968.

46 Jiří Gruša 1994 (Anm. 27), S. 9.

47 Ebd., S. 60.

48 Jiří Gruša 1991 (Anm. 27), S. 23.

49 Ebd., S. 68.

50 Ebd., S. 58.

51 Jiří Gruša 1994 (Anm. 27), S. 47.

52 Jiří Gruša 1999 (Anm. 32), S. 63.

53 Jiří Gruša 1991 (Anm. 27), S. 23.

54 Jiří Gruša (2001): *Grušas Wacht am Rhein aneb Putovní ghetto. Praha/Litomyšl: Paseka 2001*, S. 75.

„augenäpfel“ als Vergleich der Augen mit im Herbst reifenden und vom Baum fallenden Äpfeln.⁵⁵

Das dialogische Aufeinander-Beziehen von zwei Sprachen und die unterschwellige Präsenz der tschechischen Sprache in Grušas deutschsprachigen Gedichten (Rovensko, Pardubitz, Tmaň, Smichov usw.) erfährt noch eine Steigerung in der 2001 in Tschechien erschienenen Gedichtsammlung *Grušas Wacht am Rhein aneb Putovní ghetto*, die seine früheren, großteils noch unveröffentlichten tschechischen Texte aus den Jahren 1973 bis 1989 enthält. Der Titel selbst verschränkt in-einander beide Sprachen, indem der erste Teil des Titels auf Deutsch, der zweite (Wanderghetto) auf Tschechisch formuliert wird – ein quasi programmatischer Titel, da der Gedichtband sowohl die bislang nicht veröffentlichten tschechischsprachigen Gedichte des Autors enthält, als auch seine Gedichte aus der Zeit des sprachlichen Hinübersetzens von einem sprachlichen Ufer an das andere. Grušas *Wacht* stellt ein einmaliges Zeugnis des Vollzugs eines Sprachwechsels dar, der sich in der Kombination mehrerer Sprachen widerspiegelt – manchmal handelt es sich um einen Gedichttitel, einen Vers oder eine Strophe, manchmal um ein ganzes Gedicht. Neben der deutschen Sprache werden tschechische und deutsche Worte auch mit dem Englischen verknüpft, insbesondere in den unmittelbar nach der Ausbürgerung des Autors 1981 entstandenen Gedichten, als er von seinem Stipendienaufenthalt in den USA zurückgekehrt war. Wir werden uns in unseren Ausführungen jedoch nur auf die für uns relevante deutsche Sprache beschränken. In dem Gedicht „Před dvěma týdny“ („Vor zwei Wochen“), das die Atmosphäre des Weihnachtsabends in Almannshausen bei München kurz nach dem Verlassen der Heimat einfängt, geht das lyrische Ich in Begleitung einer Frau namens Corina am See spazieren und nimmt den von der Grenze her wehenden „böhmischen“ Wind wahr, der sich jedoch als Täuschung entpuppt. Im durchgehend in tschechischer Sprache verfassten Gedicht spricht Corina in ihrer Muttersprache, wenn sie fragt: „Weisst du, wie hier der Wind heisst?!“ Der angeblich ‚böhmische‘ Wind summt jedoch ein deutsches Liedchen:

Wenn ich sie gebunden hab'
geh' ich in di Strassen auf und ab,
Leute, wer kauft mir Besen ab ...⁵⁶

55 Gruša dürfte sich hier bei Rainer Maria Rilke inspiriert haben, der das Bild der ‚reifenden Augenäpfel‘ in seinem Gedicht „Archaischer Torso Apollos“ verwendet: „Wir kannten nicht sein unerhörtes Haupt, / darin die Augenäpfel reiften. [...]“ (Aus: *Der neuen Gedichte anderer Teil*, 1908).

56 Jiří Gruša 2001 (Anm. 53), S. 24.

Das Jahr 1985 bedeutete, wie schon weiter oben erwähnt, für den Autor den entscheidenden Einschnitt in seinem bisherigen dichterischen Leben – einen gesundheitlichen Zusammenbruch, Einlieferung ins Krankenhaus am Venusberg bei Bonn und vorübergehende Erblindung. Den Verlust des Augenlichts des Dichters, durch den sich bei ihm sein Heimat- und Sprachverlust körperlich manifestierte – ein Verlust, der ihn, wie er selbst sagt, fast das Leben gekostet hätte,⁵⁷ thematisiert der Dichter im Gedicht „Thamyrisovy texty“. In diesem zweistrophigen Gedicht, dessen erster Teil in deutscher und der zweite in tschechischer Sprache verfasst ist, wird ein Vergleich zwischen dem erblindeten lyrischen Subjekt (2. Strophe) und dem ‚kühnen‘ griechischen Dichter Thamyris gezogen, der es gewagt hat, die Musen zu einem Wettstreit herauszufordern, und der nicht nur diesen ‚Kampf‘, sondern auch sein Augenlicht verlor:

Thamyris, wie man hört, hat sich erkühnt, die Musen
herauszufordern, verlor nicht nur den Wettstreit, aber auch
das Augenlicht. Er war ein Sänger.

Thamyris (ten pěvec) se prej osmělil a vyzval Múzy na veliký
souboj, ztratil ale ne jen spor, taky oči.
Tak ho vidíš, vola!⁵⁸

Die zweite Strophe im Tschechischen versteht sich als eine Art Antwort auf die erste, indem der tschechische Text nicht getreu die deutsche Fassung wiedergibt, sondern diese in der letzten Zeile variiert, ironisiert und unterwandert. Schon die gewählte Sprache ist im Tschechischen keine ‚Dichter-‘, sondern eine Umgangssprache („prej“ statt hochsprachlich „prý“), die sich auch derber Ausdrücke bedient („Tak ho vidíš, vola!“ = „Na da siehst du ihn, das Arschloch!“). Doch nicht nur die Dichtersprache wird ironisch gebrochen und parodiert, sondern auch der Inhalt derselben. Die Bezeichnung „Arschloch“ bezieht sich auf das dichterische Subjekt selbst und nimmt die Unbelehrbarkeit desselben aufs Korn, gesteigert durch den abschließenden Satz – „Na da siehst du ihn“ (gemeint ist der blinde Sänger Thamyris – Hervorhebung und Anm. d. Vf.), der sich auf das erblindete lyrische Ich richtet. Eine Anspielung, die sich nicht mehr in der Ebene einer bloßen Ironie, sondern eines bitteren Sarkasmus bewegt.

57 Jiří Gruša 2009 (Anm. 17).

58 Jiří Gruša 2001 (Anm. 54), S. 74.

Im zweiten Gedicht mit dem Titel „Geschehen“ wird schließlich das zu Papier gebracht, was GESCHEHEN ist – nämlich der Sprachwechsel von der einen in die andere Sprache:

Türensclag
herbstreif die sterne zu entlauben

augenäpfel als fallobst

all das liegt hinter dir

vor dir
der garten

du darin
mitten im übersetzen⁵⁹

Das Gedicht, in beiden Sprachen nebeneinander vorliegend, legt Zeugnis von der Schwierigkeit eines ‚Übersetzungsprozesses‘ ab, der neben der sprachlichen auch eine kulturelle Grenzüberschreitung bedeutet. Der Sprachwechsel wird als ein ambivalenter, lustvoll-schmerzhafter Lernprozess mit psychischen und physischen Verletzungen erfahren. Seine Plötzlichkeit und Radikalität kündigt der Türensclag an. In der zweiten Zeile wird der Verlust des Augenlichts metaphorisch erfasst – die „sterne“ sind zu „entlauben“, da der Herbst angebrochen und die Zeit ‚gereift‘ ist. Der Zustand des Reifseins wird noch einmal durch „fallobst“ in Verbindung mit „augenäpfel“ unterstrichen, wobei sich die Wortkomponente „fall“ auf das „Fallen“ des dichterischen Subjekts in die neue Sprache bezieht. All das ist jedoch schon überwunden und liegt hinter dem lyrischen Ich, das im zweiten Teil des Gedichtes den Blick nach vorn richtet, auch wenn sich der Voltairesche Garten sprachlich-poetisch nicht leicht bestellen lässt. „all das liegt hinter dir // vor dir / der garten // du darin / mitten im übersetzen“ – dies wird zur Lebensaufgabe und zur permanent anhaltenden poetischen Herausforderung eines in die neue Sprache versetzten dichterischen Subjekts. Die Schlussverse des tschechischen Gedichtäquivalents „Stalo se“ („Geschehen“) lauten „před tebou sad / který máš // přeložit jinam“ und sind mit der Anmerkung des Übersetzers versehen

59 Ebd., S. 75.

– „doch der Witz des ‚Übersetzens‘ ist weg...“.⁶⁰ Denn das Wort Übersetzen funktioniert im Tschechischen nicht in beiden Bedeutungen „etwas von einer Sprache in eine andere übersetzen“ und „jemanden von einem Ufer an das andere übersetzen“.

Ähnlich wie das zentrale und metaphorisch aufgeladene Wort „übersetzen“ nur auf eine der zwei Bedeutungsebenen im Tschechischen reduziert bleibt, so musste auch der in die deutsche Sprache „über(ge) setzte“ Gruša eine Art ‚dichterische Reduktion‘ erfahren. Denn es stehen ihm nicht die Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung, die er im Tschechischen durch die Sozialisierung automatisch zu erwerben und spielerisch handzuhaben wusste, oder die er sich durch gelesene Literatur oder getätigte Übersetzungen anzueignen vermochte; vielmehr kann er nur auf sich selbst zurückgreifen und musste als Dichter in der Zweitsprache einen eigenen Sprachstil entwickeln. Einen Sprachstil, der sich durch originelle Wortschöpfungen, Wortverbindungen, sprachliche Bilder, Wortspiele und Kombination der beiden Sprachen auf semantischer, phonetischer oder orthographischer Ebene auszeichnet, der die tschechische Sprache in der deutschen permanent mitschwingen lässt, sie unaufhörlich aufeinander bezieht und so in einen ‚sprachlichen Dialog‘ treten lässt. Es ist die Dialogizität seiner Dichtung, die dem Leser einen janusköpfigen Doppelblick in beide Sprachrichtungen abverlangt und die Kurt Krolop in seiner Laudatio veranlasst hatte, Jiří Gruša als einen „Böhmen slawischen Stammes“ zu bezeichnen. Denn es ist ihm etwas Einzigartiges gelungen, und zwar als „Poeta ludens [...] traditionskundige[m] Poeta doctus wie als zukunftsbeschwörende[m] Poeta vates“ eine unverwechselbare ‚böhmische Stimme‘ einzufangen und in die „Polyphonie des deutschen Dichterwaldes“ einzubringen.⁶¹

60 Ebd., S. 76.

61 Kurt Krolop: Wandersteine. Laudatio zur Verleihung des Andreas-Gryphius-Preises 1996. In: Doppelte Sprachbürgerschaft. Andreas-Gryphius-Preis 1996. Eine Dokumentation der Feier zur Überreichung des Preises in der Prager Burg am 5. Juli 1996. Hg. v. Peter Künzel u. Samule Beer. Esslingen am Neckar: Die Künstlergilde 1996, S. 33-39, hier S. 35.

Peter Holland (Tübingen)

Transkulturelle Sprachkörper(ge)schichten Ein Versuch über Semier Insayifs *Faruq*

bis...plötzlich ein wort auftauchte. von unten. von tief unten oder innen oder. woher auch immer? schemenhaft zuerst. vielleicht. schamhaft. gleichzeitig auch stolz und anders. er fühlte zuallererst seinen klang. seinen rhythmus. [...] قورُش .da war es. schuruq. sein körper gebar es. förmlich. bis es tief aus seiner kehle quoll. nochmals. zweifach. قُرْشُ / scharq und قورُش / schuruq. es zeigte eine richtung an. eine richtung in ihm selbst oder aus ihm heraus.¹

„scharq“, ‚Osten‘, und dessen Plural „schuruq“, der ‚Sonnenaufgang‘ bedeutet: Mit diesen Worten beginnt für den namen- und sprachlosen Protagonisten in *Faruq* die Suche nach seiner Identität. Der Versuch sich ‚entlang einer Sprache‘ zu erinnern. Einer Sprache, die in eine ‚andere‘ Kultur führt – die mit seinem Vater zu tun hat: die Arabische. Bis sich einzelne Wörter zu „erinnerungsschleifen“ fügen und daraus Gedichte und Liedtexte, ganze Geschichten entstehen.

Mit *Faruq* hat der bislang noch wenig bekannte österreichische Autor Semier Insayif 2009 seinen ersten Roman vorgelegt, die unkonventionelle Doppelbiographie eines in den fünfziger Jahren aus dem Irak nach Österreich emigrierten Vaters und seines Sohnes, der sich ein halbes Jahrhundert später auf die Suche nach seinen arabischen Wurzeln macht. Ein (nicht nur) sprachlich experimenteller Erinnerungs-Text, der die Narration durch eine Vielzahl unterschiedlicher, sich überlagernder Stimmen, Erzählperspektiven und -(Zeit)ebenen aufbricht und „das Ausloten zwischen total Fiktionalem und biographischen Spuren versucht“.²

Semier Insayif wird 1965 als Kind eines irakischen Vaters und einer österreichischen Mutter in Wien geboren. Er studiert Medizin und Psychologie und ergänzt sein Studium um therapeutische und mediatorische Ausbildungen. Danach geht er verschiedenen Tätigkeiten im psychosozialen

- 1 Semier Insayif: *Faruq*. Roman. Innsbruck: Haymon Verlag 2009, S. 29/30. Im Folgenden werden Zitate aus *Faruq* über die Seitenangaben nachgewiesen.
- 2 Semier Insayif im Gespräch mit Brigitte Schwens-Harrant: Stimmen finden und verlieren. In: Die Furche (booklet), 4.7.2009, S.12f., S. 12.

Bereich, in der Erwachsenenbildung und der Literaturvermittlung nach.³ Seit 1993 veröffentlicht er Lyrik in Literaturzeitschriften und Anthologien. Von 1998 bis 2004 ist er Mitorganisator der literarischen Veranstaltungsreihe ‚*LITERATniktechTUR*‘ und des Siemens-Literaturpreises. sowie seit einigen Jahren Leiter der jungen literaturwerkstatt wien’. Seit 1998 sind vier Gedichtbände erschienen,⁴ die sich als Versuchsreihen zum Thema Sprache und Versprachlichung lesen lassen, und dabei auf verschiedene Traditionen des Sprachexperiments (z.B. Lautdichtung; Konkrete Poesie) ebenso zurückgreifen, wie auf die Auseinandersetzung mit anderen Künsten (Musik, Tanz, bildende Kunst). Diese werden auch in zahlreichen Auftritten und Ausstellungen umgesetzt.⁵

Der Beitrag liefert eine erste Analyse des Romans. Einen Schwerpunkt bildet hierbei die Verwendung der arabischen Sprache und deren Funktion(en) als Erinnerungs- und Identitätsträger. In diesem Kontext wird auch die Problematik einer Identität zwischen den Kulturen und die Frage nach den kulturvermittelnden Aspekten eines solchen Textes beleuchtet. Einen Anhaltspunkt zum besseren Verständnis bieten die Darstellungen der kulturellen Sozialisation und der Sprachbiographie des Autors (und das daraus folgende poetologische Selbstverständnis), die mit Hilfe eines Interviews erarbeitet werden konnten, das Martin Kubaczek mit dem Autoren führte.

1. Sprachbiographie und kulturelle Sozialisation

Semier Insayif möchte sich weder als Österreicher noch als Iraki bezeichnen:

Ich lebe hier gern und habe sehr positive Erfahrungen gemacht [...] Gleichzeitig merke ich, irgendwie gehöre ich nicht daher. Das war immer spürbar für mich – in der Sprache, in der Identität [...] – ich merke das immer, wenn ich wo anders bin: Ich sage nicht „Ich bin Österreicher“, ich sage „Ich lebe in Österreich“.⁶

3 Vgl. zur Biographie und den zahlreichen Tätigkeiten den Internetauftritt des Autors: www.semierinsayif.at. Zuletzt abgerufen am 28.04.2010.

4 69 konkrete annäherungsversuche. Lyrikband + CD. Wien: Edition Doppelpunkt 1998. | Über gänge verkörpert oder vom verlegen der bewegung in die form der körper. Gedichte. Innsbruck: Haymon Verlag 2001. | libellen tänze - blau pfeil platt bauch vier fleck. gedichte + musik (gemeinsam mit Martin Hornstein). Innsbruck: Haymon Verlag 2004. | UNTER SCHALL – Gedichte im Zweiklang. Meran: Offizin S. 2007.

5 Vgl. zu den Veranstaltungen die Homepage des Autors (siehe Anm. 2).

6 Sämtliche Zitate dieses Kapitels entstammen Martin Kubaczek: Im Geborgenheitsrhythmus – Semier Insayif im Gespräch mit Martin Kubaczek. In: literaturhaus.at – Literaturhaus Wien,

Entfalten könne er sich in den Räumen dazwischen, in einem produktiven „an der Grenze sein“.

Dabei ist Insayif „nicht richtig zweisprachig aufgewachsen“: „Ich hab viel mitgenommen, aber die Zweisprachigkeit war nie richtig durchgezogen.“ Der Vater habe nicht konsequent Arabisch mit ihm gesprochen, die Familiensprache sei Deutsch gewesen. Erst vor wenigen Jahren hat er begonnen, sich wieder mit der Sprache des Vaters zu beschäftigen und sich am Sprachinstitut der Universität Wien für einen Hocharabisch-Kurs angemeldet.

Das ist für mich insofern interessant, als darüber sehr, sehr viel Vokabular zurückkehrt, wieder auftaucht. Und wenn es auftaucht, in meiner Artikulation, taucht es in einem arabischen Dialekt auf. Das ist für mich in meiner Identität spannend, weil ich mich noch nie verortet hätte im Arabischen, weil ich die Sprache nicht wirklich intus habe, und dann ist es interessant von der Sprachlehrerin zu hören, dass ich einen städtischen Dialekt aus Bagdad spreche.

Dieser Prozess der Wiederverortung durch die vergessen geglaubte Vatersprache führt Insayif zu „frühe[n] Körpererinnerungen“ zurück: Die vertraute Stimme des Vaters und die körperliche Nähe zu ihm, wenn er dem Kind in der Mittagspause „kleine Fabeln“ auf Arabisch erzählte, werden für ihn wieder hör- und spürbar. Durch den Vater, „der das Erzählen schon mitbringt“, lernt er auch die Bedeutung der Rezitation für die arabische Literatur. Den Klang des Arabischen empfindet er als „viel sinnlicher, unmittelbarer“ als das Deutsche. Von klein an hat er „mehr arabische als europäische Musik gehört“. Der Eindruck, dass es in der arabischen Kultur „einfach eine ganz andere Art miteinander zu kommunizieren, zu sprechen, auch sprachspielerisch zu sein“ gibt, verfestigt sich später durch Reisen nach Bagdad.

[I]ch erlebte immer auch [...] das Sprechen und Erzählen als Bühne – viel stärker als hier. Da wird in einer Art und Weise, in einer Lautstärke und Theatralik gesprochen und erzählt, die unglaublich lustvoll ist.

So erlebt Insayif die enge Verbindung zwischen Körper und Sprache sowohl in der Intimität des väterlichen Erzählens als auch als integralen Bestandteil der arabischen Kultur. Aber auch die Mutter, die

am Reinhardt-Seminar Schauspiel studierte, übertrug die „Lust am Reden und Sprechen“ auf ihren Sohn und sensibilisierte ihn für das Wechselspiel zwischen Sprachklang, Stimme und deren körperlicher Inszenierung auf der ‚Bühne des Erzählens‘.

Die unterschiedlichen Sprachen und Sprachklänge, die differenten Kommunikationssysteme und Erzählweisen in der deutschen und der arabischen Kultur, sowie das ausgeprägte Bewusstsein für die Körperlichkeit der Sprache und die Lust am Sprachspiel sind wichtige Stimulationen für Insayifs Literatur und spiegeln sich in vielfacher Weise in seinem Werk.

2. Der Roman *Faruq*: Zur Struktur des Textes

In *Faruq* lassen sich verschiedene Text- beziehungsweise Erzählebenen grundsätzlich unterscheiden: Zum einen sind da die Reden eines körperlosen, nicht verortbaren Mundes, der zuerst zu einer Erzählinstanz, später dann zu den Lesern spricht. Zum anderen gibt es einen namenlosen Protagonisten, der seine Stimme und sein Gedächtnis verloren zu haben scheint und ohne Unterbrechung durch eine nächtliche Winterlandschaft geht. Die langsam wiederkehrenden Erinnerungen bilden dann die weiteren Ebenen des Romans.

Dieser setzt mit einem „prolog“ (S. 7-14) ein, der Monolog des genannten Mundes, der ein „du“ auffordert mit ihm zu sprechen. Er bittet und bittelt, schmeichelt, schimpft und fordert heraus, will den Erzähler zwingen endlich etwas zu sagen, will, dass er eine möglichst effektvolle „rede“ hält. Dabei wird er immer wieder durch kurze Einschübe unterbrochen, die eine Einführung in die Stimm- und Sprech-erziehung unternehmen, die die Grundlagen der Phonetik, Techniken der Artikulation und die physischen Bedingungen des Sprechens im Allgemeinen erklären.

Als im Hauptteil die Erzählung schließlich einsetzt, wendet sich der Mund den „ohrenfreunde[n]“ (S. 19) zu, die er mit der gleichen Vehemenz, mit der er zuvor auf den Erzähler einredete, auffordert zuzuhören. Er unterbricht und stört die erzählenden und erinnernden Passagen immer wieder, bewegt sich in seinem Sprachduktus zwischen tiefendem Pathos und einer enttäuschenden Banalität, die ihre Leere durch aufgeblähte Rhetorik zu verdecken sucht. Ein agitativer Sprecher und ein wahres Schandmaul, das Dialoge vortäuscht („komm, sprich mit mir“, S. 7), wo es Monologe halten will.

Durch diesen unsympathischen Sprecher, der Vordenker, aber vor allem Vorredner sein will, werden mehrere Effekte erreicht: Der Leser wird durch die Ansprache als Hörender („schwenkt die worte in den muscheln eurer hörbehelfe“, S. 19) auf die auditive Ebene des Text hingewiesen, seiner an Klang und Rhythmus der Sprachen orientierten Ausformung. Die durch unkonventionelle Punktsetzung stark rhythmisierte und Ambivalenzen erzeugende Syntax sowie die Einfügung und Transskription arabischer Wörter legt lautes Lesen oder Vortragen des Textes nahe. Damit lässt sich die Prosa in *Faruq* auch als Fortsetzung und Weiterentwicklung von Insayifs Lautgedichten⁷ und Sprach-Performances lesen.

Durch die ständigen Beteuerungen des Mundes (an die ‚Zuhörer‘), er „habe euch auch nie auch nur ein wort unter euren füßen weggezogen“ (S. 18), wobei er selbst die Erzählung immer wieder unterbricht und (trotz der eigenen nichtssagenden Belanglosigkeit) von deren Geschehen ablenkt, entwickelt der Leser (bzw. ‚Zuhörer‘) eine zunehmende Skepsis gegenüber der Sprache und dem Erzählten, das vielleicht gerade dadurch nur als eine ‚Geschichte‘ erscheint. Diese Sprachskepsis kennzeichnet auch den Protagonisten.

3. Im Rhythmus des Gehens

Auffallend ist die Diskrepanz zwischen dem scheinbar körperlosen Mund, der ohne die im „prolog“ vorgestellten, benötigten Organe spricht, und einem namenlosen Protagonisten der, obwohl er über alle Sprechwerkzeuge verfügt, größte Mühe hat, ein Wort über die Lippen zu bringen („zungen versagen. seine steckte irgendwie fest.“, S. 19).

Dieser Protagonist ist ein unaufhaltsam durch eine nächtliche Winterlandschaft Laufender, ein Suchender und Getriebener ohne Stimme und Gedächtnis. Die Worte haben ihre Bedeutungen verloren, sind nicht mehr form- und aussprechbar, und mit ihnen haben sich auch alle Erinnerungen aufgelöst, die für die Identität eines Menschen konstitutiv sind. Das beständige, pausenlose Gehen ist für ihn die einzige Bestätigung seines Seins, die einzige Möglichkeit sich seiner physischen Existenz zu vergewissern:

vielleicht. sollte er einfach nicht mehr aufhören zu gehen. überhaupt nie mehr. nie wieder. stillstehen. einfach immer weiter. hauptsache, nicht

7 vgl. Anm. 4.

stehen. nicht stehen bleiben. nur weiter. voran. ziehen. in diesem bild. es mitzeichnen. mit seinen bahnen. mit seinen festgeschnürten fersen. ein zeichen nach dem anderen. auf die erde stempeln. (S. 32)

Der Protagonist ‚stempelt‘ sich durch seine Fußspur in eine fast leere Schneelandschaft ohne Menschen, die wiederholt mit einem weißen Blatt Papier verglichen wird. Seine Fußspur ist der einzige mögliche Anhaltspunkt, der zur Orientierung dienen könnte. Mit ihr schreibt er seine eigene Geschichte fort und dokumentiert zugleich die innere Leere als Entsprechung der äußeren. So scheint diese Gedanken- und Erinnerungslosigkeit im „immer weiter“ des Gehens auch auf eine Traumatisierung oder zumindest (halb-)bewusste Verdrängung von Ereignissen hinzuweisen. Er beschreibt alle Bewegungen, die er macht, äußerst genau, als müsse oder wolle er sich auf diese konzentrieren, um nicht im Strudel seiner Gedanken den Boden unter den Füßen zu verlieren.

er musste gehen. musste weitergehen. in bewegung bleiben. war die einzige möglichkeit, einen anklang von geborgenheit zu empfinden. einen hauch davon in sich zu tragen. auch wenn es nur eine geborgte geborgenheit zu sein schien. er vermochte sie nur so lange zu empfinden, solange er sich fortbewegte. (S. 120)

Die allmähliche, ‚schrittweise‘, Rückkehr des Gedächtnisses erlaubt ihm keine Unterbrechung des stabilisierenden Gehens, kein Ausruhen und keine Form der Rückkehr.

weitergehen war das einzige, was ihn auf den beinen hielt. [...] er war und wurde zum gang seines eigenen gehens. und nur im gehen war er und wurde er. auf eine unaussprechliche art. (S. 180)

Das Gehen bleibt bis zum Ende von existenzieller Wichtigkeit und strukturiert in seinem Rhythmus das langsame Wiederkehren der Sprache und des Gedächtnisses. Dabei entspricht auch der staccatohafte Sprachstil mit seinen durch die Punktierung zu kurzen Wortgruppen oder Einzelworten zerteilten Satzfragmenten dem Gehrhythmus des Protagonisten, der unterschiedlichen Länge der Schritte, den Phasen hektischeren Laufens, dem Stocken und Stolpern.⁸

8 Bereits in dem 2001 erschienenen Lyrikband *über gänge verkörpert oder vom verlegen der bewegung in die form der körper*. gedichte erarbeitete Insayif verschiedene Konzepte von Bewegung

4. Der Prozess des Erinnerns

Gedächtnis und Erinnern spielen eine entscheidende Rolle beim Aufbau und dem Erhalt von individueller wie gesellschaftlicher Identität. Ohne die produktiv erinnerte Vergangenheit ist eine aktuelle Sinnproduktion nicht möglich, das Individuum verliert seine Geschichte und mit ihr seine Persönlichkeit.⁹

die erinnerung an ein anderes leben. sie war schon verloren. [...] fast. beinahe. unter umständen verloren gegangen. ganz verloren gegangen. unter welchen umständen? verdammt. wenn er das wüsste. sich erinnern könnte. er atmete. er lebte. immerhin. in erinnerungen. bildausschnitte rauschen durcheinander. (S. 23)

Er, der Stimm- und Erinnerungslose, klammert sich an die ersten vor seinem inneren Auge auftauchenden Erinnerungsfetzen, versucht sie zurückzuverfolgen, was sich aufgrund ihrer Zufälligkeit zu Beginn als schwierig erweist. So zieht sich der Satz „obwohl er sich doch zu erinnern glaubt.“ (S. 23) leitmotivisch durch den gesamten Text; umlagert von Zweifeln und Hoffnungen wird er in dessen Verlauf immer eindringlicher artikuliert.

Er erinnert sich an den Beginn seines jetzigen Zustandes zurück; dass, als er eines Morgens erwachte, der „zugriff zu den dingen“ verlorengegangen zu sein schien. Er

lag in einem bett. seinem bett. in seiner wohnung. er konnte sie erkennen. etwas unwirklich. aber doch. seine wände. ihm bekannt. er lag allein. in einem großen bett. zwei meter lang. zwei meter breit. niedrig. [...] augen geöffnet. aufsetzen. klarer, heller raum. und trotzdem. kein zugriff zu den dingen. zu den gegenständen. (S. 34f.)

(naturwissenschaftliche wie auch philosophische), die er mit Hilfe poetischer Wort-, Satz- und Klangfiguren in lyrische Formen überführt und sinnlich wahrnehmbar zu machen versucht. Die unterschiedlichen Bewegungswortfelder schließen auch akustische Aspekte und ‚Denk-Bewegungen‘ mit ein. Die ‚Verkörperung‘ des Bewegungsprinzips durch Sprache in *Faruq* lässt sich als Fortführung seiner lyrischen Arbeit lesen.

- 9 Vgl. exemplarisch zur gedächtnistheoretischen Diskussion, auf die in diesem Rahmen nicht näher eingegangen wird: Aleida Assmann: Zur Metaphorik der Erinnerung. In: Assmann, Aleida /Harth, Dietrich (Hg.): *Mnemosyne. Formen der Funktionen der kulturellen Erinnerung*. Frankfurt a.M.: Fischer 1991. // Astrid Erll/Ansgar Nünning: *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Ein Überblick*. In: Astrid Erll/Marion Gymnich/Ansgar Nünning (Hg.): *Literatur - Erinnerung - Identität. Theoriekonzeptionen und Fallstudien*. Trier: WVT 2003, S. 3 – 27. // Anselm Haverkamp/Renate Lachmann: *Text als Mnemotechnik – Panorama einer Diskussion*. In: Anselm Haverkamp/Renate Lachmann (Hg.): *Gedächtniskunst: Raum – Bild – Schrift. Studien zur Menomotechnik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1996, S. 9 – 24.

Obwohl er sich ‚volontairement‘ zu erinnern versucht, kommen die Erinnerungen zunächst unwillkürlich und deren Bruchstücke lassen sich nur schwer zusammenfügen.

Was als erstes das Vergessen durchbricht, ist ein Buch, an dessen Titel „Voices/Stimmen“ (S. 21) und letzten Satz („Wenn du die Augen nicht hebst, wirst du glauben, du seist der höchste Punkt“, S. 22) er sich zunächst erinnert, bevor im weiteren Verlauf der Erinnerung immer mehr Zitate ‚zurückkehren‘. Dann findet der Gehende in seiner Manteltasche Zettel:

er hatte blätter. zettel. texte. mit sich genommen. um sie bei sich zu haben. um jederzeit lesen zu können. nachlesen zu können. um zu verstehen. vielleicht. (S. 70)

Er erkennt die Handschrift, die er doch so oft und so genau studierte, findet in den niedergeschriebenen Worten eine verlorengegaubte Geborgenheit wieder. Es sind die Notate einer Frau, seiner ehemaligen Geliebten, wie sich später herausstellen wird. Das schriftlich Festgehaltene verspricht dem Protagonisten Permanenz und Geschichtlichkeit. Die Zettel bilden einen ersten sicheren Anhaltspunkt, etwas, auf das er sich in seinem Misstrauen gegenüber der eigenen Erinnerungsfähigkeit verlassen kann. Auch die nach und nach wiedererinnerten Buchzitate gewinnen eine fühlbare Materialität, ein personifiziertes Eigenleben und eine Macht, deren sich der Protagonist kaum erwehren kann:

„Man lebt in der Hoffnung, eine Erinnerung zu werden.“ fiel es aus dem buch in ihn wieder zurück. Oder aus ihm wieder heraus. er konnte sich nicht erklären, warum dieser satz in sein gedächtnis sprang. (S. 172)

Der Gehende ringt um die Erinnerung an sein früheres Leben, um das, was dieses Leben ausmachte, ohne jedoch zunächst zu wissen, was es sein könnte. Doch gelingt es ihm lange Zeit nicht, diese Erinnerungen zu kontrollieren, sie zu ordnen und zu einem sinngebenden Ganzen zusammenzufügen, das seine Identität klären könnte. Sie treiben ein „versteckspiel“ mit ihm:

das versteckt und das versteckte. etwas. das es zu suchen und zu finden galt. er musste es finden. wiederfinden. es war irgendwo. in ihm drinnen. aufgehoben. versteckt. verschüttet. er war gleichzeitig derjenige, der

suchte, und der, der die hinweise zu geben hatte. seit wann das so war? seit damals. aber wann war damals? und was war damals? seit jenem tag jedenfalls. versagte er. versagte es. versagte es ihm. seine stimme. worte. erinnerungen. versagten ihm das spiel. spielten ein versteckspiel mit ihm. ohne dass er eingewilligt hätte. in das spiel. (S. 48)

Seine Liebesbeziehung kann der Protagonist schließlich mit Hilfe der in der Manteltasche aufgehobenen Notizen und Nachrichten, bis hin zum Abschiedsbrief, rekonstruieren. Der Freitod der Geliebten („Ich nehme mir die Freiheit, über mein Leben / nach meinem Willen zu verfügen. / Mein Wille ist nicht zu wollen“, S. 130) scheint den schockartigen, mit Gedächtnisverlust verbundenen Zustand, in dem er sich befindet, ausgelöst zu haben.

er stopfte ihre letzten worte in die manteltasche zurück. trennte seine augen von den buchstaben. von den worten. vom wasser. von den erinnerungen. konnte plötzlich wieder sehen. (S. 130)

Durch das Wiedererinnern des Auslösers der Erinnerungsblockade, gelingt es ihm, diese zu überwinden.

sie kam wieder. die geschichte. einige erinnerungen kamen wieder. bevor sie entschied. bevor sie entschieden hatte. nicht mehr zu wollen. war vieles anders. war er anders. und seine zunge. und sein denken. aber da war noch etwas. (S. 131)

Der ‚Blick‘ wird freigegeben auf eine Zeit davor, in der „vieles anders“ war, wo „seine zunge und sein denken“ anders waren.

5. Arabische Worte und Erinnerungen

Die ersten arabischen Wörter – die ‚andere Zunge‘ – tauchen „plötzlich“ auf. Sie entspringen nicht seinem Kopf, nicht dem Erinnerungswillen des Protagonisten, sondern scheinen „von tief unten oder innen“ in seinen Mund und seine Ohren zu dringen, „sein körper gebar es. förmlich“, um im ganzen Körper wiederzuhallen und schließlich „mit irritierender lust an den stimmbändern hängen zu bleiben.“ (S. 30). Im Gegensatz zu den durch die Buchzitate und die Zettel ausgelöst, also an Schriftliches gebundenen und von ‚außen‘ kommenden Erin-

nerungen, wird das Arabische vom Protagonisten vor allem auditiv, und als aus dem Inneren des Körpers stammend, erfahren: „er fühlte zuallererst seinen klang. seinen rhythmus. seine melodie.“ (S. 29) Die klangliche Qualität der „vatersprache“ wird im gesamten Text immer wieder beschworen:

war die vatersprache am schönsten. ihr klang. ihr rhythmus. ihr kehliges gurgeln. im auf- und abwogen. ihr gesang und ihre melodie. lebendig wie dieses tosende, beinahe reißende wasser, das ihm entgegenfloss. (S. 49)

Dabei erscheinen die unvermittelt im Text auftauchenden arabischen Wörter dem deutschsprachigen, des Arabischen nicht mächtigen Leser zunächst als ‚Bilder‘, da sie nicht nur in der Transkription, sondern auch und zuallererst in arabischer Schrift gesetzt sind. Diese Darstellung macht nicht nur die Fremdheit der arabischen Sprache und Kultur im Text graphisch sichtbar, sondern spiegelt auch den Lernprozess des Autors, der erst als Erwachsener die Vatersprache seiner Kindheit wiederentdeckt (s.o.). Die arabische Schrift ist – wie für einen Lernanfänger – vollständig vokalisiert und bietet so auch dem deutschen Leser, der bereit ist, sich mit den entsprechenden Buchstaben vertraut zu machen, einen einfachen Einstieg ins Lesen; zumal es sich bei den ersten Wörter meist um kurze und einfach zu lesende und auszusprechende handelt. Etymologisch aus dem Arabischen stammende deutsche Wörter wie Gazelle (لَازَغ / ghazal) können für den Protagonisten (und den Leser) eine Brücke in die andere Sprache bilden.

Immer mehr arabische Wörter steigen auf diese Weise im Protagonisten auf, nach und nach kann er das ihn Umgebende benennen. Als er beim Gehen ein leises Rascheln zwischen den Bäumen hört und einen streunenden Hund vermutet, ergreift der Klang des entsprechenden arabischen Wortes (بَلَّك / kalb) seinen Leib und führt in die ersten Erinnerungen der Kindheit: an „seinen hund“, den er zusammen mit seinem Vater „in einem längst vergangenen winter“ (S. 44) begraben musste, eine gemeinsame „männerarbeit“. Mit „seine[r] zweite[n] sprache“ kehrt auch die Erinnerung an den Vater zurück, der 1954 von Bagdad nach Wien kam, um Medizin zu studieren, und blieb: „ein gesicht aus einer anderen welt. aus dem land zwischen den strömen. so erzählte er oft. strömte durch ihn hindurch“ (S. 45).

Das Zitat macht dabei bereits deutlich, dass sich in den – jetzt verdichtenden – ‚arabischen‘ Erinnerungen (ab S. 45) Selbst- und Fremd-

erlebtes, vielleicht sogar zu Erinnerung gewordenes Erdachtes und Erträumtes, untrennbar vermischen. Die Syntax der Textstelle ist vieldeutig und lässt offen, wer „erzählte“ und durch wen was „strömte“. Erzählt der Vater dem Sohn von „dem land zwischen den strömen“ oder dieser dem Leser/einem Dritten wie das „gesicht aus einer anderen welt“ durch ihn „strömte“? Der Protagonist und sein Vater scheinen nicht nur an dieser Stelle regelrecht zu verschmelzen, die Erinnerungen des Vaters sind auf den Sohn übergegangen, sind zu dessen eigenen geworden, das „land zwischen den strömen“ strömt auch durch ihn: Eine Stimme, die die Geschichte des Vaters erzählt. Sind es zu Beginn nur einzelne arabische Wörter, die – wie der Hund – meist ein konkreten Auslöser in der Umgebung oder den Gedankengängen des Protagonisten haben, können jetzt vollständige arabische Texte erinnert werden, etwa die Gedichte des Abu Nuwas, die der Vater bei der ersten Begegnung mit der Mutter rezitiert, oder die *Regenhymne* des Badr Shakir as-Sayyab. Alle längeren Textstücke sind sowohl in arabischer Schrift als auch transkribiert, bei einigen fehlt jedoch die Übersetzung. Der Leser nimmt an diesen Stellen eindeutig die Perspektive des lernenden Protagonisten ein. Manche Texte sind rein auditiv, als Klangerlebnisse in ihrem Rhythmus und ihrer Melodie, im Gedächtnis geblieben, der Sinn dieser Worte ist vergessen und/oder wird als sekundär empfunden. Dabei handelt es sich vor allem um Liedtexte, zum Beispiel von Umm Kulthum (S. 159), einer der berühmtesten arabischen Sängerinnen. Auch die Rezitation des Vaters, die dieser regelmäßig für die Mutter zum Jahrestag wiederholt, wird auf diese Weise erinnert. Die *Regenhymne* (S. 176ff.) dagegen wird übersetzt. Da der Protagonist dieses Gedicht mit dem Vater zusammen liest (und wahrscheinlich auch mit ihm darüber spricht), und er zu diesem Zeitpunkt bereits älter ist, bleibt auch dessen Inhalt im Gedächtnis.

Die arabischen Gedichte werden in einem kurzen Literaturverzeichnis am Ende des Buchs in deutscher Übersetzung angegeben, so dass sie bei Interesse recherchiert werden können, die Liedtexte bleiben allerdings dem nicht des Arabischen mächtigen Leser verschlossen.

6. Das Land des Vaters

Im Zentrum des Buches steht eine Reise der gesamten Familie nach Bagdad, die der Protagonist als Kind erlebte. Die Erinnerungen sind

nun deutlicher und zusammenhängender und bilden einen Gegenpol zu der stummen, kalten und leeren Winterlandschaft, in der der Gehende nicht nur um seine Erinnerungen, sondern auch um seine Stimme, seine Sprech- und Artikulationsfähigkeit ringen muss:

bis ein nächster nach draußen möchte. dringend. ein satz. drängt. drückt. schafft jedoch nicht den sprung ins gesicht. und schon gar nicht aus ihm heraus. aus diesem mund. aus diesem maul. zwischen den zähnen. zwischen den lippen hindurch. (S. 27)

Der arabische Raum, in den der Protagonist in seinen Kindheitserinnerungen nun eintritt, ist ein überwältigendes Erlebnis von Sprache, Klang und Farbe. „münder, die unentwegt redeten“ (S. 107) hinterlassen einen tiefen Eindruck bei dem liebevollen Empfang durch die Familie des Vaters. Dieser wetteifert mit seinen Verwandten, „wer [...] der bessere, der größere erzähler“ sei, „wie während der großen dichterwettkämpfe“; „jeder wusste plötzlich noch mehr zu erzählen.“ (S. 111). Auf den Straßen „gestikulierten. lachten und schimpften [die Fahrer] nach herzenslust. [...] man unterhielt sich rufend nicht nur mit den menschen im eigenen gefährt.“ (S. 106). Auf dem Markt wird mit „überbordend hypnotischer Redekunst“ (S. 109) um die Waren gefeilscht. Das Land des Vaters ist „ein land aus worten.¹⁰ eine welt aus worten“ (S. 49). In ihr gilt: „Die Zunge ist die Übersetzerin des Herzens.“ (S. 67); ein arabischer Spruch, den er einst von seinem Vater gehört hatte – während die Zunge des sich Erinnernden jetzt ‚feststeckt‘ und er seinem Herzen keine Stimme mehr zu geben vermag.

Eine prägende Erfahrung des Irak-Aufenthaltes stellt auch die arabische Musik dar. Der Onkel ist „einer der berühmtesten und angesehensten musiker“ und „einer der einflussreichsten lehrer“ (S. 93) der klassischen arabischen Maqam-Musik und von deren zentralem Instrument, der Oud (عود). Fasziniert lauscht der Protagonist der eindrucksvollen Stimme und den Worten des Onkels, der ihn in seine Kunst einführt. Ausführlich werden das komplexe System dieser Musik und ihre zahlreichen Ausdrucksmöglichkeiten beschrieben. „jede maqam-darstellung ist eine verwirklichung einer stimmung. eines gefühls.“ (S. 95). So kann der Onkel als Meister seines Fachs durch die

10 Bei „wir haben ein land aus worten“ (لانا بلد من كلمات / *lana baladun min kalam*) handelt es sich um ein verstecktes Zitat des palästinensischen Dichters Mahmud Darwish. Vgl. dazu in deutscher Sprache: Mahmud Darwish: Wie haben ein Land aus Worten. Zürich: Ammann 2002.

Kraft seines Gesang, seiner Rezitation und seines Oudspiels stundenlang – ein vollständiges Maqamkonzert kann drei bis vier Stunden dauern – die Gemüter seines Publikums steuern und durch alle Gefühlslagen führen. Die Stimme kann „jegliche form, farbe und struktur“ (S. 92) annehmen, die ihr Besitzer, der Onkel, wünscht.

Die virtuose Artikulationsmächtigkeit der Musik steht ebenfalls in einem starken Kontrast zu dem immer noch um seine Sprechfähigkeit kämpfenden Protagonisten, dessen Geh- und Denkbewegungen die Erinnerungen wiederholt unterbrechen:

sein worte-denken-müssen. [...] ohne ein einziges dieser worte nach außen tragen zu können. aus der umzäunung zu reißen. aus der schalldichten glocke seines schädels zu läuten. aus der transparenten black-box seines sprechapparates zu schlagen. (S. 99)

Dabei wird die eigene Identität erst erfahrbar durch die Stimme, wird durch diese erst hergestellt: Der Vater erzählt ihm über Fairuz und Umm Kulthum, die beiden berühmtesten Sängerinnen der neueren populären arabischen Musik, deren Stimmen eine geradezu magische Wirkung auf den Protagonisten ausüben,

dass sie mit der kraft ihrer stimmen und mit der poesie der gesungenen gedichte die menschen im irak und in allen arabischsprachigen ländern tief im innersten berühren. ja erschüttern. dass eine unbeschreibbare sehnsucht geweckt wird. ganz unmittelbar. und dass es ihnen gelingt, für die dauer ihrer lieder und konzerte, die zerklüftete arabische identität zu einen. besser als es je einem politiker gelungen ist oder je gelingen wird. (S. 157)

Neben den Klängen der arabischen Sprache und Musik ist es auch die Farbigkeit des Landes, die sich im Gedächtnis des Kindes festsetzen und „ein luke in ihm“ öffnen, wie etwa die farbenfrohe Kleidung der Kurden, „in pink, blau, gelb, orange, rot, gold und silber strahlenden hosen, kleidern und röcken“ (S. 115), oder die Überreste der Hängenden Gärten der Semiramis, mit ihrem „azurblau der glasierten ziegeloberflächen“ und dem „gold der löwen, stiere und drachen“ (S. 118). Die Familie bereist während ihres Besuchs weite Teile des Irak, vom kurdischen Norden bis in das südliche Kerbela. Der Protagonist lernt nach und nach die reiche altorientalische und islamische Geschichte und Gegenwart des ‚Vater-Landes‘ kennen.

Unbestimmte Zeit später, als die Familie wieder in Österreich ist, bricht der Irakkrieg aus, und die wundervolle Welt der Klänge und Farben verwandelt sich in ein Horrorszenario. Der Vater versucht Kontakt zu seinen Verwandten im Land zu halten. Saadi, sein ältester Bruder, berichtet am Telefon:

niemand ist mehr länger auf den straßen als unbedingt notwendig. [...] verbarrikadiert im eigenen haus. [...] stundenlang kein strom. [...] explosionen in allen winkeln der stadt. autobomben. mehrmals am tag. gewehrsalven. schreie. tote. (S. 154)

Ohnmächtig muss der Vater in den Fernsehnachrichten zusehen, wie sein Herkunftsland zerstört wird und die Menschen leiden (S. 167), am Telefon erfahren, wie sich die Lage seiner Familie immer weiter verschlechtert. Bis er sich entschließt in den Irak zu reisen, um zu helfen.

7. Verluste

In *Faruq* ist die Unfähigkeit des Protagonisten sich zu erinnern und zu artikulieren eng mit menschlichen Verlusten verknüpft. So scheint der Verlust der Geliebten einer der Auslöser für den Zustand, in dem er sich zu Beginn befindet, zu sein. Als mit Hilfe der „zettelt“ die Erinnerung zurückkehrt, kann er „plötzlich wieder sehen“, den Schock verarbeiten und überwinden. Seine Erinnerungen kommen langsam wieder zurück.

Hinter der titelgebenden Figur des Romans verbirgt sich ebenfalls die Geschichte eines Verlustes: Faruq ist der jüngste Bruder des Vaters, der als Kind während des Spielens am Tigris spurlos verschwindet. Als sich der Vater, damals selbst noch ein Kind, auf die Suche macht,

fand [er] ein erdloch in der nähe des flussufers. es gab mehrere solcher eingebrochener öffnungen. sie entstanden immer wieder an neuen stellen. wurden ausgewaschen. dunkle schlünder des tigris. dieser schlund war tief. spuckte nichts mehr aus. (S. 77)

Das als nichts mehr ausspuckender „schlund“ personifizierte „erdloch“ schließt an das umfangreiche Register der Sprechwerkzeuge und Mundmetaphern an, das im „prolog“ und auf den ‚Gedanken-Gängen‘

des Protagonisten ‚erarbeitet‘ wurde. Der stimmlose Protagonist kann keine Worte mehr ausspucken, wie das lautlos ertrinkende Kind – ohne Schrei, kämpft er um die Selbsterhaltung. Seine Erinnerungen – seine Identität – sind „ausgewaschen“, vom Boden verschluckt, an ihrer Stelle ein schwarzes Loch.

Ebenso wie sein Bruder verschwindet der Vater später spurlos, als er während des Irakkrieges beschließt zu seiner Familie nach Bagdad zu fliegen. Obwohl er auf der Liste der Flugpassagiere eingetragen ist, kommt er dort jedoch nie an und bleibt verschollen:

der vater kam ihm in den sinn. wo war er? der vater? fragen drängten bis unter die schädelknochen. er versprach zurückzukommen. kam nicht. er hatte noch nie ein versprechen gebrochen. konnte er nicht? wollte er nicht? keiner wusste, was mit ihm geschehen war. niemand konnte ihn finden. (S. 138)

Auch hier ist die Sprache körperlich spürbar „bis unter die schädelknochen“. Den Worten wird eine große Macht zugedacht über das Geschehen zu gebieten. Das gebrochene, nicht gehaltene Wort, ist ein verlorenes Wort, das zur Skepsis gegenüber der gesamten Sprache bis hin zu ihrem Verlust führen kann. Das Verschwinden des Vaters hinterlässt eine tiefe Verunsicherung des Protagonisten – auch weil er, das Kind, an die Bedeutung und die Macht des ‚gegebenen‘ Wortes glaubte:

vielleicht. hatte er ihm ein einziges mal das wort gebrochen. es nicht gehalten. es für ihn nicht gehalten. das wort. oder die worte. [...] „Was die Worte sagen, währt nicht. Die Worte überdauern. Weil die Worte immer dieselben sind und das, was sie sagen, nie dasselbe ist.“ so steht es in diesem buch. (S. 49)

Allerdings muss er auch erkennen, dass es keine andere Möglichkeit gibt, als an der Sprache, an den Worten festzuhalten, denn

wir haben ein land aus worten. eine welt aus worten. menschen aus worten. worte aus worten. erinnerungen. märchen. begebenheiten. (S. 49)

Ohne Worte gibt es kein Selbst, bleibt er ohne Identität und Geschichte, ohne Worte gibt es keine Welt, auch wenn die sicher geglaubten ‚Realitäten‘ seines Lebens brüchig geworden sind.

er versuchte seine aufmerksamkeit mehr und mehr auf einzelheiten zu lenken. auf seine geschichte. die er sich gerade ausmalte. sie aushorchte. auf seine wiederherstellungs- und rekonstruktionsversuche. (S. 50)

Aus der Sprachskepsis entwickelt sich ein Bewusstsein für die Sprachbedingtheit und den Konstruktionscharakter „seine[r] geschichte“, die auch eine ‚ausgemalte‘ ist, sein muss. Dies entspricht dem autofiktionalen Charakter des Romans „zwischen total Fiktionalen und biographischen Spuren“ und dessen Changieren zwischen verschiedenen Erzählebenen,¹¹ die das jeweils Dargestellte als ‚Erzähltes‘ beleuchten.

8. Identität(en)

Das Problem der Identitätsfindung stellt sich in *Faruq* zunächst nicht als ein ‚Verhandeln‘ eines ‚hybriden‘ Selbst mit und zwischen den verschiedenen Kulturen dar. Dem in der Gegenwart identitäts- und stimmlosen Protagonisten, der durch eine nicht identifizierbare, einem leeren Papier gleichenden, Winterlandschaft geht, wird sein ‚früheres Leben‘ gegenübergestellt. Dabei wird der Verlust von Stimme und Identität auf den Verlust von nahestehenden Menschen zurückgeführt: den Freitod der Geliebten und das spurlose Verschwinden des Vaters. Das mühsame, ‚schrittweise‘, Wiedererinnern führt zu einer Konfrontation mit dem Verlust, ist Voraussetzung für dessen Aufarbeitung und die Wiedergewinnung des Selbst.

Erst auf einer zweiten Ebene des Erinnerten und vom Vater Erzählten werden die Auseinandersetzung des in Österreich geborenen Sohnes mit der Kultur des arabischen Vaters und seine Verortung zwischen den Kulturen zum Thema.

Die Worte in der Sprache des Vaters, deren Klang und Rhythmus sich der Protagonist im Gehen wieder ‚erarbeitet‘, versprechen „schutz und geborgenheit“ (S. 42), er fühlt sich in ihnen „wie zuhause“. Durch die arabischen Worte gelingt ihm der Zugang zu den verlorengegaubten Erinnerungen, zu den Erzählungen des Vaters und der gemeinsamen Reise in den Irak. Diese äußerst sinnlichen, klang- und farbenfrohen Erlebnisse bilden einen scharfen Kontrast zu seiner dumpfen und leeren Gegenwart.

Mit den Erinnerungen an den Vater und die gemeinsame Reise tritt

11 Semier Insayif (Anm. 2), S. 12.

jedoch auch die Frage nach der eigenen Identität zwischen den Kulturen wieder in sein Bewusstsein:

war er also, als sohn dieses mannes, österreicher? weil er dort geboren wurde? in diesem land? in dieser stadt? er fühlte sich nicht als einer von ihnen. fühlte sich immer irgendwie dazugehörig und gleichzeitig doch anders. war äußerlich klar als ein anderer erkennbar. als der andere. unter den kindern. im dorf. in der schule. in der stadt. (S. 88f.)

Das Empfinden der eigenen Andersartigkeit und Fremdheit in Österreich verdoppelt sich bei der Ankunft im Irak:

er war also auch in den augen des uniformierten am flughafen von bagdad anders. nicht nur für seine freunde in österreich. [...] die beiden kulturen begegneten sich in ihm. er selbst fühlte sich als leiblicher ort der begegnung. in manchen situationen spürte er es besonders deutlich. (S. 89)

Dabei scheinen die Unterschiede zwischen dem Protagonisten und seiner Schwestern und den irakischen Kindern gar nicht so groß zu sein:

sie unterschieden sich im aussehen gar nicht von den anderen. nur ihre kleidung und ihre bewegungen deuteten darauf hin, dass sie nicht hierhergehörten. (S. 109)

Das Gefühl des ‚Dazwischenseins‘ wird sehr intensiv und körperlich empfunden,

als würden sich zwei hälften aneinanderlegen. fuge an fuge. zacke an zacke. schale an schale. auseinanderbrechen. auseinanderdrängen. oder ziehen. die kräfte in ihm. im gesamten körper. im kopf-, brust-, und bauchraum. an händen und füßen. im rücken. der wirbelsäule entlang. im denken. dann. im gefühl. (S. 89f.)

Als der Vater, Jahrzehnte zuvor, in Wien ankommt, empfindet er die – noch von Kriegsschäden gezeichnete – Stadt als grau und kalt, trostlos und abweisend (S. 62). Nur die Erwartungen seiner Familie und deren Stolz, sowie die Aussicht nach seinem Medizinstudium als Arzt in den Irak zurückzukehren und helfen zu können, halten ihn davon ab, sie nach kurzer Zeit wieder zu verlassen. Nach der Hochzeit mit einer

Österreicherin und der Geburt der gemeinsamen Kinder lässt sich eine Rückkehr aufgrund der schwierigen politischen Lage jedoch nicht mehr realisieren. Als der Irakkrieg ausbricht und zudem sein Vater – der Großvater des Protagonisten – an einem Infarkt stirbt, macht er sich allein auf die Reise nach Bagdad – wo er niemals ankommt. „als sohn. als arzt. aufgerieben zwischen den versprechen. wiederzukommen. zurückzukehren. nach bagdad. nach wien.“ (S. 176)

Die Reise des Protagonisten in den Irak ist mit indifferenten Gefühlen verbunden. Er ist gespannt auf die Herkunftskultur und die Familie des Vaters, den er „noch nie in seinem geburtsland beobachten“ (S. 77) konnte. Zugleich ist es auch die „ungewissheit“ „in einem anderen land zu landen. in einem ihm fremden. in einem von erzählungen vertrauten.“ (S. 77). In ihm erhofft sich das Kind auch „abenteuer“ zu erleben. Der Aufenthalt ist einerseits von den Begegnungen mit den Familienangehörigen des Vaters geprägt, die sogleich eine emotionale und körperliche Nähe zu ihm herstellen, ihn in die Arme nehmen und herzlich empfangen. Andererseits bleibt die Reise ein Touristenbesuch, der dazu dient, ein Kind in eine ihm fremde Kultur einzuführen. Was die Eltern ihm erzählen oder vorlesen, klingt dabei oft nach Reiseführer-Literatur. So heißt es über Sultan Saladin, nach dem eine irakische Provinz benannt ist:

man berichtete begeistert von seiner rechtschaffenheit und seinem heldentum. seine beziehung und militärische gegnerschaft zu richard löwenherz von england während der kreuzritterkriege war von großen respekt getragen und legendär. (S. 110)

So fühlt sich der Protagonist „immer irgendwie dazugehörig und gleichzeitig doch anders.“ (S. 88): „er merkte seine fremdheit in dem stimmengewirr. und seine verbundenheit. mit diesem land.“ (S. 90) Momente der Nähe und Vertrautheit wechseln sich mit jenen des Staunens über die fremde Kultur ab, gehen im Rhythmus des Erzählens ineinander über. Dabei bildet auch der Schreibstil des Autors, der durch die Zeichensetzung semantische Mehrdeutigkeiten erzeugt und verschiedene Lesarten und Perspektiven zulässt, die ambivalenten Gefühle und Gedanken des Protagonisten ab.

Das Verhältnis des Protagonisten zur arabischen Sprache changiert ebenfalls zwischen Fremdheit und Vertrautheit, Verstehen und Nicht-Verstehen. Oft fühlt er sich fremd in dem „stimmengewirr“ und versteht kein Wort, „weil er die worte und deren sinn vergaß.

sie nicht aufnehmen konnte. nicht ihre bedeutung. nur den klang. ihre sinnlichkeit. ihre melodie.“ (S. 92). Der Klang und die Melodie des Arabischen sind ihm vom Vater vertraut, aber er verfügt über keinen ausreichenden Wortschatz, um im Irak dem Gesprochenen – und auch Gelesenen – (immer) folgen zu können. Mit der Erinnerung kehren dann immer mehr arabische Vokabeln zurück, wobei unklar bleibt, ob es Worte sind, die das Kind damals auf der Irakreise lernte (oder bereits konnte), oder ob es sich um die Sprachkenntnisse des erwachsenen Protagonisten handelt, die dieser über seine Kindheits-erinnerung legt – vielleicht um nachträglich eine größere Nähe zu ihr zu schaffen.

Im Gegensatz zum Protagonisten, der sich um die Geschichte des Vaters bemüht und großes Interesse an der arabischen Sprache und Kultur hat, steht Mahmud, der jüngste Sohn des Cousins des Vaters. Dieser wächst in Schweden auf und weigert sich Arabisch zu sprechen. Er

antwortete auf alle fragen der mutter und des vaters. jedoch nur auf schwedisch. er verstand zwar die arabische sprache der eltern. ihre klänge. sprach aber selbst nur noch in nordischen melodien. [...] niemand wusste, weshalb. (S. 144)

Der junge Mahmud lehnt das Arabische als Teil seiner Identität ab. Er möchte in Schweden dazugehören, nicht anders sein als seine Mitschüler, auch, weil er sieht, wie fremd und einsam sich die Eltern fühlen, die keinen Zugang zu Sprache und Land finden:

seine mutter. verzweifelte an der kälte. am schnee. an der isoliertheit. an der entfernung von zuhause. [...] das land und seine menschen waren zwar freundlich. sie bekamen sprachunterricht. doch sie konnte die sprache nicht fühlen. nicht schmecken. ihr mann war viel unterwegs. (S. 145)

Der Grad der empfundenen Vertrautheit oder Fremdheit einer Sprache hängt für alle Figuren im Text davon ab, wie und ob die jeweilige Sprache körperlich spürbar ist. Die Mutter kann das fremde Schwedisch nicht fühlen und nicht schmecken. Für den Protagonisten ist die arabische Sprache ein intensives körperliches Erlebnis. Der Klang und die Melodie der Sprache sind entscheidend, auch wenn man, wie der Protagonist im Irak, nicht alles verstehen kann, stiften sie Vertrautheit und ein Zugehörigkeitsgefühl. Mahmud kann oder will

das Arabische nicht mehr ‚fühlen‘ und entscheidet sich für die „nordischen melodien“.

Dass das Aufwachsen in einer einzigen Sprache und Kultur keine Garantie für eine gesicherte Identität bietet, wird im Roman am Beispiel der Geliebten des Protagonisten dargestellt („trotzdem. [...] sie hatten etwas gemeinsam. das fremde.“ (S. 41)). Die Geliebte bleibt sich und anderen bis zum Ende fremd, ihr gelingt es nicht Fuß zu fassen in der eigenen Kultur, im eigenen Körper, in der Sprache.

9. Zwischen den Sprachen

Das Thema der deutsch-arabischen Zweisprachigkeit entwickelt Insayif im Roman entlang seiner eigenen (Sprach-)Biographie. Das Deutsche ist für ihn eine funktionale Sprache, die zur Verständigung dient, in der Familie ebenso wie in der Gesellschaft, in der er aufwächst. Es wird im Text mit dem Bereich des Schriftlichen assoziiert. Die Erinnerungen, die mit dem Deutschen verbunden sind, kommen von ‚außen‘, als schriftliches Zitat. Die Beziehung des Protagonisten zu seiner (österreichischen) Geliebten wird über „zettel“ rekonstruiert, nicht über die Erinnerung an ihre Stimme oder körperliche Empfindungen. Die deutschen Buchzitate dienen zur Reflexion oder stellen eine aphorismenhafte Zusammenfassung der Gefühlslage des Protagonisten dar. Sie befinden sich auf einer rationalen Ebene. Das Arabische dagegen ist mit frühen ‚Körpererinnerungen‘ verbunden, kommt von „tief innen“, kann aus einem ‚Körpergedächtnis‘ heraus aktiviert werden. Es diente nicht der funktionalen Verständigung, sondern dem Erzählen von Geschichten, der Rezitation von Gedichten und als Sprache der Musik. Für Insayif und den Protagonisten seines Romans stehen der Klang und die Melodie der Sprache im Vordergrund; sie kann Vertrautheit und Nähe stiften, auch wenn die Inhalte nicht immer verstanden werden, fremd bleiben. Das Arabische wird also mit dem Bereich des Mündlichen assoziiert. Insayif, der erst als Erwachsener in einem Sprachkurs der Universität das Arabische wiederentdeckte und ‚reaktivierte‘, vollzieht diesen Prozess im Roman nach: Zu Beginn sind es sehr einfache, kurze Wörter, die in vokalisierter Schrift und Transkription wiedergegeben werden. Im Verlauf des Romans verdichtet sich das Arabische dann quantitativ wie qualitativ. Insayif wählt das Arabische als ‚Nähesprache‘, obwohl er kompetenter Muttersprachler des Deutschen ist, in einem deutschsprachigen Umfeld aufwuchs, und sich das Arabische

erst erarbeiten musste. Zugleich erhält er durch die Sprache des Vaters einen (zweiten) Ort, da sie sich dabei sehr konkret als Bagdader Dialekt herausstellt.

Das permanente Changieren und Aushandeln von Nähe und Distanz, Verstehen und Nicht-Verstehen, Vertrautheit und Fremdheit ist ein zentrales Merkmal des Romans. Es kennzeichnet den Irakaufenthalt des Protagonisten zwischen Touristenreise und dem Kennenlernen der eigenen familiären Wurzeln. Dabei ist „ein Grundscherz in diesem Buch“¹², dass sich der Protagonist zwar die Sprache des Vaters nach und nach aneignen kann, sie aber nicht dessen Kultur in ihm hervorrufen kann: „An der Sprache ist beides spürbar: die Nähe zu einer Kultur oder auch zu einer anderen Figur, aber gleichzeitig auch die Distanz.“¹³ Die Konflikte des Dazwischen, der ständige Wechsel von Verortung, Nicht-Zugehörigkeit und ‚drittem Raum‘, werden dabei im Text nicht aufgelöst und bilden die Triebfeder des „immer weiter“ des Erzählens.

In *Faruq* stellt sich die Frage der Identitätsfindung von Migranten zwischen den Kulturen auch als Generationenproblem dar. Für die Elterngeneration scheint es keine Ankunft zu geben. Der Vater des Protagonisten geht buchstäblich verloren im Dazwischen, der Vater von Mahmud ist ständig unterwegs, dessen Frau bleibt fremd und vereinsamt in der neuen ‚Heimat‘. Für die Generation der Kinder werden zwei mögliche Verhaltensweisen geschildert: Mahmud lehnt die Sprache und Kultur der Eltern ab und identifiziert sich mit dem Aufnahmeland und dessen „nordischen melodien“, der Protagonist dagegen will und muss die Geschichte des Vaters erinnern, um zu seiner Identität zu gelangen.

Aus der leeren, weißen Landschaft, die der Protagonist während des Erinnerungsprozesses durchgeht, in die er seine Spur ‚einschreibt‘, ist am Ende ein „schmales Buch“ geworden – in deutscher Sprache: „seine worte, besonders seine stillen worte waren dort versammelt“ (S. 184). Insayif hat sie dem Leser zugänglich gemacht: die Geschichte des Vaters; seine Geschichte. Eine Entdeckungsreise zwischen den Sprachen und Kulturen.

12 Semier Insayif im Gespräch mit Brigitte Schwens-Harrant: Stimmen finden und verlieren. In: Die Furche (booklet), 4.7.2009, S.12f., S. 13.

13 vgl. Fußnote 11.

Literatur als fremde Sprache – fremde Sprache(n) in der Literatur. Anmerkungen zum mehrsprachigen Schreiben von Irena Brežná und Ilma Rakusa

„Meine deutschen Worte sind so weit von mir entfernt, wie Menschen Abstand zu sich selbst haben, die schon erwachsen geboren werden.“¹

Irena Brežná

„Im Deutschen agiere ich geteilter, als Beobachterin meines Tuns. Ich unterscheide, ich wäge ab und wähle aus. Ich kontrolliere meinen Gang, von Wort zu Wort.“²

Ilma Rakusa

Lange galten Literatur und Mehrsprachigkeit – die eine Ausdruck höchster sprachästhetischer und stilistischer Kompetenz und als solche an die Muttersprache gebunden, die andere Synonym für eine kontaminierte oder reduzierte Muttersprache, also für eine literarische Tätigkeit im Grunde ungeeignet – als miteinander unvereinbar. Zwar gibt es historisch gesehen eine große Zahl von Schriftstellern und Schriftstellerinnen, die zwei- oder mehrsprachig aufgewachsen sind oder im Erwachsenenalter einen Sprachwechsel vollzogen haben, doch erst mit der weltweiten Zunahme der Migrationen stößt schriftstellerische Tätigkeit jenseits des sprachlichen ‚Reinheitsgebots‘ auf Interesse und Akzeptanz in der Öffentlichkeit. Was Schreiben in mehrsprachigen Kontexten im besten Falle bedeutet, zeigen im deutschsprachigen Raum aktuell die Texte jener Autoren und Autorinnen, die nach Deutschland, Österreich und in die Schweiz eingewandert oder Nachkommen von Immigranten sind. Terezia Mora, Feridun Zaimoglu, Ilija Trojanow, Saša Stanišić, Rafik Schami oder Zafer Şenocak, um nur einige Namen zu nennen, tragen mit ihrem

1 Irena Brežná: Falsche Mythen. Reportagen aus Mittel- und Osteuropa nach der Wende. Bern: eFef 1996, S. 58 (im Folgenden FM).

2 Ilma Rakusa: Der Tumult des Kopforchesters. In: Uwe Pörksen/Bernd Busch (Hg.): Eingezogen in die Sprache, angekommen in der Literatur. Positionen des Schreibens in unserem Einwanderungsland (Valerio 8/2008). Göttingen: Wallstein 2008, S. 77.

kreativen Potential entscheidend dazu bei, dass die deutschsprachige Gegenwartsliteratur im neuen Jahrtausend mehr Aufmerksamkeit im Ausland gewinnt.

Auch das Schreiben von Irena Brežná und Ilma Rakusa – beide osteuropäischer Herkunft und in der deutschsprachigen Schweiz lebend – bewegt sich im Spannungsfeld mehrerer Sprachen und Kulturen: Sie sind nicht nur als Thema und Konzept, sondern auch als ästhetisches Gestaltungsprinzip präsent. Beide setzen der gängigen Idee der reinen, homogenen und virtualisierten Sprache ihre Texte entgegen, die neben der Darstellung realer Mehrsprachigkeitssituationen und damit individueller Sprachpraktiken auch mit textinterner Mehrsprachigkeit experimentieren. Ausgehend von den Sprachbiographien der Autorinnen, von ihren wichtigsten Sprachen und ihren Einstellungen zu ihnen, sollen im Folgenden die Besonderheiten zweier multilingualer Schreibkonzepte erörtert werden, die m. E. dem Ideal eines zukünftigen, mehrsprachigen Europas eindrucksvoll nahe kommen. Am Beispiel ihrer fiktionalen Texte – *Die beste aller Welten*³ von Irena Brežná und *Mehr Meer*⁴ von Ilma Rakusa – sollen anschließend die ästhetischen Dimensionen einer solchen Sprachauffassung und die Konsequenzen für das literarische Schreiben der Autorinnen untersucht werden.

1. Zwei europäische (Sprach-)Biographien

Irena Brežná wurde 1950 in Bratislava, in der damaligen Tschechoslowakei, geboren und emigrierte mit ihren Eltern 1968 in die Schweiz. Dort studierte sie in Basel Psychologie, Philosophie und Slawistik. Sie war lange Jahre als Psychologin und Dolmetscherin (vor allem für Amnesty International) tätig und arbeitet seit Anfang der neunziger Jahre als freie Publizistin und Schriftstellerin. In ihren ersten Reportagen und Essays brachte sie den westeuropäischen Gesellschaften das Leben hinter dem Eisernen Vorhang näher, dessen tiefste Existenzerfahrung „das Gefühl des Provinziellen und damit des Langweiligen, des Engen, des Staubigen, des Unvollkommenen, des Lebens im Abseits“ war.⁵ Eine Selbsteinschätzung, die ohne den verklärenden Blick auf den Westen, der als „der Inbegriff des Lebens an sich, der Würde, der Vollkommenheit, der Freiheit, der Weite“ (SF, S. 29) galt, freilich nicht denkbar gewesen wäre.

3 Irena Brežná: *Die beste aller Welten*. Roman. Berlin: edition ebersbach 2008 (im Folgenden B).

4 Ilma Rakusa: *Mehr Meer*. Erinnerungspassagen. Graz: Droschl 2009 (im Folgenden MM).

5 Irena Brežná: *Slowakische Fragmente*. So kam ich unter die Schweizer. Basel: Mond-Buch 1986, S. 28f. (im Folgenden SF).

„Mir ist die Heimat abhanden gekommen, [...] und seitdem sehe ich mich in der halben Welt nach ihr um“⁶, heißt es in einem ihrer späteren Essays. Ohne Wehmut, fast gleichgültig, spricht sie über den Riss, den die Familienflucht vor den Panzern in der Kontinuität ihrer Biographie, auch ihrer Sprachbiographie, verursacht hat. Wenn man ihren *Slowakischen Fragmenten* (1986) Glauben schenken kann, war es nicht immer so, und auch das Wiedersehen mit Land und Leuten kurz nach der Wende fiel emotional aus. Ihre heutige abgeklärte Haltung ist das Ergebnis eines langwierigen Ortungsprozesses, mit mehreren Zwischenstationen von Guinea über Kosovo bis Tschetschenien, die ein leidvolles Oszillieren zwischen der Herkunfts- und Aufnahmekultur von vornherein verhindert haben; festgehalten in zahlreichen preisgekrönten Reportagen über Heimatlose, Einzelne wie ganze Völker, die sie auf ihrer Odyssee als Chronistin begleitete.⁷ Zwar bekommt die slowakische Heimat „eine Bleibe in der Ferse, unter der dicken Hornhaut“, weil man sie braucht, „um lange Fußmärsche durch so viele Absurditäten auszuhalten“ (SS, S. 18), doch längst ist die Autorin von ihr distanziert genug, um in der Welt immer von neuem nach einer geistigen Heimat zu suchen.

Ilma Rakusa, Jahrgang 1946, ist im slowakischen Rimavská Sobota als Tochter einer ungarischen Mutter und eines slowenischen Vaters geboren. Ihr Familiennetz spannt sich über ganz Mittel- und Osteuropa, das sie im Laufe der Jahre auf der Suche nach ihren Wurzeln kreuz und quer bereist hat. Sie selbst verbrachte ihre frühe Kindheit in Budapest, Ljubljana und in der Nähe von Triest. Nach Zürich, wo sie heute lebt, kam sie 1951 mit ihren Eltern. Nach dem Abitur studierte sie Slawistik und Romanistik an der Universität Zürich und promovierte dort 1971 zum Motiv der Einsamkeit in der russischen Literatur. Eine akademische Karriere hat sie nur bedingt angestrebt: Schreiben und Übersetzen scheinen trotz regelmäßiger Lehraufträge am Slawischen Seminar Priorität zu genießen.

6 Irena Brežná: Die Sammlerin der Seelen. Unterwegs in meinem Europa. Berlin: Aufbau 2003, S. 11 (im Folgenden SS).

7 Für ihre Reportage „Sammlerin der Seelen“ über eine tschetschenische Menschenrechtlerin erhielt die Autorin 2002 den renommierten Theodor-Wolff-Preis. Zu Brežnás Reportagen siehe zwei Arbeiten der slowakischen Germanistin Dagmar Košťálová: „Kultur des Widerstandes“. Irena Brežná Reportagen aus Tschetschenien. In: Peter Wiesinger (Hg.): Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert. Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000, Bd. 7, Bern: Peter Lang 2002, S. 263-267 und Die Migrantenschriftstellerin Irena Brežná. In: Ian Foster/Juliet Wigmore (Hg.): Neighbours and Strangers. Literary and Cultural Relations in Germany, Austria and Central Europe since 1989. Amsterdam: Rodopi 2004, S. 73-84.

Rakusa versteht sich als „eine deutschsprachige Schriftstellerin, die in Zürich lebt“⁸, doch wer ihr Schaffen kennt, weiß, ihre Sesshaftigkeit ist eine Illusion. Sie ist körperlich wie geistig ständig unterwegs, und erschafft sich aus transnational althabsburgischen, mediterranen und russischen Einflüssen ein eigenes Koordinatensystem. Ihr Schreiben lebt folglich von der „Spannung zwischen sinnlich-realer und imaginativer Exploration, zwischen der Neugier des Aufbruchs und der Ruhe kreativen [...] Innehaltens“.⁹ Das Übersetzen – und dies wohl im doppelten Sinne – ist dabei nicht nur eine lebenspraktische Maßnahme, die Rakusa schon als Kind beherrschte, sondern auch ein Arbeitsverfahren, das ihr ermöglicht, aus „persönlichen Erfahrungen, Lektüren und Utopien“¹⁰ eine eigene literarische Welt zu kreieren. Die Literaturlandschaften europäischer Peripherien fügen sich in ihrer Darstellung zu einem grenzenlosen Raum zusammen, der sie nie wirklich waren und zu dem sie womöglich auch nie werden können, in dem man aber, wie die Dichterin, den Traum eines kulturellen und sprachlichen Miteinanders, ja Simultaneität, symbolisch leben kann. So wird Schreiben von Rakusa nicht zuletzt auch als ein „Fort- und Überschreiben“¹¹ verstanden, wobei sie sich „vom utopischen Ort ihres Schreibens aus“, so Walter Schmitz, „Heimat‘ als Gemeinschaft der großen europäischen Literatur“¹² erschließt. Denn für Ilma Rakusa erzeugen herkömmliche Begriffe wie nationale Zugehörigkeit oder Heimat im geographischen Sinne keine emotionale Resonanz mehr.¹³

2. Lauter bunte Sprachkleider

Was die Sprachen und Mehrsprachigkeit betrifft, sind sie bei Brežná eine thematische Konstante. Hierin unterscheidet sie sich nicht wesentlich von anderen deutschsprachigen Schriftstellern, deren Literatursprache nicht ihre Muttersprache ist. Brežná geht in ihren Überlegungen von einer konventionellen Sprachauffassung und von einem Nebeneinander unterschiedlicher sprachlicher Systeme aus; eine Konstellation, bei der sprachliche Konflikt- und Konkurrenz-

8 Ilma Rakusa: Zur Sprache gehen. Dresdner Chamisso-Poetikvorlesungen 2005. Dresden: Thelem 2006, S. 7.

9 Ebd. S. 15.

10 Ebd.

11 Ebd. S. 20.

12 Walter Schmitz: Das Ich im Netz der Sprache. Zu Ilma Rakusas Schreiben. In: Rakusa, Ilma: Zur Sprache gehen. Dresdner Chamisso-Poetikvorlesungen 2005. Dresden: Thelem 2006, S. 208.

13 Vgl. Rakusa (Anm. 8), S. 9.

situationen mitgedacht werden müssen. Auch in ihrem Fall kam bei den (scheinbar) individuellen Erfahrungen und Entscheidungen den äußeren Einflüssen eine besondere Bedeutung zu, wie etwa das gesellschaftliche Ansehen der einzelnen Sprachen, ihre auf die Staatsideologie zurückzuführende Hierarchisierung oder eben das Trauma der (von den Eltern) erzwungenen Emigration.

Neben ihrer Muttersprache spricht Brežná Tschechisch, Russisch, Deutsch, Französisch und Englisch.¹⁴ Ihre Schriftsprache ist das Deutsche, erst seit einigen Jahren veröffentlicht sie auch auf Slowakisch journalistische Texte. Ihre erste Fremdsprache ist Russisch, das in den Schulen der sozialistischen Slowakei zwar ein Pflichtfach war, in der Bevölkerung aber ein eher geringeres Ansehen genoss. Die eigene Begeisterung, die nach Aussage der Autorin für ein körperliches Wohlbehagen sorgte und „irgendwie losgelöst von dem Land, wo sie [die russische Sprache] gesprochen wurde“ (SF, S. 13), existierte, musste man verbergen. Für ihr späteres Verhältnis zur Sprache und Kultur sind ihre Bekanntschaften mit russischen Emigranten in der Schweiz prägend: Das Russische im Exil ist in den Erinnerungen Brežnás „ein verwöhnter, genialer, traumatisierter, blasser jüdischer Knabe“ (FM, S. 56). Erst nach dem Fall des Eisernen Vorhangs, während ihrer Reisen durch die ehemalige Sowjetunion, wird es zum Werkzeug einer Journalistin, die ihre Erfahrungen und Erlebnisse durch mehrere Transformationsschritte in einer dritten Sprache, der deutschen, dokumentiert.

Als eine Art Sprachkulisse ihrer Kindheit wird im Roman *Die beste aller Welten* das Ungarische eingeführt. Der Großvater habe in seinen jungen Jahren in Budapest als Schlosser gearbeitet, von dort habe er die Großmutter nach Trenčín geholt, heißt es in den *Slowakischen Fragmenten*. Ungarisch war in der Familie die Geheimsprache der Erwachsenen. Trotz fehlender Sprachkenntnisse wird es als Teil der eigenen Identität wahrgenommen: Nur der Kopf versteht es nicht, „der Körper hat diese Sprache eingesogen, sie lebt in mir, [...] ich habe sie gern und warte, dass sie jeden Augenblick aus dem Bauch herauspringt. Dann werde ich die fremde Sprache umarmen und ihre Träume verstehen.“ (B, S. 55)

14 Im Falle des Tschechischen, das in ihrer Kindheit neben der slowakischen Muttersprache die andere Amtssprache der Tschechoslowakei war, könnte man von einer passiven Zweisprachigkeit sprechen, die sich in der Bevölkerung durch den Einfluss des Rundfunks und Fernsehens herausgebildet hatte, während die anderen vier Sprachen im Schul- bzw. im Erwachsenenalter als Fremdsprachen von ihr erworben wurden.

Laut eigener Aussage hat Brežná in der Schule auch Deutsch gelernt, tat dies aber ohne jegliches Interesse für die Sprache. Durch ihre Großmutter, die schlesisch-deutscher Herkunft war, wächst sie mit dem Bewusstsein auf, das Deutsche sei eine „Weltsprache“ (B, S. 114), doch eine, die in der Nachkriegszeit im kommunistischen Europa verpönt ist. In der Schweiz angekommen, überwiegt lange der Kulturschock. Die Schweizer als ein „introvertiertes Bergvolk in Betonbauten“ (SF, S. 58) sind primär fremd und provozieren „Verachtung, Misstrauen und Unwillen“ (ebd.):

Plötzlich war alles anders, die Körperformen der neuen Menschen schmäler und härter, ihre Haltung beherrschter, die Körper wie von einer inneren Achse gehalten, in unsichtbare und undurchdringbare Korsette eingeschlossen. Die Seele dieser Menschen ergoss sich zu meiner Verwirrung nicht über die matschigen Strassen, ich konnte sie jahrelang nicht einmal erblicken, so versteckt hauste sie hinter den Fassaden. Wenn ich sie doch manchmal hervorlockte, zitterte sie verschüchtert. Bald schlug mein Erstaunen in blinde Wut um. Warum sind sie nicht so wie wir? – fragte ich mich in fassungsloser Intoleranz. (SF, S. 58f.)

In der anfänglichen Orientierungslosigkeit rückt die Sprache in den Mittelpunkt ihres Interesses: Die Bedeutung der neuen Zielsprache für die Integration wird zwar schnell erkannt, doch stärker als die pragmatischen Gründe, die für eine Annahme sprechen, erweist sich ihre Weigerung, sich auch emotional auf sie einzulassen:

Ich verstand den Sinn der Worte, aber die Worte, flach und stumpf, waren auf eine Zeichensprache zusammengeschrumpft. Sie hingen lose irgendwo in der Luft, und wenn sie sich mir näherten, prallten sie an meiner Rüstung ab. [...] Die Worte waren keine magenleerende Achterbahn mehr, kein Wagnis und kein Rausch, sie ließen mich nicht schaudern, sie ließen mit sich nicht spielen, sie waren arbeitsam und humorlos, auf ihre nackte Existenz reduziert. Sie standen starr, zweckmäßig, geistlos und hungrig zur Verfügung. (SF, S. 59f.)

Dass der Kampf um die neue Sprache, der stets mit dem Kampf gegen den Verlust der alten einhergeht, für das Deutsche doch positiv ausgeht, hatte nicht nur mit den Möglichkeiten, die sie einem eröffnete, sondern paradoxerweise auch gerade mit der Muttersprache selbst zu tun: Es ist von „ungeahnte[n] Freiräume[n]“, „intelligenten

Zusammensetzspielen“, „wurzellose[r] Narrenfreiheit“ (SF, S. 61) und „Worten ohne Geschichte“ (FM, S. 61) die Rede, während die Muttersprache trotz Brežnás unbestreitbar starken Bindung an sie immer wieder – wohl aus der zeitlichen Distanz – mit Klebrigkeit und Modergeruch, indirekt auch mit Verpflichtung und Riten assoziiert wird (vgl. ebd. und SF, S. 61). Gleichzeitig ist ihr schon zu diesem Zeitpunkt bewusst, dass mit ihrer Wahl ihre sprachliche Fremdheit nicht aufgehoben ist, ganz im Gegenteil: „Inmitten von schweizerdeutschen Dialekten wähle ich die Hochsprache. Es ist, als wäre ich zu Besuch und weigerte mich, ins Kinder- und Schlafzimmer zu gehen, und säße aufrecht in der Wohnstube.“ (SS, S. 17)¹⁵

Dass Zugehörigkeiten doch nichts Endgültiges sind und folglich jederzeit revidiert werden können, zeigt Brežnás Wiedersehen mit ihrer „Uterussprache“ (SS, S. 20) kurz nach der Wende. Mit viel Selbstironie beschreibt sie die erste Begegnung mit ihr in einer ihrer Reportagen:

Ich fühle mich als Angeklagte, als wäre die Emigration ein schweres Verbrechen, und bin zu jedem zufälligen Slowakisch sprechenden Wesen so liebenswürdig, daß dies Mißtrauen weckt. Ich ver falle einem Kommunikationsrausch gerade dann, wenn ich geistig nicht ankomme; und wenn ich die Witze nicht verstehe, versuche ich es im gemeinsamen Weinen. Nähe um jeden Preis, ich verwische alles und alle, entschuldige Dummheit, Gemeinheit, Schlendrian, Betrug. Ich betrüge mich selbst. Ich ver rate meinen einzigen in der Fremde, in der fremden Sprache erworbenen Besitz – das wie böhmisches Glas geschliffene Denken. Ich werde ein diffuser Klanmensch. Hauptsache ein Klan, mein Volk. (SS, S. 19)

Nach drei Jahrzehnten Abstinenz ist der Klang der Muttersprache natürlich schöner, sanfter und lieblicher, als man es vermutet hatte. Die Erkenntnis, dass man so doch nicht mehr sprechen kann, ja sprechen will, kommt nach Jahren der Anstrengung, die Muttersprache ohne Schutz der Sprachgemeinde zu erhalten, unerwartet im

15 Bis heute ist ihre Haltung zu den Schweizer Dialekten eine zwiespältige: „Hier [in der Schweiz] klingt mein Hochdeutsch invalid, ich verstümmele es freiwillig, um meine Gesprächspartner mit einer wohl gestalteten Sprache nicht zu verärgern, nicht zu überfordern. [...] Je hässlicher, je hilfloser ich spreche, umso beschützter bin ich und verbrauche so wenig Kraft. Bleibe ich auf diese Art hörbar unvollkommen, werde ich keine Konkurrenz und man lässt mich in Ruhe. [...] Wage ich, ein allzu glattes Hochdeutsch auf die Einheimischen niederprasseln zu lassen, wird dies als Überlegenheitsgebärde im eigenen Revier dechiffriert und mit Feindseligkeit geahndet.“ Irena Brežnás Statement bei den 28. Innsbrucker Wochenendgesprächen (19.-21. Mai 2005), die unter dem Motto „Mit den Augen fremder Sprachen“ standen. Zitiert nach Vladimir Vertlib: Spiegel im fremden Wort. Die Erfindung des Lebens als Literatur. Dresdner Chamisso-Poetikvorlesungen 2006, Dresden: Thelem 2007, S. 64.

Traum. Brežná wählt die Metapher des Kleides, um die Kontextabhängigkeit jeglicher Sprachwahl zu verdeutlichen: Nach dem Aufwachen erscheint das „liebste, allerliebste Kinderkleidchen“ etwas „kurz und verwaschen“, denn „[i]m Schrank hängen Ballkleider aus Glitzerstoff“ (FM, S. 59f.). Sie steht zu der eigenen „sprachlichen Promiskuität“ (ebd., S. 60), bleibt aber auch der deutschen Sprache, deren Beschreibung etwas nüchtern ausfällt, treu:

Die Ballkleider sind verschwitzt, ich wasche mich und ziehe die deutsche Sprache an. Sie ist nicht meine Heimat geworden, sondern ein Geschenk des Zufalls, ein solide genähter Arbeitsanzug fürs Überlebenstraining, reißfest, wasser- und luftundurchlässig. (FM, S. 60f.)

Erst Jahre später wird die „tränenlose deutsche Sprache“ (SS, S. 78), die bis dahin nur deterritorialisiert, etwa in Siebenbürgen¹⁶, unter den sie umgebenden (und bedrohenden) Sprachen, Schutz und Liebe verdiente, als Teil der eigenen Identität wahrgenommen und verkündet: „Ich bin ein ehrgeiziges Adoptivkind der deutschen Sprache“ (FM, S. 61f.). Mit der Entscheidung für das Deutsche als Schriftsprache erscheinen gerade jene seiner Besonderheiten als Tugenden, die bis dahin ein Eins-Werden verhindert haben: Die Auseinandersetzung mit ihm lehrt nicht nur die Distanz zu der eigenen Person und den eigenen Erfahrungen, sondern das Deutsche sei auch eine Sprache, in der man am besten Logik vortäuschen und eine Intellektuelle spielen kann (vgl. FM, S. 61). Nicht zuletzt ist in ihr auch die eigene Geschichte aufgehoben: „Meine deutsche Sprache ist die Sprache einer ehemaligen Stummen, sie ist keine Selbstverständlichkeit, in jedem Wort ist der Überlebenswille. Diese Sprache soll nicht geglättet, mein Schicksal darf aus ihr nicht ausgemerzt werden. Meine Auferstehung in der deutschen Sprache ist das einzige Haus, das ich aufgebaut habe, die Worte sind meine gestalteten Dinge. In dieser Tat füge ich Mißtöne und Anmut zusammen, der poetische Akt ist meine Haltung zur Welt.“ (SS, S. 151).

16 „Das Deutsche war lange Zeit für mich Metall, Waffe, Werkzeug, es war Mann, ich rang mit ihm, er war der Andere, und er war übermächtig. In Siebenbürgen Anfang 1999 war dagegen die deutsche Sprache in der Minderheit, es zog mich zu ihr, dort, wo sie gegen den sicheren Tod ansprach, dort in der Konspiration fanden wir uns. Ich habe die deutsche Sprache nie vorher so viszeral lieben können wie in Siebenbürgen.“ (SS, S. 77).

3. „Stimmen im Kopforchester“¹⁷

Ilma Rakusas Sprachsituation ist auf den ersten Blick etwas komplizierter als die von Irena Brežná. Sprachen ihrer frühen Kindheit waren das Ungarische (Mutter-Sprache) und Slowenische (Vater-Sprache), dazu kamen im (geteilten) Triest der späten 1940er-Jahre das Italienische und das Englische, letzteres als die Verkehrssprache der amerikanisch-britischen Zone A. In den Jahren der Rastlosigkeit – des „Herumzigeunerns“ und der „Kofferkindheit“ (MM, S. 36 und 311) – war ein „leichtes Sprachgepäck“ überhaupt das Einzige, was man ohne Schwierigkeiten mitnehmen konnte.¹⁸ Sprachen markierten dementsprechend „Reichtum und Differenz“.¹⁹ Das Deutsche, Rakusas Sprache der literarischen Kreativität sowohl als Schriftstellerin als auch als Übersetzerin, kam mit fünf dazu. Den Dialekt lernte sie aus „Zweckmäßigkeit. Er drang nicht in mich ein. Selbstgespräche führte ich auf Hochdeutsch“ (MM, S. 106). Nach den drei Sprachen wird diese vierte „Fluchtpunkt und Refugium. Hier wollte ich mich niederlassen, hier baute ich mir mein Haus“ (MM, S. 107). Mit dem Studium der Slawistik und Romanistik erschlossen sich ihr schließlich das Russische und das Französische samt ihren Literaturen.

Angesichts dieser Sprachfülle verwundert kaum, dass die Schriftstellerin Fremde als den Umstand definiert, „die Sprache nicht zu verstehen“.²⁰ Über ihren „inneren Sprachhaushalt“ gibt sie in ihren Dresdner Poetikvorlesungen von 2005 ausführlich Auskunft und erklärt nicht nur,²¹ was für eine Beziehung sie zu den einzelnen Sprachen hat, sondern auch, wie sie sich zueinander verhalten. Für das Ungarische findet sie unzählige liebevolle Bezeichnungen und nennt sie eine „Küchen-, Katzen- und Kindersprache“, sowie „Märchen- und Gutenachtgeschichtensprache“, aber auch die „Sprache der Kosennamen und liebevollen kleinen Flüche“.²² Es ist die einzige Sprache, die spontan und mühelos angeeignet wurde, sogar ihre Slowenisch-Kenntnisse seien, so die Autorin, das Ergebnis einer bewussten Spracharbeit. Erst recht das Russische, Französische und Englische, die sie wohl im Laufe des selbsttätigen, regelgeleiteten Spracherwerbsprozesses, auch wegen ihrer grammatikalischen Systeme, lieben gelernt hat:

17 Rakusa (Anm. 8), S. 28.

18 Ebd., S. 7.

19 Ebd.

20 Ebd., S. 10.

21 Ebd., S. 29.

22 Ebd.

So kann ich meine Faszination fürs Russische ebenso analytisch begründen wie meinen Respekt vor dem Französischen. Russisch mit seinem stupenden Reichtum an affektiven Suffixen verfügt über eine emotionale Bandbreite wie keine andere mir bekannte Sprache, während das Französische einiges hinter seiner eleganten Rhetorik kaschiert, *très distingué*. Am Russischen liebe ich sein Kasussystem [...], während das kasuslose Englische mich durch seine Lakonie besticht. Seine kühlere Temperatur nehme ich in Kauf, zumal das Russische für große Temperaturschwankungen sorgt.²³

Auf die persönliche Identität der Autorin bezogen bedeutet dies, dass sie sich jedesmal in unterschiedlichen Welten bewegt, deren – nicht nur sprachliche – Konventionen und Regeln sie achten muss: „Ich bin jedesmal eine andere, verwandelt durch das Medium selbst“ (Ebd.). Selbsterlebtem und eigenen Lektüreerlebnissen kommt, wie schon erwähnt, eine besondere Bedeutung zu. Diese – im Sprachgebrauch der Autorin – „Hallräume“ der Sprachen sind selbstredend unterschiedlich geartet, Korrespondenzen ergeben sich nur selten. Der literarische Schaffensprozess – diesen Eindruck will sie uns vermitteln – hat kaum etwas mit „Dirigieren“ und „Regieführen“ zu tun, er wird „beherrscht vom Diversen und Konträren, das mannigfach in [ihr] wohnt“:²⁴

Es gibt Tage, da führe ich Selbstgespräche in fünf Sprachen und spüre, daß auch das Schreiben sich fünfsprachig gebärden möchte. Nimm von allem das Beste, darunter die einzigartigen (unübersetzbaren) *noms propres*, und schaff dir dein eigenes, multilingual changierendes Idiom. Das Deutsche liefert die ingeniösen, sinnlich kompakten Nominalkomposita (wie Unding, Fadensonne oder Gaumenkitzler), das Russische jene Suffixe, mit denen sich der Name Katharina (Jekaterina) 64 mal abwandeln läßt [...], das Ungarische die unübertreffliche rhythmische Eingangsformel für Märchen („Es war einmal, wo es nicht war, es war einmal ein Königsmädchen...“, „Volt egyszer, hol nem volt, volt egyszer egy királylányka...“), das Englische die Knappheit seiner Einsilber und seiner Syntax („don't ly, don't cry, don't be shy“). Und während ich diesen Mix bedenke, wird mir klar, daß er wesentlich vom Ohr gesteuert wäre: ich würde die („inkompatiblen“) Sprachen zusammenreimen, würde sie klanglich amalgamieren.²⁵

23 Ebd., S. 30.

24 Ebd.

25 Ebd., S. 31.

Im Gegensatz zu Brežná, bei der die Mehrsprachigkeit auf formaler Ebene vor allem in ihrem Roman *Die beste aller Welten* wirksam wird, gehört bei Rakusa der vielsprachige Text von Anfang an zu ihrem dichterischen Ausdruck. Die einzelnen Sprachen sollen in ihm – wider Erwarten – aber keine Kakophonie erzeugen, sondern zu etwas Eigenem geformt werden, in dem das Disparate aufgehoben wäre.²⁶ Hier drängt sich der Vergleich mit Oskar Pastior, einem von Rakusas „wahren literarischen Kosmopoliten“²⁷, auf, der im Laufe der Jahre aus seinen sprachlichen Versatzstücken eine eigentümliche Literatursprache für sich kreiert hat. Der Auseinandersetzung mit dem Pastiorschen Idiom, seinem Sprachamalgam, verdankt die Autorin wertvolle Impulse, unter anderem die Erkenntnis, dass es nicht immer auf das Verstehen ankommt. Die Musikalität der Sprache, die in Alliterationen, Assonanzen, Reimen, in repetitiven Mustern u. a. steckt, kann ebenfalls Quelle des literarischen Genusses sein, bei dem Halbverstandenes, Assoziationen und Ahnungen die Wirkung einzelner Wörter zusätzlich verstärken. Ihre Experimentierfreude dokumentieren Akronyme, Neunzeiler, Makkaronismen, Glossolalien, akrostichonartig aufgebaute Essays oder (säkulare) Litaneien. Dabei ist die Formsuche, in Rakusas Sicht übrigens ein genuin mitteleuropäisches Streben, keine „schiere Spielerei“, sondern resultiert aus der Überzeugung, dass „die Phantasie zu ihrer Entfaltung strenger Formgesetze bedarf“.²⁸

4. Im Gestrüpp der Worte

Sowohl Irena Brežná als auch Ilma Rakusa haben vor nicht langer Zeit ihre Kindheits- und Jugendjahre literarisch verarbeitet. Brežnás Roman mit dem ironischen, auf Voltaire anspielenden Titel *Die beste aller Welten* erzählt die Geschichte des elfjährigen Mädchens Jana in der Slowakei der 1950er-Jahre, die nach dem plötzlichen Verschwinden ihrer Mutter (im Gefängnis) in der verwirrenden Welt der Erwachsenen selbstbewusst ihren eigenen Weg sucht. Der Text lässt unterschiedliche Lesarten zu: Während die geschilderten Alltagserfahrungen und skurrilen Anekdoten das Bild einer glücklichen Kindheit in der kommunistischen Tschechoslowakei ergeben, entlarvt die Perspektive des Kindes, das die Dogmen und Phrasen der verschiedenen Weltanschau-

26 Vgl. ebd., S. 32.

27 Ebd., S. 28.

28 Ebd., S. 16.

ungen wortwörtlich nimmt, ironisch-satirisch die herrschenden Ideologien. In seinen Inhalten, oft aber auch in seinem Wortlaut, erinnert der Roman an Brežnás Essaysammlung *Slowakische Fragmente*. Neu ist dagegen die Raffinesse, mit der sie auf Zwischentöne, Risse und Bedeutungsleere in der Sprache aufmerksam macht. Ilma Rakusas *Mehr Meer* trägt demgegenüber den Untertitel *Erinnerungspassagen* und verweist damit auf das Bauprinzip dieser poetischen Autobiographie, die keine konventionelle Memoirenliteratur darstellt: Zwar ergibt sich durch die lebensgeschichtlichen Bezugspunkte eine Art Chronologie, doch die Grenzen zwischen Vergangenem und Gegenwärtigem sind durch die assoziative Aneinanderreihung von Orten, Erlebnissen, Stimmungen, Personen und Büchern aufgehoben. Die 69 Miniaturen fügen sich stattdessen wie Mosaiksteinchen zusammen und ergeben ein Gesamtbild, das über das Persönliche weit hinausgeht und das man auch als eine Art personalisierte und poetisierte Zeitgeschichte lesen könnte.

Beide Bücher sind auf mehreren Ebenen, inhaltlich wie formal, mehrsprachig. Brežná thematisiert die Multikulturalität der slowakischen Gesellschaft nur indirekt. Sie streut einige Hinweise auf eine früher real gelebte gesellschaftliche Mehrsprachigkeit, die in der Nachkriegszeit im Gegensatz zu der monokulturellen bzw. -lingualen Ideologie des Staates steht.²⁹ Auch die Benennungen der anderen Sprachen markieren im Roman entweder die Zugehörigkeit des Sprechers oder die Außensicht auf die Sprache: Aus dem Ungarischen wird auf diese Weise „die Sprache unserer Unterdrücker“ (SF, S. 54), dem Tschechischen „die Sprache unseres Brudervolks“ (SF, S. 61), dem Deutschen „die Weltsprache“ oder die Sprache des Feindes (vgl. SF, S. 126) und dem Russischen „die große Sprache“ bzw. die Sprache des großen Freundes (SF, S. 127). Nur das Französische wird ideologisch wertneutral zur „Nasalsprache“ (ebd.). Die persönlichen Beziehungen zu den einzelnen Sprachen, die eingangs ausführlich besprochen wurden, werden hier also verfremdet – durch die Staatsideologie gefiltert – dargestellt. Das Volk spaltet sich in „Wortschänder“ (SF, S. 15), die ekstatisch die Losungen der Regime skandierten bis nichts als bedeutungslose Worthülsen übrigblieben, und in „Wortjongleure“ (SF, S. 16), die sich im uneigentlichen Sprechen übten, bei dem gerade Pausen und Auslassungen ihr Eigenleben entfalteten. Die in den deutschen Text eingefügten Bausteine der Muttersprache, über die hier

29 Hier wohl im doppelten Sinne: als gesellschaftliche Mehrsprachigkeit, sprich Nebeneinander von Sprachen, und als Mehrsprachigkeit des Einzelnen.

noch die Rede sein wird, gehören zu Brežnás Methode, die Fremdheit, ja Absurdität, des anderen Lebensraumes, deren soziokulturelle Realität zudem als Produkt eines vergangenen politischen Systems erfahrbar gemacht wird, zu betonen. Alles in allem war das „ein spannendes Spiel mit ästhetischen Effekten“ (ebd., S. 17), meint Brežná, und nennt damit schon in den *Slowakischen Fragmenten* den Grund für das später gewählte Schreibverfahren.

Auch bei Ilma Rakusa ist das vom politischen Unbehagen geförderte Nomadentum der Eltern – das keine Flucht, immer nur ein Kofferpacken war (vgl. MM, S. 35) – eine nicht minder emotionale Angelegenheit: „Ich wurde ja auch nicht gefragt. Das Weggehen entschieden die anderen.“ (MM, S. 34f.) Sich zwischen fremden Gegenständen bewegend, klammert sich das Kind an *kesztye* (vom ungarischen *kesztyű*), einen großen Pelzhandschuh, der die Spielsachen ersetzt und vor allem Geborgenheit vermittelt. Es nimmt der Welt ihre Fremdheit, in dem es beobachtet und Slowenisch lernt, ganz stumm, für sich. Verdeutlicht wird der Prozess der Weltaneignung im Text durch Wortkolonnen, deutsche und slowenische (letztere auch in Großbuchstaben, vgl. MM, S. 45), eine Methode, die Rakusa nicht nur für die Darstellung dieses frühen Stadiums des Sprachbewusstseins benutzt. Auch im italienischen Barcola dringen, neben Sätzen und Dialogen, oft nur einzelne Wörter oder gar Wortfetzen zu ihr ins Siestazimmer und beflügeln die kindliche Phantasie. Bald spielen Geräusche, Gerüche oder das Spiel des Lichts und Schattens eine größere Rolle als die Welt hinter den Jalousien, der Klang der Sprache eine größere als ihre Bedeutung. „Gurgelnd und kehlig und blumig rann die Sprache dahin, und ohne die Worte zu verstehen, wußte ich, daß sie poetisch waren“ (MM, S. 306), heißt es anlässlich eines Besuchs Jahre später in Georgien über die fremde Sprache, der sie sich ebenfalls mit dem Ohr nähert. Auffallend ist bei der Zusammenführung all dieser Erfahrungen in der deutschen Sprache nur, dass die Schweiz, Rakusas Lebenswelt, im Buch (in ihren literarischen Texten überhaupt) kaum vorkommt: Die Distanz zu ihr markieren Begriffe wie „begrenzter Horizont“, „pedantische Ordnung“ (MM, S. 108) und „Fassung. Fassade“ (MM, S. 110). Auf formaler Ebene stolpert der Leser bei beiden Schriftstellerinnen permanent über nichtdeutsche Begriffe, Redewendungen, Anspielungen auf Kultur- und Lebenswissen und literarische Zitate. Brežná begnügt sich nicht mit den üblichen slowakischen Personen- oder geographischen Namen, die atmosphärisch auf die fremde Kultur verweisen könnten. Überhaupt erscheinen die ersteren, auf eine Vorliebe des

Slowakischen hindeutend, bevorzugt in Diminutivform oder als Kosenamen („Danko“, „Janko“, „Helenka“, Mirko“), während die Länder- und Städtenamen, wie schon die Sprachen, nur als Umschreibungen vorkommen. Neben dem slowakischen Begriff *čvirikať* (SF, S. 8, 9 und 65, „zwitschern“), aus dem (als einzigem) mit deutscher phonetischer Transkription und Infinitivendung „tschwirieren“ wird, und dem Begriff „Drahtmänner“ (SF, S. 18), den die Autorin vermutlich durch die Muttersprache beeinflusst statt des Begriffs „Kesselflicker“ verwendet, werden Begriffe und Redewendungen spiegelübersetzt in den deutschen Text integriert. Mit Erklärung stehen im Roman Redewendungen wie z. B. *spraviť dieru do sveta* – „ein Loch in die Welt machen. So heißt bei uns eine große Tat [...]“ (SF, S. 98) oder *zašit' sa doma*, wobei der Rückzug ins Private gleich auch durch eine Beispieltätigkeit verdeutlicht wird: „Mit einer Frau führt ein normaler Mann kein normales Gespräch, [...], sondern balzt und balzt, auch wenn er vom Brückenbauen todmüde ist und *sich* am liebsten *zu Hause einnähen* möchte, wie man den Rückzug zum gemütlichen Witzblattlesen nennt.“ (SF, S. 157, Hervorhebung durch die Verfasserin). Ohne Erklärung steht dagegen „das Leben ist *gombička*“ (SF, S. 61). Die Fremdheit des Ausdrucks wird durch die Übersetzung des slowakischen Wortes („Knöpfchen“), die über die eigentliche Bedeutung keinen Aufschluss gibt, nicht nur erhalten, sondern auch verstärkt. Im Weiteren wird auch darauf hingewiesen, dass von slowakischen Kindern jeder Mann mit „Onkel“ und jede Frau mit „Tante“ angesprochen wird, auch wenn keine verwandtschaftlichen Beziehungen bestehen, oder dass Invalide im Slowakischen „die[jenigen sind], denen etwas zugestoßen ist“ (SF, S. 33). Besonders liebevoll, mit onomatopoetischen Begriffen, wird der Nachname des Großvaters „Šumichrast“ erklärt:

Ich gehe mit dem Großvater durch den Wald und lobe mal rechts, mal links einen Baum, und der Wald biegt sich, wiegt sich und rauscht: šumi, šumi. Mit diesen zwei Silben fängt der Name des Großvaters an. Und wenn es Chrast macht, ist ein Reh oder ein Vogel im Gebüsch. Chrast ist die dritte und letzte Silbe in Großvaters Namen. (SF, S. 110)

Auf eine andere Art und Weise wirken die nacherzählten slowakischen oder russischen Volksmärchen und die Heldengeschichten der Proletarier. Viele Anspielungen bleiben für einen nichtkundigen Leser überhaupt unentdeckt, wie etwa die Legende von Juraj Jánošík, des Nationalhelden der Slowaken (SF, S. 146). Auch literarische Zitate wie

z. B. von Samo Chalupka, einem Dichter der Romantik, dienen nur der Erhellung bestimmter Sachverhalte (hier die Versklavung durch das Regime, vgl. SF, S. 13). Sie sind aber, auch ohne die Kenntnis der Zusammenhänge, als Geschichten interessant.³⁰

Ilma Rakusa geht in *Mehr Meer* ähnlich vor, auch wenn sie seltener Anleihen bei den fremden Sprachen macht. Das Ungarische ist in Form von Kinderreimen und -gedichten, sowie Märchen und Liedern präsent, wobei die Auswahl immer wieder Texte beinhaltet, in denen die türkische Fremdherrschaft früherer Jahrhunderte in Ungarn ihren Niederschlag fand. So folgt auf eine Szene mit der ungarischen Kinderfrau Piri, in der sie das Kind einen Pascha zeichnen lässt, das dazugehörige Sprüchlein auf Ungarisch (vgl. MM, S. 39) oder wird das Märchen vom „türkischen Kaiser“ und dem Hühnchen, das um sein diamantenen Halbkreuzer kämpft (vgl. MM, S. 40), auf Deutsch erzählt. „Im Rückblick osmanisiert sich mein Budapest mehr und mehr“ (MM, S. 39), stellt Rakusa zwischendurch fest. Doch wesentlicher erscheint mir hier, dass die Zwei- und Vierzeiler (im Text stets zweisprachig) oder die Erwähnung von Kinderliedern (etwa vom Debrecener Truthahn, vgl. MM, S. 43) eingesetzt werden, um Glücksmomente einer unsteten Kindheit zu markieren. Während das Vergangene vom Gegenwärtigen Grenzen trennen, vermitteln Sprache und mitgebrachtes ‚Kulturgut‘ das Gefühl der Kontinuität. Fließend ist durch die Kinderfrau in Barcola, einer Triestiner Slowenin, mit der slowenische Lieder gesungen werden, auch der Übergang ins Italienische.

Die Mehrsprachigkeit des Textes verliert sich auf formaler Ebene nie ganz, doch dort, wo die Erinnerungen über die Jahre der exzessiven Lektüren eines introvertierten Kindes erzählen oder das Interesse an den Sprachen vorübergehend Rakusas Musikbegeisterung weichen muss, werden sprachliche Anleihen seltener. In den Beschreibungen von ihren Begegnungen mit berühmten Künstlern oder von Reisen in entlegene Gegenden Europas und der Welt tauchen nur vereinzelt fremde Wörter auf. Die Auseinandersetzung mit fremdsprachlichen und -kulturellen Einflüssen findet zunehmend mit und in der Literatur statt. Wenn Erfahrungen und Erlebnisse auf den Punkt gebracht werden sollen, übernimmt das Englische diese Aufgabe (vgl. MM, S. 25,

30 An dieser Stelle soll angemerkt werden, dass sprachliche Interferenzen, mithilfe einer fremden Sprache gebildete Neologismen, fremde grammatische Strukturen u.a., die einem deutschen Text eine besondere Prägung geben, in der Übersetzung nicht mehr „funktionieren“. Wie schon bei der ungarischen Übersetzung Terezia Moras Erzählbandes „Seltsame Materie“, musste ich auch hier feststellen, dass der Text stellenweise seine Wirkung verliert. Besonders fatal erweisen sich dabei die mitübersetzten Kommentare für den deutschen Leser.

S. 123 u.a.), das ihrem Ideal von syntaktischer Kürze und Prägnanz am meisten entspricht. Deutsch-englische Texte, in denen das Englische als kontrapunktische Stimme ein konstituierendes Element ist, gehören übrigens ebenfalls zu ihrem Fundus experimenteller Texte.³¹

5. Zum Schluss

Auch im Zusammenhang mit dem Schreiben der beiden hier behandelten Schriftstellerinnen drängt sich die Frage auf, die Ilma Rakusa in ihren Dresdner Poetikvorlesungen für Marina Zwetajewa, aber auch für Vladimir Nabokov, Danilo Kiš und Joseph Brodsky, formulierte, nämlich „ob zwischen der obsessiven Spracharbeit und dem fragil-prekären Emigrantenzustand nicht ein wesentlicher Zusammenhang besteht?“ Sie selbst erkennt im Spiegel der Schriften von Zwetajewa und Kiš die „eigene Sprachobsession (und deren teilweisen Ersatzcharakter)“³² und auch Brežnás Rastlosigkeit und ‚Weltsammlerei‘ erscheint mir als die Erschaffung eines geistigen Ortes in der deutschen Sprache, in dem die ursprüngliche Heimat und deren Echo- und Gegenräume ein Ganzes ergeben. Im Laufe der Jahre haben beide – wenn auch auf anderen Wegen – gelernt, ihr Mehr an kulturellen Traditionen und Sprachen als das (internalisierte) Andere der eigenen Identität zu empfinden und in ihrem mehrsprachigen literarischen Schreiben, sei es als Denkhorizont, Thema oder Gestaltungsprinzip, zu verarbeiten. Dieser Beitrag soll als Einführung in das komplexe Thema gelten und den Weg ebnen, einen wissenschaftlichen Zugang zu den sprachschöpferischen Qualitäten der Texte nicht nur dieser Autorinnen zu bekommen.

31 Hier vor allem der Gedichtzyklus „Love after love“ (2001). Vgl. Ilma Rakusa: Der Tumult des Kopf-orchesters. In: Uwe Pörksen/Bernd Busch (Hg.): *Eingezogen in die Sprache, angekommen in der Literatur. Positionen des Schreibens in unserem Einwanderungsland*. Valerio 8/2008. Göttingen: Wallstein 2008, S. 78.

32 Rakusa (Anm. 8), S. 74.

Sinn und Bedeutung bei Vladimir Vertlib Zum Zusammenhang von Mehrsprachigkeit und literarischer Kreativität

Der deutsch schreibende Autor Vladimir Vertlib wurde 1966 in der Sowjetunion, in der Stadt Leningrad geboren. Im Roman *Vertlibs, Zwischenstationen* (1999), berichtet der Erzähler, dass er im Alter von fünf Jahren mit seinen Eltern sein Heimatland verlassen musste. Heute existieren der Staat ‚Sowjetunion‘ und die Stadt ‚Leningrad‘ unter diesen Namen nicht mehr. Statt der Sowjetunion gibt es das postsozialistische Russland, statt Leningrad – Sankt Petersburg. Der Namensverlust und die Rückkehr alter Namen ist im Schreiben Vertlibs ein existenzielles und sprachliches Phänomen.

Die Emigration der Familie Vertlib hatte mehrere Stationen: „Israel – Österreich – Italien – Österreich – Niederlande – wieder Israel – wieder Italien – wieder Österreich – USA – und schließlich endgültig Österreich“¹. Diese Länder sind für den Erzähler in den Texten Vertlibs viel mehr als Orte, Landschaften oder Staaten. Es sind unterschiedliche Welten, die den „Grenzbereich“ des späteren Schreibens Vertlibs geprägt haben. So zum Beispiel äußert sich der Erzähler im Roman *Zwischenstationen* über einen amerikanischen Ort: „Manchmal mache ich Runden durch den Bezirk und stelle mir vor, ich sei anderswo, in einem fremden Land, dessen Namen ich nicht wissen möchte“.²

Vladimir Vertlib hat die ihm vom Schicksal aufgezwungene bittere Komparatistik der Emigration sehr früh erlebt und verstanden. Während seiner Odyssee ist dem Erzähler des Romans *Zwischenstationen* unter anderem die Bedeutung des Allgemein-Menschlichen klar und gegenwärtig geworden. In einer Szene in *Zwischenstationen* behauptet der Ich-Erzähler: „Es gibt nur Menschen [...]“ Und weiter: „diese Einteilung in Juden, Gojim, Inländer, Ausländer, Europäer, Nichteuropäer kotzt mich an“.³ Gleichzeitig begreift der Erzähler mit besonderer Intensität das Besondere an Menschen und Orten. In demselben Roman schreibt er: „Ich bin tatsächlich zum Österreicher geworden,

1 Vladimir Vertlib: *Spiegel im fremden Wort*. Dresden: Thelem 2008, S. 13. In der Folge wird aus diesem Werk mit SFW und einfacher Seitenzahl zitiert.

2 Vladimir Vertlib: *Zwischenstationen*. Roman. München: dtv 2009, S. 233.

3 Ebd., S. 287.

besser gesagt, zum Wiener. Ich muß Wien verlassen, um zu begreifen, daß ich im Laufe der Zeit alle Vorurteile dieser Stadt übernommen habe – die Selbstgefälligkeit, Überheblichkeit, Egozentrik und narzißtische Haßliebe, die Verachtung der ‚Provinz‘, ein Minderwertigkeitsgefühl gegenüber dem Ausland und nostalgische Verklärung der einstigen Bedeutung als Metropole“.⁴ Die Dialektik des Allgemeinen und Besonderen, des Fremden und Eigenen, die Fähigkeit verschiedene Phänomene zu vergleichen und gleichzeitig auf den Vergleich zu verzichten, bestimmen wesentlich das Schreiben Vladimir Vertlibs. Diese Dialektik bildet auch allgemeine Grundlagen der Komparatistik. Da Vladimir Vertlib diverse Probleme der Komparatistik in seinen Texten anspricht und thematisiert, scheint uns das komparatistische Herangehen an seine literarische Arbeit passend zu sein.

Zum Bereich moderner Komparatistik gehört unter anderem eine neue Fachrichtung – die „vergleichende Konzeptologie“. Dieser Terminus wurde vom russischen Linguisten und Kulturwissenschaftler Jurij Stepanov vorgeschlagen.⁵ „Vergleichende Konzeptologie“ stützt sich auf den Begriff des „Konzeptes“.⁶ Es ist interessant, dass das Wort „Konzept“ auch in den Texten Vladimir Vertlibs vorkommt. In seinen Dresdner Chamisso-Poetikvorlesungen (2006) erwähnt er „Konzepte jüdischer Zugehörigkeit“ (SFW, 153).

Stepanov beschreibt das Konzept als eine Einheit, die neben dem „begrifflichen Kern“ eine geschichtliche Schicht (innere Form) und eine aktuelle Schicht besitzt. Diese aktuelle Schicht setzt psychische Reaktionen, Assoziationen und Erinnerungen voraus, die das sprachliche Konzept in Kommunikationspartnern auslösen kann. Das Konzept als sprachlicher Ausdruck ist mit der emotionalen Beziehung zu einer konkreten Sprache verbunden. Nicht nur die Hauptbedeutung des Wortes, sondern auch sein Klang, die mit ihm verbundenen Erinnerungen, Erlebnisse und Assoziationen, sind für die Rezeption eines

4 Ebd., S. 300.

5 Jurij Stepanov: Intertext, Internet, Intersubjekt (k osnovanijam sravnitelnoj konceptologii). In: Izvestija AN. Ser. Literaturi i jazika, 2001, T. 60., N. 1. Moskau: Nauka, 2001, S. 3-11 (Jurij Stepanov: Intertext, Internet, Intersubjekt (zu Grundlagen der vergleichenden Konzeptologie). In: Beiträge der Russischen Akademie der Wissenschaften. Reihe Literatur und Sprache, 2001, T. 60, N. 1. Moskau: Nauka, 2001, S. 3-11). Jurij Stepanov: Koncepti. Tonkaja pljenka civilizazii. Moskau: Jaziki slavjanskich kultur 2007 (Jurij Stepanov: Konzepte. Eine Dünne Schicht der Zivilisation. Moskau: Jaziki slavjanskich kultur 2007).

6 Zinaida Popova, Josef Sternin: Kognitivnaja Lingvistika. Moskau: AST: VOSTOK-ZAPAD, 2007 (Zinaida Popova, Josef Sternin: Kognitive Linguistik. Moskau: AST: VOSTOK-ZAPAD, 2007). Sergej Askoldov: Koncept i slovo. In: Vladimir Neroznak. (Hg.): Russkaja slovesnost. Ot teorii slovesnosti k strukture teksta. Antologija. Moskau: Academia 1997, S. 267-279. (Sergej Askoldov: Konzept und Wort. In: Vladimir Neroznak. (Hg.): Von der Theorie der Rhetorik zur Textstruktur. Anthologie. Moskau: Academia 1997, S. 267-279).

Konzeptes wichtig. Im Kontext der interkulturellen Kommunikation und der Kulturwissenschaft wird das Konzept oft als Einheit einer „subjektiven Wissenschaft“ aufgefasst.⁷ Stepanov betont, dass Konzepte nicht nur verstanden, sondern auch „empfunden“ und erlebt werden. Für den Autor Vertlib sind die Namen „Emigration“, „Krieg“, „das Fremde“, „jüdische Schicksalsgemeinschaft“, „Zuwanderer“, „Grenze“ u.s.w. zu Schlüsselwörtern geworden.

Unter dem Terminus ‚Konzept‘ verstehen die Theorie der interkulturellen Kommunikation und die Kulturwissenschaft eine mentale Einheit, die im Gedächtnis einzelner Menschen und Gruppen gespeichert wird und sich in der Kommunikation in verbalen und nichtverbalen Formen manifestiert.⁸ Als mentale Einheit bedeutet das Konzept die Abbildung eines Denotates im Gedächtnis. Dieses Gebilde existiert als ein Schema, als Bild ohne Namen.⁹ Die Namensgebung, die Namensverleihung und der Namensverlust entstehen in der Kommunikation. Deswegen werden die Begriffe ‚Konzept‘ und ‚Sinn‘ in der Tradition des deutschen Philosophen und Mathematikers Gottlob Frege oft als Synonyme verstanden.

Mit den Worten Vladimir Vertlibs könnte man den ‚Sinn‘ als „Mehrwert an Erkenntnis“ bezeichnen. Dieser „Mehrwert an Erkenntnis“ entsteht durch die ungewohnte, neue, verfremdete Verwendung von Namen in der Kommunikation.

Einem mentalen Konzept können mehrere sprachliche Konzepte entsprechen. Sprachliche Reaktionen auf einen mentalen Stimulus bilden ein eigenes Netz in literarischen Werken. Konzepte werden durch verschiedene Schlüsselwörter, Wortgruppen, Wortreihen, Titel der Werke, Metaphern, Symbole, Gesten und ‚Präzedenztexte‘ ausgedrückt.¹⁰ Für die Komparatistik sind hybride, gemischte Konzepte besonders interessant. Diese Konzepte weisen eine Doppelstruktur, präziser gesagt, eine Mehrfachstruktur auf. Es gibt deutsch-russische, russisch-österreichische, jüdisch-russisch-österreichische Konzepte u.s.w.

Diese gemischte Blickperspektive auf mentale und sprachliche Erscheinungen ist für das Schreiben Vladimir Vertlibs sehr wichtig. In

7 Jurij Stepanov: Konstanti Slovar russkoj kulturi. 2-izd. Moskau: Akademicheskij Projekt 2001, S. 43-83. (Jurij Stepanov: Konstanten. Wörterbuch der russischen Kultur. 2. verbesserte und erweiterte Aufl. Moskau: Akademicheskij Projekt 2001, S. 43-83.). Jurij Stepanov: Koncepti. Tonkaja pljenka zivilizazii. Moskau: Jaziki slavjanskich kultur 2007. (Jurij Stepanov: Konzepte. Eine dünne Schicht der Zivilisation. Moskau: Jaziki slavjanskich kultur 2007).

8 Vgl. Jurij Stepanov (Anm. 7). S. 135-141.

9 Ilja Gorelov: Izbrannije trudi po psicholinguistike. Moskau: Labirint 2003, S. 233. (Ilja Gorelov: Ausgewählte Publikationen zur Psycholinguistik. Moskau: Labirint 2003, S. 233).

10 Jurij Karaulov: Russkij jazik i jazikovaja lichnost. Moskau: URSS 2002. (Jurij Karaulov: Russische Sprache und sprachliche Persönlichkeit. Moskau: URSS 2002).

seinen Texten könnte man die Wörter „der Goj“ und „der Jude“ als Beispiel für gemischte Konzepte betrachten. Im Roman *Letzter Wunsch* (2006) versucht Gabriel Salzinger, „ein deutscher Jude“, „den letzten Wunsch seines verstorbenen Vaters zu erfüllen: ihm ein Grab „auf dem jüdischen Friedhof der deutschen Stadt Gigricht, neben seiner Frau“ zu sichern.¹¹ Dagegen protestiert eine Mitarbeiterin der Israelitischen Kultusgemeinde, die herausgefunden hat, dass „Gabriels Vater nach orthodox jüdischem Verständnis kein Jude gewesen ist“. Seine Großmutter „mütterlicherseits war Christin“ (LW, 143). Gabriel Salzinger riskiert es, diese Situation in einer Radiosendung des Gigrichter Rundfunks offen zu besprechen. In der Diskussion behauptet Salzinger, dass der Jude und der Goj, der Nicht-Jude, ohne einander „nicht denkbar sind“. „Der christliche Europäer würde nicht existieren, gäbe es den Juden nicht, und der Jude wäre kein Jude ohne den Goj“ (LW, 152). Das ist ein Paar von Konzepten, das nur aus der Doppelperspektive verstanden werden kann.

Die Reihe von hybriden Konzepten ist prinzipiell offen. Es können immer neue Kombinationen, immer neue hybride Strukturen entstehen. Doppelstrukturen setzen eine Doppelperspektive voraus. Zwischen diesen unterschiedlichen Perspektiven kann es einen, wie Vladimir Vertlib in seinen Poetikvorlesungen schreibt, „Überlappungsbereich“ (SFW, 61) geben. Die Doppelperspektive verbindet Vertlib mit der „Mehrfachidentität“ (SFW, 59). Hybride Konzepte entstehen simultan und existieren nebeneinander. Genauso herrschen „die Gleichzeitigkeit und das Nebeneinander“ in der „schriftstellerischen Heimat“ Vertlibs, die im „Grenzbereich“ zwischen Ländern, Mentalitäten und Sprachen liegt (SFW, 59).

Hybride Konzepte aus dem Grenzbereich zwischen den russischen, österreichischen und jüdischen Welten sind mit der Differenz zwischen den Kategorien „Sinn“ und „Bedeutung“ aufs Engste verbunden. Der Unterschied zwischen „Bedeutung“ und „Sinn“ erklärt die Sprachaneignung Vladimir Vertlibs.

Als hybride Konzepte entfalten sich in seinen Texten das Fremde / das Eigene / das Andere / Zuwanderer / Jude / Sprache / Sprachheimat, Heimat / Heimatlosigkeit / Grenze / Emigration / Krieg etc.

Der Prozess der „Anpassung“ des Zuwanderers in die „fremde“ Kultur des Ziellandes ist mit der „Aneignung der neuen mentalen und

11 Vladimir Vertlib: *Letzter Wunsch*. München: dtv 2006. In der Folge wird aus diesem Werk mit LW und einfacher Seitenzahl zitiert.

sprachlichen Konzepte“ verbunden.¹² Infolge dieses langwierigen Prozesses wird der „zugewanderte Autor“, so Vertlib, „[...] nie ganz die Perspektive eines Einheimischen übernehmen können“ (SFW, 39). Der Grund für die Nichtübereinstimmung der ‚eigenen‘ und ‚fremden‘ kulturellen Tradition liegt im „von Generation zu Generation tradierten kulturellen und historischen Ballast“, den der „zugewanderte Autor“ unbedingt in die für ihn fremde mentale und sprachliche Norm hinüberträgt (SFW, 39). Andererseits wird auch der „einheimische Autor“, wie Vladimir Vertlib schreibt, „den Zuwanderer (im Idealfall) zwar gut verstehen, sich aber nie zur Gänze in ihn hinein fühlen können“ (SFW, 39). Auf diese Weise führt dieser Vorgang nicht zu der vollen Berührung zwischen zwei verschiedenen nationalen kulturellen Traditionen „im Punkt, der gleich zwei einander ähnelnde Daseinsformen zugehörig ist“.¹³ Aber, wie es bei Vertlib heißt, dieser „Mehrwert an Erkenntnis“ kann für den „zugewanderten Autor“ ein „Gewinn“ sein, wenn er „durch ihn die Uneindeutigkeit und Widersprüchlichkeit der Welt [...] genauer erkennen kann“ (SFW, 39). Wie oben erwähnt, kann die Bezeichnung „Mehrwert an Erkenntnis“ in dem Kontext Vladimir Vertlibs auch als ‚Sinn‘ verstanden werden.

Annäherung und Distanzierung der verschiedenen kulturellen Normen findet auch im Alltag statt. Im täglichen Leben teilt der Zuwanderer assoziativ die Teile des für ihn unbekannten Landes in ‚eigene‘ und ‚fremde‘ ein. Diese Einteilung kann so offensichtlich sein, dass der Zuwanderer in ‚eigenen‘ und ihm innerlich nahen Territorien unwillkürlich sein Denkverfahren aufs ‚heimatliche‘ umschaltet. Der Wunsch des Immigranten, dabei in seiner Muttersprache zu denken, kann nur als Beweis gesehen werden, dass ihm die Muttersprache bestimmte Assoziationen und Zusammenhänge eröffnet, und die virtuelle Rückkehr in seine sprachlich geprägten Heimatorte, wo er sich „wie zu Hause“ fühlen kann, möglich macht. So beschreibt V. Vertlib im Essay „Ich und die Eingeborenen“ (1999) die Gegend im 20. Wiener Gemeindebezirk, die „so genannte Brigittenau“ (SFW, 104), wo er seine Kindheit verbracht hat und in die Schule gegangen ist.¹⁴ Er bemerkt, dass die Freunde seiner Volksschulzeit „allesamt russisch-jüdische Einwanderer“ wie er waren, und wenn er später manchmal in diese Gegend kam, wechselte

12 Vladimir Sintschenko, Valerij Susmann, Zoya Kirnose, Gennady Rjabov. Slovar po mezkulturnoj komunikazii. Ponjatija i personalii. Moskau: Flinta-Nauka 2010, S. 10 (Vladimir Sintschenko, Valerij Susmann, Zoya Kirnose, Gennady Rjabov. Wörterbuch der interkulturellen Kommunikation. Begriffe und Personalien. Moskau: Flinta-Nauka 2010, S. 10).

13 Ebd., S. 87.

14 Vladimir Vertlib: Ich und die Eingeborenen. Literatur und Kritik Nr. 30 (299-300), 1995, S. 54-57.

er „automatisch die Sprache“, begann Russisch zu denken, erinnerte sich „an die russischen Kinderbücher“, die er gelesen hatte (SFW, 105). Dabei vergaß er, dass er in Österreich war, und konnte sich kaum vorstellen, „dass es auch gebürtige Wiener geben kann, ‚Eingeborene‘, die diese Gegend bewohnen. [...]“ (SFW, 105). Das war sein Wien, weil „an der Friedensbrücke, der Grenze zum Nachbarbezirk, begann das Ausland und die Anonymität feindlicher Häuserschluchten ...[...]" (SFW, 104f.). Mit der Zeit gelang es Vertlib „den langen Weg“ zu seiner neuen Sprache zu machen (SFW, 52).

Im Schreiben Vertlibs sind ‚Sinn‘ und ‚Bedeutung‘ zwei Kategorien, die sprachlichen und existenziellen Charakter haben. Der außersprachliche Aspekt der Kategorie ‚Sinn‘ verbindet sie mit ‚Wert‘ und ‚Moral‘. In diesem Zusammenhang steht der ‚Sinn‘ der ‚Moral‘, der Fähigkeit durch das Schreiben etwas bewirken zu wollen, sehr nahe (vgl. SFW, 117). Der Sinn des Schreibens ist für Vladimir Vertlib nicht neutral oder beliebig (vgl. SFW, 118). In den Texten Vertlibs wird der Sinn oft im Prozess der Hinterfragung von Klischees, als Resultat ihrer ironischen Brechung erzeugt (vgl. SFW, 122). Oft entsteht der Sinn im Subtext, als Zusammenspiel von Oberfläche und Tiefenstruktur.

Existenzielle und sprachliche Aspekte der Kategorien ‚Sinn‘ und ‚Bedeutung‘ sind gleich wichtig. Viel mehr aber möchten wir uns auf sprachliche Aspekte konzentrieren. In der zweiten Dresdner Vorlesung schreibt Vladimir Vertlib: „Deutschsprachiger Schriftsteller zu werden, ist für mich keine Selbstverständlichkeit gewesen. Die ersten Schreibversuche erfolgten auf Russisch. Im Deutschen hatten die Worte eine Bedeutung, im Russischen, meiner Muttersprache, einen tieferen Sinn“ (SFW, 58). Der Autor erklärt weiter: „Die Struktur der deutschen Sprache war erst zu erlernen, ihre Nuancen und Doppelbödigkeiten waren zu erraten, als das Russische mir schon als gut gestimmtes Instrument zur Verfügung stand, dessen Spiel ich mehr schlecht als recht, aber doch intuitiv beherrschte“ (SFW, 58). Diese Formel – „im Deutschen hatten die Worte eine Bedeutung, im Russischen, meiner Muttersprache, einen tieferen Sinn“ – scheint aber nur für die Anfänge der literarischen Arbeit Vertlibs zu stimmen. Später wurde ihm Deutsch zur Sprachheimat. Die Mehrfachidentität ließ hybride Konzepte entstehen und inspirierte Kreativität.

Es muss aber betont werden, dass Vladimir Vertlib gleichzeitig die Mehrsprachigkeit auch als „Reduktion“ und „Verlust“ versteht (SFW, 61). Im Sprachbewusstsein von vielen Immigranten bleiben immer „Außenbereiche“, die „monoglott oder fast monoglott“ sind. Hier

herrscht die „Einsprachigkeit“, die man ohne Übersetzung nicht überwinden kann. Jede Übersetzung hält der Autor Vertlib für eine Fiktion (vgl. SFW, 61).

In der zweiten Dresdner Vorlesung „Holprigkeiten, Lügen, Neukreationen. Chancen, Möglichkeiten und Grenzen von Literatur in einer Fremdsprache“ (SFW, 45-68) erklärt Vertlib seine „emotionelle Beziehung zur russischen und zur deutschen Sprache“ und verdeutlicht das anhand eines Beispiels mit dem Wortpaar „Sobaka“ / „Hund“. Das russische Wort „Sobaka“ hat für den Schriftsteller „einen unmittelbaren, einen hündischen Klang“. Das deutsche Wort „Hund“ hat sich hingegen in Vladimir Vertlibs Vorstellung vom „Lebewesen“ „emanzipiert“ (SFW, 55). Im Deutschen, so Vertlib, lässt das Wort „Hund“ „den Schatten eines Hundes entstehen ...einen „Hund an sich“, die Idee eines Hundes“ (SFW, 55). Obwohl solch eine Interpretation des Begriffes für den Schriftsteller „mehr Assoziations- oder Abstraktionsmöglichkeiten erlaubt“, was vom Autor als „Vorteil gegenüber den viel sinnlicheren und stimmigeren, aber dadurch in sich abgeschlossenen Ausdruck „Sobaka““ (SFW, 55) angesehen wird, ist das russische Äquivalent ihm näher. Vertlib schreibt mit Humor: Wenn es sich „um deutsche, österreichische oder – noch mehr – um Schweizer Hunde handelt“, „verstehen“ sie Russisch im Kommunikationsprozess „besser“ (SFW, 55).

Der Unterschied zwischen den Kategorien ‚Sinn‘ und ‚Bedeutung‘ scheint im Fall von Vladimir Vertlib, zwei gegensätzliche Aspekte zu besitzen. Einerseits verkörpern sich die Ideen von sprachlicher „Abgeschlossenheit“, Stimmigkeit und Sinnlichkeit im russischen Wort „Sobaka“. Wenn Vertlib dieses Wort hört, oder nur daran denkt, kommt es ihm vor, als berühre er „das zottelige Fell des Tieres“ (SFW, 55). In diesem Fall gibt es „keine Distanz zwischen dem Wort und dem, was es bezeichnet“ (SFW, 55). Das Wort scheint mit dem bezeichneten Objekt zusammenzufallen. Dadurch entsteht der „Mehrwert an Erkenntnis“. In diesem Fall ist die Sinngebung mit dem Verzicht auf Mehrsprachigkeit verbunden.

Der russische Name „Sobaka“ ist für Vertlib ein besonderes einsprachiges Konzept. Das sprachliche Paar – „Sobaka / Hund“ – ist aber ein Beispiel des hybriden Konzeptes.

Andererseits kann aber der Sinn/das Konzept aus der „Assoziationsbreite“ entstehen. „[...] die Idee eines Hundes“ im Deutschen erlaubt dem Autor mehr „Assoziations- oder Abstraktionsmöglichkeiten“, was „[...] ein Vorteil gegenüber dem viel sinnlicheren und stimmigeren,

aber dadurch in sich abgeschlossenen Ausdruck ‚Sobaka‘ bedeutet“ (SFW, 55). Das Wort „Hund“ im Deutschen kann „Klangpartnerschaften“ eingehen und sich mit anderen Wörtern, so zum Beispiel mit „Mund“ und noch mehr mit „Schlund“ oder „rund“, verbinden (SFW, 55). Für Vertlib hat „kein einziges deutsches Wort [...] seine Fremdheit zur Gänze verloren“ (SFW, 59). Darin liegt aber für den Autor „auch die Chance, den scheinbar bekannten und dennoch nicht ganz vertrauten Worten eine neue, manchmal überraschende Bedeutung zu geben oder sie in einen ungewohnten Kontext zu stellen“ (SFW, 59). Diese im Kontext verankerte und sich im Kontext entfaltende „neue, manchmal überraschende Bedeutung“ verstehen wir als ‚Sinn‘. Die Versetzung des Wortes „in einen ungewohnten Kontext“ führt auch zur semantischen Bereicherung der Aussage. Sinngebung, Sinnstiftung bei Vertlib sind also, mit Umdeutung des Bekannten, mit Versetzung des scheinbar Bekannten und Gewöhnlichen in einen neuen Kontext verbunden.

Die Kategorie ‚Sinn‘ ist bei Vertlib von dem Prozess des Erzählens nicht zu trennen. Mit dem Wort ‚Literarisieren‘ bezeichnet Vertlib die Transformation vom ‚Fakt‘ zur ‚Literatur‘ (SFW, 41). ‚Literarisierung‘ bedeutet immer ‚Verdichtung‘ des Vorgegebenen. Literarisieren heißt von ‚Bedeutung‘ zum ‚Sinn‘ kommen. Damit ist der „Konjunktiv“ verbunden: „Zur Realität der Welt in ihrer Gesamtheit gehörte immer auch der Konjunktiv“ (SFW, 23). Es gibt die „Realität der Fakten“, die sich vor allem mit der Kategorie „Bedeutung“ liiert. Die „Realität der Welt“ ist „vielschichtiger als die Realität der Fakten [...]“ (SFW, 23). Den Sinn könnte man also, als Konjunktiv im Leben, als ‚kreative Ergänzung‘ des Faktischen verstehen. In einem Wort: der Zustand der Freiheit inspiriert die Sinnstiftung.

Lebt der Autor am Schnitt von Sprachen und Kulturen, so wächst seine Kreativität mit der Erzeugung von hybriden Konzepten. Das betrifft alle Ebenen seiner Texte, die Oberfläche und die Tiefenstruktur. Vladimir Vertlib wählte schließlich jene Form, in der er seine Gedanken „am besten auszudrücken verstand: eine deutsche Oberfläche, unter der oft, eher unbewusst als gewollt, Satzbau, Melodie und Idiomatik des Russischen mitschwingen“ (SFW, 59). Es entsteht eine hybride ‚Sprachheimat‘, die mit Uneindeutigkeiten, Doppelbödigkeiten und Offenheit beider Mentalitäten und Sprachen zu tun hat.

Wie bekannt, war diese mentale und sprachliche Situation auch für das Schreiben von Joseph Brodsky charakteristisch. Wahrscheinlich könnte man eine typologische Reihe aufstellen: Oberfläche – Tiefenstruktur – hybride Konzepte – Sinn versus Bedeutung.

„Als ob sie mit Fremdsprache sprechenden Menschen an einem Tisch säße“¹ – Mehrsprachigkeit und Sprachreflexion bei Emine Sevgi Özdamar und Yoko Tawada

1. Themenaufriss

In meiner Sprache heißt Zunge: Sprache.

Zunge hat keine Knochen, wohin man sie dreht, dreht sie sich dorthin.
Ich saß mit meiner gedrehten Zunge in dieser Stadt Berlin. Negercafé,
Araber zu Gast, die Hocker sind zu hoch, Füße wackeln. Ein altes Crois-
sant sitzt müde im Teller, ich gebe sofort Bakshish, der Kellner soll sich
nicht schämen. Wenn ich nur wüsste, wann ich meine Mutterzunge ver-
loren habe.²

Der Beginn von Emine Sevgi Özdamars Erzählung *Mutterzunge* veranschaulicht leitmotivisch für ihr Werk, wie literarisches Schreiben in der Zweitsprache Deutsch aussehen kann. Die Äußerungen sind sprachlich hybrid auf der Ebene des Wortschatzes wie der Syntax. Besonders auffällig – und reizvoll – sind die eigenwilligen Wortverbindungen der „gedrehten Zunge“ und des im Teller sitzenden Croissant. Ersteres ist auf ein Sprichwort in der Muttersprache der Autorin zurückzuführen, ohne dabei jedoch eindeutig zu werden. Denn je nachdem, auf welches türkische Verb ‚drehen‘ rückbezogen wird, kommen unterschiedliche Aussagen heraus. So schreibt Kader Konuk: „Die ‚gedrehte‘ Zunge spielt auf das türkische Verb ‚çevirmek‘ an, welches ‚drehen‘, ‚wenden‘, ‚übertragen‘ und ‚übersetzen‘ bedeuten kann. Zurückübersetzt ins Türkische heißt ‚gedrehte Zunge‘ demzufolge ‚übersetzte Sprache‘. Die ‚gedrehte Zunge‘ der Erzählerin ist nicht ihre Muttersprache.“³

- 1 Emine Sevgi Özdamar: Das Leben ist eine Karawanserei. Köln: Kiepenheuer und Witsch 1999, S. 128. Im Folgenden werden Quellenangaben im fortlaufenden Text mit dem Sigle K versehen gegeben.
- 2 Emine Sevgi Özdamar: Mutterzunge. In: E.S.Ö.: Mutterzunge. Berlin: Rotbuch 1990, S. 7-12, hier S. 7. Im Folgenden werden Quellenangaben im fortlaufenden Text mit dem Sigle M versehen gegeben.
- 3 Kader Konuk: Identitäten im Prozeß. Literatur von Autorinnen aus und in der Türkei in deutscher, englischer und türkischer Sprache. Essen: Verlag Die Blaue Eule 2001, S. 86.

Azade Seyhan hingegen leitet die ‚gedrehte Zunge‘ vom türkischen Sprichwort ‚dili dönmek‘ ab und kommt somit zu einer anderen Bedeutung: „Zunge drehen‘ (turning or twisting the tongue) is a literal translation of the Turkish idiom *dili dönmek*, often used in the negative as *dilim dönmüyor* (I cannot say or pronounce). The narrator refers to herself as one with a ‚twisted tongue‘ (gedrehten Zunge), a person capable of mastering difficult sounds.”⁴

Und das im Teller sitzende Croissant? Hier scheint ein Rückbezug auf die türkische Sprache nicht möglich. Die „Interlanguage“ oder „Interimsprache“, die im Rahmen von Zweitspracherwerbsprozessen ausgebildet wird, bedient sich nicht nur Elementen von Herkunft- und Zielsprache, sondern ist eine kreative, „individuelle lernersprachliche Varietät“, in der das gesamte Sprachwissen aktiviert und genutzt wird.⁵

Aber der Text zeigt noch mehr auf, als eine rein linguistische Betrachtung der Interimsprache deutlich macht. Über die Wortwahl werden zudem sowohl interkulturelle Bezüge als auch kulturelle Implikationen deutlich. So ist die Mehrfachbedeutung des türkischen Wortes ‚dil‘ als ‚Zunge‘ und ‚Sprache‘ zwar im Deutschen nicht unbedingt geläufig – abgesehen von der Redewendung ‚mit gespaltener Zunge‘ zu reden – taucht aber zum Beispiel im englischen Ausdruck ‚mother tongue‘ wieder auf. Durch die Übertragungen von einer Sprache in die andere entstehen Verbindungen und Assoziationen auch zu anderen Sprachen, es bilden sich neue Vernetzungen, oder – wie Yoko Tawada, eine weitere Autorin, die sich der Zweitsprache Deutsch bedient, es einmal beschrieben hat: „Für mich ist es wichtig, dass ich in der Muttersprache und gleichzeitig in einer anderen Sprache schreibe. Dadurch, dass ich in zwei Sprachen schreibe, entdecke ich ständig schwarze Löcher im Gewebe der Sprachen.“⁶

Kulturelle Implikationen werden durch die Wahl des Begriffes „Bakshish“ anstelle von ‚Trinkgeld‘ deutlich. Beide lassen sich nicht eins zu eins ineinander übersetzen, denn „Bakshish“ ist mehr als nur eine abschließende Beigabe zur Rechnung. Es wird auch dazu genutzt, eine Dienstleistung zu fordern bzw. die Qualität dieser Dienstleistung zu erhöhen und deshalb nicht selten bereits im Vorfeld gegeben. Mit diesen Überlegungen lässt sich die Äußerung der Ich-Erzählfigur ein-

4 Azade Seyhan: *Writing Outside the Nation*. Princeton: University Press 2001, S. 118.

5 Karin Aguado: *Interlanguage-Hypothese*. In: Hans Barkowski/Hans-Jürgen Krumm (Hg.): *Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*. Tübingen, Basel: Francke 2010, S. 142.

6 Albrecht Kloepper/Miho Matsunaga: Yoko Tawada. In: *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (KLGL)*. 64. Nlg. 3/00, S. 2.

ordnen, sie „gebe sofort Bakshish, der Kellner soll sich nicht schämen“. Eine Vermischung kultureller Muster und Verhaltensweisen wird hier deutlich und abschließend flankiert mit der Frage nach dem Ort des Verlustes der Mutterzunge. Sprachliche und kulturelle Vermischungen gehen Hand in Hand.

Das Schreiben in einer Zweitsprache enthält damit auf linguistischer und semantischer Ebene Spuren von Mehrsprachigkeit, Inter- und Transkulturalität,⁷ die nicht nur schematisch den Einflüssen von Mutter- und Zweitsprache sowie Herkunfts- und Zielkultur zuzuordnen sind, sondern ein umfassendes Sprach- und Kulturwissen implizieren. Hinzu kommt als weiterer zentraler Aspekt die Ästhetisierung, d.h. die individuelle gestalterische Prägung des Textes, die sich über die Form, die Wortwahl und die Syntax ausdrückt. Die literarische Sprache bzw. den literarischen Text als das Andere und Fremde und als Medium wahrzunehmen, in dem Mehrsprachigkeit, Mehrperspektivität oder Polyphonie inszeniert werden, lässt sich nicht nur auf Literatur von Migrantinnen und Migranten begrenzen. Mit Sprache reflektiert und vielseitig umzugehen gehört vielmehr seit jeher zur Aufgabe von Schriftstellern. Dennoch ist die Art und Weise, Texte mehrsprachig zu gestalten, nicht immer gleich. Gerade Autorinnen und Autoren, die in der Zweitsprache schreiben, verknüpfen häufig in interessanter Weise sowohl ein ästhetisches Programm der Polyphonie und Mehrdeutigkeit als auch sprachliche und kulturelle Mehrsprachigkeit. Emine Sevgi Özdamar ist dafür ein gutes Beispiel. Sie wird sowohl als Autorin rezipiert, die ein Musterbeispiel für Polyphonie und ästhetische Inszenierungen von Mehrsprachigkeit und Mehrdeutigkeit ist,⁸ als auch als Repräsentantin türkischer Kulturen und Lebensweisen angesehen, wodurch ihre Werke zum Gegenstand kulturgeschichtlicher Betrachtung

7 Zu den Begriffen ‚inter-‘ und ‚transkulturell‘ vgl. Norbert Mecklenburg: Interkulturalität oder Transkulturalität? In: N.M.: Das Mädchen aus der Fremde. Germanistik als interkulturelle Literaturwissenschaft. München: Iudicium 2008, S. 90-98, hier S. 93: „Der Ausdruck ‚interkulturell‘ wird in der Regel auf etwas bezogen, das es zwischen zwei oder mehreren bestimmten Kulturen gibt [...]. Der Ausdruck ‚transkulturell‘ bezeichnet etwas, das kulturübergreifend vorkommt. Das kann zweierlei meinen: (a) über alle einzelnen Kulturen hinausgehend, (b) über eine bestimmte Kultur hinausgehend. [...] Bei dieser Verwendung überschneidet sich der Ausdruck teilweise mit ‚interkulturell‘ bzw. geht in ihn über, wenn die Transfers wechselseitig sind.“

8 Vgl. z. B. Elizabeth Boa: Sprachenverkehr. Hybrides Schreiben in Werken von Özdamar, Özakin und Demirkan. In: Mary Howard (Hg.): Interkulturelle Konfigurationen. Zur deutschsprachigen Erzählliteratur von Autoren nichtdeutscher Herkunft. München: Iudicium 1997, S. 115-138, Claudia Breger: „Meine Herren, spielt in meinem Gesicht ein Affe?“ Strategien der Mimikry in Texten von Emine S. Özdamar und Yoko Tawada. In: Cathy S. Gelbin/Kader Konuk/Peggy Piesche (Hg.): Aufbrüche. Kulturelle Produktionen von Migrantinnen, Schwarzen und jüdischen Frauen in Deutschland. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer 1999, S. 30-59, Sheila Johnson: Transnational Ästhetik des türkischen Alltags: Emine Sevgi Özdamar's *Das Leben ist eine Karawanserei*. In: The German Quarterly 74 (2001), S. 37-57.

tungen und Vergleiche werden.⁹ Indem sie ihre Kulturbeschreibungen literarisch inszeniert, verbindet sie beides – eine subjektive Reflexion des Lebens in der Migration und der Erinnerungen an ihr Herkunftsland mit Verfremdungen und Karnevaleskem.¹⁰ In dieser Kombination scheint mir auch der Wert des Ausdrucks „Hybridität“ zu liegen, wie ihn Homi Bhabha benutzt: Spuren kulturellen Wissens werden gelegt und innovativ zu neuen kulturellen Räumen – dem sogenannten „dritten Raum“¹¹ – arrangiert.

Im Folgenden möchte ich ausgehend von Überlegungen, was die Begriffe ‚Mehrsprachigkeit‘ und ‚Sprachreflexivität‘ implizieren, diesen Aspekten in literarischen Werken genauer nachgehen. Ich konzentriere mich dabei auf eine Auswahl von Texten der Autorinnen Emine Sevgi Özdamar und Yoko Tawada. Beide inszenieren ihre Mehrsprachigkeit unterschiedlich. Wo diese Unterschiede liegen, welche Effekte dabei erzeugt werden und welches kulturelle und sprachliche Wissen dabei zum Vorschein kommt, soll anhand von Beispielen herausgearbeitet werden.

2. Mehrsprachigkeit und Sprachreflexivität – Begriffsklärungen

Mehrsprachigkeit „bezeichnet den Umstand, dass einer Person [...] oder einem System [...] mehrere Sprachen zur Verfügung stehen. Fasst man den Begriff sehr weit, so ist jeder Mensch mehrsprachig, da er schon in seiner Muttersprache über mehrere Varietäten (muttersprachliche M.) verfügt.“¹²

Wie diese Begriffsbestimmung deutlich macht, ist Mehrsprachigkeit im weiteren Sinne die Fähigkeit, sich verschiedener Sprachvarietäten zu bedienen, d.h. sich in seiner Artikulationsweise kommunikativen

9 Vgl. z. B. Azade Seyhan: Lost in Translation. Re-Membering the Mother Tongue in Emine Sevgi Özdamar's *Das Leben ist eine Karawanserei*. In: The German Quarterly 69 (1996), S. 414-426 und Margrit Frölich: Reinventions of Turkey. Emine Sevgi Özdamar's *Life is a Caravanserai*. In: Karen Jankowsky/Carla Love (Hg.): Other Germanies. Questioning Identity in Women's Literature and Art. State University of New York Press 1997, S. 56-74.

10 Vgl. dazu Cornelia Zierau: Wenn Wörter auf Wanderschaft gehen. Aspekte kultureller, nationaler und geschlechtsspezifischer Differenzen in deutschsprachiger Migrationsliteratur. Tübingen: Stauffenburg Verlag Brigitte Narr 2009.

11 Vgl. dazu Doris Bachmann-Medick: Multikultur oder kulturelle Differenzen? Neue Konzepte von Weltliteratur und Übersetzung in postkolonialer Perspektive. In: D.B.-M. (Hg.): Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft. Frankfurt a. M.: Fischer 1996, S. 262-296, hier S. 279. Bachmann-Medick bezieht sich dabei auf Homi Bhabhas Definition des „third space“ in Homi K. Bhabha: The Commitment to Theory. In: H.-K.B.: The Location of Culture. London, New York: Routledge 1996, S. 19-39, hier S. 36.

12 Barbara Haider: Mehrsprachigkeit. In: Hans Barkowski/Hans-Jürgen Krumm (Hg.): Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Tübingen, Basel: Francke 2010, S. 207-208, hier S. 207.

Situationen anzupassen. Diese können z. B. regional, fachsprachlich, generationen- oder geschlechtsspezifisch geprägt sein. Erst im engeren Sinne charakterisiert der Begriff das Vermögen, mehrere (National-)Sprachen zu sprechen. Sprachreflexivität wird im linguistischen Sinne als ‚Sprachaufmerksamkeit (language awareness)‘ bezeichnet.¹³ Versteht man ‚Sprachreflexivität‘ im Sinne von ‚language awareness‘, so beruht diese maßgeblich darauf, Formaspekte einer Sprache bewusst zu beobachten. Durch die aufmerksame Begegnung mit unterschiedlichen Varietäten einer Einzelsprache oder verschiedenen Nationalsprachen entsteht eine reflexive Distanz, die zur Analyse und kreativen Auseinandersetzung mit Sprache einlädt.

Die unterschiedliche Reichweite des Verständnisses von Mehrsprachigkeit spiegelt sich in den Werken von Yoko Tawada und Emine Sevgi Özdamar. So ist auffällig, dass Emine Sevgi Özdamar häufig die türkische Sprache und ihre Varianten reflektiert, während Differenzen zwischen dem Deutschen und Türkischen zwar aufscheinen – wie im eingangs gewählten Beispiel –, aber nicht direkt fokussiert werden. Bei Yoko Tawada hingegen spielt die innerjapanische Vielfalt keine große Rolle, bei ihr erscheint das Japanische aber immer wieder als Kontrastfolie, auf der die deutsche Sprache und Kultur betrachtet und analysiert werden. Der Unterschied mag darin begründet sein, dass Özdamar – wie sie in ihrem mit autobiographischen Anteilen versehenen Roman *Das Leben ist eine Karawanserei* beschreibt – über die Binnenmigration eine in kulturellen, sozialen, regionalen, geschlechts- und generationenspezifischen Aspekten sehr differenzierte Türkei wahrnimmt: Differenzen, die sich auch in der Sprache und Kommunikation niederschlagen. Dies soll im Folgenden an Beispielen aus den Erzählungen *Mutterzunge* und *Großvaterzunge* und aus dem Roman *Das Leben ist eine Karawanserei* herausgearbeitet werden.

2.1. Mehrsprachigkeit und Sprachreflexivität – Beispiele aus Erzähltexten Emine Sevgi Özdamars

In ihren Erzählungen *Mutterzunge* und *Großvaterzunge* thematisiert Özdamar Migrationserfahrungen, indem sie sich mit Sprachwechsel, Sprachverlust und ihrem Verständnis von Türkisch als Muttersprache auseinandersetzt.

Nach der Erkenntnis, irgendwo in der Übersiedlung nach Deutschland ihre „Mutterzunge verloren“ (M, S. 12) zu haben, forscht die Ich-

13 Alfred Knapp: Sprachaufmerksamkeit. In: Hans Barkowski/Hans-Jürgen Krumm (Hg.): *Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*. Tübingen, Basel: Francke 2010, S. 296.

Erzählfigur zunächst nach den Ursachen und stellt dabei fest, dass die Migration alleine nicht verantwortlich ist, sondern vielmehr Ursachen in der Veränderung der türkischen Sprache selbst liegen, ausgelöst durch soziale und nationale Unruhen: den Militärputsch 1970, die Studentenunruhen und blutigen Auseinandersetzungen zwischen Rechten und Linken sowie die gewaltsame Herrschaft des Militärs. Denn was ihr in türkischen Zeitungen in Deutschland entgegentritt, sind nicht die Wörter ihrer Mutter:

Die Schriften kamen auch in meine Augen wie eine von mir gut gelernte Fremdschrift. Ein Zeitungsausschnitt. „Arbeiter haben ihr eigenes Blut selbst vergossen.“ Streik war verboten, Arbeiter schneiden ihre Finger, legten ihre Hemden unter Blutstropfen, in das blutige Hemd wickelten sie ihr trockenes Brot, schickten das zum türkischen Militär, an das erinnere ich mich auch, als ob diese Nachricht vor einer Trinkhalle in mehreren Zeitungen gestanden ist, man sah es beim Vorbeigehen, fotografiert, lässt es fallen. (M, S. 9)

In einer anderen Passage spricht die Protagonistin über „eine türkische Mutter und *ihre Wörter*, die sie in *unserer Mutterzunge* erzählt“ hat (M, S. 7f., Herv. C.Z.). In Bezug auf die Wörter dieser Mutter, die darüber berichtet, dass ihr Sohn verhaftet und als Anarchist zum Tode durch den Strang verurteilt wurde, wird, obwohl die türkische Sprache benutzt wird, in der spezifischen Verwendung der Possessiva ebenfalls eine Distanz zur Muttersprache markiert: *ihre Wörter* in *unserer Mutterzunge*. Der Moment des Sprachverlusts ist nicht eindeutig zuzuordnen, da der Begriff ‚Muttersprache‘ neu verhandelt wird. Er etabliert sich nicht nur in Abgrenzung zur neuen Sprache der Migration – dem Deutschen –, sondern auch in Abgrenzung zum Türkischen als Nationalsprache, wie sie sich in den Medien, der Sprache der Politik und der Militärs in den 1970er-Jahren präsentiert. Wie bedeutsam diese Erfahrung des Sprachverlusts aufgrund der politischen und gesellschaftlichen Ereignisse in der Türkei für die Autorin sein muss, wird an einer Textstelle in Özdamars späterem Roman *Seltsame Sterne starren zur Erde* sichtbar, in der die Protagonistin fragt: „Wie lange braucht ein Wort, um wieder gesund zu werden? Man sagt, in fremden Ländern verliert man die Muttersprache. Kann man nicht auch in seinem eigenen Land die Muttersprache verlieren?“¹⁴

14 Emine Sevgi Özdamar: *Seltsame Sterne starren zur Erde*. Wedding – Pankow 1976/77. Köln: Kiepenheuer und Witsch 2003, S. 23.

Darüber hinaus macht die Ich-Erzählfigur noch eine weitere Erfahrung von Sprachverlust, die sie in der Erzählung *Großvaterzunge* anspricht: Die Reinigung der türkischen Sprache von arabischen Einflüssen während Atatürks Schriftreform 1927, die aufgrund kultureller, insbesondere religiöser Gemeinsamkeiten für das orientalische Kulturverständnis und innerhalb der familiären Beziehungen von Bedeutung sind: „Ich habe zu Atatürk-Todestagen schreiend Gedichte gelesen und geweint, aber er hätte die arabische Schrift nicht verbieten müssen. Dieses Verbot ist so, wie wenn die Hälfte von meinem Kopf abgeschnitten ist. Alle Namen von meiner Familie sind arabisch: Fatma, Mustafa, Ali, Samra.“¹⁵ „Die Schriftreform“ – so Kader Konuk –

beinhaltete unter anderem die fast vollständige Übernahme des lateinischen Alphabets, wobei einige Buchstaben geringe Veränderungen erfuhr. Mit der Reform wurde das westliche Zeichensystem als die grundlegende Norm übernommen. Die ‚importierte‘ okzidentale Schrift ersetzte die arabische Schrift und veränderte die Schreibrichtung. Kulturelles und historisches Wissen wurde fortan durch die lateinische Schrift überliefert. Das zuvor in osmanischer Sprache und arabischer Schrift festgehaltene Wissen hingegen ist für die nachfolgenden Generationen nur noch sehr eingeschränkt zugänglich, da seither die türkische Sprache und die lateinische Schrift das Schulwesen beherrschen. Das Arabische ist nunmehr weitgehend die Sprache und Schrift des Islams.¹⁶

Während sich die erstgenannten Beispiele von Sprachverlust aus dem persönlichen Lebenskontext der Ich-Erzählfigur entwickelten, ist die Protagonistin in die Ablösung des Arabischen vom Türkischen hineingeboren worden. Die nationalsprachliche Homogenisierung des Türkischen beruht demnach auf einer kulturellen Umorientierung, die – wie die Namen in ihrer Familie und die Überlegungen zur Kommunikationssituation mit ihrem Großvater im folgenden Zitat zeigen – ebenfalls ihren Erfahrungen des Türkischen als ‚Muttersprache‘ widerspricht:

[...], nach unserem Befreiungskrieg, 1927, verbietet Atatürk die arabische Schrift und die lateinischen Buchstaben kamen, mein Großvater konnte nur arabische Schrift, ich konnte nur lateinisches Alphabet, das heißt,

15 Emine Sevgi Özdamar: *Großvaterzunge*. In: E.S.Ö.: *Mutterzunge*. Berlin: Rotbuch 1993, S. 13-46, hier S. 27. Im Folgenden werden Quellenangaben im fortlaufenden Text mit dem Sigle G versehen gegeben.

16 Kader Konuk (Anm. 3), S. 87.

wenn mein Großvater und ich stumm wären und uns nur mit Schrift was erzählen könnten, könnten wir uns keine Geschichten erzählen. (M, S. 12)

Festhalten lässt sich an diesen Beispielen aus dem Erzählband *Mutterzunge*, dass über die Protagonistin unterschiedliche Varietäten des Türkischen einander gegenübergestellt und reflektiert werden, was dazu führt, dass das Konzept ‚Muttersprache‘ hinterfragt sowie eine einheitliche Vorstellung von der türkischen Sprache als Nationalsprache dekonstruiert wird. Sowohl die sozialen und politischen Veränderungen der 20er- wie auch der 70er-Jahre führen zu Brüchen, über die „die Kontinuität der Muttersprache in der Familie verändert bzw. unterbrochen“ wird.¹⁷ Um ihre Muttersprache zurückzugewinnen, macht sich die Protagonistin auf die Suche nach ihrer Großvatersprache:

Ich werde zum anderen Berlin zurückgehen. Ich werde Arabisch lernen, das war mal unsere Schrift [...]. Vielleicht erst zu Großvater zurück, dann kann ich den Weg zu meiner Mutter und Mutterzunge finden.

Inschallah.

In Westberlin gebe es einen großen Meister der arabischen Schrift.

Ibni Abdullah. (M, S. 12)

Die Großvatersprache ist – so Azade Seyhan – „Ottoman Turkish, a hybrid language of the Ottoman court and the educated classes that was mostly made up of Persian and Arabic loan words and structures held together by Turkish connectors.“¹⁸ Dadurch soll die schmerzhafteste Bruchstelle in den familiären Beziehungen, aber auch in der Muttersprache und dem gegenwärtig krankhaften Zustand der türkischen Nationalsprache überwunden werden. Mit dem Sprachenlernen erfolgt zugleich ein Rekurs auf die Sphäre der Kindheit, die die Suche nach der Mutterzunge zur Suche nach der Sprache der Kindheit werden lässt. Sie wird zur „Wörtersammlerin“ (G, S. 46) und beginnt nun mit transnationalen Sprachvergleichen, aber immer sehr subjektiv und auf die Wiederentdeckung ihrer Muttersprache als Sprache der Kindheit bezogen. Dies geschieht zunächst im Vergleich Arabisch – Türkisch:

17 Kader Konuk (Anm. 3), S. 87.

18 Azade Seyhan (Anm. 4), S. 118f.

Als ich zum ersten Mal vor Ibni Abdullahs Tür stand, hatte ich drei Wörter aus meiner Mutterzunge. Sehen, Lebensunfälle erleben, Arbeiter, ich wollte zurück zum Großvater, daß ich dann den Weg zu meiner Mutter und Mutterzunge finden könnte. Ich habe mich in meinen Großvater verliebt. Die Wörter, die ich die Liebe zu fassen gesucht habe, hatten alle ihre Kindheit:

Leb – Mund

Ducar – Befallen

Mazi – Vergangenheit

Medyun – Verbunden

[...] (G, S. 43f.)

Und abschließend im Vergleich Türkisch – Deutsch: „Ruh – ,Ruh heißt Seele‘, sagte ich zu dem Mädchen. ‚Seele heißt Ruh‘, sagte sie.“ (G, S. 46)

In den Erzählungen *Mutterzunge* und *Großvaterzunge* lässt sich also eine komplexe Auseinandersetzung mit dem Türkischen als Nationalsprache und als Muttersprache wahrnehmen. Die Homogenität der Nationalsprache wird aufgebrochen und historische, zeitgenössische, persönliche und familiäre Varianten und Varietäten werden sichtbar. Identität und Gemeinschaft werden dabei nicht über die Nationalsprache konstruiert, sondern primär über sinnliche Erfahrungen mit Sprache, die auch transnational wirken. Dieses Prinzip zeigt sich u.a. in der Wiederaneignung der drei türkischen Wörter „*Görmek*, *Kaza gecirmek*, *ISCI*“ (M, S. 10), die sie in der Migration in Deutschland in Begegnungen und Träumen wiederfindet, sowie in der Beziehung zu ihrem Sprachlehrer Ibni Abdullah, die zur Liebesgeschichte gerät, und schließlich in der klanglichen Überführung des Wortes „Ruh“ in „Seele“. „Özdamar’s narrator experiences the semiotic memory of language as an act of inscription on her body“, schreibt Azade Seyhan.¹⁹ Diese Körperlichkeit im Spracherleben verweist darauf, dass über Sprache bzw. sprachliche Varietäten Identitäts- und Gemeinschaftsbildungen erfolgen bzw. scheitern. Denn – so Stephanie Bird – “the relationship of identity and language is not a theoretical one, but one that is located in the body. So identity is language, but it is also physical.”²⁰

Mehrsprachigkeit ist somit nicht nur ein gestalterisches Mittel von Özdamars Texten, sondern wird zum Thema in der Auseinanderset-

¹⁹ Azade Seyhan (Anm. 4), S. 120.

²⁰ Stephanie Bird: *National Identity*. Bachmann, Duden, Özdamar. Cambridge: University Press 2003, S. 160.

zung um die Konstruktion von Identitäten und Gemeinschaften. Um diese Überlegungen zu stützen, werden nun Beispiele aus Özdamars Roman *Das Leben ist eine Karawanserei* herangezogen, der den ersten Teil ihrer Romantrilogie *Sonne auf halbem Weg*,²¹ bildet. Der Roman ist häufig – so Norbert Mecklenburg – unter dem Aspekt „interlinguale[r] Verfremdung“ rezipiert worden, das heißt man konzentrierte sich auf Analysen zur „wörtliche[n] deutsche[n] Wiedergabe türkischer Sprichwörter, Redensarten und Personennamen [...], die oft sehr bildlich, manchmal verblüffend komisch sind.“²² Dass der Umgang mit Mehrsprachigkeit in diesem Werk jedoch weitaus vielschichtiger ist, soll im Folgenden gezeigt werden.

In dem Roman *Das Leben ist eine Karawanserei* schildert die Protagonistin rückblickend ihre Kindheit in der Türkei. Sie nimmt dabei Bezug auf die sozialen und politischen Veränderungen des Landes im 20. Jahrhundert und gibt anhand der Binnenmigration der Familie von – um nur die wichtigsten Stationen zu nennen – Malatya nach Istanbul, Bursa, Ankara bis zur abschließenden Abreise von Istanbul nach Deutschland eine „literarisch inszenierte Kulturbeschreibung“ eines Landes, das sich zwischen verschiedenen Traditionen und Modernisierungen bewegt.²³ Differenzen und Unstimmigkeiten, die dadurch hervorgerufen werden, schlagen sich in sprachlichen Varietäten nieder, die die Protagonistin seismographisch aufspürt. Dazu nun einige Beispiele.

Während ihrer Sommerferien verbringt die Ich-Erzählfigur einige Wochen in Malatya, dem Geburtsort der Protagonistin und Herkunftsort ihrer Mutter im östlichen Teil der Türkei. Im Anschluss an diese Reise bei ihrer Rückkehr nach Istanbul kommt es – wie in den Erzählungen *Mutterzunge* und *Großvaterzunge* auch – zu einer Auseinandersetzung über die Muttersprache: dialektale Varianten werden der Istanbuler Hochsprache gegenübergestellt, denn die Protagonistin nimmt nach Istanbul die neue, fremde Sprache mit: „Ich küßte meinem Onkel die Hand mit meinem Mund, in dem ich unter meiner Zunge den Dialekt dieser Stadt festgeklebt hatte, den fremden Lebensgesang dieser Menschen.“ (K, S. 52)

21 Emine Sevgi Özdamar: *Sonne auf halbem Weg*. Die Berlin-Istanbul-Trilogie. Köln: Kiepenheuer und Witsch 2006. Der Band umfasst des weiteren die beiden Romane *Die Brücke über dem Goldenen Horn* (1998) und *Seltsame Sterne starren zur Erde. Wedding – Pankow 1976/77* (2003).

22 Norbert Mecklenburg: Interkulturalität und Komik bei Emine Sevgi Özdamar. In: N.M.: *Das Mädchen aus der Fremde. Germanistik als interkulturelle Literaturwissenschaft*. München: Iudicium 2008, S. 506-535, hier S. 515.

23 Cornelia Zierau (Anm. 10), S. 101.

Statt ihre Mutter, wie es sich auf Istanbul-Türkisch gehört, mit „anneciğim“ (K, S. 53) zu begrüßen,²⁴ folgt ihre Zunge dem neuen Dialekt: „anacuğum“ (ebd.): „Die beiden Wörter fochten in der Mitte des Zimmers, wo die Spinnen in großer Ruhe an den Wänden ihre Häuser längerzogen.“ (ebd.) Trotz Unterstützung durch die Großmutter, die ebenfalls ihr kapadokisches „Anagi“ den Istanbuler Wörtern, die „keinen süßen Geschmack auf der Zunge“ hinterlassen, sondern „wie kranke Äste“ (ebd.) hintereinander zerbrechen, vorziehen würde, besteht die Mutter auf einer Sprachkorrektur, denn sie fürchtet den Ansehensverlust ihrer Tochter in der Schule, wenn sie diesen Dialekt nicht wieder ablegt:

Meine Mutter sagte: „Sprich nicht so, du musst wieder istanbultürkisch, sauberes Türkisch sprechen, verstehst du, in zwei Tagen fängt die Schule an. Wenn du so anatolisch sprichst, werden alle zu dir Bauer sagen, verstehst du? [...]“ Meine Mutter weinte und schnaubte in die saubere Wäsche: „In der Schule werden sie dir das Leben wie einen engen Schuh anziehen. Ich weine für dich.“ (K, S. 53)

Um ihrer Tochter diese Erfahrung zu ersparen, muss das Mädchen „[f]ür meine Wörter, die ich aus der Stadt, wo meine Mutter und ich geboren wurden, mitgebracht hatte“, „bis abends von vier Lira 10 Kuruş [das Geld hat sie in Malatya von ihrem Onkel bekommen; Anm. C. Z.] drei Lira 50 Kuruş Strafe zahlen“. – „So schnitten mir İstanbuler Messer mein Anacuğum rasch zu Anneciğim.“ (alle K, S. 54)

Die hier geschilderte Auseinandersetzung um die Regionalsprachen veranschaulicht eine dahinter liegende soziale Ausdifferenzierung: Wer kein Istanbul-Türkisch, d.h. die Hochsprache, spricht, wird als rückständig, aus Ostanatolien kommend diffamiert. Deshalb müssen die Wörter, die einen „süßen Geschmack auf der Zunge“ hinterlassen, also wieder sinnlich erlebt werden, entfernt werden. Ähnlich wie in *Mutterzunge* und *Großvaterzunge* wird auch hier die Sinnlichkeit des Spracherlebens gegen die Vereinheitlichungsstrategien einer National- und Hochsprache gestellt.

Neben dem Thema ‚Muttersprache‘ wird in der Auseinandersetzung mit sprachlichen Varietäten des Türkischen als weiterer Aspekt die Dichotomie zwischen Tradition und Moderne beleuchtet. In der familiären Konstellation des Romans steht in erster Linie die Großmutter

24 „Anneciğim“ bedeutet übersetzt „meine liebe Mutter“.

für islamische und ländliche Traditionen. Ihr Sprachgebrauch ist religiös geprägt und steht damit im Kontrast zur säkularisierten und modernen, zeitgemäßen Sprache der Eltern der Protagonistin. Folgender Dialog veranschaulicht dies:

„Was ist ein Amerikaner, Mutter?“ fragte mein Bruder Ali meine Mutter. Meine Mutter sagte: „Ein Amerikaner ist ein Mensch, der nicht zu essen braucht, es gibt Tabletten als Essen, Amerikaner schlucken eine Tablette, das ist für sie Mittagessen, abends schlucken sie wieder so eine kleine Tablette, das ist das Abendessen.“

„Ketzererfindung“, sagte meine Großmutter, „bald wird es Steine aus dem Himmel auf unsere Köpfe regnen.“

Zu Hause sagte mein Vater nach dem Essen zu meiner Mutter: „Hast du Schmerzen? Kinder, wir gehen zum Zahnarzt.“ Sie gingen, und meine Großmutter sagte: „Sie sind ins Kino gegangen. Sie gucken sich die nackten Menschen an, sie werden in der Hölle brennen, aber du kannst sie retten.“ „Warum ich, Großmutter?“ „Hast du denn Sünden? Du hast keine. Dein Sündenheft ist leer. Du hast zwei Engel, auf deiner rechten Seite steht der Engel, der deine guten Taten in ein Heft schreibt, der auf deiner linken Seite stehende Engel schreibt deine Sünden. Der Tag, an dem die Menschen ihre Mütter und Väter nicht mehr erkennen, ist der Jüngste Tag.“ (K, S. 22)

Diese Differenzen in den sprachlichen Varietäten können so weit gehen, dass sie zu einer Verhinderung der Kommunikation werden. So schweigt die Großmutter beim Singen in abendlicher Runde: Sie „konnte nur Dorflieder singen. Mutter sagte: ‚Wir singen klassische Musik.‘ Großmutter faßte ein Stück Brot und wackelte leicht mit ihrem Gebiß, hörte uns zu, als ob sie mit Fremdsprache sprechenden Menschen an einem Tisch säße.“ (K, S. 128) Aufgrund der generationenbedingt unterschiedlichen kulturellen und sozialen Erfahrungen verändert sich der innertürkische Sprachgebrauch so sehr, dass er der Großmutter wie eine ‚Fremdsprache‘ anmutet.

Ähnliches erfährt die Familie – und damit auch die Eltern der Protagonistin – angesichts eines Gespräches mit Militärärzten. Die Protagonistin ist erkrankt und im Gespräch mit den Ärzten möchten die Eltern erfahren, was los ist. Doch die Kommunikation misslingt:

Die Militärärzte kamen zu mir ans Bett und hörten sich mein Herz an. Manche sagten „Bismillāhirrahmanirrahim“, manche sagten: „Entschul-

dige mich, meine Schwester“, weil meine Brüste nackt waren. Am Ende ihrer Entschuldigungen fragten sie meinen Vater, der mit meiner Mutter auf dem danebenstehenden Bett saß, was für einen Kummer ich in diesen jungen Jahren gehabt hätte, dass sich so eine Krankheit an mich geklebt hätte. Mein Vater sagte nichts. Meine Mutter stand auf und antwortete: „Vallahi Billahi, ich weiß es nicht, vielleicht hat unser Weggehen aus Bursa unser Grab gegraben.“ Die Militärärzte schauten weiter meinen Vater Mustafa an. Mustafa stand auf und sagte: „Sie hat ihren Kopf erkältet, meine Löwentochter.“ Die Militärärzte schauten ihn und meine Mutter an und wackelten mit ihren Köpfen nach links und rechts, die Köpfe wackelten so lange, bis meine Mutter sagte: „So eine Krankheit kommt in unserer Familie zum erstenmal vor.“ Die Militärärzte sagten: „Ihr Herz ist wegen der Überfunktion der Schilddrüse einen Zentimeter größer geworden.“ Sie sagten diese Sätze, als ob sie etwas fragten. Mein Vater sagte: „Ihr Herz ist sehr sauber.“ (K, S. 352)

In diesem Gespräch werden unterschiedliche Kontexte der Sprechenden deutlich. Der medizinischen berufsspezifischen Sprache der Ärzte steht die lebensweltliche Ausdrucksweise der Eltern, die durch Volksglauben und Volkskultur geprägt ist, gegenüber. Für die Ärzte sind die Erklärungen der Eltern eine ebenso fremde Sprache wie für diese die medizinischen Erläuterungen. Auch die Protagonistin bleibt trotz ihrer Bemühungen um Zugang aus dem Arztgespräch ausgeschlossen:

Die Militärärzte schauten meinen Vater an, als ob er eine fremde Sprache gesprochen hätte. Dann fingen sie an, miteinander eine fremde Sprache zu sprechen. [...] Ich stand auf. Ich dachte, wenn ich stehe, kann ich ihre Fremdsprache verstehen. Ihre Sprache aber ging nur zwischen ihren Mündern, wie ein gemeinsamer Kaugummi, den sie, bis er verfaulte, zusammen kauen würden. (K, S. 352)

Die hier präsentierten Beispiele aus Özdamars Roman zeigen, wie sehr sprachliche Varietäten des Türkischen immer wieder in den Fokus der Aufmerksamkeit der Protagonistin geraten. Der Roman, der in einer doppelten Perspektivik den naiven Blick des heranwachsenden Mädchens mit dem retrospektiven Blick auf dieses Mädchen zu einem späteren Zeitpunkt nach der Migration nach Deutschland verschränkt, legt somit nahe, dass durch die Migration und dem daraus folgenden Leben in mehreren Sprachen die Sprachaufmerksamkeit

auch mit Blick auf die Muttersprache erhöht wird. Ähnliches gilt für die Erschließung kultureller und sozialer Implikationen in der Sprache. Dies soll am Beispiel des Gebrauchs des religiösen Ausdrucks „Bismillāhirahmanirrahim“ vorgestellt werden.

Das Wort Bismillāhirahmanirrahim kam aus den Mündern von vielen Menschen. Man mußte, wenn man ins Haus trat, mit dem rechten Fuß auftreten und dabei Bismillāhirahmanirrahim sagen. Wenn man sich wusch, mußte man mit der ersten Tasse Wasser, die man über die Haare gießt, Bismillāhirahmanirrahim sagen, Kleider zog man an und aus mit Bismillāhirahmanirrahim. Ein Brief kam an, man öffnete ihn mit Bismillāhirahmanirrahim. Auf einem Schlachtfest wartet ein Schafhals unter einem ruhigen Messer, man sagt Bismillāhirahmanirrahim. [...] Man konnte überall und immer Bismillāhirahmanirrahim sagen, aber nicht auf der Toilette. Weil da kein Allah, sondern der Teufel wohnte. (K, S. 55f.)

Mit ethnographischer Genauigkeit werden hier die Situationen beobachtet, in denen das fremde Wort seine Anwendung findet. Die Erzählerin weiß zunächst gar nicht, was der Ausdruck überhaupt bedeutet. Die Bedeutung erfährt sie erst viel später, nachdem sie den Gebrauch des Wortes selbst in verschiedenen Situationen ausprobiert hat.

Diese Bismillāhirahmanirrahims haben mir im Leben zweimal geholfen, einmal, leise Bismillāhirahmanirrahim, beim zweiten Mal lauter Bismillāhirahmanirrahim. Leise Bismillāhirahmanirrahim: in der achten Klasse machte unsere Biologielehrerin eine schriftliche Prüfung. Oben auf dem Prüfungspapier über die Fragen habe ich Bismillāhirahmanirrahim geschrieben. Ich wußte nicht viele Antworten auf die Fragen. Die Lehrerin zog aus ihrer Mappe die Papiere und erzählte laut, daß sie mir eine gute Note gegeben hat, wegen dieses Bismillāhirahmanirrahim. (K, S. 56f.)

Das zweite Mal hilft ihr in Paris das laute „Bismillāhirahmanirrahim“, als sie achtzehn oder neunzehn Jahre alt ist. Sie möchte dort bei einem algerischen Freund im Studentenwohnheim wohnen. Dieser Student ist zunächst nicht aufzufinden, sodass sie die Nacht auf dem Sofa der algerischen Pförtnerfamilie verbringt. Sie kann kein Wort Französisch und muss sich vor sexuellen Annäherungen schützen:

In der Nacht wachte ich mit einem Schatten über meinem Körper auf, der Pförtner saß da auf einem Stuhl neben meinem Bett und guckte auf mich. Ich überlegte mir, wie ich mich retten könnte und fand dieses arabische Wort in meinem Kopf, den [sic!] dieser moslemische Algerier auch gut kannte. Ich sagte: „Bismillāhirahmanirrahim.“ Er stand auf und sagte laut: „Bismillāhirahmanirrahim.“ Dann schlief ich wieder ein. [...] Am Morgen kam der algerische Student, zu dem meine Freunde mich geschickt hatten. Wir saßen in seinem Zimmer, er lachte und erzählte mir mit Zeichen, die er in der Luft machte, daß wir Liebe machen werden, bis seine Freundin kommt. Ich sagte wieder: „Bismillāhirahmanirrahim.“ Er sagte auch: „Bismillāhirahmanirrahim, Moslem, yes, you too Moslem? Yes, you too Moslem, elhamdülillah. Allah allahüekber, selamünaleyküm esselāmünaley.“ Wir redeten halb englisch, halb arabisch, bis die Freundin kam.

Dann habe ich im Buch geguckt, was Bismillāhirahmanirrahim heißt: Im Namen Gottes, oder im Namen Allahs, der schützt und vergibt. (K, S. 57f.)

Das „Bismillāhirahmanirrahim“ in seinen verschiedenen Gebrauchsvarianten wird im Tagesablauf völlig automatisiert verwendet und verliert – so Nilüfer Kuruyazıcı – „den eigentlichen Sinn“.²⁵ Der seiner Bedeutung entleerte Begriff wird erst durch die Verbindung mit neuen Kontexten wie der Klassenarbeit und der Begegnung mit Muslimen anderer Nationalsprachen wieder aufgeladen. Özdamar arbeitet hier mit einem Prinzip der De- und Rekontextualisierung von Begrifflichkeiten, die traditionelles und kulturelles Wissen transportieren. Die Wirkung von „Bismillāhirahmanirrahim“ beruht dabei auf einem Appell an eine Gemeinschaft. Dies wird in der zweiten Gebrauchsvariante bei den muslimischen Männern in Paris besonders offenkundig. Es ist das einzig mögliche Wort zur Verständigung mit den französischsprachigen Algeriern und bewirkt die Bildung einer transnationalen Solidargemeinschaft über nationale, Sprach- und Geschlechtergrenzen hinweg. In anderen Fällen, wie im Alltag, bleibt der Begriff indifferent und kann sogar ausgetauscht werden. So registriert die Protagonistin, dass das „Bismillāhirahmanirrahim“ durch das Wort „Mustafa“ ersetzt wird, als der Vater auf der Suche nach Arbeit aus Istanbul verschwindet: „Keine dachte ans Bismillāhirahmanirrahim-Sagen. Das Wort Mustafa wurde unser Bismillāhirahmanirrahim. Wenn ich

25 Nilüfer Kuruyazıcı: Religiöse Wertvorstellungen in literarischen Texten und ihre Rolle bei interkulturellen Begegnungen. (Untersucht am Beispiel von E. Sevgi Özdamars *Das Leben ist eine Karawanserei*) In: N.K.: Wahrnehmungen des Fremden. Istanbul: Multilingual 2006, S. 93-104, hier S. 100.

ins Haus kam und die Schuhe auszog, fragte ich: ‚Ist Mustafa gekommen?‘ Meine Mutter packte jeden Morgen das Geschirr aus, nicht mit Bismillâhirahmanirrahim, sie sagte: ‚Wenn Mustafa kommt [...]‘.“ (K, S. 64) Doch nach Wiederherstellung der alten Familiensituation rückt auch das ‚Bismillâhirahmanirrahim‘ wieder an seinen Platz: „Dann kam Mustafa mit einem Taxi. Es war Nacht, er hatte einen neuen Hut, wir stiegen alle mit Bismillâhirahmanirrahim ins Taxi ein.“ (K, S. 64)

Über diese De- und Rekontextualisierungen sprachlicher Phänomene werden kulturelle wie auch soziale Implikationen sicht- und übersetzbar – eine Strategie, die Özdamar besonders gerne im Zusammenhang mit religiösen Traditionen anwendet. Ein weiteres Beispiel dazu ist die Redewendung von den ‚verkauften Fastentagen‘:

„Hast du gefastet, mein schönes Mädchen?“

„Ja.“

„Verkaufst du mir deinen Fastentag für 25 Kuruş?“

„Es ist Sünde.“

„Woher sollst du denn Sünden haben? Verkaufe deinen Fastentag an deinen sündigen Vater.“

Ich verkaufte ihm meinen Fastentag für 25 Kuruş und mit diesem Geld ging ich ins Kino [...]. (K, S. 60)

Diese Szene zwischen Vater und Tochter basiert auf einem tatsächlich praktizierten Ritual des Verkaufs von Fastentagen: Wenn man aus gesundheitlichen, beruflichen oder anderen Gründen selber nicht fasten kann, sollte man einem Armen Geld für das Essen zum Fastenbrechen geben. Diese Person fastet dann für einen mit. Die Komik der oben beschriebenen Szene liegt indessen in der Rekontextualisierung des religiösen islamischen Rituals in eine weltlich-ökonomische Situation des Handelns und des Kinobesuchs: „Einmal kauft der Vater seiner Tochter ihren Fastentag ab, sie geht mit dem Geld ins Kino [...]. Das ist ein Schwank wie aus einem alten Schwankbuch genommen, aber das Kinomotiv bringt einen komischen Kontrast von Tradition und Moderne in ihn hinein.“²⁶ Religiöse Tradition und moderne Lebenswelt wie aber auch arabisch-orientalische und euro-amerikanische Kulturbereiche werden dabei zusammengeführt.

26 Norbert Mecklenburg (Anm. 22), S. 517.

Indem mit religiöser Sprache experimentiert, sie in unterschiedliche Kontexte gestellt wird, wird ihr semantischer Gehalt eruiert und in der modernen Lebenswelt einsetzbar. Es wird eine Brücke geschlagen zwischen Tradition und Moderne. Mehrsprachigkeit in diesem Zusammenhang bedeutet, kulturelle Schlüsselbegriffe in neue Kontexte zu stellen – national oder transnational,²⁷ inner- oder interkulturell. Es sind dabei die Mischungen, nicht die homogenen Varianten, die zu Identitäts- und Gemeinschaftsbildung führen, wie abschließend folgendes Beispiel aus Özdamars Essay *Schwarzauge in Deutschland* verdeutlichen soll. In diesem Essay beschreibt die Autorin, wie sie über die Geschichte eines türkischen Gastarbeiters ein Theaterstück geschrieben und inszeniert hat. Zu ihren Recherchen über diesen Mann reist sie mit dem Zug in die Türkei. Der Zug erweist sich als Transitraum, als Zwischenraum zwischen Herkunfts- und Zielorten, zwischen verschiedenen Sprachen und kulturellen Traditionen:

Es saßen Griechen, Türken und Jugoslawen zusammen im gleichen Zug, ihre gemeinsame Sprache war Deutsch. In Jugoslawien stiegen auch ein paar türkische Väter in den Zug, alte Männer. Sie waren mit leeren Särgen aus der Türkei nach Jugoslawien gekommen, um ihre toten Söhne und Töchter, die mit ihren Autos auf der Fahrt von Deutschland auf der Straße in Jugoslawien bei Autounfällen gestorben waren, in die Türkei zu holen. Die Väter rauchten Zigaretten, standen auf dem Zugkorridor und sprachen leise über den Weg und über ihre toten Kinder. Einer sagte: „Dieser Weg hat uns unsere fünf Seelen weggenommen.“ Die jugoslawischen Männer sangen Sehnsuchts- und Liebeslieder über ihre Frauen, zu denen sie zurückfuhren, und übersetzten diese für uns in ihrem gebrochenen Deutsch. Es entstand fast ein Oratorium, und die Fehler, die wir in der deutschen Sprache machten, waren wir, wir hatten nicht mehr als unsere Fehler.²⁸

Deutsch als Zweitsprache, noch spezifischer: Gastarbeiterdeutsch wird zu einer Varietät des Deutschen, die Identität und Gemeinschaft über Nationen-, Kultur- und Sprachgrenzen hinaus stiftet. Über den Gesang und gemeinsamen Austausch – das „Oratorium“ – wird sie sinnlich erfahrbar. Hier wiederholt sich im Rahmen der Zweitsprache

27 Zum Begriff ‚transnational‘ vgl. Norbert Mecklenburg (Anm. 7), S. 90: „International z.B. ist zwischen Staaten vereinbartes Recht, transnational sind Rechtsnormen, die, wie Grund- und Menschenrechte, über einzelne Staaten hinaus Geltung beanspruchen.“

28 Emine Sevgi Özdamar: *Schwarzauge in Deutschland*. In: E.S.Ö.: *Der Hof im Spiegel*. Köln: Kiepenheuer und Witsch 2001, S. 47-53, hier S. 48f.

Deutsch das, was die anatolischen Dialekte gegenüber der Istanbul-Hochsprache einerseits hervorhebt, andererseits marginalisiert: Sie ist in der Lage, Identität und Gemeinschaft zu stiften, gilt aber in Abgrenzung zum Ideal der deutschen Hochsprache gemeinhin als Zeichen sozialer Randstellung und wird marginalisiert. Bleibt damit dieser hybride Raum der Mehrsprachigkeit in seiner positiven Resonanz auf die Literatur und die ästhetische Erfahrung beschränkt, während er im Alltag zu Marginalisierung und Diskriminierung führt?²⁹ Die Literatur Özdamars, in der unzählige Brücken zwischen den Varianten und Varietäten ihrer türkischen Muttersprache gebaut und in die deutsche Sprache als Zweitsprache transformiert werden, könnte uns dazu anregen, über Mehrsprachigkeit, Funktionen und Wirkungsweisen sprachlicher Varietäten in unserem Umfeld neu nachzudenken und homogenisierende Konzepte wie National- bzw. Hochsprache und vereinheitlichende Tendenzen der Modernisierung kritischer zu betrachten. Dass es sich bei dieser interkulturell und interlingual aufgeladenen Sprache nicht um eingleisige Übersetzungen des Türkischen ins Deutsche handelt, machen die Beispiele deutlich, in denen auch die türkische Sprache zur Disposition steht.

2.2. Mehrsprachigkeit und Sprachreflexivität – Beispiele aus den Essays Yoko Tawadas

Wie unterschiedlich sich Mehrsprachigkeit in Texten von Autorinnen der Migrations- oder interkulturellen Literatur ausnehmen kann, sollen nun folgende Beispiele aus Essays von Yoko Tawada, einer aus Japan nach Deutschland migrierten Autorin, zeigen. Dazu werden Texte aus ihren Büchern *Talisman* (1996) und *Überseesungen* (2002) herangezogen.

In ihrem Essay *Von der Muttersprache zur Sprachmutter* denkt die Ich-Erzählfigur über drei verschiedene linguistische Eigenarten des Deutschen nach: Über die Personifizierung von Gegenständen:

Eines Tages hörte ich, wie eine Mitarbeiterin über ihren Bleistift schimpfte: „Der blöde Bleistift! Der spinnt! Der will heute nicht schreiben!“ Jedesmal, wenn sie ihn anspitzte und versuchte, mit ihm zu schreiben, brach die Bleistiftmine ab. In der japanischen Sprache kann man einen Bleistift

29 Vgl. dazu auch Umut Erel: Grenzüberschreitungen und kulturelle Mischformen als antirassistischer Widerstand? In: Cathy S. Gelbin/Kader Konuk/Peggy Piesche (Hg.): *Aufbrüche*. Kulturelle Produktionen von Migrantinnen, Schwarzen und jüdischen Frauen in Deutschland. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer 1999, S. 172-194, hier S. 182f.

nicht auf diese Weise personifizieren. Ein Bleistift kann weder blöd sein noch spinnen. In Japan habe ich noch nie gehört, dass ein Mensch über seinen Bleistift schimpfte, als wäre er eine Person.³⁰

Über den Artikelgebrauch im Deutschen:

Es machte mir viel Mühe, das grammatische Geschlecht eines deutschen Wortes zu lernen. Ich vergaß es sofort, als hätte es gar keine Beziehung zu dem Wort. Einem Muttersprachlichen komme das grammatikalische Geschlecht wie ein natürlicher Teil des Wortes vor, stand in einem Sprachlehrbuch. Ich versuchte immer wieder herauszufinden, wie man sich diese Empfindung erwerben könnte. [...]

Wenn ich zum Beispiel einen Füller sah, versuchte ich, ihn wirklich als ein männliches Wesen zu spüren und zwar nicht im Kopf, sondern mit meinem Gefühl. [...] Das kleine Reich auf dem Schreibtisch wurde nach und nach sexualisiert: der Bleistift, der Kugelschreiber, der Füller – die männlichen Gestalten lagen männlich da und standen wieder männlich auf, wenn ich sie in die Hand nahm. (V, S. 11f.)

Über die Verwendung des Platzhalters „es“:

Die zweite Figur, die mir damals stark auffiel, war „Es“ [Die erste Figur war „Gott“; Anm. C.Z.]. Man sagte: „Es regnet“, „Es geht mir nicht gut“, „Es ist kalt.“ Im Lehrbuch stand, dass dieses „es“ gar nichts bedeute. Dieses Wort fülle nur die grammatische Lücke. Ohne „es“ würde nämlich das Subjekt des Satzes fehlen, und das ginge auf keinen Fall, denn das Subjekt müsse sein. Ich sah es aber nicht ein, dass ein Satz ein Subjekt haben müsse.

Außerdem glaubte ich nicht, dass das Wort „es“ keine Bedeutung hatte. In dem Moment, in dem man sagt, dass es regnet, entsteht ein Es, das das Wasser vom Himmel gießt. Wenn es einem gut geht, gibt es ein Es, das dazu beigetragen hat. Dennoch schenkte ihm Keiner besondere Aufmerksamkeit. Es besaß nicht einmal einen Eigennamen. Aber es arbeitete immer fleißig und wirksam in vielen Bereichen und lebte bescheiden in einer grammatischen Lücke. (V, S. 14, Herv. im Original)

30 Yoko Tawada: Von der Muttersprache zur Sprachmutter. In: Y.T.: Talisman. Tübingen Konkursbuch 1996, S. 9-15, hier S. 10. Im Folgenden werden Quellenangaben im fortlaufenden Text mit dem Sigle V versehen gegeben.

Anders als in den Textbeispielen Özdamars speist sich diese Form von Sprachreflexivität aus der Kontrastierung und der Analyse der deutschen im Vergleich zur japanischen Sprache. Die Personifizierung, die durch die Genus-Zuschreibung und eine damit empfundene Sexualisierung möglich wird, ist dem Japanischen offensichtlich fremd. Ebenso befremdlich ist das Konzept des versteckten Subjekts „es“, das auf eine „höhere Gewalt“ zu verweisen scheint, deren Fremdheit und Unbegreiflichkeit damit gebannt wird. Indem Tawada diese Merkmale der deutschen Sprache hervorhebt, analysiert und sie verfremdet, weil sie sie konsequent weiterdenkt, werden sie zum Gegenstand von Sprachreflexion, nicht nur bei der Autorin, sondern auch bei ihren Rezipienten. Darüber hinaus werden Fragen aufgeworfen, die über die Sprache hinaus reichen: Was bewirken diese Genus-Zuschreibungen im Deutschen für den Umgang miteinander und mit einer dadurch sexualisierten und personifizierten Welt? Wie wird die Welt wahrgenommen, wenn sie immer über ein benennbares Subjekt konstruiert wird? Umgekehrt stellt sich die Frage, was sich in der Wahrnehmung ändert, wenn dieses wegfällt. Über die Sprachreflexion stellt sich damit eine Kulturreflexion automatisch mit ein.

Während in den obigen Beispielen grammatikalische Phänomene des Deutschen betrachtet werden, untersucht Tawada in anderen Essays einzelne Wörter und ihre (Kon-)Notationen. In *Der Apfel und die Nase* geht die Ich-Erzählfigur der Frage nach, wie man „Japanisch mit dem Computer“ schreibt.³¹ Die japanische Ideogrammsprache muss dabei mit einer alphabetischen Buchstabensprache umschrieben werden. Dabei geschehen Missverständnisse, da der Computer nicht nach semantischen Zusammenhängen seine Wortauswahl trifft, sondern nach einem Wahrscheinlichkeitsprinzip:

Wie kann er zum Beispiel das Zeichen für „Nase“ (hana) aussuchen, wenn ich „Blume“ (hana) schreiben will? Die beiden Wörter sehen im Alphabet identisch aus, werden aber in einem unterschiedlichen Tonfall ausgesprochen und natürlich mit verschiedenen Ideogrammen geschrieben. Der Computer interessiert sich nicht dafür, was ich schreibe, sondern er wählt einfach ein Zeichen aus, das ich beim vorigen Mal ausgewählt habe. Kein Wunder, dass der Computer das Wort „Nase“ schreibt, denn ich benutze das Wort „Nase“ viel öfter als das Wort „Blume“. (D, S. 16)

31 Yoko Tawada: *Der Apfel und die Nase*. In: Y. T.: *Übersetzungen*. Tübingen: Konkursbuch 2002 und 2006, S. 15-17, hier S. 15. Im Folgenden werden Quellenangaben im fortlaufenden Text mit dem Sigle D versehen gegeben.

Hier wird die Übertragung in zwei verschiedene Zeichensysteme und die Veränderungen, die Begriffe damit erfahren, reflektiert. Tawada sucht nach den interkulturellen Verbindungen von Wörtern, nach dem „Gewebe der Sprachen“, das sich in den „schwarzen Löchern“, in den vermeintlichen Abgründen zwischen Sprachen und Zeichensystemen offenbart.³² So endet dieser Essay mit einer überraschenden Wendung für das Wort „Nase“: „Das japanische Wort ‚Nase‘ bedeutet ‚warum‘, zwar mit einem kurzen ‚a‘ ausgesprochen, aber im Alphabet genauso geschrieben wie das deutsche Wort ‚Nase‘.“ (D, S. 17)

In *Talisman* geht die Ich-Erzählfigur der Frage nach, „was das Metallstück am Ohr“, das so viele Frauen hier tragen, wohl bedeute. Sie vermutet, „daß das Metallstück – besonders [...] in der Form einer Sichel, eines Bogens oder eines Ankers [...], – eine Art Talisman sein könnte.“³³ Sie muss jedoch sehr bald feststellen, dass das Verständnis von Talisman bei ihrer deutschen Nachbarin Gilda doch erheblich von ihren eigenen Vorstellungen abweicht. Als Gilda Probleme mit ihrem Computer bekommt, empfiehlt die Ich-Erzählfigur „einen Talisman an dem Computer festzumachen, damit die böse Kraft ihn verlassen und keine neue hineinkommen könnte.“ (T, S. 55) Dieser Talisman sieht jedoch etwas anders aus, als die Protagonistin vermutet hat: Statt einer „Puppe aus Schilf oder ein[em] Stück Schlangenhaut“ kauft sich Gilda „in einem alternativen Lebensmittelladen drei Aufkleber. Auf jedem Aufkleber war ein Bild gemalt, das wahrscheinlich die böse Kraft verkörpern sollte: ein Auto, ein Atomkraftwerk, ein Gewehr. Und über jedem Bild stand: Nein Danke!“ (T, S. 55)

Mit der sprachlichen Erforschung verbunden ist hier eine Auslotung kultureller Konzepte zum Umgang mit Gefahren und dem Bösen. Während die Ich-Erzählfigur ihre Nachbarin Gilda zunächst mit ihren japanischen Konzepten konfrontiert, lässt sie sich durch die für ihre Auffassung verfremdeten Deutungsmuster von Gilda bereichern: „Es kam mir zwar zu höflich vor, gleichzeitig eine böse Kraft abzulehnen und sich bei ihr zu bedanken, aber vielleicht sollte mit dem Wort ‚Danke‘ versucht werden, keine Aggression bei dem Gegner hervorzurufen.“ (T, S. 55)³⁴

Ähnlich wie der Umgang Özdamars mit religiöser Sprache hinterfragt Tawada hier durch eine De- und Rekontextualisierung traditionsbe-

32 Vgl. Anm. 6.

33 Yoko Tawada: *Talisman*. In: Y.T.: *Talisman*. Tübingen: Konkursbuch 1996, S. 52-57, hier S. 52. Im Folgenden werden Quellenangaben im fortlaufenden Text mit dem Sigle T versehen gegeben.

34 Vgl. ausführlich zu dieser Deutung Cornelia Zierau (Anm. 10), S. 35-40.

haftete Begriffe wie den des Talisman, hinter dem sich spezifische kulturelle Vorstellungen verbergen. Die Sprachreflexion geht also über in eine Reflexion kultureller Muster und Wahrnehmungsweisen. Tawada führt dieses Reflexionsvermögen auf den Gebrauch der Fremdsprache bzw. Nicht-Muttersprache zurück und prägt einen sehr aussagekräftigen Vergleich vom Schreiben in der Fremdsprache mit dem Entfernen von Heftklammern:

In der Muttersprache sind die Worte den Menschen angeheftet, so daß man selten spielerische Freude an der Sprache empfinden kann. Dort klammern sich die Gedanken so fest an die Worte, daß weder die ersteren noch die letzteren frei fliegen können. In einer Fremdsprache hat man aber so etwas wie einen Heftklammerentferner: Er entfernt alles, was sich aneinanderheftet und sich festklammert. (V, S. 15)

Die Sprachreflexionen bei dieser Autorin leben also sehr deutlich von der kontrastiven Betrachtung von Muttersprache und Fremd- bzw. Zweitsprache. Die Bereicherung durch die Mehrsprachigkeit wird in den literarischen Ausgestaltungen kreativ umgesetzt, indem die beobachteten Phänomene verfremdet und damit verknüpfte Wahrnehmungskonzepte herausgearbeitet und zur Disposition gestellt werden.

3. Schlussbetrachtungen

Zwei Autorinnen – zwei unterschiedliche Verarbeitungen von Erfahrungen mit Mehrsprachigkeit in ihren Werken. Das haben die vorangegangenen Textanalysen gezeigt. Aber es lassen sich auch gemeinsame Schlussfolgerungen ziehen.

Die in den untersuchten Werken von Emine Sevgi Özdamar vorgefundene Fokussierung auf die Varietäten des Türkischen, auf die Subvertierung von einheitlichen Konzepten wie Nationalsprache durch die Reflexion dessen, was Muttersprache bedeutet und auf die Beobachtungen, wie sich die Sprache generationenspezifisch durch traditionell-religiöse und modernistische Aspekte verändert, führt zu einem hybriden Sprach- und Kulturverständnis, das sich schließlich auch in der deutschen Sprache als Zweitsprache widerspiegelt. Sprache in ihrer hybriden Form, die an Artikulations- und Erfahrungsräume geknüpft ist, wird zum Mittel der Identitäts- und Gemeinschaftsstiftung im Sinne Homi Bhabhas: „Diese ‚Zwischen‘-Räume stecken das Ter-

rain ab, von dem aus Strategien – individueller oder gemeinschaftlicher – Selbstheit ausgearbeitet werden können, die beim aktiven Prozeß, die Idee der Gesellschaft selbst zu definieren, zu neuen Zeichen der Identität sowie zu innovativen Orten der Zusammenarbeit und des Widerstreits führen.“³⁵

Dieses Prinzip der Entwicklung von „innovativen Orten der Zusammenarbeit und des Widerstreits“ finden wir auch in Yoko Tawadas Auseinandersetzung um den „Talisman“, indem hier kulturelle Varianten und Deutungsmuster miteinander verzahnt werden. Anders als Özdamar konzentriert sich Tawada in den ausgewählten Beispielen aber primär auf kontrastive sprachliche und kulturelle Auslotungen des Deutschen. Sie wird zur ‚Ethnologin‘, die die deutsche Kultur und Sprache erforscht.

Beiden Autorinnen gemeinsam ist, dass ihre Literatur eine erhöhte Sprachsensibilität zeigt. Bedingt durch den „Heftklammerentferner“ Fremdsprache wird der zwar arbiträre, aber kulturell und traditionell überlieferte Zusammenhang zwischen dem sprachlichen Zeichen und seinem Inhalt voneinander gelöst, sodass die sprachlichen Zeichen analysiert oder in neue Kontexte gesetzt und wieder mit Bedeutung aufgeladen werden können. Mehrsprachigkeit wird dabei in seiner ganzen Bandbreite von Gegenüberstellungen muttersprachlicher Varietäten über kontrastive Sprachvergleiche bis hin zum Leben und Schreiben in einer Zweitsprache sichtbar. Sie zeigt sich dabei weniger als beliebiges postmodernes Spiel mit Bedeutungen und Bedeutungsverschiebungen, sondern enthält Kultur- und Sprachwissen, das herauszuarbeiten sich lohnt, um die Wege einer interkulturellen Gesellschaft und ihre „neuen Zeichen der Identität“, ihre neuen Inhalte und Zusammenhalte zu erkennen. Deutsch als Zweitsprache erfährt hier in der Literatur eine Aufwertung, die ihr im Alltag in der Regel nicht beigemessen wird. Die Literatur und Sprache von Migrantinnen und Migranten wird dabei nicht nur zum Erinnerungsort einer Einwanderungsgesellschaft, sondern auch zum Austragungsort von Verhandlungen über Bedeutungszuschreibungen und über die Etablierung neuer Identitäten und Gemeinschaften.

35 Homi K. Bhabha: Verortungen der Kultur. In: Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius/Therese Steffen (Hg.): *Hybride Kulturen*. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalitätsdebatte. Tübingen: Stauffenburg 1997, S. 123-148, hier S. 124.

Sandra Vlasta (Wien)

Über- und Ausblick

Die BeiträgerInnen des vorliegenden Kapitels sind alle von der Frage ausgegangen, ob bzw. inwiefern die Erstsprache(n) der AutorInnen deren Schreiben in der gewählten Literatursprache Deutsch beeinflusst/en bzw. welche Spuren die Erstsprache(n) in den Texten hinterlässt/hinterlassen, welche Einflüsse anderer Sprachen festgestellt werden können. Die komparatistische Klammer findet sich in den einzelnen Aufsätzen, dezidiert aber im vorliegenden Resümee, das zusammenfassende Aussagen zum Thema versucht.

Wenngleich die einzelnen ForscherInnen auf unterschiedliche Art an die jeweils gewählten AutorInnen und Texte herangehen, kristallisieren sich mehrere Aspekte heraus, die man vorsichtig als Thesen über den Einfluss anderer Sprachen bzw. der Erstsprache auf das Schreiben in der Literatursprache formulieren kann. Wichtig erscheint hierbei, an etwas zu erinnern, was Renata Cornejo in ihrem Beitrag festhält: Es können „keine pauschalisierenden voreiligen Schlüsse in Bezug auf eine ‚gemeinsame Ästhetik‘ gezogen werden“.¹ Vielmehr sind der ästhetische Zugang der AutorInnen, ihre Form der Literarisierung der Welt sehr unterschiedlich. Auch Cornelia Zierau äußert sich in diese Richtung, wenn sie sagt, dass Mehrsprachigkeit und Polyphonie als ästhetische Mittel nicht auf transkulturelle Literatur reduziert werden können, sondern ein reflektierter Umgang mit Sprache(n), der auch polyphones und mehrsprachiges Schreiben umfassen kann, ein generelles Merkmal von Literatur ist. Bei AutorInnen, die nicht in ihrer Erstsprache schreiben, ergäben sich allerdings häufig Verbindungen zwischen einem polyphonen ästhetischen Programm und sprachlicher und kultureller Mehrsprachigkeit.

In der Folge soll auf einige Aspekte eingegangen werden, die in den vorliegenden Beiträgen anhand unterschiedlicher AutorInnen unabhängig voneinander besprochen wurden und daher möglicherweise als gemeinsame Kennzeichen gelesen werden können:

Sprachbiographien der AutorInnen bzw. der ProtagonistInnen: In mehreren Beiträgen wird die Sprachbiographie der AutorInnen thematisiert und in engen Zusammenhang zu ihrem Schreiben gesetzt. (Was

1 Renata Cornejos Beitrag ‚Dialogizität und kreativer Umgang mit der (Fremd)Sprache im lyrischen Schaffen von Jiri Gruša‘ im vorliegenden Band, S. 351-368.

natürlich der Ausgangsfrage des vorliegenden Bandes entspricht.) In einigen der analysierten Texte, die essayistischer Natur sind und Poetologien des eigenen Schreibens darstellen, wird auf den autobiographischen Prozess des Sprachlernens eingegangen, wie z.B. bei Vladimir Vertlib, Ilma Rakusa oder im von Peter Holland zitierten Interview mit Semier Insayif. In einigen fiktionalen Texten wird die eigene Sprachbiographie literarisch verarbeitet und jene der Protagonisten erzählt, wie beispielsweise in Insayifs Roman *Faruq* oder in Vertlibs *Zwischenstationen*. Jiří Gruša ist als einziger der besprochenen SchriftstellerInnen erst im Erwachsenenalter aus der damaligen Tschechoslowakei nach Deutschland geflüchtet, seine Umstellung auf die deutsche Sprache als Literatursprache war ein sehr langwieriger, schwieriger Prozess, der erst durch eine schwere Krankheit abgeschlossen wurde. Seine multilinguale Sprachbiographie hat zwar mit dem Verfassen von mehrsprachigen Texten auch schon als tschechischer Autor begonnen, der Weg (zurück) zur literarischen Einsprachigkeit war allerdings ein schmerzhafter. Semine Evgi Özdamar wiederum gelingt es in ihren Texten, eine ‚Biographie‘ des Türkischen zu erzählen. Indem sie die Homogenität der Sprache dekonstruiert und ihre vielen Varianten und Ebenen sowie ihre historischen Veränderungen darstellt, erzählt sie gleichzeitig die Geschichte der Sprache und ihrer Sprecher.

Ebenso thematisiert wird von den AutorInnen der **Prozess des Erlernens einer Sprache** bzw. der Zugang dazu, sei es zur deutschen oder einer anderen (die meisten der AutorInnen sind mehr- und nicht ‚nur‘ zweisprachig). Insayifs Text ist vom Aufbau beinahe als ‚Sprachkurs‘ gestaltet – der Protagonist tastet sich langsam an die Wurzeln seiner Herkunft heran, indem er Arabisch lernt, die einzelnen Schritte sind dabei für die LeserInnen nachvollziehbar, die arabischen Worte und Phrasen werden immer häufiger und länger, schließlich bleiben zum Teil sogar die Übersetzungen aus. Die LeserInnen können sich auf diese Weise auch auf den Lernprozess einlassen und selber die Annäherung zur Sprache verspüren. Ähnliches ist für die LeserInnen von Yoko Tawadas Texten möglich: Sie beschreibt die Annäherung an die deutsche Sprache und kontrastiert diese mit ihrer Erstsprache, dem Japanischen. In dieser Annäherung wird den LeserInnen nicht nur eine alternative Sicht auf die deutsche Sprache ermöglicht, sondern auch Einblicke in das Japanische gegeben. Rakusa und Vertlib hingegen reflektieren in ihren essayistischen Texten über ihren eigenen Prozess des Sprachenlernens, über die unterschiedlichen Beziehungen zu den verschiedenen Sprachen.

Auch in anderen der besprochenen Texte werden den einzelnen Sprachen unterschiedliche **Attribute** zugesprochen. So werden in Insayifs Text das Deutsche und das Arabische miteinander verglichen. Erstes entspricht einer Erinnerung von außen, in schriftlicher Form und steht auf einer rationalen Ebene. Das Arabische und die durch es transportierte Erinnerung kommen hingegen aus dem Inneren. Im Vordergrund steht beim Arabischen nicht die funktionale Ebene der Sprache, sondern sein Klang und der Rhythmus (in weiterer Folge auch die Musik, die in arabischer Sprache gesungen wird). Vertlib thematisiert die Unterschiede zwischen Deutsch und Russisch in einer seiner Vorlesungen und hält fest, dass im Deutschen die Worte eine Bedeutung haben, im Russischen hingegen einen tieferen Sinn. Irena Brežna charakterisiert das Russische als eine Sprache, die bei ihr körperliches Wohlbefinden auslöst, sie identifiziert sich außerdem mit dem Ungarischen, das die Erwachsenen in ihrer Familie gesprochen haben (sie aber nicht spricht). Rakusa nennt Ungarisch ebenfalls eine „Küchen-, Katzen- und Kindersprache“, es ist die ihr vertrauteste Sprache.² Gleichzeitig nennt sie in ihren Poetik-Vorlesungen die Vorzüge der anderen von ihr gesprochenen Sprachen: Die große emotionale Bandbreite des Russischen, das Französische mit seiner eleganten Rhetorik, das lakonische Englisch, schließlich das Deutsche, in dem sie sich niedergelassen hat.

Bei all der Rationalität, die dem Deutschen zugeschrieben wird, heben einige der besprochenen AutorInnen auch die **positiven Aspekte ihrer Beziehung zu dieser Sprache bzw. anderen Zweitsprachen** hervor. So ermöglicht die weniger emotionale Bindung, die Geschichtslosigkeit einzelner Wörter und Phrasen eine wesentlich größere Assoziationsbreite, die sich in der Erstsprache durch die direkte Beziehung zur Bedeutung (vgl. Vertlib) nicht so direkt eröffnet. Wörter können z.B. unvoreingenommen in unbekannte Kontexte gestellt werden und dabei neue, manchmal überraschende Bedeutungen annehmen. Durch offenere Assoziationsmöglichkeiten werden Beziehungen auch zu anderen Sprachen deutlich (z.B. in der Assoziationskette Zunge – Mutterzunge – mothertongue bei Özdamar oder im türkischen Erbe des Slowakischen bei Rakusa) und „schwarze Löcher im Gewebe der Sprachen“, wie Tawada es nennt, sichtbar.³

2 Ilma Rakusa: Zur Sprache gehen. Dresdner Chamisso-Poetikvorlesungen 2005. Dresden: Thelem 2006, S. 29.

3 Albrecht Klopfer/Miho Matsunaga: Yoko Tawada. In: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (KLG), 64, Nlfg. 3/00, S. 2.

Diese Reflexionsebene ist nicht nur auf die Sprache beschränkt – indem kulturelle Schlüsselbegriffe in neue Kontexte gestellt werden, werden kulturelle Muster hinterfragt, Klischees reflektiert sowie homogene Vorstellungen von Kultur und Sprache dekonstruiert. Dabei können **hybride Konzepte** entstehen, die nur im Zusammentreffen mehrerer Sprachen und Kulturen möglich sind und identitätsstiftende Funktion haben können. Zu diesen Formen hybrider Sprachkonzepte zählen auch Interimsprachen, die auf kreative Weise, meist auf individueller Ebene, Elemente verschiedener Sprachen zu einem neuen Ganzen zusammenführen. Die vorliegenden Beiträge haben sich in den ausgewählten Texten ebenfalls auf die Spuren nach solchen Interimsprachen gemacht und sind fündig geworden zum Beispiel bei Gruša, der schon früh Sprachen in seinen Werken mischt, bei Özdamar, die türkische Bilder und Redewendungen (zum Teil in verfremdeter Form) ins Deutsche überträgt und dabei auch die Heterogenität der türkischen Sprache betont, bei Tawada, die deutsche und japanischen Wörter (in Lautschrift) und Zeichen in Beziehung setzt und in Rakusas vielsprachigen Texten, in denen sie scheinbar unvereinbare Elemente der Sprachen aufhebt. Die Auseinandersetzung zwischen und mit den Sprachen kann auf mehreren Ebenen stattfinden: auf der lexikalischen, der syntaktischen, der semantischen, der orthografischen etc.

Bei einigen der vorgestellten Texte bleiben mehrsprachige Anspielungen für unkundige LeserInnen unentdeckt (wie bei Gruša), manche nichtdeutsche Begriffe werden nicht übersetzt (wie bei Brežna). Damit ist auch die **Position der LeserInnen** thematisiert, die ebenfalls eine besondere ist. Die LeserInnen werden eingeladen, sich auf die Erfahrung der Mehrsprachigkeit einzulassen, der Prozess der Sprachreflexion wird, mal mehr, mal weniger sichtbar in den Texten thematisiert, die kulturelle Reflexion auch in den RezipientInnen ausgelöst. Ebenso wird, in Texten wie Insayifs *Faruq* oder Tawadas Erzählungen, der Prozess des Spracherwerbs für die LeserInnen nachvollziehbar.

Bei vielen dieser Aspekte ist bereits die Bedeutung der **sinnlichen Ebene von Sprache** angeklungen, deren körperliche Seite. Die Beziehungen zu den Sprachen sind emotional geprägt, die Sprachen werden von den AutorInnen bzw. den Protagonisten auch sinnlich wahrgenommen. So beschreibt Vertlib die unterschiedlichen Assoziationen und nicht zuletzt die Gefühle, die das deutsche Wort ‚Hund‘ und das russische ‚sobaka‘ in ihm auslösen. Bei Özdamar haben Worte eine sinnliche Ebene noch bevor ihre Bedeutung erfasst wird, wie z.B. der

häufig verwendete Ausdruck Bismillāhirrahmanirrahim, den die Protagonistin kennt, lange bevor sie weiß, was er bedeutet. In Insayifs Roman ist das Arabische für den Protagonisten eng mit frühen Körpererinnerungen verbunden, das Gedächtnis des Körpers (das Erlebnisse aus der frühen Kindheit beinhaltet) wird mit dem (Wieder-)Erlernen der arabischen Sprache stimuliert. Das körperliche Wohlbefinden, das das Russische für Brežna hervorruft, wurde bereits erwähnt. Auch zum Slowakischen hat sie eine sehr emotionale Bindung, was sie bei der Rückkehr nach der Wende selbstironisch beschreibt. Rakusa erwähnt auch die umgekehrte Erfahrung: Wenngleich sie den Schweizer Dialekt beherrscht, ist diese Sprache nicht in sie eingedrungen, sie hat ein pragmatisches Verhältnis zu ihm, eine tiefere Beziehung allerdings nur zum Hochdeutschen, in dem sie z.B. Selbstgespräche führt. Hier findet eine interessante Umkehrung statt: Der Dialekt, der für Muttersprachler meist eine emotional stärker besetzte Sprachform darstellt, ist in Rakusas Fall eine distanzierte, rationale Ebene der Sprache.

Auf weitere Überschneidungen, die sich in einigen der Beiträge ergaben, soll hier nur mehr stichwortartig hingewiesen werden. So wird die Funktion und Bedeutung von **Sprache als der Trägerin von Erinnerung und Identität** von mehrer AutorInnen thematisiert, die ‚Muttersprache‘ ist in einigen Fällen eigentlich eine **‚Vatersprache‘** (Insayifs *Faruq*, Rakusa, vgl. dazu auch Anna Kims *Die Bilderspur*), vor allem bei Tawada und Insayif spielt die Beziehung zum anderen **Schriftsystem** des Japanischen bzw. des Arabischen eine wichtige Rolle.⁴

Die genannten Aspekte stellen ein erstes Ergebnis von Untersuchungen des Einflusses von Erstsprache(n) auf das literarische Schreiben auf Deutsch dar. Sie erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, können aber Ausgangspunkt für weitere komparatistische Studien zur Fragestellung sein. Es ist zu hoffen, dass solche Untersuchungen auch die von einigen der AutorInnen – in ihren literarischen wie essayistischen Werken – festgestellte Diskrepanz zwischen der positiv bewerteten Mehrsprachigkeit in der Literatur und der tagtäglichen Diskriminierung vieler mehrsprachigen Mitmenschen (nicht zuletzt aufgrund ‚hybrider‘ Sprachformen) verringern bzw. auflösen.

4 Anna Kim: *Die Bilderspur*. Graz: Droschl 2004.

➤ **Anstatt eines Nachworts**

Michaela Bürger-Koftis (Genua), Ilaria Messina (Genua),
Rosanna Vitale (Genua)

Anstatt eines Nachworts, ein Ausblick:
Wie viel Web 2.0 braucht ein wissenschaftliches
Webportal? Publikationsplattform, Interview-
Datenbank, Forum. Präsentation des Internetportals
„Mehrsprachigkeit und (literarische) Schreibkreativität“

Da es sich beim vorliegenden Buch um eine Zusammenschau, eine Zwischenbilanz von ersten Ergebnissen aus der interdisziplinären Erforschung des Phänomens ‚Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität‘ handelt, liegt es nahe, den letzten Beitrag nicht als konkludierendes Nachwort, sondern als Ausblick zu gestalten. Die in *Polyphonie – Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität* präsentierten Beiträge bilden nämlich den Ausgangspunkt für ein großer konzipiertes wissenschaftliches Projekt: ein Webportal, in dem aus der Sicht der bereits in *Polyphonie* vertretenen Disziplinen, erweitert durch Psycholinguistik, (Fremd)Sprachendidaktik und Translationswissenschaften, der von uns angenommene und durch die Beiträge des Bandes in unterschiedlicher Weise durchaus bestätigte Zusammenhang von Mehrsprachigkeit und literarischer Kreativität fortlaufend untersucht werden kann. Nun wurde der Einfluss von Mehrsprachigkeit auf Kreativität im Allgemeinen im Rahmen eines europäischen Projekts zwar bereits untersucht, an konkrete veröffentlichte Ergebnisse kommt man aber so leicht nicht heran.¹ Unsere These, die sich auf die Beobachtung stützt, dass sich in Zeiten erhöhter innergesellschaftlicher Mehrsprachigkeit eine besonders vielfältige literarische Produktion feststellen lässt,² basiert auf der Annahme, dass Mehrsprachigkeit und Mehrkulturalität den kreativen Drang zum Schreiben ebenso wecken, wie den Drang

1 Es handelt sich hierbei um ein von der Europäischen Kommission finanziertes Fallstudienprojekt aus dem Jahr 2009, über das man sich zumindest in Form von Projektbeschreibungen und Schlussfolgerungen im Internet informieren kann: http://ec.europa.eu/education/languages/pdf/doc3753_en.pdf [Eingesehen am 14.3.2010].

2 Ein solcher Zeitraum war die Zeit um den Zusammenbruch der Habsburger Monarchie, in der Migrationsbewegungen von mehrsprachigen und mehrkulturellen Menschen von der Peripherie zum Zentrum aufgelöst wurden, ebenso wie die globalisierungsbedingten Nomadismen des ausgehenden 20. Jahrhunderts und die im gleichen Zeitraum durch den Zerfall des Kommunismus hervorgerufenen Wanderungsbewegungen von Menschen, die die Sprache des Ziellandes zumeist nicht in einer regionalen Varietät der Peripherie beherrschten, wie das hingegen am Beginn des 20. Jahrhunderts für die Migranten aus den Kronländern Habsburgs der Fall war.

zum kreativen Schreiben. Nähme man, wie das viele in diesem Band behandelte Autorinnen und Autoren auch auf Grund ihrer besonderen Language Awareness gerne tun, den Ausdruck ‚kreatives Schreiben‘³ wörtlich, so fiel sofort der ihm innewohnende Pleonasmus auf. Es ist natürlich ‚in der Tat‘ (wiederum wörtlich) jede sprachliche Äußerung, ob Sprechen oder Schreiben, kreativ, weil schöpferisch, schaffend. Da kreatives Schreiben zwar die Grundlage für jede Form der literarischen Textproduktion ist (eine Ausnahme bilden hier lediglich Texte, die einer oral weitergegebenen Erzähltradition entspringen), aber kreatives Schreiben nicht nur Literatur hervorbringt, sondern sich in vielen verschiedenen Textsorten zeigt, haben wir uns zu fragen, ob, und wenn ja inwieweit, Mehrsprachigkeit Kreativität beim Schreiben an sich fördert. Aus diesem Grund wird für das geplante Webportal die Fragestellung in diese Richtung ausgeweitet. Unser Untersuchungs-corpus soll also nicht mehr nur die, wenngleich große, Gruppe von Autorinnen und Autoren, deren literarische Schreibsprache das als Zweit-, Dritt- bzw. Fremdsprache erlernte Deutsch ist, sein, sondern darüber hinaus auch andere Deutsch schreibenden Menschen mit pluriellen Sprachbiographien aus den Bereichen des Journalismus, der Publizistik und der Wissenschaft einbinden. Daraus ergab sich der Titel, der bis zur endgültigen Einrichtung des Webportals ein Arbeitstitel bleibt, „Mehrsprachigkeit und (literarische) Schreibkreativität“.

Schon die Tatsache, dass wir von einem Webportal und nicht von einer Website oder Webseite⁴ sprechen, weist darauf hin, dass wir bei diesem Projekt ein Format im Sinne haben, das kommunikativer und interaktiver konzipiert ist, als das eine Website wäre, das also mehr als nur eine Publikationsmöglichkeit für wissenschaftliche Aufsätze oder eine Online-Zeitung sein sollte.

3 Mit kreativem Schreiben ist hier keinesfalls das gemeint, was unter dieser Bezeichnung als therapeutisches Instrument von der Psychotherapie bis hin zur Esoterik Anwendung fand. Vgl. Metzler Lexikon Sprache. Helmut Glück (Hg.). 2. erw. Aufl. Stuttgart, Weimar: Metzler 2000, S. 386 f.

4 Die weithin gebräuchliche Bezeichnung ‚Webseite‘ geht auf eine Volksetymologie jüngsten Datums zurück: Für das englische *website* wird im Deutschen eine Entsprechung gefunden, die den ersten Teil fremdsprachlich übernimmt und den zweiten, undurchsichtigeren Lexembestandteil umdeutet von engl. *site* (der Platz, der Ort) zu dt. Seite, wobei bei dieser Wortbildung wohl auch das engl. *homepage* Pate gestanden haben mag. Auch hier zeigt sich, dass die volksetymologische Umdeutung keineswegs das Verständnis erleichtert, denn eigentlich wäre die Seite eben nur ein Teil eines Ortes im Netz. Die gleichzeitige Verwendung von Webseite und Website mit jeweils weiblichem Genus, die Artikelbildung im Deutschen also des engl. *the website*, die eigentlich der direkten Übersetzung nach mit ‚der‘ erfolgen sollte (der Platz, der Ort) ist darüber hinaus so etwas wie eine grammatische Volksetymologie.

Web 2.0 – Entstehung und Entwicklung

Die Entwicklung, die das Internet und seine Anwendungen in den letzten zehn Jahren gemacht haben, kann getrost als phänomenal bezeichnet werden: Nach dem „Zerplatzen der Dot-Com-Blase im Herbst 2001“ kam es,⁵ wie in solchen Fällen üblich, zu einer „Marktberreinigung“,⁶ die ihrerseits in der Regel ein Anzeichen dafür ist, dass eine aufstrebende Technologie bereit ist, diesen Platz einzunehmen.⁷ Diese neue Technologie wurde wenig später unter der Bezeichnung ‚Web 2.0‘ bekannt und ist mittlerweile als Begriff weltweit akzeptiert, mit 9,5 Millionen Treffern im World Wide Web, die Google dazu findet.⁸

Natürlich war auch das Web 2.0 den üblichen Zyklen der Akzeptanz unterworfen, die von der US-Unternehmensberatung seit mittlerweile fünfzehn Jahren aufgezeichnet und in Kurven auf einer x- und einer y-Achse dargestellt werden. Diese sogenannten *hype cycles* (Hype-Zyklen) geben den Grad der Aufmerksamkeit, der einer Technologie zu Teil wird, wieder. In der folgenden Abbildung ist der prinzipielle Verlauf eines solchen Zyklus’ zu sehen:

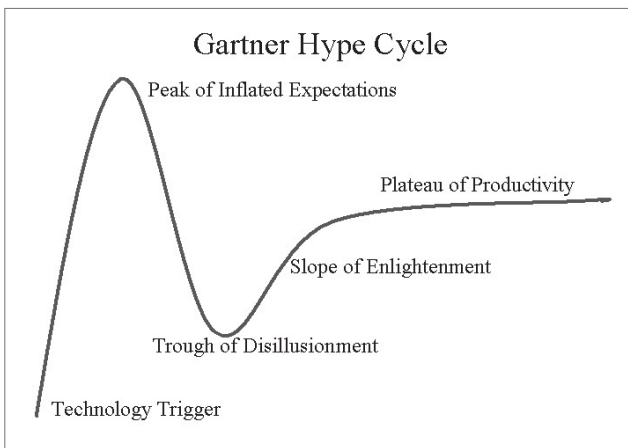


Abb. 1: Gartner Hype Cycle⁹

5 Was ist Web 2.0? Entwurfsmuster und Geschäftsmodelle für die nächste Software Generation. Von Tim O'Reilly. Deutsche Übersetzung Patrick Holz. http://www.oreilly.de/artikel/web20_trans.html [Eingesehen am 24.4.2010].

6 Ebd.

7 Vgl. ebd.

8 Diese Zahl wurde 2008 erhoben, dem Jahr der Entstehung des ebd. zitierten Artikels.

9 <http://www.watblog.com/2009/09/28/wattech-the-gartner-hype-cycle/> und <http://www.gartner.com>

Jeder Hype-Zyklus durchlebt im Laufe des Lebenszyklus einer Technologie fünf Schlüsselphasen: Die erste ist der „Technology Trigger“ (technologischer Auslöser), der den Durchbruch einer Technologie und die starke Aufmerksamkeit rund um ihren Markteintritt bezeichnet, wobei die Produkte selbst, zur sogenannten ersten Generation gehörend, oft noch ungenügend ausgereift sind sowie ihre kommerzielle Verwertbarkeit noch keineswegs bewiesen ist.¹⁰ Bleibt ein Produkt nicht in dieser Phase stecken, wie die als ‚Zombies‘ bezeichneten Produkte, die bestimmte Phasen wieder und wieder durchlaufen,¹¹ sondern steigt die Kurve an, tritt das Produkt also wirklich in den Mechanismus des Hype ein, so erreicht es die „Peak of Inflated Expectations“ (Gipfel der überzogenen Erwartungen).¹² Danach erfolgt der Abstieg durch das „Trough of Disillusionment“ (Tal der Enttäuschungen), in dem das öffentliche Interesse stark nachlässt und gleichzeitig der Ruf nach (technischen) Verbesserungen, also einer zweiten Generation, laut wird.¹³ Nach dem Durchtauchen des absoluten Tiefpunkts tritt die Technologie in die vierte, als „Slope of Enlightenment“ (Pfad oder auch Hügel der Erleuchtung) bezeichnete Phase ein,¹⁴ in der die Implementierung der Verbesserungen zu greifen beginnt und das Produkt als Ganzes besser verstanden und angenommen wird. Die letzte Phase ist das „Plateau of Productivity“ (Plateau der Produktivität),¹⁵ in der das Produkt von der breiten Masse angenommen wird. Den Übergang zum Pfad der Erleuchtung und damit letztendlich auch zum Plateau der Produktivität, definiert die Erfinderin des *Hype Cycle*, Jackie Fenn, dadurch, „dass ein ganzes Ökosystem mit Standards, Dienstleistern und kompletten Lösungen entsteht“.¹⁶ Eine Gegenüberstellung der Hype-Zyklen der letzten Jahre zeigt die Entwicklung, die Web 2.0 genommen hat, und wo sich diese Technologie derzeit befindet:

com/technology/research/methodologies/hype-cycle.jsp [Beides eingesehen am 12.5.2010].

10 <http://www.gartner.com/pages/story.php?id.8795.s.8.jsp> [Eingesehen am 12.5.2010]. Die deutsche Übersetzung der Zyklusphasen wurde übernommen aus: Hype Cycle: Die Fieberkurve der Aufmerksamkeit. In: Technology Review 10/2006, S. 80-83, zitiert nach: Gregor Honsel: Die Hype-Zyklen neuer Technologien. In: Spiegel Online v. 5.11.2006.<http://www.spiegel.de/netzwelt/tech/0,1518,443717,00.html> [Eingesehen am 12.5.2010].

11 Vgl. ebd.

12 Ebd.

13 Ebd.

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Zitiert nach Gregor Honsel (Anm. 11).

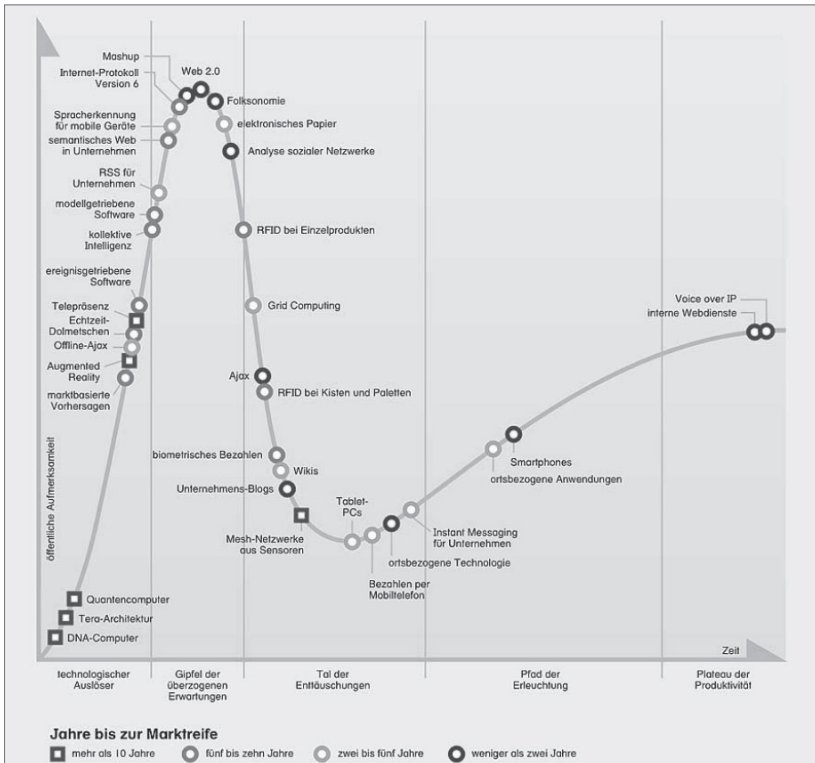


Abb. 2: Hype Kurve 2006¹⁷

Diese Abbildung zeigt deutlich, dass sich Web 2.0 im Jahr 2006 auf dem Höhepunkt der überzogenen Erwartungen befand. Zwei Jahre später, 2008, hat Web 2.0 das Tal der Enttäuschungen fast durchschritten, befindet sich ungefähr dort, wo sich 2006 Wikis befanden, wobei sich der Abstand zwischen den beiden zugunsten von Web 2.0 verkürzte:

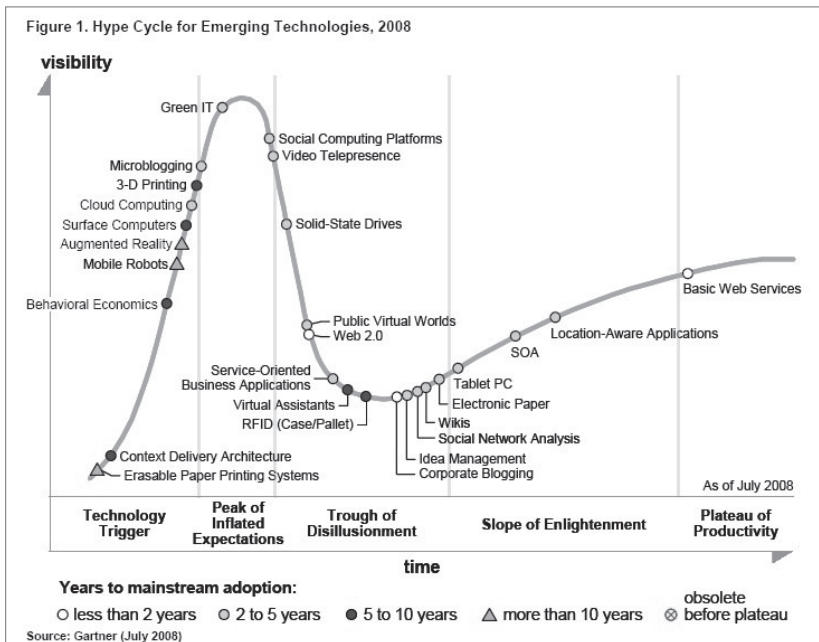


Abb. 3: Hype Cycle for Emerging Technologies, 2008¹⁸

Der Abstieg von Web 2.0 erfolgte also über einen Zeitraum von mehr als zwei Jahren, im Jahr 2009 befand sich die Technologie bereits auf dem ersten Drittel des *Slope of Enlightenment* und konnte seinen Abstand zu Wikis wiederum erheblich verkürzen, was zweierlei Schlüsse zulässt: dass entweder Web 2.0 eine schnellere Aufholgeschwindigkeit hat oder dass je länger der Aufstieg andauert, je weiter die Technologie also nach oben kommt, die Beschleunigung langsamer wird.

18 <http://www.heppnigames.com/?p=136> [Eingesehen am 28.4.2010].

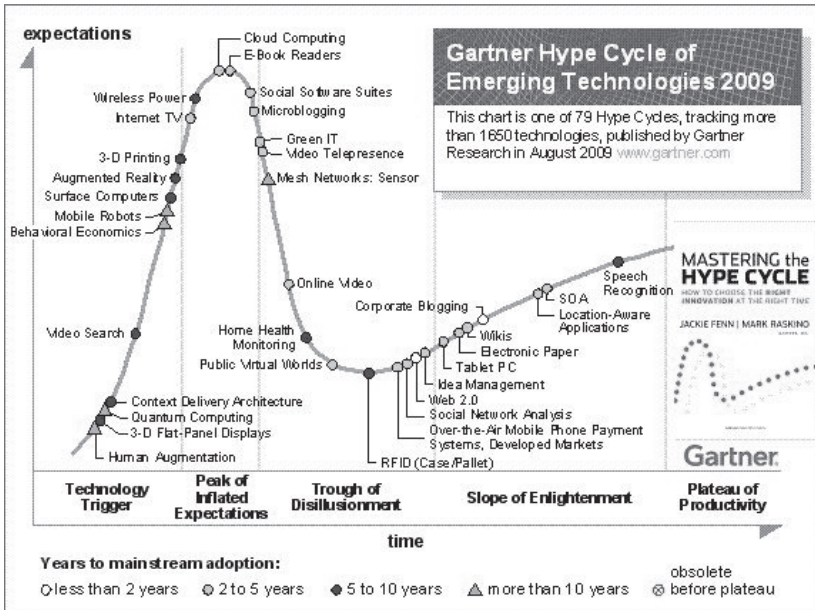


Abb. 4: Hype Cycle for Emerging Technologies, 2009¹⁹

Die Aufmerksamkeits-Kurven von 2010 werden mehr darüber Auskunft geben können, ob Web 2.0 mit seiner Konsolidierungsphase erfolgreich vorankommt. Für unsere Zwecke ist aber lediglich von Belang, dass Web 2.0 aller Wahrscheinlichkeit nach kein ‚Zombie‘ ist, also nicht obsolet wird, bevor es das Plateau der Produktivität erreicht, und dass das Jahr 2010 möglicherweise der richtige Zeitpunkt sein könnte, sich mit dieser Technologie und ihrer Anwendbarkeit in der Wissenschaft und in der Wissenschaftsorganisation auseinanderzusetzen.

Web 2.0 – eine Phänomenologie

Man muss jetzt nicht gerade ein *digital native*, sondern meist nur ein einfacher Nutzer sein – das zumindest ist die Alltagsbeobachtung – um, ohne mehr darüber zu wissen, verschiedenste Anwendungen von

¹⁹ <http://www.watblog.com/2009/09/28/wattech-the-gartner-hype-cycle/> [Eingesehen am 24.4.2010].

Web 2.0 tagtäglich benutzen zu können. Dort, wo Blogs verfolgt oder produziert werden, wo die Nutzer Wikipedia abrufen, chatten oder *bookmarks* (Lesezeichen) setzen, sind sie im Web 2.0. Weil im Grunde alle neuen Entwicklungen im World Wide Web unter der Bezeichnung Web 2.0 zusammengefasst werden, kann man das Web 2.0 in der Tat, wie Tim O'Reilly das tut, „als eine Ansammlung von Prinzipien und Praktiken visualisieren, die ein regelrechtes Sonnensystem von Seiten zusammenhalten, [und dabei] einige oder alle dieser Prinzipien in unterschiedlicher Entfernung vom Zentrum demonstrieren“.²⁰ Hier die prinzipielle, auf wenige wesentliche Merkmale beschränkte Gegenüberstellung von Web 1.0 und Web 2.0, so wie sie O'Reilly in der ersten Web 2.0 Konferenz 2004 formulierte:

Web 1.0	Web 2.0
DoubleClick	→ Google AdSense
Ofoto	→ Flickr
Akamai	→ BitTorrent
mp3.com	→ Napster
Britannica Online	→ Wikipedia
Persönliche Webseiten	→ Blogs
Spekulation mit Domain Namen	→ Suchmaschinen-Optimierung
Seitenaufrufe	→ „cost per click“
Extraktion mittels Screen Scraping	→ Web Services
Veröffentlichung	→ Beteiligung
Content Management Systeme	→ Wikis
Taxonomie (Verzeichnisse)	→ „Folksonomy“ (Tagging)
Feststehend („stickiness“)	→ Zusammenwachsen („syndication“) ²¹

Für unsere Fragestellung, „Wie viel Web 2.0 braucht ein wissenschaftliches Webportal?“, interessieren bei dieser Gegenüberstellung beispielsweise der Übergang von Britannica Online zu Wikipedia (Zeile 5), bzw. deren Koexistenz oder auch die Verdrängung der Ersteren durch das Zweitere, was angesichts des unterschiedlichen *PageRank*²²

20 O'Reilly (Anm. 5).

21 Ebd.

22 *PageRank* ist die Bezeichnung für den von Larry Page für die Stanford University entwickelten Algorithmus, der die Bewertung von Websites im www, also die Linkpopularität von Seiten bzw. Dokumenten, festlegt. (Vgl. dazu <http://de.wikipedia.org/wiki/> [Eingesehen am 26.5.2010]. In wiederum volksethymologischer Umdeutung spricht man vom Ergebnis dieser Berechnungen allgemein sowohl auf Englisch als auch auf Deutsch von Page ranking. <http://www.google rankings.com/> [Eingesehen am 26.5.2010]. Mittlerweile gibt es Firmen, Page rank checker genannt, die entgeltlos oder gegen Bezahlung das Ranking einer Webseite verbessern helfen.

der beiden wohl eher zutreffend erscheint, und damit parallel laufend der Trend von der Veröffentlichung zur Beteiligung (Zeile 10). Wie wir weiter unten bei der Beschreibung des Webportals „Mehrsprachigkeit und (literarische) Kreativität“ sehen werden, ist keineswegs das Eine durch das Andere auszuschließen, Beteiligung und Veröffentlichung können durchaus kombiniert werden. Es handelt sich dabei also nicht um ein Entweder-oder, sondern um ein Sowohl-als-auch. Diese Dualität spiegelt sich auch in der bereits gebräuchlichen Bezeichnung des Nutzers des Web 2.0 und seiner ‚Folksonomien‘ als „Prosumer“,²³ eine Person, die Produzent und Konsument in einem ist, wider. Das Produzieren und Beteiligen führt geradewegs dazu, was im Zusammenhang mit der „2.0-heit“ des World Wide Web neben der dynamischen Weiterentwicklung der persönlichen Webseiten zu Blogs und der Schaffung einer „Blogosphäre“ im Social Networking wohl am bekanntesten ist:²⁴ zu den Wikis. „Wikis sind Webseiten, die von allen Nutzern erweitert oder geändert werden können.“²⁵ Wikipedia, dessen Ruf in akademischen Kreisen schlechter ist, als es verdient,²⁶ ist das derzeit größte und bekannteste Wiki. Es ist ebenso ein Produkt „kollektiver Intelligenz“ wie seine kommerziellen Pendanten eBay oder Amazon.²⁷ Zu einer weiteren Nutzung der ‚kollektiven Intelligenz‘ kommt es bei Webservices, die sich der Ordnung von Bookmarks (Lesezeichen) zu Websites (Del.icio.us), Bildern (Flickr) oder Videos (You-Tube) widmen. Besonders das Setzen von Lesezeichen und deren freie Beschlagwortung (*tagging*) haben einen neuen Trend hervorgerufen, der unter dem Begriff ‚Folksonomy‘, die Kategorisierung der Webseiten durch die Nutzer, die Leute (*folk*+*taxonomy*)²⁸ bekannt wurde. Peters und Stock geben in ihrem Artikel aber zu bedenken, dass im Zusammenhang mit dem Tagging, also der Indexierung mit Hilfe von Folksonomies,

23 Isabella Peters/Wolfgang G. Stock: Folksonomies in Wissenspräsentation und Information Retrieval. http://www.walt.phil-fak.uni-duesseldorf.de/infowiss/admin/public_dateien/files/1/1204545101_folksonomi.pdf [Eingesehen am 12.5.2010].

24 O'Reilly (Anm. 5).

25 Joachim Böhringer/Peter Bühler/Patrick Schlaich: Kompendium der Mediengestaltung: Produktion und Technik für Digital- und Technik für Digital- und Printmedien. 4. überarb. u. erw. Aufl. Berlin/Heidelberg: Springer 2008, S. 151.

26 Dass Wikipedia eine weltweit anerkannte Wissenszyklopädie ist, ist mittlerweile unbestritten (vgl. dazu <http://www.onlinezeitung24.de/article/2178> [Eingesehen am 30.4.2010]), gleichzeitig gilt aber das Zitieren aus ihr immer noch als akademischer Fauxpas. Da aber auch in der wissenschaftlichen Welt Wikipedia immer mehr zur Quelle der, wenn auch in der Folge noch zu überprüfenden, Erstinformation wird, ist nicht einsichtig, weswegen aus ordentlich recherchierten und mit einer Bibliographie versehenen Wikipedia-Einträgen nicht zitiert werden soll. Immerhin ist jedes Zitieren ein reflektierender Vorgang, der ohnehin nie unkritisch, sondern in der Regel auch gegengeprüft erfolgt.

27 Peters/Stock (Anm. 23).

28 Diese Wortschöpfung geht auf Thomas Vander Wal (2004) zurück. Vgl. Peters/Stock (Anm. 23).

eben gerade nicht von Klassifizierung und daher auch nicht von Taxonomie gesprochen werden kann, da bei der Verschlagwortung weder mit Notationen noch mit Relationen gearbeitet wird.²⁹ Aus diesem Grund ist für ein wissenschaftliches Webportal weniger die Inhaltsseite der Beschlagwortung als vielmehr ihre soziale Dimension (*social bookmarking*)³⁰ von Bedeutung: Lesezeichen von möglichst vielen Nutzern zu werden, könnte dabei ein Anspruch sein, ein anderer, durch das Bookmarking zu einer Erweiterung der Themenkultur beizutragen und den Kreis der Gleichinteressierten ständig zu erweitern, um damit wiederum – im Sinne der ‚kollektiven Intelligenz‘ – das wissenschaftliche Projekt voranzutreiben.

Das Webportal „Mehrsprachigkeit und (literarische) Schreibkreativität“



Abb. 5: Screenshot Webportal Startseite

Der Screenshot der Startseite des Webportals (z. T. noch als Arbeitsversion zu verstehen) zeigt schon rein optisch (hier leider nur in Schwarz-Weiß), dass es sich um eine Weiterentwicklung des vorliegenden Buchprojekts handelt. Das Buchcover wird in Form und Farbgebung durch die vielfarbige Seitenleiste und die bunten Puzzlesteine

²⁹ Vgl. ebd.

³⁰ Jill Armstrong/Tom Franklin: A review of current and developing international practice in the use of social networking (Web 2.0) in higher education. Pdf, S. 8. <http://franklin-consulting.co.uk/LinkedDocuments/the%20use%20of%20social%20networking%20in%20HE.pdf> [Eingesehen am 24.4.2010].

wieder aufgenommen. Diese symbolisieren die Bausteine eines größeren Ganzen, angedeutet durch die kompakte Fläche am linken Rand: Mehrsprachigkeit und kulturelle Vielfalt, die zu einer kreativen Textur werden. Ebenso wie die Polychromie der Puzzlesteine und der Seitenleiste heben sich auch der honiggelbe Titel im Kopf und die gleichfärbig gestalteten Rubriken der Navigationsleiste harmonisch vom asphaltgrauen Hintergrund ab.

Der Dreiteilung der Navigationsleiste des Webportals in *Das Projekt*, *Das Portal* und die *Community* folgt auch der von links nach rechts, also von *Projekt* bis *Community*, zunehmende Anteil von Anwendungsbereichen aus dem Web 2.0.

Während **DAS PROJEKT** mit der Projektbeschreibung und näheren Hinweisen zu den TeilnehmerInnen am Forschungsprojekt sowie den Projektpartnern wie Universitäten, Institutionen, Sponsoren und dem wissenschaftlichen Beirat eine reine Informationsaufgabe erfüllt (Web 1.0), eröffnet **DAS PORTAL** den Nutzern auch den Eintritt. Klickt man auf **Publikationsplattform**, so erscheint folgende Maske:

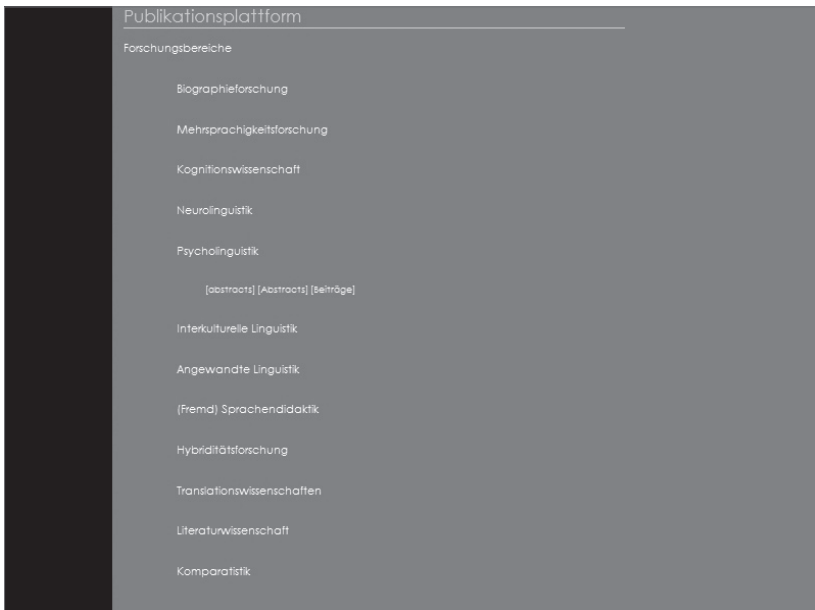


Abb. 6: Screenshot Publikationsplattform

Die Forschungsbereiche sind im Vergleich zu den Kapiteln des Buches um drei Fachbereiche, Psycholinguistik, (Fremd)Sprachendidaktik und Translationswissenschaften, erweitert worden. Beim Anklicken der einzelnen Fachbereiche erscheint eine Verzweigung, von der aus dann die Beiträge, aber auch ihre Abstracts, jeweils auf Deutsch und Englisch eingesehen und heruntergeladen werden können. Es handelt sich bei dieser Publikationsplattform aber um keinen Wiki, in den jeder Nutzer einfach einen Beitrag stellen, bzw. in dem bereits existierende Beiträge einfach verändert oder ergänzt werden können. Es soll allerdings, und das ist eindeutig ein Merkmal der „2.0-heit“ dieses Internetportals,³¹ eine Abteilung geben, in der Beiträge von Usern einfach eingestellt werden können. Die Bezeichnung für diese Sektion wurde noch nicht festgelegt, sie wird von der Forschungsgruppe bei ihrem Workshop in Wien Anfang 2011 diskutiert und beschlossen. Die Vorschläge reichen von *Beitragsklappe* über *Publikationsvestibül* zu *Veröffentlichungsannahme*. Auf Grund der Tatsache, dass der akademische Kodex für Publikationen und ihre wissenschaftliche Bewertungsmöglichkeit bestimmte Kriterien, wie das Peer reviewing, vorschreibt, stößt ein wissenschaftliches Webportal hier an die Grenzen des Web 2.0. Da sich unser Projekt vornahm, zitierbare Online-Publikationen zu produzieren, ist an dieser Stelle ein unlimitierter und unkontrollierter Feed (Einspeisung, Zufuhr)³² nicht möglich. Das Web 2.0 endet somit auf unserer, in dieser Hinsicht ‚konservativen‘ Publikationsplattform im Vorzimmer derselben. Danach werden die Beiträge, wie bei wissenschaftlichen Publikationsorganen üblich, durch einen wissenschaftlichen Beirat, der zweijährlich neu bestellt wird, geprüft und günstigenfalls zur endgültigen Publikation empfohlen. Aus kommerziellen Überlegungen können die Beiträge des vorliegenden Buches nicht schon wenige Monate nach dessen Erscheinen auf eine Internetseite transferiert werden, weswegen auf der Publikationsplattform zunächst nur die Abstracts der Buchbeiträge in deutscher und englischer Sprache, gegebenenfalls auch Teilabdrucke nach dem Modell von Google books, erscheinen werden.

Ein anderer Teil der Ergebnisse der Buchpublikation wird allerdings schon zur Gänze für das Webportal verwendet, und zwar werden unter **Fachbibliographie** die Bibliographien der einzelnen BeiträgerInnen des Buches von den HerausgeberInnen in inhaltliche Untergruppen zusammengefasst und online gestellt. Hier soll wieder Web 2.0 auf den

31 O'Reilly (Anm. 5).

32 <http://de.wikipedia.org/wiki/Feed> [Eingesehen am 14.5.2010].

Plan gerufen werden. Bestimmten Zitierregeln folgend soll diese inhaltlich gegliederte Fachbibliographie beliebig von Usern ergänzt und erweitert werden können. Das heißt, dass jemand eigene, auch umfassende Bibliographiearbeit zu einem Thema einbringen kann, aber auch sich selbst mit dem Titelzitat eines publizierten Beitrags zitieren kann. In diesem Fall trägt die ‚kollektive Intelligenz‘ der ‚Prosumers‘ zur Weiterentwicklung des Projekts bei. Der Fachbibliographie unter- bzw. beigeordnet soll auch ein Diskussionsforum sein, in dem die Nutzer die Relevanz von aufgeführten Werken gegebenenfalls diskutieren können, wobei eigentliche Tilgungen nur vom Administrator (admin) vorgenommen werden können sollen.

Das Gustostückerl dieses Webportals wird die **Interview-Datenbank** sein. Auf ihr sollen sprachbiographische Interviews mit ‚Schriftstellerinnen‘ und ‚Schriftstellern‘ (aus Literatur, Medien und Wissenschaft) mit plurilinguaem Hintergrund in Audio- bzw. vielleicht sogar Videodateien (je nach den technischen Vorgaben) abrufbar sein. Dieses Vorhaben erfordert eine spezielle Biographiearbeit, deren Anforderungen vorab minutiös festgelegt werden müssen. Es gilt zu klären, ob man erzählende Interviews oder segmentierte Interviews oder sowohl als auch machen möchte. In jedem Fall muss der zu erarbeitende Fragenkatalog so strukturiert sein, dass die sprachlich-kulturellen Biographien eigentlich „Sprachlernbiographien“ sind.³³ Hierbei soll vom „motherese“ (Mutterisch),³⁴ dem Erstspracherwerb durch Bezugspersonen, im Vergleich zum Spracherwerb einer oder weiterer Erstsprachen durch soziale Kontakte oder den Bildungsweg, über den in der Folge sekundären Spracherwerb von Zweit- bzw. Tertiärsprachen, bis hin zu anhaltenden Lernprozessen in der Schreib(fremd)sprache ein Gesamtbild der Sprachsozialisierung der Schreibenden entstehen. Um die Vergleichbarkeit des Datenmaterials zu gewährleisten, wird man sich bei den segmentierten Interviews um Standardisierung bemühen. Wer die Daten dann für eine vergleichende Studie heranziehen will, hat somit die Möglichkeit, über die Suchfunktion AutorInnenaussagen zu bestimmten Fragestellungen problemlos und schnell zu finden. Im Bereich der Interview-Datenbank wollen wir wiederum das Produktionspotential der ‚kollektiven Intelligenz‘ nützen: Jede/r kann Audio- bzw. Videodateien mit auf der Basis unserer Modelle geführten Interviews in die Datenbank einspeisen. Um eine sinnvolle

33 Ralf Westerkamp: Mehrsprachigkeit, Sprachrevolution, kognitive Sprachverarbeitung und schulischer Fremdsprachenunterricht. Braunschweig: Schoedel, Diesterweg 2007, S. 93.

34 Ebd., S. 66.

Sprachbiographiearbeit zu ermöglichen, müssen die Interviews auch transkribiert werden. Auch das kann mit Hilfe der Community geschehen. Interviews können frei heruntergeladen und das Transkript dann der Datenbank zur Verfügung gestellt, damit auch als Forschungsbeitrag publiziert werden. Natürlich können die Interviews darüber hinaus als Corpus für weitere linguistische Studien auf den Gebieten der Phonetik, Morphologie, Syntax, Semantik, Pragmatik, aber auch zu Fragestellungen auf dem Gebiet der Varietätenforschung und der angewandten Sprachwissenschaft dienen sowie für literatur- und kulturwissenschaftliche Forschungen herangezogen werden.

Der dritte Teil der Navigationsleiste ist der **COMMUNITY** gewidmet: Sie wird den höchsten Anteil an Web 2.0-heit aufweisen. Die Menü-Rubriken **Neuerscheinungen**, **Neues** und **Forum** werden ‚unbedingt‘ der Community und ihren Prosumern offen stehen. Im Forum sollen alle Beiträge der Publikationsplattform diskutiert werden können oder andere mit der Thematik zusammenhängende Themen aufgeworfen werden. Ob dafür ein Login verlangt werden wird, ist noch nicht geklärt. Das Login ist aufgrund der möglichen Verwendung von Pseudonymen keineswegs im Stande, kontraproduktive oder destruktive Kräfte abzuwehren, errichtet aber andererseits eine Art virtuelle Mauer, die erst recht als elitäristisch interpretiert werden könnte. Die Forschungsgruppe wird vor der Implementierung des Portals diesbezüglich noch Vor- und Nachteile eines obligatorischen Logins abwägen. Zuletzt wäre noch das Thema der inhärenten Mehrsprachigkeit einer Website, die sich mit Mehrsprachigkeit beschäftigt, anzusprechen: Die zentrale Sprache, um die es hier geht, in der die untersuchten Texte verfasst sind, die die Textproduzenten als ihre Schreibsprache gewählt haben, ist eben Deutsch. Insofern ist vorerst der internationalen Rezeption Genüge getan, wenn zum jetzigen Zeitpunkt die Abstracts der publizierten Beiträge, später dann die Beiträge selbst, ins Englische übertragen werden. Eine Mehrsprachigkeit der Website selbst ist aber angedacht. Man könnte die Beiträge beispielsweise in einer späteren Ausbaustufe des Webportals in jeweils eine romanische Sprache (hier böte sich das dem Lateinischen nahe stehende Italienisch an) und in eine slawische Sprache (Polnisch oder Tschechisch, um die beiden meistgesprochenen, nicht in kyrillischer Schrift geschriebenen Sprachen zu nennen) übersetzen. Aber auch das punktuelle Übersetzen von Beiträgen aus dem Bereich der Komparatistik beispielsweise in ganz andere Sprachen, die aber die Erstsprache des mittlerweile auf Deutsch Schreibenden darstellen, wäre wünschenswert, dort wo es

zum besseren Verständnis des womöglich in zwei Sprachen publizierenden Autors in seiner Erstsprache führen kann.

Conclusio: Wie viel Web 2.0 wird dieses Webportal haben ...?

Als Voraussetzung für die Diskussion der eigentlichen Fragestellung konnte gezeigt werden, dass das Web 2.0 die logische Weiterentwicklung von Web 1.0 ist, vieles von Web 1.0 noch in Web 2.0 vorhanden ist und dass Web 2.0 mit seinen Anwendungen im World Wide Web das verwirklicht, wofür das Internet von Anfang an gestanden ist: Wissenstransfer und Wissensproduktion in und mit einem Massenkommunikationsmittel. Bei der Konzeption des hier präsentierten Webportals war die Bezeichnung **Webportal**, die die weniger ‚2.0-ige‘ Website ablöste, noch das, was am ehesten an die Prinzipien des Web 2.0 denken ließ. Von Beginn an waren die Bedenken groß, dass wissenschaftliches Arbeiten und die Liberalität und Offenheit des Web 2.0 womöglich nicht miteinander vereinbar sein könnten. Undenkbar schien anfänglich, auch nur Teile des Webportals den Nutzern uneingeschränkt zugänglich zu machen. Auf der Publikationsplattform blieb es auch bei den oben beschriebenen Einschränkungen, um das akademische Peer reviewing zu gewährleisten. In allen anderen Bereichen kam es aber, wie so oft bei einem Work in progress, zu neuen Einsichten, die die Vorgangsweise, ja das Ziel selbst neu definierten. Als Schlüsselerkenntnis darf hier wohl die neu entstandene Figur des Prosumers gelten, der gleichzeitig Konsument und Produzent ist, der, wie man meinen möchte, der Inbegriff dessen, was den Besucher einer wissenschaftlichen Website ausmacht, ist und der letztlich die ‚kollektive Intelligenz‘ (im wahrsten Sinne des Wortes) befördert. Mit zunehmender Auseinandersetzung mit den Phänomenen von Web 2.0 wuchs die Erkenntnis, dass man sich auch bei diesem Forschungsprojekt das Kreativ- und Produktivpotential der Community zu Nutze machen kann. Wir empfinden es immer noch als visionär, daran zu glauben, dass beispielsweise unsere Interview-Datenbank mit Datenmaterial gefüttert werden kann, weil andere WissenschaftlerInnen oder Interessierte (unter der Voraussetzung, dass die technischen und inhaltlichen Vorgaben dabei umgesetzt werden) Interviews produzieren und online stellen, oder dass die online verfügbaren Interviews im Rahmen von Form von universitären Abschlussarbeiten oder Studien transkribiert und wiederum auf unserem Web-

portal publiziert werden. Die Zukunft wird zeigen, wie viel Realität in dieser Vision steckt.

Fest steht jedenfalls, dass in Zeiten, wo Forschungsetats empfindlich gekürzt werden, der Zugriff auf die Arbeitsressourcen, die das Medium des World Wide Web auf dem Feld des wissenschaftlichen (Zusammen)Arbeitens ermöglicht, eigentlich unumgänglich ist, denn durch den gemeinschaftlichen Einsatz kann ein Projekt wie das unsere trotz geringer finanzieller Mittel dennoch wachsen und gedeihen.

English Abstracts

Hannes Schweiger (Wien)

Polyglotte Lebensläufe. Die Transnationalisierung der Biographik

Multilingual subjects confront biographers with particular challenges ranging from their own linguistic competence to archival gaps and the question of how to adequately render a life story which is performed in different languages. To a considerable extent biographies are still shaped by the conceptual framework of the nation-state. However, due to globalisation processes which affect the humanities in general and biography studies in particular, there is an increasing interest in global or cosmopolitan subjects whose lives transcend national borders as well as language boundaries. Furthermore, those aspects of a subject's life come under scrutiny which mark it as transnational or transcultural, and biography studies also re-evaluate former life depictions in which aspects of multilingualism or transnationalisation had been neglected. The depiction of 'multilingual lives' allows for national borders to be transgressed and contests the tenacious concept of the nation-state.

Drawing on theories of cosmopolitanism and cultural transfer as well as taking into account the implications of post-colonial studies for the writing of biographies, this paper looks at the particular challenges of writing the life of a multilingual writer, trying to account for the impact his/her multilingualism has on the writing process. My interest in this context also applies to unconventional possibilities of presenting material in multilingual biographies. The transnationalisation of biographies and biography studies will be discussed by looking at some examples taken from biography research in the social sciences as well as in cultural studies: from the biography of Alexander von Humboldt and the descriptions of Joseph Conrad's life story right up to migration biographies written at the beginning of the 21st century.

Sonia Saporiti (Campobasso)

**„Wenn am Leben nichts mehr stimmt, stürzen auch die Wörter ab“
Erinnerungsarbeit und autofiktionales Schreiben im Werk Herta
Müllers**

The essay is divided into three main sections discussing the following issues in the work of Herta Müller: the relationship between life and writing, between language and writing and, finally, the key-concepts of *Heimat*, language and political identity, without neglecting the existential level of Herta Müller's fiction. Biographical aspects such as her place of birth, a German-speaking village in the Romanian Banat, emigration to West Germany in 1987 and the state-censored version of her first book, *Niederungen*, published in Romania in 1982, should be taken into account when analysing the relationship between autobiography and language identity in the work of the German-Romanian writer. The experience of her own life merges with fiction, thus giving rise to a language that relies heavily on symbolism to convey meaning and atmosphere. In reality, even if she has (so far) never written a proper autobiography, Herta Müller's works have an autobiographical background, on which both her political and language awareness rely.

Eva-Maria Thüne (Bologna)

Sprachbiographien: empirisch und literarisch

In the last few years applied linguistics has begun to see language acquisition as an important part of life history. Empirical language biographies have been collected as a way of investigating the dynamic development of the multilingualism of an individual. Themes such as the transition from stability to change, from unity to plurality, become clear, as do the constant process of positioning and the act of relativizing. Precisely these questions are also important for literary texts that take language biographies as their focus and which (in the wake of Elias Canetti's "The Tongue Set Free") can be termed literary language biographies. Selected texts are used to emphasize certain shared characteristics and differences between both forms of language biography as well as the creative potential of the genre.

Brigitta Busch und Thomas Busch (Wien)

Die Sprache davor

Zur Imagination eines Sprechens jenseits gesellschaftlich-nationaler Zuordnungen

In research on multilingualism, language biographies are being increasingly used to shed light on the complex connections between the experience and perception of one's own language, individual life stories and historical-social configurations. In this connection, autobiographically marked literary texts attract particular attention.

The focus of our contribution is on a narrative pattern we have encountered time and again and which we have tried to evoke in the expression "pre-Babylonian language fantasies": imagining a childhood language of universal understanding and original at-one-ment with oneself and one's environment. We examine this notion both using the example of *Geschichte eines Lebens* by the Israeli writer Aharon Appelfeld and on the basis of further literary examples that contain variations on this theme, such as nostalgia for a non-present language, which continues to have an effect as a blank space, to be found in a dairy entry by Franz Kafka. Finally, discussion will focus on the theoretical approaches that can be used to interpret language fantasies in terms of Jacques Derrida's concept of *avant-première langue* (pre-first language), not only as a retrospective projection but also as a desire projected into the future to transcend languages in their function as mutually exclusive constructs of social power.

Chiara Messina (Genua/Wien)

Zweischprachigkeit vs. Mehrsprachigkeit

What connects creativity, bilingualism and multilingualism? What role do bilingualism and multilingualism play in creative processes? What precisely are bilingualism and multilingualism from a linguistic perspective and what linguistically and culturally relevant factors influence these two phenomena?

This contribution contains an overview of the most recent research into multilingualism and a linguistics-based look at bilingualism and multilingualism. We start from the definitions of bilingualism and multilingualism that have been formulated in the literature, with the intention of providing a clear picture of the object. Then we examine

bilingualism and multilingualism in relation to the most recent research studies from various perspectives: didactics (use and acquisition of second language), literature (language biographies, multilingual text production), linguistics (contrastive linguistics, socio-linguistics, psycho-linguistics, neuro-linguistics) and society (migration, identity). The subject is addressed primarily from a linguistic point of view. A close look at research into multilingualism and those research areas relevant to creativity will lay down a framework for an exploration into the relationship between multilingualism and creativity and at the same time suggest a direction for future investigations.

Katharina Stockert (Genua/Wien)

Kognitionswissenschaftliche Erkenntnisse in Bezug auf Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität

The neurosciences and the new imaging processes (in particular, functional Magnetic Resonance Imaging, f-MRI) are making a significant contribution to clarifying what goes on in our brain when we carry out certain activities. How do we learn languages? What differences are evident in brain activity between speaking one's mother tongue and a foreign language? Which areas of the brain are responsible for the processing of complex cognitive abilities? These are only some of the research approaches that have been investigated over the last few years. Of course, fields of research have to be narrowed down in order to achieve significant results. Age, gender, social context, education, even whether one is right- or left-handed – all these factors influence the activity patterns in our brain. Although language research manages to produce interesting results, there are a great deal more difficulties involved when addressing the concept of creativity. Thus far very few research findings on this subject have been published. How can we meaningfully define and quantify the concept of creativity? In this regard, neurosciences are only at their beginning.

Dario Zanetti (Sassari), Livia Tonelli (Genua), Maria Rita Piras (Sassari)

Neurolinguistik und Mehrsprachigkeit

This paper focuses on individual multilingualism and in particular on its anatomical and functional components. We concentrate on two of the main topics of neurolinguistic research on multilingualism, viz. the representation and processing of language in the multilingual brain. We ask two questions: 1. Is the representation of the coexisting languages served by the same neural substrate? 2. To what extent do the coexisting languages influence each other during language processing. By examining the different answers to these questions given by authors from different periods we aim to reconstruct the history of research and its methodologies. In conclusion, we elaborate on the possible connection between multilingualism and creativity, with a special emphasis on literary creativity.

Dagmar Winkler (Padua)

‚Code-switching‘ und Mehrsprachigkeit. Erkennbarkeit und Analyse im Text

The meaning of the term *Mehrsprachigkeit* (multilingualism) may occasion various reflections and is much more multifaceted than the definition to be found in Duden might suggest: “*Mehrsprachigsein*, the ability to speak several languages.” The very word “multilingualism” is an interesting compound. The prefix *mehr*, comparative of the word *viel*, is placed before the noun, which contains the basic form *sprach*; *sprachig* has the characteristics of an adjective, but is not used in this form. The autonomous adjective form in German is *sprachlich*. The addition of the suffix *keit* to *sprachig* makes it into a noun. Phonetically speaking, the ending *ig* and not *lich* (both originally adverbial endings in Middle High German) in *Mehrsprachigkeit* makes the adjective dynamic, more rapid and concise than would the ending *lich*. A deeper semantic analysis of the term clearly shows that the word *Mehrsprachigkeit* refers not only to several languages as spoken by individuals but also indicates that language possibilities exist within individual languages, apart from gestures and mime, which play a part in the overall phenomenon, the prosody of a language: dialects, colloquial languages, standard languages, various language registers and idiolects.

What happens inside the human brain that enables it to cope with this abundance of language forms, inferentially and cognitively? In 2007, a group of international scientists recognized that code-switching takes place in the brain and that for the mother tongue and the various languages that are learned from school age on niches emerge which create a connecting path through specially, newly created neurons and thus make code-switching possible. The paper attempts to explain these processes and to investigate whether it is possible to recognize and analyze “code-switching” in texts.

Ernst Kretschmer (Modena)

Die Interkulturalität des Autors und ihre Beschreibung

This paper looks at the “interculturality” of multilingual authors from an interdisciplinary perspective. First, the discussion focuses on interculturality as such by drawing on the concepts of “in-between world”, “third space” and “interculture”. It then looks at the possibilities of its concrete description. Since texts by multilingual authors need to be seen with regard to their literariness (*Literarizität*) as the research objects of comparative literature, the main question that arises relates to their connecting possibilities. Examples of intercultural communication and linguistics will be considered. The former offers numerous points of contact in its models of images of the world, the other and self which characterize intercultural communication processes, and in its dimensioning of culture. The latter, especially with its wide-ranging intercultural semantics, provides criteria and categories according to which linguistic relativity and the role of key words and “rich points” are considered.

Beate Baumann (Catania)

„Ich drehte meine Zunge ins Deutsche, und plötzlich war ich glücklich.“ Sprachbewusstheit und Neuinszenierungen des Themas Sprache in den Texten Emine Sevgi Özdamars

Against a background of concepts relevant to the issue of migration, such as cultural hybridity and the close interweaving of culture and language, the paper seeks to shed light on the phenomenon of the construction of plural identities by multilingual people who on the

basis of both their inner and outer plurilingualism shape language in a completely new performative manner. Unlike the approach taken by those authors who belong to the strand of literature known as *Betroffenheitsliteratur* (literature of concern), however, this new language does not serve to describe the disconnection between two worlds caused by the migration situation, but rather to express the individual's own identity in a *third place* that is part of a transcultural communication space. Taking Emine Sevgi Özdamar's literary texts as an example, the paper seeks to explore the way these performative re-stagings are carried out. The focus is on the theme of language itself as the place where conscious experimentation with new language codification forms is performed, with the dimension of figurativeness, corporeality and spatiality acquiring a central role and the consciously enacted mixing and cross-breeding of different language codes making a decisive contribution to the Turkish author's attempt to identify her cultural place.

Michaela Bürger-Koftis (Genua)

Die „Eingesprachten“ (Trojanow) ergreifen das Wort. *Language Awareness*, Sprachbewusstsein und Sprachkritik bei Schreibenden der transkulturellen deutschsprachigen Literatur

The paper looks at some meta-linguistic statements made by transcultural authors writing in German that reflect the depth of their thoughts on language and languages. This involves an analysis of some lectures on poetics (by Ilma Rakusa, Ilija Trojanow, Yoko Tawada and Vladimir Vertlib), commentaries and relevant interviews. The expectation is thus confirmed that the *foreign* or *distant look* enabled by multilingualism generates attitudes to language which, on the one hand, heighten literary creativity (as, for example, in the use of puns), and, on the other, involve the critical deconstruction of the authors' chosen language through an approach to lexis and idioms that emphasizes their literal meaning and etymology.

Helga Mitterbauer (Graz/Edmonton)

De-Placement. Kreativität. Avantgarde

Zum innovativen Potential von migratorischer Literatur

Numerous postcolonial theorists are convinced that crossover zones have special creative-productive potential. Not to belong is what produces innovation and development. Support is often given to this assumption by referring to the more outstanding representatives of literary history such as James Joyce or Samuel Beckett. Only when they were far away from their country of birth they were able to develop the border-crossing thinking that enabled them to take on a number of affiliations and identities and thus to create the innovative and exemplary masterpieces that account for the exceptional position they hold in literary history. This paper offers an overview of the assumption of the specific creativity of “migration literature” in Postcolonial Studies and in other approaches to cultural studies and cultural anthropology. This assumption is tested against selected works by Anna Kim, Zehra Çırak and Herta Müller, which are compared to contemporary texts that are part of “non-migration literature”.

Vera Kurlenina (Tübingen)

„a multiculti un internacionaliset deutsch“: Sprachliche Hybridität bei Zé do Rock am Beispiel der Kunstsprache *kauderdeutsch*

Zé do Rock is an author of Brazilian origin who writes in German, Portuguese and English. Besides being the inventor of several artificial languages, he is also responsible for a number of playful writing reform projects, and in the subtitle to his self-fictional novel *vom winde ferfeelt* he refers to himself as a “welt-strolch”, thus alluding to the question of world citizenship. In do Rock, the experiences and stories of the “world-tramp” cannot be separated from the artificial language *Kauderdeutsch*, a kind of “World German”. *Kauderdeutsch* picks up lexical and orthographical impulses from various language areas and thus gives German the emancipatory character of a pluricentric language, akin to the world languages of former colonies. The “unified” kind of *kauderdeutschen* in *deutsch gutt sonst geld zurück*, on the other hand, is a dystopian vision of the blending of all languages of the world into an expressionless pidgin English. *Kauderdeutsch* operates above all on lexical, morphological and syntactic levels, as well as using ostracizing

written symbols. Do Rock's language games teach German readers astonishing things about their language, making them laugh and at the same time revise their stereotypical codifications of languages and cultures. Do Rock's polemical position as a language reformer poses the question of language power in a migratory situation.

Michaela Bürger-Koftis (Genua)

Ethnolekte und McLanguage. Zum Kreativpotential von Sprachhybridität

After first clarifying the meaning and use of the two main terms referred to in its title – “Ethnolects and McLanguage. On the creative potential of language hybridity” – this paper seeks to provide a synopsis of research studies on ethnolectic and globish phenomena in the German language and shows on the basis of selected examples (Zaimoglu, Özdamar, Şenocak, Rajčić and Hadzibeganovic) how authors of trans-cultural literature make creative use of hybrid linguistic varieties.

Dirk Skiba (Jena)

Formen literarischer Mehrsprachigkeit in der Migrationsliteratur

Works of migrant literature often incorporate foreign-language quotations, which readers without any knowledge of the language in question cannot understand unless they are given some aids to understanding. This paper investigates some current practices, such as annotation, duplication, meta-linguistic explanation, loan translations and contextualization, which are used to facilitate reception of foreign-language textual elements. A discussion of these procedures shows that in some texts a narrative perspective that relates directly to migration issues is chosen. In meta-linguistic insertions a multi-lingual narrative entity is established that has its own individual language acquisition biography. “Dinglish” is then introduced as an artificial language which pre-supposes knowledge of English on the part of German native speakers.

Sandra Vlasta (Wien)

Literarische Mehrsprachigkeit im Vergleich – Formen und Möglichkeiten komparatistischer Blicke auf mehrsprachige AutorInnen und Texte

The focus of this section, which takes a comparative research approach, will be on the question of whether, or to what extent, the first language(s) of authors influence writing in the chosen literary language (German) or what traces the first language leaves in texts, which influences can be identified, etc.

The introductory part will examine the possibilities and problems of comparative issues in the field of “multilingualism and literary creativity”. This will be followed by case studies by researchers who are all familiar with the first languages of the authors (Renata Cornejo, Peter Holland, Monika Stranaková, Tatjana Smirnova, Valerij Susman, Cornelia Zierau). Here the above-mentioned question will be investigated through concrete text analysis. The comparison is made on several levels. On the one hand, first and literary languages will be set in opposition to each other; on the other hand, the results of individual case studies will be compared in a subsequent summary. This will focus attention on the question as to whether the available studies allow us to make general statements about the influence of other languages or first languages on writing in one’s chosen literary language.

Renata Cornejo (Ústí nad Labem)

Dialogizität und kreativer Umgang mit der (Fremd)Sprache im lyrischen Schaffen von Jiří Gruša

This paper examines the question of how multilingualism (dialogicity) enters selected lyrical texts by Jiří Gruša as purposeful alienation in combination with native-speaker elements. As a German author of Czech origin who switched to German as his literary language at a relatively late age, Gruša represents a particularly good example of the creative use of a foreign language. His linguistic reconfiguration, which includes metaphors and imagery as well as the translation of mother-tongue expressions and words, will be illustrated on the basis of selected poems from the collections *Der Babylonwald* (1991), *Wandersteine* (1994) and *Grušas Wacht am Rhein aneb Putovní ghetto* (2001).

Peter Holland (Tübingen)
Transkulturelle Sprachkörper(ge)schichten
Ein Versuch über Semier Insayifs *Faruq*

Semier Insayif was born in Vienna in 1964, the son of an Iraqi father and an Austrian mother. In 2009, after working on several poetry projects, he published *Faruq*, his first novel, the unconventional double biography of a father and a son, the father who emigrated to Austria from Iraq in the 1950s and the son who half a century later went in search of his roots. A text based on memory, the novel breaks up the narration by using a number of different, superimposed voices, narrative perspectives and time levels, and attempts “to find a path between total fiction and biographical traces” (Insayif). Learning and remembering Arabic plays a significant role: like the author himself, who has to work out the language of his father’s stories as an adult, the protagonist approaches the familiar but strange words step by step. As the memories progress, the Arabic words, printed both in Arabic script and in transcription, gradually turn into poems, song lyrics, stories. The text is characterized by a constant switching between closeness and distance, understanding and failure to understand, familiarity and strangeness, between languages and cultures.

Monika Straňáková (Nitra)
Literatur als fremde Sprache – fremde Sprache(n) in der Literatur.
Anmerkungen zum mehrsprachigen Schreiben von Irena Brežná und Ilma Rakusa

Until relatively recently, a bilingual and bi-cultural identity that was the result of migration processes was seen as a deficit condition. The issue of living and writing “between cultures/languages” was especially crucial for writers. While they were obliged by their original language community to keep their mother tongue, they also faced a host society whose language they used in a literary way and who expected them to justify themselves. But multi-lingual writing – in either the consecutive or simultaneous sense of the word – is no longer something uncommon and has become a highly visible hallmark of contemporary literature. This paper describes one of many possible models, expressed in the approaches and reflections of two authors of East European origin now living in Switzerland, Irena Brežná and Ilma Ra-

kusa. They start from the national codes surrounding them and see the literature they stand in contrast to as a (sometimes utopian) place for border crossing. Taking as an example the childhood memories of the two authors – *Die beste aller Welten* by Irena Brežná and *Mehr Meer* by Ilma Rakusa – the paper goes on to explore multilingualism both as theme and aesthetic design principle in their fictional texts.

Tatjana Smirnova, Valerij Susmann (Nischnij Novgorod)

Sinn und Bedeutung bei Vladimir Vertlib

Zum Zusammenhang von Mehrsprachigkeit und literarischer Kreativität

The essay deals with semantic differences in the categories of “sense” (*Sinn*) and “meaning” (*Bedeutung*) taking as an example Vladimir Vertlib’s work. The term *Sinn* is used to designate the language concept in Vertlib’s works. The concept is a word or a combination of words with “expansion” and “memory”, with associations. Accordingly, modern conceptology is a “subjective science” (Stepanov) that investigates individual language memories and associations. Much can be learned by seeing *Konzept* as *Sinn* in the work of multilingual authors. Modern comparative studies investigate “hybrid” (German-Russian, Russian-Austrian, Austrian-Russian, etc.) concepts. The essay looks at comparative conceptology as a new trend in comparative studies. The authors of the essay pay special attention to the poetry lectures given by Vertlib under the title *Spiegel im Fremden Wort. Die Erfindung des Lebens als Literatur* (2008).

Cornelia Zierau (Göttingen)

„Als ob sie mit Fremdsprache sprechenden Menschen an einem Tisch säße“ – Mehrsprachigkeit und Sprachreflexion bei Emine Sevgi Özdamar und Yoko Tawada

Writers with a background in migration – especially those of the first generation – tend to draw not only on the resources of the German language but implicitly or explicitly on their languages of origin. Given that languages are bearers and conveyors of culture, the result is a series of linguistic and cultural reflections and translations. They produce new spaces of articulation, what Bachmann-Medick has called a

“third space”, in which new connections are set up between cultural and linguistic elements. The aim of this paper is to look at the concrete expression of multilingualism in literary texts and the effects that are achieved. The chosen text corpus consists of works by Emine Sevgi Özdamar and Yoko Tawada, two female authors who enact their multilingualism in different ways. While Özdamar deals with the Turkish language in its varieties and variants in short stories such as *Mutterzunge* and *Großvaterzunge* or in the novel *Das Leben ist eine Karawanserei*, thus contributing to a destabilization of homogeneous concepts of first and national language, there are many examples in Yoko Tawada’s selected essays where she reflects in a contrastive way on the relationship between German and Japanese. Using the foreign language as a “Heftklammerentferner” (*paper clip remover*), as she calls it, Tawada tracks down linguistic phenomena and the cultural implications of language(s). In both authors intercultural and interlingual spaces are created which enrich German as a second language.

Michaela Bürger-Koftis (Genua), Ilaria Messina (Genua), Rosanna Vitale (Genua)

Anstatt eines Nachworts, ein Ausblick:

Wie viel Web 2.0 braucht ein wissenschaftliches Webportal? Publikationsplattform, Interview-Datenbank, Forum. Präsentation des Internetportals „Mehrsprachigkeit und (literarische) Schreibkreativität“

As this book represents not a final result but a synopsis of interim findings – the starting point, namely, for a more broadly conceived project – the last contribution is not an afterword but rather an outlook on the future. First we discuss the possibilities (and limits) of a scientific web portal in view of the hype surrounding “Web 2.0” and the claims of a communication culture bearing the mark of folksonomy. We then go on to present the portal “Multilingualism and literary creativity” in screenshots and explain its structure, in particular the division into publication platform and interview database.

Translation: Ian Harvey

Beiträgerinnen und Beiträger des vorliegenden Bandes

BEATE BAUMANN ist Dozentin für Deutsche Sprache an der Neu-philologischen Fakultät der Universität Catania. Sie hat an der Universität Köln, dann an der Universität Bologna ‚Didaktik moderner Fremdsprachen‘ studiert und war viele Jahre im DaF-Bereich an italienischen Schulen und in der Erwachsenenbildung tätig sowie in der Deutschlehrerfortbildung des Goethe-Instituts. Ihre Forschungsinteressen liegen im didaktischen Bereich (Interkulturalität und Schreibdidaktik), zudem befasst sie sich mit empirischen Forschungsmethoden, Aspekten der Textlinguistik sowie sprachlichen Phänomenen der transkulturellen Literatur. Diesbezüglich hat sie in jüngster Zeit folgende Arbeiten veröffentlicht: *La scrittura dell'altro*. Acireale, Roma: Bonanno 2006; *La ricerca empirica nell'acquisizione delle lingue straniere*. Roma: Carocci 2009; zusammen mit Sabine Hoffmann und Martina Nied (Hg.): *Qualitative Forschung in DaF*. Frankfurt/M.: Peter Lang 2009; sowie Aufsätze zur muttersprachlichen und fremdsprachlichen Textkompetenz und zur Textproduktion zwischen Prozess- und Produktorientierung.

MICHAELA BÜRGER-KOFTIS, Studium der Germanistik und Hispanistik (Graz, Promotion) und Theater-, Film- und Medienwissenschaft (Wien), Regieassistentin und Dramaturgin am Schauspielhaus Graz, Mitarbeit beim steirischen herbst, beim Forum Stadtpark Theater und beim Europäischen Kulturmonat Graz, seit 1993 an der Universität Genua zunächst als Lektorin, seit 2007 als Dozentin für Germanistik, Leiterin des Centro Culturale Italo-Austriaco und Mitbegründerin des Centro Culturale Europeo di Genova (2004), Publikationen zur deutschsprachigen Literatur (Thomas Bernhard, Sonja Harter, Ernst Jandl, Robert Menasse, Harald Mueller, Doron Rabinovici, Robert Schindel, Jura Soyfer, zum Phänomen des Grotesken), zum Deutschen als plurizentrischer Sprache, zu Sprachkritik und Mehrsprachigkeit, zu Esperanto; „*Sprach-Wunder*“. *Il contributo ebraico alla letteratura austriaca* (Hg., 2003), *Das Drama als Zitierimperium. Zur Dramaturgie der Sprache bei Harald Mueller* (2005); *Eine Sprache – viele Horizonte. Die Osterweiterung der deutschsprachigen Literatur. Porträts einer neuen europäischen Generation*. (Hg. 2008). Übersetzungen aus dem Italienischen (Sanguineti, Maggiani u.a.).

BRIGITTA BUSCH ist Professorin für angewandte Sprachwissenschaft und Diskursanalyse am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien. Sie lehrt und arbeitet zudem als Gastprofessorin am Zentrum für Mehrsprachigkeit und Bildung an der University of Cape Town. Von 1999 bis 2003 leitete sie das Centre for intercultural studies (CIS) an der Universität Klagenfurt. Seit 1992 ist sie als Expertin für den Europarat in verschiedenen Bereichen und Programmen, die Bildung bzw. Minderheitenrechte zum Inhalt haben, tätig. Sie ist auch Mitglied des ExpertInnenrats für die Rahmenkonvention zum Schutz Nationaler Minderheiten beim Europarat. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen Mehrsprachigkeitsforschung, Diskursanalyse, Medienkommunikation.

Aktuelle Publikationen: Alexander, Neville/Brigitta Busch (Hg.): *Literacy and linguistic diversity in a global dimension* (2007); Brigitta Busch/Aziza Jardine/Angelika Tjoutuku: *Language biographies for multilingual learning* (2006); Brigitta Busch/Helen Kelly-Holmes (Hg.): *Language, discourse and borders. Current Issues in Language and Society* (2005); *Sprachen im Disput. Medien und Öffentlichkeit in multilingualen Gesellschaften* (2004).

THOMAS BUSCH ist Verlagslektor und Publizist in Wien. Von 2002 bis 2007 Verlagsleiter des zweisprachigen Drava Verlags in Klagenfurt/Celovec mit Schwerpunkten auf Mehrsprachigkeit und Interkulturalität; Konzeption und Betreuung der Edition Niemandland (Schreiben zwischen den Kulturen). Buchpublikationen zuletzt: *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu* (Hg., 2008) und *Von Menschen, Orten und Sprachen. Multilingual leben in Österreich* (2008), beide zusammen mit Brigitta Busch.

RENATA CORNEJO, Studium der Germanistik in Jena, Forschungsaufenthalte in Wien, Bamberg und Würzburg; Promotion mit einer Arbeit zu den österreichischen Autorinnen E. Jelinek, A. Mitgutsch und E. Reichart. Sie ist als Literaturdozentin für neuere deutsche Literatur am Lehrstuhl für Germanistik der J.E.Purkyně-Universität in Ústí nad Labem (Tschechien) tätig und publiziert vor allem zur österreichischen Gegenwartsliteratur (Mitherausgeberin von *Wende – Bruch – Kontinuum*, 2006; *Österreichische Literatur ohne Grenzen*, 2009), zur genderorientierten Literaturwissenschaft (*Das Dilemma des weiblichen Ich*, 2006) und zu deutsch schreibenden tschechischen Autor/innen nach 1968 (*Heimat im Wort*, 2010). Sie ist Redaktionsmitglied der *Aussiger*

Beiträge und Rezensentin zahlreicher Fachzeitschriften (*Germanistik*, *Modern Austrian Literature*, *Zagreber Beiträge für Germanistik* u.a.).

PETER HOLLAND, geb. 1982 in Tübingen. Seit 2004 Studium der Neueren deutschen Literaturwissenschaft, Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft und Religionswissenschaft an der Universität Tübingen. Publikationen: Autorenartikel zu Semier Insayif und Anna Kim. In: Walter Schmitz (Hg.): *Handbuch Migrationsliteratur im deutschsprachigen Raum seit 1945*. Dresden: Thelem Verlag, in Vorbereitung.

ERNST KRETSCHMER studierte Germanistik und Komparatistik in Köln, Caen und Bonn, wo er promovierte (*Die Welt der Galgenlieder Christian Morgensterns und der viktorianische Nonsense*, 1983). Er ist Mitherausgeber der *Werke und Briefe* Christian Morgensterns sowie der Reihe *Mehrsprachigkeit in Europa*. Seit 2005 ist er Professor für germanistische Linguistik an der Universität von Modena. Sein besonderes Interesse gilt dabei dem deutsch-italienischen Sprach- und Kulturkontakt (*Interferenz und Inferenz im deutsch-italienischen Sprachkontakt*, 2008; *Die Sprache der Religion im Deutschen und Italienischen*, 2008).

VERA KURLENINA, geb. 1986 in Leningrad, UdSSR. Seit 2005 Studium der Neueren deutschen Literaturwissenschaft und der Romanischen Philologie an der Universität Tübingen. 2008/09 Studienaufenthalt an der Universidade Nova de Lisboa, Portugal. Publikationen: *Zé do Rock* (Autorenartikel). In: Walter Schmitz (Hg.): *Handbuch Migrationsliteratur im deutschsprachigen Raum seit 1945*. Dresden: Thelem; in Vorbereitung.

CHIARA MESSINA hat an den Universitäten Wien und Genua in dem Bereich der Soziolinguistik und der Terminologie mit einer Dissertation über die Wirtschaftssprache in der österreichischen Varietät des Deutschen promoviert. Sie ist Vertragsdozentin für Fachübersetzung Deutsch-Italienisch an der Universität Mailand. Ihre Forschungsinteressen umfassen u.a. Soziolinguistik, Translationswissenschaft, kontrastive linguistische Untersuchungen und Terminologie.

ILARIA MESSINA, Studium der Germanistik und Skandinavistik an der Universität Genua, Diplom in Fremdsprachenpädagogik/DaF (Ge-

nua) und Spezialpädagogik (Venedig). In ihrer Tätigkeit als Deutschlehrerin und Lehrerin für behinderte SchülerInnen entwickelte sie ein besonderes Interesse an multikulturellen Themen und beschäftigt sich täglich mit SchülerInnen mit Migrationshintergrund. Sie ist Doktorandin an der Facoltà di Lingue e Letterature Straniere der Universität Genua und forscht über die Nutzung von Information and Communication Technology (ICT) in der Fremdsprachendidaktik. In diesem Zusammenhang erarbeitete sie die Übersetzung und Lokalisierung ins Italienische des UNESCO Dokuments „UNESCO ICT COMPETENCY STANDARDS FOR TEACHERS“ und hat darüber hinaus einige Artikel zum Thema „Kompetenzen von Lehrenden im 21. Jahrhundert“ publiziert.

HELGA MITTERBAUER, Austrian Associate Professor am Wirth Institute for Austrian and Central European Studies an der University of Alberta in Edmonton/CA; studierte Germanistik, Kunstgeschichte, Romanistik an der Karl-Franzens-Universität Graz, 2008 Habilitation für neuere deutsche Literatur (Titel der Habilschrift: *Literatur ohne Grenzen. Transkulturelle Verflechtungen der Wiener Moderne*), lehrt seit 1993 am Institut für Germanistik der Karl-Franzens-Universität Graz, Gastprofessur an der Universität Zagreb (2005–2006), Gastdozentur an der ELTE Budapest (2003), Gründung und Herausgabe des *Kulturwissenschaftlichen Jahrbuchs „Moderne“* (seit 2005, Themenschwerpunkte: „Vernetzungen“, „Iconic Turn?“, „Emotionen“, „Migration“, „Spuren“, „Alter(n)“), Mitarbeit an Forschungsprojekten, u. a. am Spezialforschungsbereich (SFB) *Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900* (Graz, 1997–2005), Research-Fellow am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften Wien (IFK, WS 2007/08), Fachherausgeberin für die Bereiche Literaturwissenschaft und Theoriefragen des Kulturtransfers im Rahmen des Projekts „Europäische Geschichte Online“ (EGO) der Universitäten Mainz und Trier, zurzeit gemeinsames Forschungsprojekt zur Migrationsliteratur in Europa (mit FachkollegInnen aus Frankreich, Italien, Deutschland, Luxemburg, Leitung: Fridrun Rinner, Univ. Aix-en Provence); Jüngste Buchpublikationen (in Auswahl): *Gedächtnis und Erinnerung in Zentraleuropa* (Hg., Wien, im Erscheinen), *Kollektive und individuelle Identität in Österreich und Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg* (Hg., Wien 2007), *Zentraleuropa – ein hybrider kultureller Kommunikationsraum* (Hg., Wien 2006), *Entgrenzte Räume. Kulturelle Transfers um 1900 und in der Gegenwart* (Hg., Wien 2005), *Übergänge und Verflechtungen. Kulturelle Transfers in Europa*

(Hg., Bern 2004), *Die Netzwerke des Franz Blei. Kulturvermittlung im frühen 20. Jahrhundert* (Tübingen 2003), *Ver-rückte Kulturen. Zur Dynamik kultureller Transfers* (Hg., Tübingen 2003).

MARIA RITA RIRAS, Professorin für Neurologie an der neurologischen Klinik der Universität Sassari. Studium der Medizin mit Facharztausbildung in Neurologie (Abschluss 1982). Wissenschaftliche Schwerpunkte: Klinische Neuropsychologie, Neurologie, Aphasie. Seit 2007 Mitarbeiterin am Projekt „Adaptation of the Bilingual Aphasia Test into minority languages“ in Kooperation mit der Universität Genua (Prof. Livia Tonelli; Leiter: Prof. Michel Paradis, McGill University, Montréal).

SONIA SAPORITI, Dr. phil., geboren 1975 in Rom, lehrt Germanistik an der Universität Molise. Sie hat Germanistik und Anglistik in Rom, London, Heidelberg und Berlin studiert. Mitglied der German Studies Association (USA). 2009 Stipendiatin des Goethe-Instituts Berlin. Forschungsgebiete und Veröffentlichungen: Neuere österreichische Literatur (Christoph Ransmayr, Ingeborg Bachmann, Thomas Bernhard, Barbara Frischmuth), die deutsche Romantik und insbesondere die Beziehung zwischen Literatur/Literaturwissenschaft und Psychoanalyse. 2006 erschien die Monographie *Letteratura, mito, psicoanalisi. Figure mitiche nella letteratura di lingua tedesca (Literatur, Mythos, Psychoanalyse. Mythische Gestalten in der deutschsprachigen Literatur)*.

HANNES SCHWEIGER ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie in Wien und Lehrbeauftragter im Bereich Deutsch als Fremd- und Zweitsprache (DaF/DaZ) an den Germanistik-Instituten der Universitäten Wien und Graz. Er ist in der Aus- und Fortbildung von DaF-LehrerInnen sowie in der Entwicklung von Lehrmaterialien tätig. Er studierte Germanistik und Anglistik an der Universität Wien, am University College Dublin und an der University of Cambridge und unterrichtete DaF und DaZ in der Erwachsenenbildung. Seine Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind u.a. kulturelle Transferbeziehungen, Theorie der Biographie, Literatur und Migration, Literatur im DaF-Unterricht. Veröffentlichungen (Auswahl): *Failing better. Samuel Beckett in Österreich* (2005), *Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit* (Mit-Hg., 2006), Aufsätze zu Ernst Jandl, Dimitré Dinev, Anna Kim, George Bernard Shaw und Samuel Beckett.

DIRK SKIBA studierte Sinologie und Germanistik an der Freien Universität Berlin und Deutsch als Fremdsprache an der Humboldt-Universität. Nach fünfjähriger Lektorentätigkeit in der Volksrepublik China arbeitet er seit 1999 als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Auslandsgermanistik/Deutsch als Fremd- und Zweitsprache der Friedrich-Schiller-Universität Jena, wo er 2007 mit einer Arbeit über das schriftliche Argumentieren in der Fremdsprache promovierte. Zu seinen Schwerpunkten in Forschung und Lehre gehören u.a. Migrationsliteratur und Schreibdidaktik.

TATJANA SMIRNOVA, geboren 1962, Dozentin am Lehrstuhl Deutsch als Zweitsprache, Linguistische Universität Nishnij Nowgorod. 1980-1985 Studium an der Linguistischen Universität Nishnij Nowgorod, Diplom mit Auszeichnung. 1990-2008 Dolmetscherin/Übersetzerin, Leiterin des Übersetzungsbüros der FA JSC Volga. 1996-2000 Aspirantur Linguistische Universität Nishnij Nowgorod. 2000 Promotion, Dissertation zum Thema: „Das lyrische Drama im frühen Werk Hugo von Hofmannsthal: Entstehen und Überwindung des Genres“. Wissenschaftlicher Leiter: Professor V.G. Susmann. Seit 2009 Dozentin am Lehrstuhl Deutsch als Zweitsprache, Linguistische Universität Nishnij Nowgorod. Publikationen: „Die Eigentümlichkeit der dramatischen Form im frühen Werk Hugo von Hofmannsthal“. In: Aspirant, Sammelband, Linguistische Universität Nishnij Nowgorod, 1998. „Symbolische Motive in der frühen Dramaturgie Hugo von Hofmannsthal („Der Tod des Tizian“ und „Idylle“). In: Aspirant, Sammelband, Linguistische Universität Nishnij Nowgorod. Linguistische Universität Minsk, 1999; Hermann Dechant. Dirigieren (Zur Theorie und Praxis der Muzukinterpretation)- Nishnij Nowgorod, 2000 (Übersetzung des IV. Teils); „Die frühe Rezeption des Schaffens Hugo von Hofmannsthal in Russland (1903-1907)“. In: Literarisches Konzept und künstlerische Realität. Sammelband der internationalen wissenschaftlichen Konferenz Nishnij Nowgorod, 2010; „Die frühe kritische Prosa Hugo von Hofmannsthal“. In: Informationsjournal der staatlichen Universität Stavropol, 2010.

KATHARINA STOCKERT, geboren 1980 in Wien, studiert Philosophie und Biologie an der Universität Wien und arbeitet derzeit in Genua (Italien) als Deutschlehrerin und Übersetzerin. Im Laufe des Studiums 6-monatiger Erasmus-Aufenthalt in Rom und Genua sowie mehrfache Studienreisen nach Costa Rica. Veröffentlichungen:

„Mehrsprachigkeit und Kognitionswissenschaften – Eine Einführung“, In: *ÖDaF Mitteilungen* Heft 2/2008, „Mehrsprachigkeit in den Kognitionswissenschaften – Ein Abriss“, In: *TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften*. No. 17/2008. WWW: http://www.inst.at/trans/17Nr/5-5/5-5_stockert.htm

MONIKA STRAŇÁKOVÁ, Studium der Germanistik und Hungarologie an der Comenius Universität Bratislava, seit 1997 Literaturwissenschaftlerin/wissenschaftliche Assistentin an der Konstantin-Universität in Nitra, Fachgebiet: Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Interkulturelle Literatur, Stipendiatin der Deutschen Forschungsgemeinschaft (2001-2004) an der Universität Osnabrück, Promotion bei Frau Prof. Chryssoula Kambas an der Universität Osnabrück (2008); Publikationen: *Literarische Grenzüberschreitungen. Fremdheits- und Europadiskurs in den Werken von Barbara Frischmuth, Dževad Karahasan und Zafer Şenocak* (Stauffenburg Verlag 2009).

VALERIJ SUSMANN, geboren 1958, 1980 Abschluss der Dolmetschfakultät der Linguistischen Universität Nishnij Novgorod; 1985-1988 Doktorat in Moskau; wissenschaftlicher Betreuer Prof. B. Purichev; 1989 Promotion zum Thema „L. Tieck und Shakespeare“; 1992 Forschungsaufenthalt an der Komparatistik der Wiener Universität; 1994 Mitarbeit an der Gründung der Österreich-Bibliothek Nishnij Novgorod (in Zusammenarbeit mit der Österreichischen Gesellschaft für Literatur, Außenamt und linguistischen Universität Nishnij Novgorod); 1995-1997 Gastprofessor an der Universität Paris-8, Frankreich; 1997 Habilitation zum Thema „Die künstlerische Welt F. Kafkas“; seit 1994 Leiter der Österreich-Bibliothek Nishnij Novgorod; 2004 Auszeichnung mit dem Goldenen Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich; Publikationen über die Geschichte der österreichischen Literatur, interkulturelle Kommunikation, E. Canetti, F. Kafka. Monographien: *Chudozestvennij mir Kafki: malaja proza*. Nizhnij Novgorod, 1996. (*Die künstlerische Welt Franz Kafkas: Kurzprosa*. Monographie) *Dialog i konzept v literature*. Nizhny Novgorod, 2001. (*Dialog und Konzept in der Literatur*); *Metodi izuchenija literatury*. Moskva, 2002 (sovmestno s V.G. Zinchenko, Z.I. Kirnoze). (*Methoden der Erforschung der Literaturwissenschaft*. Mitverfasser V.G. Zinchenko, Z.I. Kirnoze); *Mez-kulturnaja komunikazija. Sistemnij podchod*. Nizhny Novgorod, 2003. (sovmestno s V.G. Zinchenko, Z.I. Kirnoze). (*Interkulturelle Kommunikation. Probleme der Systemforschung*. Mitverfasser V.G. Zinchenko,

Z.I. Kirnoze); *Mezkulturnaja komunikacija. Ot sistemnogo podchoda k sinergetičeskoj paradigme*. Nizhny Novgorod, 2007. (sovместно с V.G. Zinchenko, Z.I. Kirnoze). (*Interkulturelle Kommunikation. Von der Systemforschung zum Paradigma der Synergetik*. Mitverfasser V.G. Zinchenko, Z.I. Kirnoze); *Slovar po utzkulturnoj komunikaciji. Ponjatiya i personalii*. Moskau, 2010. (sovместно с V.G. Zinchenko, Z.I. Kirnoze, G. P. Ryabovim) (*Terminologisches Wörterbuch. Interkulturelle Kommunikation. Begriffe und Personen*. Mitverfasser V.G. Zinchenko, Z.I. Kirnoze, G.P. Ryabov).

EVA-MARIA THÜNE ist Professorin für Deutsche Sprache an der Neu-philologischen Fakultät der Universität Bologna. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Gesprochene Sprache und Dialoganalyse, Gender Studies, Soziolinguistik sowie Deutsch als Fremdsprache (vgl. z.B. Eva-Maria Thüne, Simona Leonardi & Carla Bazzanella, Hg.: *Gender, Language and New Literacy: A Multilingual Analysis*, London: Continuum, 2006; 2009). Im Jahr 2009 wurde die Reihe LisT (Lavori interculturali sul Tedesco/Deutsch-italienische interkulturelle Studien) beim Verlag Aracne (Rom) von ihr gegründet (Band 1: Eva-Maria Thüne & Simona Leonardi, Hg.: *I colori sotto la mia lingua: scritture transculturali in tedesco*). Eva-Maria Thüne ist auch als literarische Übersetzerin tätig: aus dem Italienischen ins Deutsche hat sie Gedichte von Elisa Biagini (<http://lyrikline.org>) und von Anna Maria Carpi (Venezia/Bordena: San Marco Handpresse, 2010) übersetzt, aus dem Deutschen ins Italienische: *Unica Zürn, Due diari* (Brescia: Edizioni L'Obliquo, 2008).

LIVIA TONELLI, Professorin für deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Genua. Studium der Allgemeinen und Angewandten Sprachwissenschaft an der Universität Wien (Promotion 1981). Wissenschaftliche Schwerpunkte: Phonologie, Morphologie, Kontrastive Grammatik, Übersetzungswissenschaft, Psycholinguistik. Seit 2007 Mitarbeiterin am Projekt „Adaptation of the Bilingual Aphasia Test into minority languages“ in Kooperation mit der Universität Sassari (Dr. Maria Rita Piras, Dr. Dario Zanetti; Leiter: Prof. Michel Paradis, McGill University, Montréal).

ROSANNA VITALE geboren in Genua, studierte Germanistik, Anglistik und Romanistik an der Universität Genua, promovierte 1999 an der Universität Erlangen-Nürnberg über Frauen im brasilianischen Exil.

Dozentin für Deutsch und Italienisch als Fremdsprache und für Deutsche Kulturkunde an der Universität Genua. Seit 2007 Vertragsprofessur für Deutsche Sprache an der Fakultät für Politikwissenschaft der Universität Genua. Veröffentlichungen u.a. „Paula Ludwig“, *Die Zieharmonika*, Wien. *Erika e Thomas Mann: il rapporto padre-figlia*, Trieste. *Heimat ed esilio nella produzione autobiografica di Susanne Bach e Marte Brill*, Bologna. *Lingua e Heimat in "Die Welt von Gestern" di Stefan Zweig*, Milano. *Testimonianze della persecuzione dell'esilio femminile in Brasile*, Roma.

SANDRA VLASTA, geboren 1976. Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft und Anglistik, Promotion 2008 mit einer komparatistischen Arbeit zur Literatur im Kontext von Migration im englisch- und deutschsprachigen Raum. 2007 Dissertationspreis für Migrationsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. 2004-2005 Österreich-Lektorin an der Università degli Studi Roma Tre/Rom, Italien. 2005-2006 Österreich-Lektorin am Trinity College/Dublin, Irland. Veröffentlichungen zu Literatur im Kontext von Migration. Aktuelle Forschungsinteressen: Literatur im Kontext von Migration, Reiseberichte, postkoloniale Literatur und Theorie. Seit 2008 Assistentin an der Abteilung für Vergleichende Literaturwissenschaft der Universität Wien.

DAGMAR WINKLER, in Graz (Österreich) geboren, hat an der Universität Padua, Fakultät für Politikwissenschaft, den Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Übersetzung inne. Doktorat (Phd) in Moderner Literatur und Linguistik an der Universität Wien, in Italien Doktorat in Germanistik und Anglistik an der Universität Padua. Habilitation für den Unterricht an italienischen Gymnasien, wo sie mehrere Jahre unterrichtet hat. Forschungsbereiche sind Sprachexperimente in der zeitgenössischen Literatur, mit besonderem Augenmerk auf die österreichische Gegenwart (Wiener Gruppe, Elfriede Gerstl, Reinhard Priessnitz u.a.), Kommunikation und Didaktik der deutschen Sprache als Fremdsprache. Neben zahlreichen Veröffentlichungen auch Buchveröffentlichungen: *Grammatica discorsiva della Lingua Tedesca*, 2010, *Sprachkurs Deutsch – einmal anders. Vertiefung des Verstehensbewusstseins für die Textanalyse* 2004, Elfriede Gerstl: „Sprache(n). Spiele. Spielräume“. *Experimentelle Literatur in Österreich* (Österreichische Nationalbibliothek) <http://www.onb.ac.at>, 2000, *Die neokybernetische Literatur* 1996, *2000 Anni di Letteratura Tedesca* 1993;

Buchübersetzung ins Italienische und Herausgeber: E.Gerstl, *Spazi per giocare con la mente* (Spielräume; mit unveröffentlichten Fotos), 2007 (Ausgezeichnet mit dem Premio Roma 2009).

DARIO ZANETTI, wissenschaftlicher Assistent an der neurologischen Klinik der Universität Sassari. Studium der Neurowissenschaften an der Universität Sassari (Promotion 2009). Wissenschaftliche Schwerpunkte: Neurolinguistik, klinische Neuropsychologie, Aphasie. Seit 2007 Mitarbeiter am Projekt „Adaptation of the Bilingual Aphasia Test into minority languages“ in Kooperation mit der Universität Sassari (Prof. Livia Tonelli; Leiter: Prof. Michel Paradis, McGill University, Montréal).

CORNELIA ZIERAU, studierte an der Georg-August-Universität Göttingen Deutsch und Philosophie auf das Lehramt an Gymnasien und promovierte dort 2007 mit einer Dissertation zum Thema *Nationale, kulturelle und geschlechtspezifische Differenzen in deutschsprachiger Migrationsliteratur*. Sie arbeitete in verschiedenen Institutionen im In- und Ausland als Dozentin für Deutsche Sprache und Literatur und Deutsch als Fremdsprache. Von Oktober 2000 bis Juni 2005 war sie als Lektorin des Deutschen Akademischen Austauschdienstes an der Universität Istanbul tätig. Im Oktober 2005 kam sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an die Pädagogische Hochschule Schwäbisch Gmünd, um das Projekt *Integration durch Bildung. Sprachförderung für Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund in der Sek. I*, an dem sich u.a. die Stiftung Mercator beteiligt, aufzubauen und zu betreuen. Seit April 2008 gehört sie als Akademische Rätin fest zum Lehrkörper in der Abteilung Deutsche Sprache und Literatur mit wissenschaftlichen und didaktischen Schwerpunkten in Deutsch als Zweitsprache und Interkulturalität und Literatur.

Michaela Bürger-Koftis (Hg.)

Eine Sprache – viele Horizonte... Die Osterweiterung der deutschsprachigen Literatur. Porträts einer neuen europäischen Generation

2008, ISBN 978-3-7069-0492-6, 252 Seiten
EUR-A 28,00 / EUR-D 27,20

Dieser Band versammelt die überarbeiteten Beiträge einer Tagung, die im Oktober 2007 in Genua als Zusammenarbeit deutscher, österreichischer, Schweizer und italienischer Institutionen (Österreichisches Kulturzentrum Genua, Goethe Institut, Istituto Svizzero, Universität Genua) stattfand. Die internationale Tagung setzte sich zum Ziel, ein in Italien noch wenig bekanntes Phänomen vorzustellen, das der Literatur von AutorInnen, die aus den östlichen und süd-östlichen Ländern Europas aus wirtschaftlichen, politischen oder auch kulturellen Gründen in die deutschsprachigen Länder migrierten. Sie, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, die aber Deutsch als ihre „Schreibsprache“ gewählt haben und dieses kontinuierlich durch vielfältige Akzente bereichern, werden oft – die Liste der Literaturpreisträger unter ihnen ist lang – als der eigentlich „innovative Input“ der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur bezeichnet.

prae
sens